PPM

Aus dem Leben einer Wandereremitin

Zwei Mal zu Fuss nach Rom

PPM

Aus dem Leben einer Wandereremitin

Zwei Mal zu Fuss nach Rom

Non-Profit-Werk

Aus dem Leben einer Wandereremitin
Zwei Mal zu Fuß nach Rom

© PPM 2020
Lektorat: Robert Walter-Jochum, Berlin (Teilw. Tagebuch 1. R.-Pilgerreise) & Initiative Darstellung des Herrn
Cover Bild: Initiative Darstellung des Herrn,
Cover Gestaltung: Initiative Darstellung des Herrn

ISBN entfällt
(Dies ist ein Non-Profit-Werk)

Alle Rechte vorbehalten:
Initiative Darstellung des Herrn
PPM & NM Fänger

www.darstellungdesherrn.com
info@darstellungdesherrn.de

„Denn zum Wesen der Weisheit gehört es,
dass sie nur wenigen ohne weiteres eingeht.
Ich aber legte meinen Fuß in ihre Fesseln
*und in ihr Halbeisen meinenNacken“**

So lief ich Schritt für Schritt,
um zu ehren und zu preisen alle Zeit
den ewigen Vater,
in dem hohen Namen
Jesus Christus
Amen!

* Vgl. Jesus Sirach 6,22; 6,24

Inhalt

Prolog 9

Vorab 12

Wieder in Berlin 14
Potsdam – Der evangelische Pastor 26
Der Ruf 39
Ich muss Nonne werden: Wie geht das? 52

1. Pilgerreise nach Rom 2007
Tagebuchaufzeichnungen 73

Teil II
Was davor geschah 173
Bischofstriade 175
Offene Kirche 197
Alltag einer Stadteremitin 204
Die Menschen um die Klause herum 229
Das Ende der Ära 267
2012-2014 – 275
2014-2016 – 291
2016-2019 – 384

2. Pilgerreise nach Rom 2019

Tagebuchaufzeichnungen 432
Klosterpforte Wemding 884
Das Jahr 2020 – „Corona“ 903
EXIT
923

56
PILGERZENTRUMrom
Centro Pastorale Pellegrini di Lingua Tedesca
ingresso

PROLOG

Oft werde ich gefragt, wie ich zum Herrn kam. Meine Antwort lautet dann immer gleich: „Gar nicht! Er ist zu mir gekommen."

Und das ist die Wahrheit! Wir schrieben das Jahr 1998, im Monat Dezember. An einem dieser Tage tauchte er, der Herr, auf. Unverhofft, urplötzlich, ohne Vorwarnung. Durchkreuzte ungebeten mein komplettes Leben. Peng! Nichts blieb übrig von all den Träumen, Plänen, damaligem Sein einer Gesprächspsychotherapeutin. Alles was ich vermeintlich bedeutend aufgebaut oder erreicht hatte, dazu mein gesamtes Gedankengebäude, auf das ich ebenfalls selbstverliebt schaute – von einer Sekunde auf die andere fiel es in sich zusammen, einem Kartenhaus im Windstoß gleich.

Wodurch das geschah? Durch ein einziges Wort aus der Heiligen Schrift, welches mir just in jenem Moment in den Sinn schoss, wo eine Klientin vor mir ihren Schmerz über den Tod ihres Hamsters ausbreitete: „Du bist ein Blinder, der Blinde führt!"

Dieses Schriftwort aus Matthäus 15,14 traf mich mitten ins Herz. Wie ein Pfeil, scharf und giftig an seiner Spitze. Zutiefst erschrocken, dabei gemartert

von Pein, Reue und Verlustangst zugleich. Letztlich der Gewissheit: Kein zurück mehr! Von heut auf morgen gab ich die Praxis auf, stellte jegliche Tätigkeit dieser Richtung ein. Zog in ein bescheidenes Apartment, jobbte in Teilzeit in dem Büro einer kleinen Steinmetzfirma und widmete den Rest des Tages ausschließlich nur noch dem Studium der hl. Schrift und der Meditation. Nicht lang darauf traf mich die nächste Pfeilspitze noch ärger als die vorherige und verwundete mein Herz restlos für immer. Matthäus 6,24: „Niemand kann zwei Herren dienen; er wird entweder den einen hassen und den andern lieben oder er wird zu dem einen halten und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon."

In der Folge gab ich auch den Rest meines einstigen Lebens noch dahin. Kündigte Wohnung, Job und alle Versicherungen, wie Bankkonten. Gab sämtlichen materiellen Besitz auf, um endgültig der Welt, die mir nur reinster Mammon schien, den Rücken zu kehren.

Konkret sah das dann so aus: allein angetan mit nur einem Kleid, Sandalen an den Füßen, einem dünnen Leinentuch über der Schulter und einer Weste darüber. Dazu eine Zahnbürste und zweihundert Dollar im Gürtel des Gewandes und einem One-Way-Flugticket nach Thailand in der Hand, zog ich los. Um fern ab aller Zivilisation zu schauen, was von mir übrig blieb, wenn keinerlei Identität

vorhanden war. Selbst Ausweis und Reisepass, entsorgte ich späterhin, somit verblieb nichts mehr. Null Personalien, folglich null Existenz vor dem Gesetz! Vogelfrei. Ungeteilt. Das war mir wichtig. Denn nicht zuletzt zog ich aus, um herauszufinden: Wer andernfalls Gott war? Und, wesentlicher für mich: Was verlangte dieser Gott von mir?

VORAB

All das ist inzwischen zwei Jahrzehnte her. Die letzte Pfeilspitze indes, Matthäus 6, 24, steckt weiterhin schmerzend in meinem Herzen verborgen. Erinnert mich stets daran, wer der ‚Big Boss' in unser aller Leben ist. Und was ich selber darin bin: „ein Würmlein unter vielen" (Vgl. Hiob 25,6).

Ja, so nenne ich meine Umkehr heute auch bei ihrem Namen: von einer Maria Magdalena in eine gottverliebte Magd des Herrn.

Keine Umwandlung vollzieht sich demnach ohne gottgewollten Sinn dahinter. Einem konkreten Sendungsauftrag, schlicht "Berufung" genannt. Was Gott sonach von mir verlangte, zeigte er deutlich in einer Vision. Indes erst ein volles Jahr später. Nach meiner Auswanderung nach Thailand, in die Wälder von Chiang Mai.

Aus Thailand war ich erzwungener Maßen zurückgekehrt. 1999. Ohne Papiere, angetan nur mit dem Leinentuch und Sandalen an den Füßen, hatte ein Dorfpolizist mich eines Tages von "meinem" Berg bei einem seiner jährlichen Streifzüge durch die Wälder entdeckt. Abgeführt und in die benachbarte Polizeistation verfrachtet. Von dort aus gelangte ich über einige Umwege per Bus zurück nach Bangkok in die Deutsche Botschaft. Deren Beamte

mich letztlich in ein Flugzeug, retour nach Deutschland setzten.

Zurück in ein normgerechtes Leben der Gesellschaft fand ich indes nicht wieder. Nach etlichen Versuchen innerhalb von eineinhalb Jahren zog ich erneut los. Diesmal in die Schweiz. Hier offenbarte sich mir, im Verlauf einer "ewigen Nacht" – verbracht unter freiem Himmel in einer Schlucht des Valle Verzasca Tal's –, der über den gesamten Kosmos ausgerufene Name des ewigen Vaters, "Jesus Christus" (Mt 17,5; Mk 9,7; Lk 3,22), erstmals als absolut einzig reale Rettung eines jedweden Menschen aus der Knechtschaft allen Seins hier auf Erden. Tausende Male hatte ich diesen Namen gelesen, gesprochen, vernommen und doch nie gehört. Toter Buchstabe! In jener Nacht indes füllte der ewige Vater ihn mir unwiderruflich mit Leben. Wortwörtlich mit dem Morgentau des Valle Verzasca Tal's, legte sich der Lebendige sanft fallend wie eine kühlende, heilende Decke auf meinen in dieser Nacht fiebererkrankten, glühend heißen Körper. Durchdrang ihn restlos und nistete sich letztlich unumkehrbar in dem innersten Wesenskern meines Herzens ein. Für alle Augen unsichtbar, in mir indes realer als jedwedes Geschehen um mich herum oder eben Mensch in unmittelbarer Nähe.

Und so kehrte ich im Oktober 2001 vollkommen verändert, angetan nunmehr mit dieser verborgenen

Decke Namens ”Jesus Christus“ – sprich, der absoluten Gewissheit um die Erlösung der gesamten Menschheit einschließlich deren Schöpfung aus allem Elend, einzig durch diesen Namen –, aus den Wäldern der Schweiz zurück. Nach Berlin. Wo mich Dirk – ein enger Weggefährte eines Freundes von mir –, der jetzt in meiner ehemaligen Wohnung lebte, samt Möbeln darin, die ich ihm bei meinem Auszug gelassen hatte, gütig aufnahm. Mich, die nunmehr um des Herrn willen Obdachlose …

Auszug aus meiner Biografie:

„Wieder in Berlin

Wieder in Berlin finde ich mich geradewegs bei Dirk ein. Diesmal gibt es keinen großen Empfang, im Gegenteil, Dirk diskutiert heftig mit mir. Wieso ich nicht wie alle anderen vor Ort bleibe, irgendeinem Job nachkomme und Gott einen „guten Mann“ sein lasse, verlangt er, von mir zu wissen. Aber hier lag mein Problem in diesen Tagen, dass ich ebendiese Frage niemandem beantworten konnte. Ja, nicht einmal mir selbst. Beim besten Willen, es blieb mir verborgen, weshalb ich eben genau das nicht schaffte, stattdessen blind vertrauend mich nur ins Ungewisse warf.
„Was soll ich dir da antworten, Dirk? Ich kann nur die Wirkweise schildern, nicht aber die Ursache.

Wenn ich dir aber die Wirkweise beschreibe, hältst du mich anschließend für verrückt. Willst du das?“
„Ach was! Verrückt sind wir doch alle irgendwo. Der eine mehr, der andere weniger. Versuch es wenigstens – ich möchte dich verstehen …“
„Naja, da ist nicht viel. Nur, dass da diese enorme Kraft in mir ist. Kraft im Sinne von konstanter Präsenz – mich an sich ziehend, dabei tief glücklich machend. Verstehst du? In ihrer Gegenwart vergesse ich alles um mich herum oder anders, verliert alles für mich an Wert. Und diese Gegenwart ist es schließlich auch, die mich immer weiter Abstand nehmen lässt, von allem, was ich einst kannte. Was aber letztlich wieder auch nur zu logisch ist, denn es konnte mich in meinem Leben ja kaum etwas dauerhaft glücklich machen, wie du weißt. Schon gleich überhaupt nicht so derart mit grundloser Freude vollends ausfüllen, wie es eben die Gegenwart dieser Präsenz in mir vermag. Verstehst du das? … Naja, das ist alles, was ich dazu sagen kann. Mir bleibt also nichts anderes übrig, als in ihrem Bannkreis abzuwarten und zu schauen, welche Türen sich als Nächstes für mich öffnen …“

Ob Dirk verstand, was ich da – stockend teilweise – hervorbrachte, bin ich nicht in der Lage auszumachen. An seiner Reaktion aber war eindeutig zu erkennen, dass er mir nicht mehr gram ist. Seine zuvor so brettsteifen Gesichtszüge lockerten sich

unversehens auf und ein feines Lächeln signalisierte eine große Erleichterung:
„Na, das hört sich doch gut an! Da brauche ich mir also keine Sorgen machen, dass du das Apartment zurück willst?!“
„Natürlich nicht!“, gab ich ebenso erleichtert zurück. Und ich wunderte mich, wie Dirk überhaupt auf diesen Gedanken kam. Kannte er mich so wenig?
„Weißt du, das mit dem Warten, ist im Grunde auch kein Problem … Ich bin eh grad selten hier. Inka mag mich in letzter Zeit gern bei sich – und mir ist das auch nicht unrecht … Du kannst also bleiben, solange du willst!“

Ein großes Geschenk. Schon ab dem nächsten Abend blieb ich allein mit mir, derweil Dirk bei seiner Freundin wohnte. Die wenigen und kurzen Male, die Dirk mich besuchen kam, begegneten wir uns durchweg verhalten. Zu Sagen gibt es ja nichts, da, wo kein Miteinander, sondern nur Warten ist. Doch verließ Dirk die Wohnung nie, ohne mir am Ende einen kleinen Geldschein auf dem Kühlschrank zu hinterlassen: „Du musst essen!“, meinte er stets spartanisch nur dazu.
Diese Geste fand ich wahrhaftig groß. Einmal mehr, da Dirk selber momentan an einem Wendepunkt seines Lebens stand.
Das Unternehmen „Immobilienkorbs“ hatte Konkurs angemeldet. Und der zweite Geschäftsführer der

Firma, einst Dirks bester Freund, hatte sich ins Ausland abgesetzt. So stand er jetzt mit der gesamten Abwicklung des Geschäftes, vor allem aber mit dem Schuldenberg daraus, allein da. Doch handhabte Dirk diese Lebensprüfung meisterhaft. Wie gewohnt, in der ihm ureigensten Machart, verantwortungsbewusst. Dabei penibel korrekt, wovor ich wahrhaftig den sprichwörtlichen ‚Hut' zog.

Insgesamt vier Wochen hielt ich mich in dem Apartment auf, das rein rechtlich gesehen jetzt Dirk gehörte, dazu immer noch so aussah, als hätte ich es nie verlassen. Jedes Möbelstück darin stand noch immer auf seinem angestammten Platz. Dennoch blieb es mir die ganze Zeit eigenartig fremd, als besäßen diese Möbel keine Geschichte. Nein, nichts zog mich in dieses Leben hier zurück. Es war gelebt, verfügte über keinerlei Wert mehr für mich. Und schließlich machte es mir auch so rein gar nichts mehr aus, jetzt wieder vollends mittellos inmitten dieser Existenz zu sein. Tief in mir gab es da die Gewissheit, dass ich nichts auf dieser Welt mehr ‚mein Eigen' nennen muss. Diese Überzeugung erfüllte mich zutiefst mit Freude. Nicht Eigentum, sondern schlicht nur Nutzungsrecht zu besitzen, roch mir verheißend groß nach erlösender Freiheit – und so jagte ich ihr nach.
„Vielleicht sollte ich in einem Altenheim dienen? Oder für eine Privatperson auf der Basis von Kost

und Logis. So eine Art Begleitperson, ähnlich wie es mir Linda und Gerd in Thailand angeboten haben. In Thailand war ich zu einem solchen Sein noch nicht bereit, ich brauchte definitiv erst noch die Erfahrung der ewigen Nacht in der Schweiz, um zu dieser Sichtweise – schlichte Demut – zu gelangen … bedingungslose Liebe, Dienst? Was machte diese Art zu dienen aus? Bedingungslosigkeit! Kann aber einer wahrhaftig bedingungslos sein, beziehungsweise vollkommen dienen, der zugleich für seine Arbeit bezahlt wird – noch dazu vertraglich daran gebunden ist?"
Das bezweifelte ich jetzt zutiefst. Nein, für mich schien klar, dass ich nie wieder die Hände an einen solcherart finanzierten Pflug legen werde – hatte er mir die wahre Freiheit doch nicht gegeben. In der Vorbehaltlosigkeit einer Handlung sah ich meine neue Herausforderung.

Nur, so fragte ich ebenso, wer in dieser Welt war in der Lage eine derartige Vorbehaltlosigkeit überhaupt anzunehmen? Auf dieses Ansinnen konzentrierte ich mich jetzt: Zu schauen, ob es eine Institution oder Privatperson gab, die jemanden wie mich nicht nur suchte, sondern brauchte. Dazu besuchte ich in diesen Wochen die unterschiedlichsten Pflegeheime Berlins wie christliche Gemeinden. Indes nirgends sprang da eine Tür auf. Im Gegenteil, was kirchliche Einrichtungen betraf, wurde ich äußerst

zurückhaltend, bis abweisend behandelt. Was mich mehr wie nur verwunderte. Hatte ich doch stets angenommen, in den christlichen Gemeinschaften wisse man mit Menschen wie mir etwas anzufangen. Aber da hatte ich mich eindeutig getäuscht. Sobald sich der Tenor eines Gespräches um die institutionell-zivile Person meiner drehte, die ja weder Bankkonten noch Versicherungen, geschweige denn eine Steuerkarte besaß, wurde ich alsbald mit „den besten Wünschen für die Zukunft“ wieder fortgeschickt. Damals verstand ich das Wort der Schrift aus Jakobus 2,16 zutiefst: „und wenn einer von euch zu ihnen sagt: Geht in Frieden, wärmt und sättigt euch!, ihr gebt ihnen aber nicht, was sie zum Leben brauchen – was nützt das?“

Ja, was nützte das? Mir nur insofern, dass ich der christlichen Weltkirche deutlich ratloser und ablehnender gegenüberstand, wie je zuvor. Es stärkte nur mein Bild von den ”unzuverlässigen Menschen“, gleich wie sie sich nannten oder welchen Glaubens sie angehörten. Dunkel aber argwöhnte ich hier, dass jene Priester und Theologen, die ich da befragte, im Grunde nicht unrecht hatten, mich fortzuschicken. Denn anstatt zu empfangen, streckte ich ja schon wieder selbst die Hand aus. Nach etwas, von dem ich nicht einmal wusste, was es war, geschweige denn, wie es auszusehen hatte. Folglich drückte ich mein Anliegen vor jenen

Personen nur vage oder wirr aus. Konnte kein Wesen verstehen, was ich von ihm erwartete. Wenn ich mein Wirken genau ansah, kam ich nicht umhin mir einzugestehen, dass ich im Grunde selber wie diese Menschen daran zweifelte, dass solcherart bedingungsloses Dienen auf Erden überhaupt möglich war.

Darüber geriet ich am Ende in eine Zwickmühle. Das so heftig, dass mein Körper – der ohnehin noch immer mit seiner Rippenfellentzündung kämpfte – jetzt wieder mit hohem und diesmal lang andauerndem Fieber reagierte. Sieben Tage lag ich bleischwer im Bett. Eine volle Woche! Die ich wie im Delirium verbrachte. In der ich nicht einen Bissen mehr zu mir nahm und nicht einen klaren Gedanken fassen konnte. Fragen tauchten da immer wieder auf: *„Geht es jetzt doch ans Sterben?“,* oder, *„Wie oft im Leben muss ich mich noch ergeben? … Was ist der letzte Sinn? … Ist es nicht grausam, nicht sterben zu können?“*

Und doch, selbst dabei blieb ich nicht hoffnungslos, ein Teil von mir genoss den Zustand im Fieber zu liegen, der es mir gestattete, nichts mehr zu begehren, nichts mehr darzustellen, sondern schlicht nur da zu sein. Und so dankte ich aus ganzem Herzen dafür, dass Dirk die gesamte Zeit über bei seiner Inka blieb. So war es mir möglich, mich unbehelligt auch diesem sonderbaren Zustand hinzugeben. In dem ich mich wieder einmal gefangen fand.

Indes diesmal, in Freude.
Am achten Tag verschwand das Fieber urplötzlich. Und fast wäre mir diese Tatsache nicht aufgefallen, wenn ich nicht unverhofft meine Hand nach dem Tagebuch hätte greifen sehen. Stürmisch blätterte sie darin herum und schlug eine Stelle auf, in der ich eigenhändig einen Schwan gezeichnet hatte – mir als Symbol für Grazie und Gnade. Darunter fand ich ein Zitat, das ich einst aus dem Buch „Karten der Kraft" – eine schamanische Einweihung in die ‚Medizin' der Krafttiere – von Jamie Sams und David Carson, dahin übertragen hatte. Eine der Geschichten (Seite 209), handelt von einem Schwan, der überlegt „das schwarze Loch zu betreten", welches die „Tür zu den anderen Ebenen der Vorstellung" darstellt. So sagt der Wächter der Zukunft – in der Gestalt einer Libelle – zu ihm: „‚Wenn du dahin willst, musst du um Erlaubnis fragen und dir das Recht dazu verdienen.' Der Schwan war sich nicht so sicher, ob er das schwarze Loch betreten wollte, und fragte die Libelle, was man tun müsse, um sich das Recht darauf zu erwerben."
Da antwortete die Libelle: „Du musst bereit sein, alles, was die Zukunft dir bietet, so anzunehmen, wie es dir angeboten wird, ohne den Plan des großen Geistes verändern zu wollen."

Von diesem Wort, empfangen aus jenem kleinen, fast unscheinbaren Büchlein, fühlte ich mich

urplötzlich wieder einmal persönlich angesprochen. Zutiefst angerührt stellte ich mir diese Frage lauthals selbst: *„Willst du das?“* Und die Antwort kam prompt: *„Ja, Herr, ich will, zeig mir nur, wie das geht!“*
Mein Weg war zweifelsfrei der Weg des hier beschriebenen Schwanes, der keine andere Chance hatte in seinem Leben, wie sich auf die Vorsehung – auf Gott –, einzulassen. Dieses Schicksal war mir vorherbestimmt, stand mir jetzt klar vor Augen: *„Noch immer war ich nicht angekommen, noch immer ist es Weg und immer wird das so bleiben!“*

Mit dem erneuten Fiat zu diesem seltsamen, einsamen Lebensweg, kam mir augenblicklich wieder Kraft zu, aufzustehen und meinen ‚Weg ohne Netz und doppelten Boden‘ schlicht fortzusetzen. Sogleich schritt ich zur Tat.
Länger in dieser Wohnung sitzen und ausharren, das gelang mir jetzt nicht mehr. Stattdessen zog es mich heraus, zwingend wie schon lang nicht mehr, in die Ungewissheit. Hier drinnen, so erkannte ich deutlich, fanden sich nur Türen, die längst durchwandert waren und die mir von daher auch nicht wieder geöffnet wurden. An irgendeinem Ort da draußen aber stand mir eine unbekannte Tür weit offen, die ich jetzt zu durchlaufen hatte, so ich mein Ziel ”bedingungslos Dienen“ erreichen wollte. Das bedeutete vollkommene Freiheit! Reiner Vorsehungsglaube

war der Schlüssel zu dieser Freiheit, so machte ich mich postwendend auf den Weg.

Diesmal ohne Ziel. Dirk legte ich zum Abschied und Dank, statt eines Abschiedswortes eine selbstverfasste Kurzgeschichte neben dem Wohnungsschlüssel auf den Schreibtisch hinzu. Oberflächlich betrachtet handelte sie von einem Gärtner, einer alten Frau und dem Projekt einer einmaligen Rose, die es aufzuziehen galt. Inwendig indes von unseren Begegnungen, den Verschiedenheiten zwischen uns, dabei auf unterschiedlichen Wegen gehend, und doch am Ende nur einer einzigen Sehnsucht, die jedweden Menschen gleichermaßen antreibt, folgend: bedingungslos anerkannt, sprich, geliebt zu werden. Letztlich verließ ich das Apartment so, wie ich es vor vier Wochen bezogen hatte – mittellos. Einzig mit Rucksack auf dem Rücken. Und derweil ich die Tür mit einem energischen Ruck zuziehe, weiß ich zugleich mit Gewissheit, dass ich diese Wohnung nie wieder betreten werde. Und genau so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.
Ohne geografisches Ziel zu wandern und nicht zu wissen, wonach ich Ausschau halten soll, fiel mir nicht leicht. Das Gehen selber aber schon. Kurz hatte ich mich entschlossen, schlicht der Hauptstraße zu folgen. Die führte auf direktem Wege nach Potsdam, so verrieten es mir die Hinweisschilder am Straßenrand. Einen Fuß vor den anderen setzte

ich. *„Was sind schon Namen?“*, sinnierte ich währenddessen. *„Was Zeit?“* Alles Klügeln lasse ich los. Laufen wollte ich, nur laufen. Tauchten Fragen auf, wie zum Beispiel *„und was kommt danach?“*, oder, *„war es wirklich richtig wieder fortzugehen?“*, ließ ich sie schlicht meinen Verstand durchwandern, ohne ihnen nachzugehen. So verfiel ich allmählich in das meditative Gehen – wurden mir Kopf und Herz vollkommen leer.

Das so lange, bis ich auf dem Fahrdamm rechts von mir einen roten Mercedes bemerke, der im Schritttempo neben mir herfährt. Fragend blicke ich den Fahrer durch das geöffnete Seitenfenster an. Der zeigt auf meinen Rucksack und ruft mir zu:

„So schwer bepackt – kann ich Sie ein Stück mitnehmen?“

„Oh, nein, danke!“, reagiere ich prompt, und somit eher spontan denn durchdacht. „Aber eine Frage: Bin ich noch auf der Straße nach Potsdam?“

„Sie wollen zu Fuß nach Potsdam?“ Die Augen des Mannes weiten sich und seine Stirn bekommt augenblicklich die klassischen Sorgenfalten.

„Heute noch?“

Trocken nicke ich.

„Das schaffen Sie niemals – ab drei wird es doch dunkel!“

„Ah, stimmt!“, gebe ich ehrlich erstaunt zurück, daran hatte ich nicht gedacht. „Viel Zeit zum Laufen bleibt mir da nicht mehr, nicht wahr? …

Wie spät ist es denn jetzt?“
„Gleich zwei Uhr!“
„Oh, schon zwei …, dennoch, nein danke! Wissen Sie, ich laufe gern.“
Kurz wiegt der Mann seinen Kopf: „Wie Sie wollen – also dann, alles Gute für Sie …“

„Merkwürdig“, wundere ich mich, während meine Augen dem davon spurtenden Mercedes nachsehen, *„wir schreiben den 02. Dezember 2001. Winterzeit! – Und ich habe bei meinem Abmarsch nicht bedacht, dass die Tage momentan so extrem kurz sind?!“*
Dieses Versäumnis kann mir unter Umständen gleich schmerzlich nachgehen. Potsdam und die Wiesbadener Straße in Berlin Steglitz – der Ort, von dem aus ich loszog – lagen im Grunde keine zwanzig Autominuten voneinander entfernt. Zu Fuß handelt es sich um einen Fußmarsch von fünfundzwanzig Kilometern, die zu dieser Jahreszeit bei Tag nicht zu bewältigen waren, selbst dann nicht, wenn ich bei Tagesanbruch losmarschiert wäre. Ich aber bin erst gegen Mittag losgegangen. Und wenn auch im Grunde jegliche Uhrzeit nicht mehr relevant für mich war, so schaffte mir das neue Wissen um die frühe Dämmerung doch ein kräftiges Problem; wie gelang es mir in dieser Kürze einen Schlafplatz zu finden? Noch immer widerstrebte es mir, in Städten unter freiem Himmel zu übernachten. Bis zu den Waldgebieten am Rande der Stadt indes, hatte ich mindestens noch

fünfzehn Kilometer zu laufen. Es ist nie ratsam, sich erst in der Finsternis einen Platz in den Wäldern zu suchen. Allein schon, um sicherzugehen, dass ich des Nachts in keines anderen Tieres Revier sitze. Ergo ist es erforderlich, wenigstens eine Stunde vor Anbruch der Dunkelheit einen Unterschlupf darin gefunden und – das nicht zuletzt –, souverän eingenommen zu haben. Das wird mir jetzt nicht mehr gelingen.
„Dennoch“, so resümierte ich am Ende, *„ein Zurück gibt es nicht! Die Tür ist zugezogen und weder kennst du Inkas Telefonnummer noch ihren Nachnamen, geschweige denn, deren Adresse. Eindeutig also: weiterlaufen!“*

Vier Stunden später. Inzwischen habe ich den Stadtrand von Potsdam und somit die kleinen Wälder erreicht. Doch kann ich sie nicht betreten. Mit der Dämmerung brach Regen über den Landstrich ein. So heftig, dass ich trotz Regencape bis auf die Haut durchnässt bin. Auf dem glitschigen Boden finden Fuß und Bein keinen Halt, meine Nase ist außerstande zu riechen, in den Ohren klingt nur das Rauschen des Regens an. Keine Chance, Revier zu nehmen. Zu gefährlich, da die Augen nicht einmal mehr Umrisse erkennen. Stockdunkel ist es. Und wollte ich zudem das Risiko einer erneuten Lungen-, oder Rippenfellentzündung ausschalten, hieß es schleunigst weitergehen – mich in der Stadt

nach einem trockenen Platz umsehen.
Derweil, viele Autos fuhren auf dieser Strecke an mir vorüber, indes ich in diesem strömenden Regen lief, aber jetzt, wo es doch wahrhaft Sinn ergab, hielt nicht eines für mich an.

Potsdam – Der evangelische Pastor

Der Stadtkern von Potsdam ist wie leergefegt. Nicht eine Menschenseele weit und breit. Enttäuschung in mir. Doch ehe ich darin versinken kann, nehme ich in der Ferne eine hell erleuchtete Kirche wahr. Fast renne ich da hin. „St. Nikolai", lese ich mir gewichtig selber vor. Grad so, als würde mir allein schon die Nennung des Namens dieser Kirche, alle Türen zu einer trockenen Bleibe öffnen. Ihre Größe und Bauweise imponiert mir augenblicklich aufs Höchste. Klassizistischer Stil. Säulenkolonnaden nicht nur unter Kuppeldach und fenstergeschmückten Pilastern, sondern auch vor dem Eingangsbereich, mit großer Flügeltür in der Mitte. Diese wiederum von zwei kleineren Holztüren flankiert. So warm erleuchtet von innen her, strahlt mir diese Kirche. Zuversicht hebt mein Gemüt. Hoffnungsfroh trete ich ein. Ja, hier gab es Platz genug, für eine wie mich, so freute ich mich.
Die Menschen drinnen, befinden sich alle im Aufbruch. Offenbar ist hier soeben eine Feierstunde

beendet worden. Auch darüber freute ich mich, so würde ich schneller zur Ruhe finden. Voller Vorfreude spreche ich einen Mann an, der eben dabei ist, Gerätschaften in einen Nebenraum zu tragen:
„Guten Abend! Können Sie mir helfen? Ich möchte gern in dieser Kirche übernachten … Wer ist denn dafür zuständig?“
Der Mann strafft sich erstaunt, lächelt aber doch dabei: „Ja, guten Abend! Nein, ich glaube, da kann ich Ihnen nicht helfen. Ich bin der Küster hier – niemand darf in der Kirche übernachten. Das erlaubt der Pastor nicht. “
„Wieso nicht? Die Kirche ist doch groß genug! Schon allein im Vorraum ist jede Menge Platz – und da gibt es doch sicher noch jede Menge Nebenräume, nicht wahr?!“
Der Küster rührt sich nicht, verharrt indes in seinem leicht amüsierten Lächeln.
„Hören Sie, viel Platz brauche ich ja nicht … Können Sie den Pastor nicht trotzdem fragen? Ausnahmen bestätigen doch immer die Regel – es gießt doch grad in Strömen draußen.“
Diese Tatsache rührt den Küster an, bedacht lenkt er ein.
„Na gut, Sie können Pastor Fiedler selbst befragen – kommen Sie, ich bringe Sie hin.“
Schon läuft er los, mit mir auf die Empore hinauf, wo der Pastor sich eben von einer Dame verabschiedet. Der Küster bittet mich, zu warten. Eilt derweil auf

den Pastor zu, spricht kurz mit ihm, winkt mich herüber. Der Pastor selbst – ein klein untersetzter Mann, etwa Ende fünfzig, in schwarzem Anzug steckend –, wirkt auf mich überaus distanziert, sodass sich alle meine Hoffnung augenblicklich in einen bodenlosen Abgrund senkt. Stockend nur bringe ich ihm mein Anliegen vor. Aufmerksam hört er hin, musternd dabei meine Silhouette betrachtend. Ein kurzer Moment des Schweigens, bevor er sachlich antwortet:
„Nein, hier können sie nicht übernachten, aber Sie können heute Nacht in meinem Hause schlafen."
Das trifft mich zutiefst, obgleich ich mir das nicht anmerken lasse, *„nicht in der Kirche …, bei ihm im Hause schlafen? Wieso? Das war doch nicht das Gleiche! In seinem Hause würde ich mich als Bettler fühlen, hier in der Kirche als Freie … Himmel! Mir ist nicht nach Menschen, geschweige denn nach Konversation. Nach Stille und Schlaf sehne ich mich!"* Doch war mir zugleich bewusst, dass mir alles Zetern nichts nutzte. Pater Fiedlers Angebot war das Einzige, das mir heute zur Wahl stand, mit Ausnahme der Möglichkeit auf einer Parkbank zu übernachten und damit eine Lungenentzündung zu riskieren. Und hatte ich mir nicht selbst vor Stunden aufrichtig das Versprechen gegeben, mich der Vorsehung hinzugeben? Folglich legte ich kein Veto ein, sondern gab ebenso spartanisch zurück: „Ja, ist gut, danke!"

Es dauert noch, bis der Pastor all seine Pflichten in der Kirche erledigt hat. Dann aber laufen wir gemeinsam den kurzen Weg zu seiner Wohnung. Wo dessen Frau schon mit dem Abendbrot auf ihn wartet.
Des Pastors Frau ist wenig erfreut. Unverhofft einen Gast im Hause zu empfangen, ist ihr heute gar nicht recht, daraus macht sie keinen Hehl. Missmutigen Gesichtes reicht sie mir die Hand zum Gruß, bevor sie wortlos wieder verschwindet. Und ach, nur zu gut konnte ich sie verstehen. Mich hätte ebenso niemand begeistern können, an einem verregneten Sonntagabend einen mir fremden Menschen zu beherbergen. Aber ein Christ, so hatte ich gehört, hatte so zu handeln.
Den Pastor scheint der Unmut seiner Frau wenig zu stören. Zumindest ist ihm nichts anzumerken, während er mich in ein kleines Zimmer führt:
„Hier schläft sonst unsere Enkelin“, erklärt er kurz, „das Bett ist frisch bezogen und das Bad finden sie gleich nebenan. Wenn Sie fertig sind essen wir – in der Stube da, gleich neben der Küche.“
Ein schlichtes Heim ist es, in dem der Pastor mit seiner Frau wohnt. Siebziger Jahre Stil, die Einrichtung. Alles in intaktem Zustand. Penibel sauber. Und doch fehlt das Wohlsein. Kühl und eng ist es mir hier, obgleich die Wohnung von normaler Größe ist und ich doch gerade Zuwendung erfahre. Traurig ist mir hier zumute. Es fehlt mir Lebendigkeit

an diesem Ort. Er ist äußerst still. Indes, ich liebe Stille, aber diese hier ertrage ich kaum. Ist mir absolut fremd. Kommt mir bedrückend vor. Tot, ohne dass ich ausmachen kann, wodurch.
Mechanisch lege ich im Bad meine nassen Sachen ab. Trockne – mit dem eigens für mich bereitgelegten Handtuch –, Körper und Haare, bevor ich wieder in trockene Sachen schlüpfe. Auffällig langsam, bemerke ich. Nichts zieht mich an des Pastors Abendbrottisch. Sonderbar finde ich das. Sollte ich nicht Dankbarkeit empfinden, dem Pastor gegenüber?
„Ja, sicher, und doch fühle ich so nicht – da ist nur Beklemmung in mir, Herr."
So trage ich das Unwohlsein mit in das Wohnzimmer, wo der Pastor und seine Frau schon auf mich warten. Auf Stühlen sitzend an einem hochgekurbelten Couchtisch. Den Tisch bedeckt ein schlichtes Abendmahl, bestehend aus Brot, Käse, Wurst und Tee. Äußerst still sitzen sie da. Bis ich auf dem mir links von dem Pastor angewiesenen Sitzplatz der Couch Platz nehme. Erst jetzt kommt wieder Bewegung in die beiden. Geräuschlos falten sie ihre Hände. Der Pastor spricht ein Tischgebet. So falte auch ich die Hände. Schlage dabei betreten die Augen nieder. Höre zu: „Komm, Herr Jesus, sei du unser Gast und segne, was du uns bescheret hast … Amen."
Wieso betet der Pastor so? Frage ich mich unterdessen und fühle mich zugleich peinlich berührt. Von der

Aussage der gesprochenen Worte: „… Komm Herr … und segne …“?! Für mich war alles, was auf Erden ist, ohnehin von Gott gesegnet. Allein schon durch dessen Existenz auf Erden, wie eben auch dieses Brot, auf dem Tisch vor mir. Wenn ich meines Glaubensbekenntnisses demnach daran glaube, dass es nichts außerhalb Gottes gibt, was eigenständig Erschaffen kann, wie komme ich da überhaupt auf den Gedanken, dass irgendetwas nicht von Gott gewollt, geliebt oder eben gesegnet sein kann? Und war nicht das letztlich grundlegend der Fokus aller Lehre eines Herrn namens Jesus Christus, dessen Anhänger diese zwei Menschen hier waren?
Kaum zu Ende gedacht, fühlte ich augenblicklich Mitleid mit den beiden. Es fehlte ihnen offenbar an Gottvertrauen, *„sonst könnten sie eine solche Bitte nicht vortragen … Aber die Worte passen perfekt zu der Grundschwingung hier: hoffnungslos freudlos!“*
Kaum war das Gebet beendet, hinterfragte der Pastor mich, hingegen seine Frau weiterhin wortlos blieb. Wo ich herkomme, will er wissen und wohin ich will. Kurz erzähle ich meine Geschichte. Doch mit jedem weiteren Wort, das ich spreche, sinkt die Stimmung im Raum nur noch tiefer. Wird der Pastor zusehends distanzierter.
Die Frau verlässt uns bald, zieht sich mit einem: „Alles Gute für Sie!“, zurück. Und eben ist sie weg, da hebt der Pastor an, mir heftig zu predigen. Dazu in dem Tenor, wie ich ihn absolut nicht mag: Ober-

lehrermanier! Jene Manier, die für ihr Gegenüber nur Unverständnis übrig hat, weil sie anders geschult und gelenkt ist. Doch anstatt nunmehr, um des Friedens willen, um dieses fehlende Verständnis zu ringen, wählt das Wesen eines Oberlehrers den bequemeren Weg. Zelebriert latent nur das Register vermeintlich belegbaren Fachwissens und bezichtigt somit einen jeden Menschen außerhalb des eigenen Normverständnisses, von vornherein schon des Irrtums. Mindestens. Nicht selten, schlägt es härter aus. Zumal mit Vorliebe da, wo Glaubensfragen den Focus trimmen. Da wird doch einer recht bald und vorschnell gern als irre oder fanatisch ausgewiesen, sobald er auch nur den geringsten Ansatz zeigt, seinen Glauben nunmehr in die Tat umzusetzen.
Des Pastors Wissensregister bestand derweil aus ausgewählten Bibelzitaten, die er allesamt zur Bekräftigung der Gesamtaussage seines Urteils über mich – „auf ganz falschem Wege“ zu sein –, einsetzte. Und nur zu gern wollte ich ihm all diese Auslegungen stehen lassen, ich suchte nie das Streitgespräch. Zudem war ich müde, sehnte mich nach Schlaf. Doch dann zweifelte er mir die Präsenz des Heiligen Geistes in einer jeden Menschenseele an, und das konnte ich nun wahrlich nicht stehen lassen.
„Wenn Gott einen Auftrag erteilt, dann sendet er seine Jünger immer zu zweit los – nie einen allein!“ Warf mir der Pastor blasiert hin, um mir die Unechtheit meines Auszuges zu beweisen.

„Nein, das ist nicht korrekt!“, fahre ich auf, „was ist mit Abraham oder Jakob, aus dem am Ende Israel wurde, Moses und noch so vielen anderen? …“
„Ja, ja, das ist Altes Testament!“, fährt mir der Pastor dazwischen. „Das ist überholt! Es bleibt dabei: Gottes Sohn, Jesus, sandte seine Jünger immer zu zweit aus.“
„Und wenn schon! Ja richtig, der Sohn tat das – der Vater aber nicht! Und nur um dessen Willen geht es mir. Wenn der Vater zu seinem Menschen spricht – durch einen Engel zum Beispiel, wie zu Maria, der Mutter Jesu in Lukas 1, 28 – oder durch den Heiligen Geist direkt mittels Eingabe in das Herz oder Bewusstsein eines Menschen, wie zu Hananias in der Apostelgeschichte 9, 11 – dann spricht er ihn stets ganz persönlich an. Sendet ihn folglich ausschließlich als Einzelnen! Und keine Macht der Welt könnte dann je die entsprechende Auftragserfüllung dazu verhindern. Es gibt nun einmal keine Macht auf Erden, die größer wäre als Gott der ewige Vater selbst. Auch nicht eine sogenannte dunkle Macht, von Ihnen gerade Satan benannt. Denn wäre dem so, könnten wir Gott wohl kaum allmächtig nennen. Und das wiederum, wäre dann auch richtig so, denn dann wäre er auch nicht der Allmächtige …“
Dieser Ton missfiel dem Pastor offenbar, postwendend griff er mich jetzt persönlich an: „Was reden Sie da eigentlich so gescheit daher. Woher wollen Sie das alles wissen? Haben Sie ein Theologiestudium

absolviert oder hat Ihnen jemand das Bibellesen beigebracht?“
„Nein!“, gebe ich schmunzelnd zurück. „Wozu auch? Mich hat ja kein Geringerer als der Heilige Geist persönlich gelehrt … Sehen Sie, Herr Fiedler, selbst das steht geschrieben: ‚Auch sollt ihr euch nicht Lehrer nennen, nur einer ist euer Lehrer, Christus‘ (Matthäus 23,10) und ‚Der Wind weht wie und von wo er will … so ist es mit jedem, der aus dem Geist geboren ist‘ (Johannes 3,8). Kein Mensch auf Erden – schon gleich keiner, der sich selber weise nennt – wird also je den Platz dieses unfassbar allmächtig weisen Geist Gottes erfassen, geschweige denn, einnehmen können. Und wissen Sie was? Darüber bin ich auch sehr froh!“

Betretenes Schweigen, eine kurze Weile lang. Dann ist es wieder der Pastor, der die Fortführung übernimmt. Weicher jetzt, offener, wie mir scheint: „Und jetzt? Wo wollen Sie hin? Wie soll es weiter gehen? Haben Sie darüber schon zum Himmel gefleht? Gott darum gebeten Ihnen den weiteren Weg zu zeigen?“
„Nein“, muss ich hier gestehen, und schäme mich gleichzeitig dafür, „auf diesen Gedanken bin ich nicht gekommen.“
„Dann sollten Sie das schnellstens tun! … Und jetzt lassen Sie uns schlafen gehen – es ist spät.“
„Ja, Sie haben recht. Also dann: gute Nacht!“

Hastig erheben wir uns, fast gleichzeitig. Ein letztes höfliches Lächeln uns schenkend, bevor wir uns trennen.

Anschließend noch über irgendetwas nachzudenken, war ich nicht imstande. Auch nicht zu beten. Kaum im Bett liegend, falle ich schon ins Bodenlose.
Traumlos schlafe ich durch, bis zum Morgen. An dem werde ich um sechs Uhr in der Frühe wach. Springe sogleich aus dem Bett, ziehe die Bettwäsche ab, falte sie zusammen, greife unversehens nach dem Rucksack, um mich ungesehen aus des Pastors Wohnung zu stehlen. Doch da habe ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Nicht mit dem Pastor selbst gerechnet, der da Brote schmierend in der Küche steht. Mit einem sachlichen „Guten Morgen – die Brote nehmen sie besser mit, der Tag ist noch lang!“, begrüßt er mich.
„Danke!“, gebe ich irritiert zurück, „auch dafür, dass ich hier schlafen durfte.“
Und zugleich wundere ich mich: *„Wie sehr kalt in mir doch alles ist, wie wenig von Herzen mein Danken …“*
Wir trinken noch einen Tee zusammen. Indes nicht wie Freunde, sondern wie Menschen, die das Schicksal ungewollt zusammengeführt hat. Die hier einzig ihre Pflichten erfüllen: „Bitte!“, „Danke!“, „Auf Wiedersehen!“ Kaum offen für den Anderen, ihn nicht wahrnehmend. Distanziert, unterkühlt,

lieblos, hochmütig, achtungslos. Letztlich der eine wie der andere wartend, auf die Erlösung aus einer unliebsamen Situation.
Nein, angenehm war das nicht. Und doch, es gelang mir nicht anders. Nur weg von hier, zog es mich.
Wieso der Pastor darauf wartete, von mir erlöst zu sein, blieb mir verborgen. Warum ich wartete, von ihm erlöst zu sein, indes nicht: War ich doch zutiefst beleidigt, dass mir hier mein Vorsehungsglaube abgesprochen wurde. Stattdessen Aberglaube unterstellt. Für mein Verständnis wurde damit der Schöpfer bezichtigt, keinen allumfassenden Geist zu besitzen. Bzw. ihm aberkannt, daselbst alleiniger und somit allmächtiger Weltengeist zu sein. Nicht in der Lage, alles verirrte oder tote Dasein eines Menschen, in sein getreues Gegenteil – in pure Lebendigkeit –, zu verwandeln. Nach des Pastors Auffassung wäre demnach das Seinsprinzip Gottes kein Liebendes, sondern ein willkürlich-chaotisch-despotisches. Eines, welches kleine Geschöpfe wie ihn und mich gern zum Narren hält. Eine derartige Weltsicht vehement zu vertreten, empfand ich beleidigend gegenüber Gott. Als zutiefst pietätlos. Kein Wunder. Denn meine Erfahrungen waren anderer Natur. Alles, was mir je widerfuhr in meinem Leben, führte mich stets nur weiter heraus aus einem einst schier nur niederdrückend-hoffnungslosen Kreislauf unerfüllten Alltagsgeschehens. Doch dieses Erlösungswerk offenen Herzens zu sehen, bedarf es des

Mutes, sich von aller Theorie zu lösen.
Endlich aber ist auch dieses Warten vorbei. Geleitet mich der Pastor vor die Tür. Beim Abschied wiederholt er eindringlich seine letzten Worte vom Vorabend: „Bitten Sie Gott, Ihnen den Weg zu zeigen!“
„Ja, das werde ich tun!“ Bestätige ich resolut, mir dabei im Innern klar bewusst, dass ich soeben die Wahrheit gesagt hatte. Ja, das war mein nächster Auftrag!

So geschieht es mir oft mit Menschen. Mein Umgang mit ihnen ist stets verhalten. Deren Gesinnungen lehne ich oft ab, vertraue ihnen in keiner Weise. Immer aber sorgt die Schöpfung selbst dafür, dass ich des Einzelnen Worte an mich dennoch prüfe und letztlich exakt zu unterscheiden weiß, was anzunehmen ist, und was nicht. Von Gott her wurde mir die Gnade verliehen, stets genau zu wissen, wann ein gesprochenes oder geschriebenes Wort göttlich-erlösenden Ursprungs ist und wann nicht. Reines Menschenwort lehne ich ab. Erkenne ich eine Rede als eine vom Heiligen Geist durchwirkt, so verschwindet der sie aussprechende Mund mir vollkommen dahinter. Vergesse ich die Person, bzw. deren Empfindlichkeiten darin. Mache mich allein mit dem Wort davon – zu schauen, wie es sich umsetzen würde.
So auch hier, in der Begegnung mit dem Pastor.

Der Ruf

Gott zu bitten mir konkret den Weg zu zeigen, hatte ich schon oft getan, so ging mir beim Laufen auf. Und doch hatte ich es kein einziges Mal getan. Das war es wohl, was mir da aufgezeigt werden sollte, an der Begegnung mit dem Pastor. Denn was nützte mir ein noch so felsenfestes Fundament, wenn ich nicht gleichzeitig auch ein ebenso ehernes Haus darauf stellte.

Wie lange ich an diesem dritten Dezember gelaufen bin, weiß ich nicht mehr. Doch ist mir noch deutlich im Gedächtnis geblieben, dass ich mich dabei zuinnerst allein mit mir befand, obgleich ich streckenweise inmitten einer Menschenmenge lief. Nichts nahm ich gegenständlich wahr, was um mich herum geschah. Ich blieb vertieft in einer Zwischenwelt, bestehend aus gedanklicher Reflexion und stiller Meditation. Erst ab dem Einzug der Dämmerung wurde ich wieder aufmerksam für jene Realität, die ich gerade Schritt, um Schritt durchwanderte: *„Zeit einen Schlafplatz zu finden!“*
Der fand sich bald auf einem umzäunten Campingplatz, welcher direkt am Templiner See lag. „Forst bei Potsdam“, stand auf dem grauen Schild an dem verschlossenen Eingangstor. Ein kurzer Blick nach rechts, dann flink nach links. Kein Mensch weit und

breit – im Nu hatte ich das Tor überklettert.
Auf dem ansonsten leeren Gelände finde ich ein kleinformatiges Holzhaus stehen, mit einer kleinen, aber großflächig überdachten Veranda. Darauf eine Holzbank. Perfekt! Freue ich mich und richte mich sofort darauf ein.
Von der Bank aus kann ich den gesamten Zeltplatz einsehen und dazu, in freier Sicht, den See. Der liegt eben still und klar. Was in mir das Bedürfnis weckt, in sein Nass zu steigen. Zu baden, mich zu reinigen. Augenblicklich gebe ich diesem Verlangen nach. Laufe ich leichtfüßig die zirka dreißig Meter zum Ufer bergab. Entledige mich meiner Kleider, renne unverzüglich in das seichte Nass. Doch kaum bis zu den Knien eingetaucht, sprinte ich schon wieder zurück: „Himmel!“, schimpfe ich erschrocken, „es ist Winter!“
Das irritiert mich jedes Mal aufs Neue: Mein Körperempfinden hält sich streckenweise so dermaßen fern der Realität auf, dass ich Kälte, Schmerz oder Hunger so lange nicht spüre, bis ein Keulenschlag wie dieser hier, Empfinden buchstäblich zurück katapultiert.
Im Körper vollständig angelangt, verspüre ich nunmehr großen Hunger. Rasch ziehe ich mich wieder an. Laufe schlotternd zu der Bank zurück. Hier klaube ich fahrig die Brote des Pastors aus dem Rucksack. Entferne nur grob das Papier darum und beiße beherzt – inzwischen schon fast irre vor Gier –,

in beide Brote gleichzeitig hinein. *„Hmm, Käsebrote“*, registriere ich, *„welch ein Genuss!“*. Und bin augenblicklich, vollen Herzens dankbar für die Begegnung mit dem Pastor.

Wenig später. Meine Welt scheint wieder in Ordnung. Friedlich ist es in mir und um mich herum. Derweil ich genüsslich kaue, schaue ich auf den See. Den Graureiher beobachtend, der sich bei Ankunft unweit des Ufers, auf einem von zwei Holzpflöcken, in einem Abstand von zwei Metern im Wasser stehend, niedergelassen hat. Dieser Pflock scheint mir dessen Schlafplatz zu sein. Seit seinem Anflug hat er sich nicht ein einziges Mal mehr bewegt. Er steht und steht und steht. Reglos, einfach nur da. Selbst mein Schreckenssprint zuvor, heraus aus dem Wasser, hatte ihn nicht aus seiner fixierten Position gebracht. Eigenartig war mir dieser Vogel in seiner vermeintlichen Starre. So unlebendig erschien er mir und doch randvoll sakralen Lebens. Denn was sonst, als göttlich verborgenes Sein, ließ diesen Vogel auf schmalem Pflock so derart stille stehen und doch nicht schockgefroren umkippen und ins Wasser fallen?
Mitten in diesen Gedanken, urplötzlich ein knarzendes Geräusch. Erschrocken fahre ich hoch. Versuche es zu orten. Es kommt von hinter mir. Sofort kann ich es zuordnen. Es stammt zweifelsfrei von dem rostigen Scharnier des Eisentores am Eingang zum

Zeltplatz. Beim Übersteigen war es mir aufgefallen. Da kam es ins Schwingen und gab genau diesen Ton von sich. *„Es ist windstill“*, schießt es mir in den Sinn, *„also kann da nur ein Mensch sein!“* Flugs packe ich den Rucksack, ergreife die Flucht von der Bank. Blitzschnell. Mit dem Ziel, mich hinter dem Holzhaus zu verstecken. Dort angelangt aber, kommt mir frontal ein Mann entgegen. Offen, freundlich lächelnd.

„Hallo! Auch Langeweile?“, spricht der mich an, kaum das er mich entdeckt hat.

„Naja, nicht wirklich“, gebe ich zaghaft zurück, irritiert darüber, dass ich nicht gefragt werde, was ich denn hier suche. Stattdessen lädt mich der Mann ein, mich mit ihm auf jene Bank zu setzen, die direkt im Uferbereich steht: „um ein wenig zu plaudern“.

Kaum sitzen wir, bietet er mir eine Zigarette an. Kurz zögere ich, denn aktuell rauche ich nicht mehr, greife dann aber doch zu. Galant reicht der Mann zuerst mir das Feuer dazu, bevor er sich die eigene Zigarette anzündet. Zeichnet dann schweigend erst ein paar genüssliche Rauchkringel in die Luft, bevor er dann doch nachfragt, woher ich komme und wohin ich gehe, denn: „Ich hab’ Sie hier noch nie gesehen …“

Und ich erzähle es ihm. In Kurzform. Bis zur Begegnung mit dem Pastor: „Naja, und wo ich momentan hin will, kann ich leider nicht sagen. Das

weiß ich selbst noch nicht. Ich habe keinen Plan diesmal … Hier aber will ich jetzt durchwarten, bis einer da ist.“ Ende ich.
Da staunt der Mann, der sicher schon über sechzig Jahre alt ist:
„Ein interessantes Leben, das Sie da haben – und ich dachte immer, ich hätte es schwer gehabt in meinem Leben, aber das ist Bullshit! … Danke, dass Sie mir von Ihrem Leben erzählt haben.“
Frontal schaut er mir in die Augen und ich zurück. Warm ist dieser Blick, voll von Wertschätzung und da ist noch etwas, was sich anfühlt wie grenzenlose Freiheit, ja, wie Heimat. Nur einen kurzen Augenblick lang. Doch dieser reichte aus, um mich im Anschluss daran, zutiefst getröstet zu finden.
„Brauchen Sie noch etwas für die Nacht?“ Beendet der Mann diesen Augenblick.
Mechanisch wiege ich den Kopf: „Nein, danke! Sie haben mir gerade gegeben, was ich noch brauchte – Trost und neuen Mut …“
„Na dann, alles Gute für Sie und grüßen Sie mir Ihren Gott, ja?!“
Schweigend reichen wir uns die Hand. Lächelnd nicke ich. Schon ist der Mann am Gehen. Hält dann aber vor der Bank am Holzhaus noch einmal inne. Legt seine angebrochene Schachtel Zigaretten, Marke Marlboro, darauf nieder und sein Plastikfeuerzeug dazu. Denn, so ruft er mir lauthals zu:
„Die Nacht wird kalt!“

Ein einvernehmliches Nicken, unsere Augen treffen sich ein letztes Mal. Dann verschwindet der Mann, ohne sich noch einmal umzudrehen. Erneut höre ich das kräftige Knarzen vom Eisentor, bevor es wieder totenstill um mich herum ist.

„Hat sich hier etwas verändert?“, so frage ich mich in diese Stille hinein. Jetzt wieder auf der Verandabank sitzend. *„Nein, ich denke nicht – außer dass es inzwischen offenbar kälter geworden ist. Nur noch wenige Minuten, dann wird es gänzlich dunkel sein …, und dieser Graureiher sitzt noch immer auf seinem Pflock!“* Fröstelnd winkle ich die Beine an, ziehe sie nach oben auf die Bank. Klammere mich an sie wie an einen Geliebten, wodurch es mir gleich wärmer vorkommt: *„Aber diese Begegnung …“*, so freue ich mich, *„sie tat mir mehr als gut! Dieser Mann hat mich einfach angenommen, wie ich war – ohne Gutmenschmanier! Hatte verstanden, dass ich nicht hilfebedürftig bin, sondern meinen Weg gehen muss, weil ich nicht anders kann … Oh, wie gut das tut! … Er hat das richtig erkannt: Keine zehn Pferde hätten mich dazu gebracht, die heutige Nacht in der Nähe von Menschen zu verbringen, geschweige denn in einem Haus. Dieser Campingplatz ist heute mein Haus! … Der einzige Baum da vorne und dieser starr-lebendige Graureiher da auf seinem Pflock – das sind heute meine Freunde …, ja, genau – für diese eine Nacht!“* So bestätige ich mir heiter lautlos.

Dann aber doch bekräftigend lauthals, dabei dem Reiher und dem einzigen Baum – einer alten Buche –, auf dem Platz zurufend: „Habt ihr gehört, ihr beiden? Ihr seid erkoren! Denn ihr dürft an meinem Geheimnis heut' Nacht teilnehmen!"

Waren seitdem Stunden vergangen oder nur eine? Jegliches Zeitgefühl ist fort. Inzwischen habe ich mich auf der Bank unter dem Terrassendach wieder eingerichtet. Doch ist die Holzbank zu kurz, um meine Beine darauf lang auszustrecken. Die gesamte Zeit über hielt ich sie angewinkelt. In der Folge ist mein Körper nur minimal entspannt. Spüre ich hart die Kälte. Vorwiegend in den großen Zehen. Eisige Nadelstiche, Taubheit.
„Natürlich!", schießt es mir urplötzlich in den Sinn, *„die Zigaretten – Nikotin! Und auch die Brote vom Pastor! Der Kreislauf wird durch die Einnahme dieser Stoffe extrem aufgeputscht und erleidet hinterher einen Entzug. Beides geht eben nicht: Du kannst nicht unter freiem Himmel leben und dabei gleichzeitig Aufputschmittel zu dir nehmen. Auch hier nicht, Gott dienen und zugleich dem Mammon."*
Hier galt es jedes Mal eine Entscheidung zu treffen. So oft ich im Freien lebte. Luft und Sonne nähren d e n Körper au feine spezielle, indes vollends funktionstüchtige Weise. Das hatte ich Dutzende Male am eigenen Leib erfahren.
Im Nu traf ich diese Entscheidung. In einem reinen

Willensakt negierte ich alle körperlichen Symptome. Fokussierte mich stattdessen einzig auf die Geisteskraft des Verstandes. Stellte diese gezielt auf ein Gespräch mit Gott ein:
„Beim besten Willen, Herr, ich kann nicht erkennen, welchen Weg ich einschlagen soll! Was willst du Herr? Was ist es, das ich tun soll? … Pilgerin bleiben? – dann muss der Rucksack weg, er ist unnötiger Ballast! Oder soll ich in die Zivilisation zurück? Aber wohin?“

„Zivilisation“. Nüchtern betrachte ich bei diesem Gedanken das einzige Haus weit und breit. Etwa dreihundert Meter entfernt vom Campingplatz stehend. Immer mal wieder hatte ich zu ihm herüber geschaut. Beleuchtete Fenster im Winter, faszinieren mich. Zunächst zeigten mir diese hier große und kleinere Menschenschatten, bei warmem Flutlicht geschäftig hin und her huschend. Wenig später sind die Silhouetten verschwunden, fallen die Lichter gedämpft aus. Ein Fenster hingegen, sendet kalt flackernde Lichtimpulse aus, eindeutiges Indiz für das Vorhandensein eines eingeschalteten Fernsehers. Und jetzt sehe ich, wie alle Lichter – eines nach dem anderen – erlöschen. *„Filmreif! Ich liebe das. Jetzt geht die Familie schlafen. Kuschelig warm und gemütlich in ihr Bett – nichts davon ahnend, dass ich hier draußen bin.*“
Und ein wenig spüre ich darüber Wehmut. Doch

nicht intensiv genug, um mich ernstlich nach einem Familienleben zu sehnen.
„Also doch ewige Pilgerschaft, Herr? … Nein, das ist es doch auch nicht – ich bin doch gar nicht der Wandertyp. Ich sehne mich danach anzukommen, einen Platz in der Welt zu haben, und nie wieder fort zu müssen. Nur, das eben nicht in dieser Form von Familie … Nein, Herr, es muss noch etwas anderes geben!“
Und eben in jenem Moment, da ich diesen Gedanken bewusst erfasse, fällt mir wieder der Pastor mit seinem Ratschlag ein. Augenblicklich springe ich hoch, renne Hals über Kopf Richtung See und Graureiher los. Hin, zu der alten Buche, die ich gegenwärtig als Freundin anerkenne. *„Natürlich!“, s o* spreche ich die Buche an, *„Du bist näher an Gott dran, als ich es je sein könnte. Du alles an dir Erduldende. Du wirst mein Gebet hinauftragen, nicht wahr, direkt an den Empfänger!“*
Und erfüllt von neuer, nie gekannter Hoffnung falle ich am Fuße ihres Stammes auf die Knie, falte die Hände, halte sie der Freundin Krone entgegen und fange geradewegs zu beten an. Inbrünstig, wie ich es bis dato nie erlebt in meinem Leben.
Vollkommene Gegenwart im Geist. Empfangsbereit. Nichts anderes mehr erwartend, als einzig eine klare Antwort.
„Herr! Da bin ich! Du kennst meine Frage und ich sage dir gleich, ich werde nicht eher aufstehen, bis

du mir darauf geantwortet hast!“
Und wie angekündigt, so führte ich es aus. Ähnlich dem Graureiher auf seinem Schlafplatz bewegte auch ich mich keinen Zentimeter vom Fleck weg. Dabei nicht Kälte, nicht Hunger spürend. Starr und doch randvoll angefüllt mit göttlich-geistlichem Leben. Gänzlich fleischgewordene Frage, das war ich jetzt: *„Herr, wohin setze ich den nächsten Schritt?“*

Wie lange ich so knie, weiß ich nicht. Zeit-, und Raumgefühl verschwinden. Stattdessen finde ich mich in gleißendes Licht getaucht. Was eine gefühlte Ewigkeit andauert. Keine Farbe, nur helles Licht. Das am Ende abrupt erlischt, mich in absoluter Finsternis zurücklässt. Nicht unangenehm. Im Grunde ist mir diese Düsternis vom Gefühl her ebenso nüchtern erschienen, wie die gleißende Helligkeit zuvor. *„Nüchternheit. Was soll sie mir bedeuten?“* Frage ich.
„Gleiche Gültigkeit!“ Vernehme ich. Da fällt mir just eine vertraute Erkenntnis wieder ein. *„Licht und Dunkelheit gehören untrennbar zusammen. Das eine bedingt das andere und hebt sich im Miteinander wieder auf. Sind wie die zwei Seiten einer einzigen Medaille – und die von ihrem Ursprung her, letztlich auch nur wieder ‚Gottes Wille.‘“*
Dieses Wissen hebt mir jedwede Bewertung, alles

Urteilen auf, bei der Suche nach dem weiteren Weg. So gilt mir nun dabei unverzichtbar diese Maxime: Alles kann und darf, nichts aber muss sein."

Und just in jenem Augenblick, da mir dies bewusst wird, schwebt mir aus der Dunkelheit ein Lichtbild zu, ein altbekanntes, aber lange vergessenes Bild: Es ist der Buchdeckel eines Buches, welches ich vor Jahrzehnten – mit dreizehn Jahren im Krankenhaus liegend – von einer Krankenschwester zu lesen bekam: „Die Nonne", prangt mir fett der Titel darauf entgegen.

Im Nu bin ich wie elektrisiert. Welch ein Hammerschlag für meine Seele! Das Cover mit der Aufschrift rast in einer hohen Geschwindigkeit auf mich zu. „Nonne, Nonne, Nonne!", so schreit mich der Titel jetzt buchstäblich an. Das reißt mich im Nu heraus aus der Körperstarre. Verwirrt blicke ich mich um. Alles steht noch auf seinem Fleck. Die Eiche und der Graureiher waren da, lebten – ich auch. Erleichterung. Aber Nonne werden? *„Herr, das ist ja wohl ein übler Scherz!"*

Erneut schließe ich die Augen. Geradewegs fliegt mir das Titelbild aufs Neue entgegen. Flugs öffne ich die Augen, schließe sie wieder. Da bleibt das Cover stehen. Doch blinkt mir jetzt das Wort „Nonne" darauf, ähnlich jener quietschbunten amerikanischen Neonleuchtreklamen in ihrem nervig hektischen Rhythmus von einem ‚An-und-aus-Geflimmer' entgegen.

„Kein Zweifel“, durchzuckt mich Gewissheit, *„das also ist dein Wille!“*

Und Verwunderung bemächtigt sich meines Geistes, derweil sich der Körper erschöpft hintenüber fallen lässt. Rücklings bleibe ich auf dem kargen Uferboden liegen. Starre die Sterne an. Dabei laut vor mich hinredend: *„Also wirklich, Herr, das kann ja nur vom Versucher kommen – wie soll das denn gehen? Ich bin keine Jungfrau mehr, ich habe ein Kind, ich war verheiratet! Und ich bin nicht getauft! … Und überhaupt, Herr, um Nonne zu werden, müsste ich der Kirche beitreten – Du weißt genau, was ich von der Kirche halte …“*.

Noch viele Argumente brachte ich vor, doch welche auch immer ich einbrachte, sobald ich die Augen schloss, tauchte das Buchcover erneut auf. Keine Chance, ihm zu entgehen. Da gab ich allen Widerstand auf. Nahm den mir seltsamen Ruf, Nonne zu werden, zumindest schon mal gangbar an. Und siehe, das Bild verschwand.

Ratlos indes, blieb ich weiterhin. Folglich breitete ich am Ende, wie gewohnt in ähnlichen Situationen, den sprichwörtlichen ‚Teppich‘ vor Gott aus. Schlug ihm einen Deal mit mir vor. Allein um sicher zu sein, dass ich hier keinem Trugbild aufsaß. Unbeholfen richtete ich mich dazu wieder vom Boden auf, sank unmittelbar wieder auf die Knie und betete: *„Okay, Herr, wir machen das so: Sollte ich morgen nach Tagesanbruch innerhalb der nächsten fünf*

Kilometer an einem Kloster vorbeikommen, werde ich da hineingehen und Nonne werden. Wenn nicht, entledige ich mich des Rucksackes und bleibe in den Wäldern!"

Und damit hatte meine Seele wieder ruh. Fast diebisch frohen Herzens erhob ich mich auf der Stelle und schlenderte gemächlich zu der kurzen Verandabank vor dem Holzhaus zurück: *„Das ist geradezu ein Fauxpas, nicht wahr, Herr?*", so lachte ich in mich hinein. *„Denn wir befinden uns hier im tiefsten Osten, hier überhaupt ein Kloster zu finden ist ja schon ein Unding – und das noch innerhalb von fünf Kilometern? … Ha, ich schätze, da wirst auch Du passen müssen."*

So bin ich den Rest der Nacht auch felsenfest davon überzeugt, mein Leben doch wandernd fortzuführen. Und in gewisser Weise freute mich das, denn in Anbetracht der Erinnerungen an die Beschreibung eines Klosterlebens aus dem Buch "Die Nonne", kam mir dieser Weg im Vergleich doch durchweg freudvoller vor.

Ich muss Nonne werden: Wie geht das?

Der andere Morgen. Still sitze ich auf der Bank und betrachte wieder den Graureiher, der noch immer dasteht, als handelte es sich bei ihm um ein ausgestopftes Exemplar aus dem Naturkundemuseum. Doch dann, urplötzlich, regt er sich. Weit breitet er seine Flügel aus, schwingt sie ein paar Mal hin und her, hebt ab und fliegt segelnd davon. Ein majestätisches Bild. Überhaupt, so freue ich mich, was für ein lichter Morgen – klar und doch freundlich mild. An meinen Deal mit Gott, denke ich nicht mehr. Nichts mahnt mich zur Eile. In aller Ruhe packe ich den Rucksack, mache mich auf. Klettere über den Zaun zurück auf die Landstraße. Marschiere los, gedankenlos. Schritt um Schritt. Und siehe da, kaum drei Kilometer vom Zeltplatz entfernt, stehe ich doch wahrhaftig vor einer alten Klosteranlage. Das haut mich buchstäblich um. Verschlägt mir augenblicklich Verstand und Sprache. Ein heiliger Schrecken durchfährt mich. Schwindel erfasst mich. In den Ohren saust es. Kann nicht fassen, was ich da sehe. Grenzenlose Ehrfurcht vor der Mystik des Lebens ergreift von mir Besitz. Derart heftig, dass sich mir auch das kleinste Härchen im Nacken hoch aufstellt. So stehe ich vor der Anlage, gaffend, als sähe ich Gott persönlich … Und so ist es ja am Ende auch.

Es dauert einiges, bis ich mich wieder gefangen habe. Endlich aber schreite ich entschlossen auf den großen Eingang zu. Ein Steinportal, das mit seinen mindestens zwei Metern Breite im Durchlass einladend offen steht. Links und rechts von diesem sind, auf Steinpfosten angebracht, jeweils ein quadratisch weißes Emailleschild. Auf dem Linken steht geschrieben: „Evangelische Kirchengemeinde Forst". Auf dem Rechten: „Katholisches Pfarramt Forst". Und meine Verwunderung ist groß, „*zwei Kirchen, Herr?*" Von einer geteilten Kirche Christi, hatte ich nicht die leiseste Ahnung. Kurz lausche ich demnach in mich hinein: *„Welche Seite soll ich wählen, Herr?"* Am Ende entscheide ich mich für jene Seite linker Hand, da die bekannterweise immer von Herzen kommt.

Zwei weitere Schritte, schon stehe ich vor einer massiven Holztür. Klopfe an, drücke zugleich die Klinke herunter und stehe unvermittelt vor einer Frau im schwarzen Ornat. Die ist höchstens um die Dreißig. Trägt ihr braunes Haar elegant kurz geschnitten, und von ihrem Hals abwärts führend, eine Art Medaillon an gliederschwerer langer Silberkette.

„Guten Tag!", begrüßt sie mich verhalten, „Frau Becker ist im Haus unterwegs, aber vielleicht kann ich Ihnen helfen?"

„Ja, vielleicht", gebe ich freundlich zurück und bringe mein Anliegen geradewegs vor, „ich hatte in der Nacht eine Vision, ich muss Nonne werden –

Wissen Sie wie das geht?“
Leise lacht die Frau auf, scheint amüsiert. Fängt sich augenblicklich aber wieder und bittet mich mit ihr zu kommen. Wir gehen in ein kleines Büro, setzen uns an einen runden Tisch. Hier stellt sich mir die Frau als die Pastorin der evangelischen Gemeinde vor. Bittet mich sodann, ihr meine Geschichte zu erzählen. Das tue ich. Vertraue ihr sogar mein Ohnmachtserlebnis von damals, als Dreizehnjährige im Krankenhaus, an. Denn für mich gab es ja keinen Zweifel mehr, dass allein Gott hier am Wirken ist. Von daher befinde ich mich in einem Zustand absoluter Glaubensgewissheit. Getreu dem Wort Gottes aus der Schrift, in Jesaja 55,11: „… so ist es mit jedem Wort, das meinen Mund verlässt: Es kehrt nicht leer zu mir zurück, sondern bewirkt, was ich will, und erreicht all das, wozu ich es ausgesandt habe.“, gebe ich mich vollends der Gegenwart hin. Gottes Wort an mich hieß „Nonne werden“. Und Nonne würde ich jetzt auch werden. Basta!
Die Pastorin indes scheint von all dem nichts zu verstehen. Im Gegenteil. Bei ihr nehme ich, derweil ich erzähle, die gleiche Leere, neben einer fast angstvoll-angewiderten Abwehrhaltung – meinem Erleben und somit allem göttlich-mystischen Wirken gegenüber –, wahr, wie bei dem Pastor Fiedler vor zwei Tagen. Mitleidigen Blickes wirft sie mir am Ende pragmatisch nur einen einzigen Satz entgegen: „Also nur, weil Sie als Kind beim Lesen

dieses Buches in Ohnmacht gefallen sind, heißt das doch noch lange nicht, dass Sie Nonne werden müssen."

„Ups", durchzuckt es mich da peinlich berührt, *„Thema weit verfehlt meine Liebe. Da erzähle ich dir von den großen Werken Gottes an mir, von dem Wunder Leben – und alles, was dir dazu einfällt, ist dieser eine Satz?"*

Die Enttäuschung sitzt tief. Am liebsten wäre ich jetzt aufgesprungen und weggelaufen von diesem Ort. Doch wohin? Resignierend frage ich stattdessen: „Und was soll ich nun Ihrer Meinung nach tun?"

Die Pastorin zuckt mit den Schultern. „In unserer Kirche gibt es den Berufsstand einer Nonne nicht. Und mit Ihrer Denkweise sind Sie auch eindeutig katholischen Glaubens … Sie sollten rüber, zum Kollegen gehen …"

Mechanisch nicke ich, nicht wissend, was ‚katholisch' meint. Indes zu fragen getraue ich mich nicht. Für mein Verständnis habe ich mich genug blamiert, will mich verabschieden. Doch da stoppt mich die Pastorin. „Bevor Sie gehen, sollten Sie sich ausruhen. Sie sehen sehr müde aus. Bleiben Sie einen Tag bei uns – morgen können Sie weiter sehen."

Das Wort „uns" in diesem Kontext verstand ich ebenso wenig, was mir in jenem Moment zumindest nicht wichtig war. Denn das kleine Wörtlein ‚uns'

bedeutete Zuwendung und die brauchte ich jetzt dringend, so fühlte ich, wenn ich mein Ziel, Nonne zu werden, erreichen wollte. Überdies spürte ich meinen Körper gerade tatsächlich bleischwer und ein Sehnen in meinem Herzen, nach abgeschiedener Stille. Das wenigstens, hatte die Pastorin schon vor mir gesehen, dankend nahm ich deren Angebot an.

Kaum das Angebot angenommen, werde ich von der Pastorin durch die Anlage geführt. Wodurch sich mir schnell auch das ‚uns' klar definiert. Denn bei dem Anwesen handelt es sich nur dem äußeren Anschein nach um eine Klosteranlage. In seinem Hauptgebäude beherbergt es zuvorderst ein Pflegeheim. Wobei die vielen Nebengebäude unterschiedlich genutzt werden. Eines dient als Gesellschafts- oder Speisehaus, im Innern einer großräumigen Uni-Mensa gleich. Dazwischen Lagerhäuser verschiedenster Art. Ein anderes enthält eine bescheidene Kapelle. Und letztlich unweit dieser, ein wenig abseitsstehend, ein Gebäude, zu welchem mir die Pastorin erklärt: „Das ist das Wohnhaus der Schwestern."
Irritiert blicke ich darauf: „Ach so, dann gibt es doch Nonnen bei Ihnen?"
„Nein. Das hier sind Diakonissen. Eine besondere Form von Krankenschwestern, wenn sie so wollen, die in Gemeinschaft lebt."
Der Dienst der Diakonissen an diesem Ort, so erfuhr ich, bestand darin, die Senioren zu pflegen

„und das rund um die Uhr“. Das war der Grund, warum diese Schwesterngemeinschaft auf dem Gelände wohnte.
Schon ist es Mittagszeit. Die Pastorin lädt mich zum Essen in den Speisesaal ein. Doch zunächst eilt sie mit mir in die Kapelle. Hier lerne ich die Gemeinschaft kennen. Alle Schwestern gleich gekleidet. Hellgraues Kleid, weißer Kragen. Angefangen mit der Oberin, in deren Gästezimmer ich die kommende Nacht verbringen werde, so die Pastorin, werde ich nunmehr jeder Schwester einzeln vorgestellt. Und derweil mich eine nach der anderen herzlich begrüßt und sich namentlich vorstellt, schwant mir langsam, woher diese plötzliche Fürsorge der Pastorin und Einladung zum Bleiben rührt – *„… klar, diese Schwestern nennen sich nicht Nonnen, leben aber in einem ähnlich gemeinschaftlichen Dienst! Und sie sind insgesamt fast in dem Alter derer, die sie pflegen. Eindeutig, es fehlt an Nachwuchs. Und zusammen mit meinem Anliegen konnte es ja wirklich sein, als ob ich mein Ziel schon erreicht hätte, nicht wahr.“*
Doch schon während des Gebetes verwerfe ich diesen Gedanken gründlichst wieder. Denn da war und blieb immer noch die Sache mit dem fehlenden Anerkenntnis des Heiligen Geistes. Bzw. dessen Wirkkraft in eines jeden einzelnen Menschen Seele. Dieses Fehlen war für mich durchaus körperlich zu empfinden, was es mir letztlich unmöglich machte,

in jenen liebevollen Schwestern jene Nonne zu finden, die ich mich nun beauftragt fühlte, zu werden. Undenkbar für mich, deren Leben und mein tiefstes Sehnen – die vollkommene Einheit mit diesem unsichtbaren Geist –, in Einklang zu bringen. Und nicht zuletzt vermisste ich auch hier die Freude. Jene frohe Lebendigkeit, entspringend aus den unergründlichen Tiefen des Schöpfers allen Seins. Sprich, der Glaube, einzig an einen liebenden Vater. Nein, dieser Ort war nur eine Zwischenstation. Doch ließ ich mir das nicht anmerken, still verharrte ich, die Hände gefaltet, wartend auf den nächsten Schritt.

Nach dem Gebet und einem schlichten Mittagsmahl werde ich in ein kleines Zimmer im Schwesternhaus geführt. Nicht weit entfernt von den Räumen der Oberin. Ein gemütliches Zimmer, das neben dem üblichen Standard von Bett, Schrank, Tisch und zwei Stühlen, mit separatem Bad mit Dusche ausgestattet ist. Ein Luxus, den ich eben überaus zu schätzen weiß. Kaum ist die freundliche Oberin aus der Tür, bin ich schon unter der Brause. Falle gleich im Anschluss daran, wie tot in das Gästebett.
Den Nachmittag verschlafe ich. Allein ein verhaltenes Klopfen an der Tür weckt mich aus dem Schlaf. Ich beeile mich, zur Tür zu kommen, doch das Gehen fällt mir schwer. Meine Füße sind dick angeschwollen und schmerzen bei jedem Schritt. Vor der

Tür steht eine der ältesten Schwestern: „Oh, hab' ich Sie gestört?" Fragt sie erschrocken, bei meinem Anblick.
„Nein, nein, ich denke, ich habe lang genug geschlafen."
„Also ich wollt' Sie auf's Zimmer einladen. Die bringen gleich ‚Den kleinen Lord' im Fernsehen, haben Sie Lust den zu sehen? Schwester Monika kommt auch …"
Nein, habe ich nicht. Aber die Herzlichkeit dieser Schwester lässt mich dennoch keinen Augenblick zögern, sofort mit ihr zu gehen. Und kaum sind wir in deren Zimmer, da stößt die angekündigte Schwester dazu. Bevor der Film beginnt, berichten mir beide von ihrem Leben in dieser Kommunität und je mehr sie mir davon erzählen, desto mehr entfremdet es mich diesem Gemeinschaftsleben, ohne dass ich genau hätte beschreiben können, was es ist. Nur eines konnte ich mit Sicherheit bestimmen: Das hier war nicht das Leben, wonach ich suchte. Eindeutig. Denn ein Solches hatte ich verlassen. Indes, dieses hier schien mir trostloser. Daran änderten auch nichts die beständig geträllerten Liedchen aus dem Munde der über siebzigjährigen Schwester Monika. Für mich gab es kaum einen Unterschied zwischen deren Leben und jenes einer gewöhnlichen Krankenschwester. Lediglich Habit und Gemeinschaftsleben konnte ich ausmachen. Mehr nicht. Wobei für mich eine Krankenschwester

mit Familie, ebenso Gemeinschaft lebte. Nur eben kleiner. Ein solches Leben indes, genügte meinen Vorstellungen nicht.
Und derweil der Film anlief, bedankte ich mich bei den Schwestern für deren liebevolle Gastfreundschaft und Offenheit. Denn dadurch hatte ich Klarheit gewonnen. *„Nein", so erkannte ich für mich, „hätte Gott von mir eure Lebensweise gewollt, dann hätte er euch Nonnen genannt. Aber das hat er nicht, im Gegenteil, eure Pastorin sagte ganz klar, dass es in der evangelischen Kirche keine Nonnen gibt …"*

Am Tag darauf mache ich mich unverzüglich auf, „zu dem Kollegen rüber", wie mir die Pastorin empfahl. Hoffnungsvoll klopfe ich an dessen Tür. Und wie mir geöffnet wird, stelle ich mich jenem Mann, der da vor mir steht, ebenso vor, wie am Vortag der Pastorin: „Guten Tag! Ich hatte eine Vision, ich muss Nonne werden – Wissen Sie wie das geht?"
Und dann? Freude über Freude. Diesmal ernte ich keinen amüsierten Blick auf meine Frage, sondern werde empfangen, als handelte es sich bei meinem Anliegen um die normalste Sache der Welt. Sofort fühle ich mich legitimiert in Gegenwart dieses Mannes, der sich mir als Pfarrer der katholischen Gemeinde vorstellt. Und bin mir gewiss, ‚zu Hause' angekommen, zu sein, sprich in dem, was die Pastorin – lakonisch doch – explizit ‚katholisch'

nannte. Unverhofft finde ich jene wache, geistliche Präsenz, nach der ich bislang so vergeblich Ausschau gehalten hatte. Ein Herz, das um die endlosen Tiefen, Weiten und Höhen im Wirken des Heiligen Geistes weiß. Und von daher Achtung entgegenbringt, dem Lebensweg eines jeden Menschen. Beziehungsweise Ehrfurcht empfindet vor jener allumfassenden Kraft, schlicht Gott genannt, die hinter allem Menschsein steht.
Freundlich bittet mich der Pfarrer Platz zu nehmen. Neigt mir aufmerksam sein Ohr zu, ohne jegliche Unterbrechung und schweigt dann erst eine Zeit mit mir gemeinsam, bevor er mir Antwort gibt. Eine Antwort, die mich erlösend für all das Erlittene in meinem bisherigen Leben entschädigt:
„Wissen Sie, Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen das ebenso im Geist und der Wahrheit tun, so hat Christus einst zu einer Samariterin – einer Heidin – am Brunnen gesagt. Sie finden diese Stelle bei Johannes 4, 24 … Und noch eines hat er gesagt, bezeugt durch seinen Lieblingsjünger Johannes, das finden Sie in 3,8: ‚Der Wind weht, wo er will; du hörst sein Brausen, weißt aber nicht, woher er kommt und wohin er will. So ist es auch mit jedem, der aus dem Geist geboren ist.‘ … Wer bin ich also, dass ich Ihnen eine göttliche Führung absprechen könnte?!“
Welch ein Balsam für meine Seele. Tränen der Freude rinnen mir über die Wangen, denn ich

bekam hier Trost nicht nach Menschenwort, sondern durch das mir liebste Wort: die Heilige Schrift.

Und von diesem Moment an, gelang alles sehr schnell. Außer Frage, es gab eine Menge Orden in der katholischen Kirche, in denen ich Nonne werden konnte, so klärte mich der Pfarrer auf. Doch zunächst hatte ich die Tradition der Kirche kennenzulernen und abschließend getauft zu werden in ihr. Dazu aber müsste ich nach Berlin zurück. Am Ende gab mir der Priester eine Adresse und einen Namen in die Hand. Segnete mich mit einem großen Kreuzzeichen und entließ mich mit besten Segenswünschen für meine weitere Zukunft."

(Ende des Auszuges aus meiner Biografie)

All das ereignete sich Anfang Dezember 2001. In der Osternacht 2002 wurde ich getauft. Zwei Jahre später stand ich – ebenso unergründlichen Weges hingeführt, wie zuvor nach Potsdam auf den Campingplatz, bzw. in die katholische Kirche –, vor dem Karmelitinnenkloster "Maria, Mutter des Erlösers" in Wemding. Spontan bat ich um Aufnahme und trat am 26. April 2004 in dieses Kloster ein.

Von da an führte ich ausschließlich das Leben einer Nonne in einem der strengsten Formen kontemplativen Ordenslebens. Strikt getrennt vom

Rest der Welt, hinter Gittern. Die einzigen Menschen, die ich alltäglich zu sehen bekam, waren die 12 Schwestern. Späterhin gar nur noch 10. Und nicht ein einziges Mal verließ ich das Kloster zwischendurch.

Nach einjährigem Postulat folgte die Einkleidung, das Noviziat – Habit, Chormantel, weißer Schleier. Große Feier. Indes die Sehnsucht in mir, ein Leben als Eremitin zu führen, verschwand nie. Bisweilen gelang es mir, sie zu unterdrücken. Doch bemächtigte sie sich meiner anschließend umso intensiver. Folglich versuchte ich, sie in den Klosteralltag zu integrieren. Was mir nicht glückte. Im Gegenteil, ich verlor meine einstige Lebensfreude am ewigen Vater, in jenem mir so hochheiligen, allzeit präsenten Namen, Jesus Christus. Anfangs, ohne es selbst zu bemerken, obgleich mich Träume immer wieder darauf hinwiesen. Der Beichtvater war es, der mich eines Tages hierauf hinwies. Dass ich meine Lebendigkeit im Kloster verloren habe, so offerierte er mir frei heraus, und doch von daher ernstlich überlegen solle, ob ich nicht besser aus dem Orden wieder austrete. Eben hatte ich ihm, wie so oft, nebenbei von meinem letzten Traum erzählt. In dem kam ich eines Morgens in den Chor und fand statt der Schwestern, nur starr vor sich hinstierende Puppen in braunem Habit und schwarzem Schleier sitzen.

Und da der Beichtvater mir diese "Überlegung" am Beginn der Adventszeit 2007 als Bußaufgabe

nach der Beichte auferlegte, war es mir unmöglich, dem etwa nicht nachzugehen. Obgleich ich es gern getan hätte. Denn diese Offenbarung traf mich unverhofft zutiefst schmerzlich. In der Folge dauerte die Entscheidungsfindung auch drei Wochen an. Bis ich eines Morgens, während der Hl. Messe, selbst erkannte, wie weit ich mich inzwischen „von meiner ersten Liebe“ (Vgl. Offb 2,4) entfernt hatte. Ergo trat ich am Fest der ”Unschuldigen Kinder“, dem 28. Dezember 2007, aus dem Kloster wieder aus. Nicht jedoch jubelnden Herzens. Denn was würde jetzt aus meiner Vision werden? So fragte ich mich. Nonne werden, lautete der Ruf. Oder hatte ich mich getäuscht? Nein, hatte ich nicht. Nur falsch verstanden hatte ich diese Berufung. Wie ich zwei Monate später erfuhr. Durch das Wort eines Priesters, niedergeschrieben auf einer Karte an mich, Klarheit darüber: „Ihre Berufung ist, wie Sie sagten: Nonne werden. Mit diesem eigentlichen Namen: ”Großmutter” belegt das Volk diese Berufung und meint die Klausurierte Lebensform.“

In einer Ordensgemeinschaft war ich demnach grundverkehrt. Deshalb schwand im Kloster meine Lebendigkeit auch so immens schnell dahin. Und so danke ich dem ewigen Vater auch heute noch für den begnadeten Beichtvater, der damals den Mut hatte auszusprechen, was er von Gott her aussprechen soll. In der Folge galt es für mich herauszufinden, wie ich diesem speziellen Ruf „einer klausurierten

Lebensform“ gerecht werden konnte. Stellt es doch keine leichte Aufgabe dar. In einer Zeit, in der es kaum mehr möglich ist, sich ohne Vertrag auch nur auf dem kleinsten Flecken Land in Deutschland aufzuhalten, ohne dass gleich einer daherkommt und irgendeinen Anspruch für sich daraus erhebt. Die Zeiten, in denen sich ein Mensch unbehelligt in die Wälder zurückziehen konnte, um darin ein Einsiedlerleben zu fristen, sind schon Jahrzehnte vorbei. Indes eine Klause zu beziehen, bereitgestellt von der Kirche, ist mit enormen Auflagen verbunden. So arg, dass diese am Ende jeglichen Grundvoraussetzungen zur Erfüllung des spezifischen Rufs ”Nonne“, sprich ”Eremit:in“ vollständig entgegenstehen.

Das ist der Grund, warum ein authentisch lebender Eremit – und hier im absoluten Gegensatz zu einem Einsiedler –, überall zu finden ist. Denn während ein Einsiedler den Menschen bewusst den Rücken zukehrt, lebt der Eremit inmitten ihrer. Der geografische Ort spielt für ihn keine Rolle, da sein gesamtes innerstes Wesen einzig allzeit auf den Willen Gottes ausgerichtet ist. Vor des ewigen Vaters Angesicht steht der Eremit allezeit. Mit in und durch dessen Sohn, Jesus Christus. Und was er von hier her empfängt, das tut er – und zwar allein, weil er es tun muss. Da er ein Geliebter ist, der von dem Liebenden – seinem Schöpfer –, zutiefst ergriffen ist.

So hält sich ein authentisch lebender Eremit auch stets nur dort auf, wo der Liebende ihn hinstellt. Wird demzufolge nicht an eine Klause gebunden, zu finden sein, da er allein an den Willen des Liebenden gebunden ist.

Kurzum: Der wesentlichste Unterschied zwischen einem Einsiedler und einem authentisch lebenden Eremiten besteht darin, dass dieser der Welt nicht entfliehen kann, noch will. Sondern durch den einzig Liebenden – welcher der ewige Vater in dem Sohn ist –, ein allzeit Menschenliebender-, und dienender ist und bleibt. Und das ist nur zu logisch; denn der „Menschensohn" kam nicht in die Welt „um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele." (Mt 20,28 u.a.). Und wie der Liebende, so auch die Geliebten – eben vorzeiten schlicht: Jünger, bzw. Eremit:in genannt.

Arm, keusch und gehorsam leben solcherart Eremiten in der Welt. Das ist unumgänglich. Denn würde einer unter ihnen auch nur dem geringsten Gegenstand, Ort oder Werk oder Mensch anhängen, statt allein Gott, so wäre seine Liebe – und somit sein Dienst –, dahin. Am Ende würde er sein gesamtes Wesen sinnentleert, angsterfüllt und verbittert an seinem Orte finden.

Indes bestehen im Vergleich zu einem Einsiedler, und das unüberbrückbar zumindest in Deutschland, beträchtlicher noch gravierende Unterschiede in der

Lebensweise zwischen einem Diözesaneremit und einem Wandereremiten. Denn wo es einem Eremiten, gleich welchen Geschlechts, nach Amtstitel und Anerkennung seiner Mitmenschen verlangt, vermittels kirchlicher Autorität, legt er in die Hände eines Bischofs ein Gelübde ab. Wonach er diesem Bischof – und dessen Nachfolgern –, alsdann unabweisbar zum Gehorsam verpflichtet ist. Im Gegenzug erhält der Diözesaneremit eine Klause zugewiesen, die er mietfrei bewohnen darf, zugleich aber auch die Auflage für seinen Lebensunterhalt selbst zu sorgen. Sprich ein vertraglich gesichertes Bündnis einzugehen, mit einem Arbeitgeber oder, so einer freiberuflich tätig ist, mit Käufern und Händlern jeglicher Couleur. Was wiederum weitere Bünde nach sich zieht, wie jene mit Versicherungsgesellschaften, zum Zwecke vermeintlicher Absicherung gegen die Pläne Gottes für seinen Menschen, vermittels Unfall-, Renten- und/oder Krankenversicherung. Und nicht zuletzt komplettiert wird diese Leibeigenschaft zwischen Bischof und Diözesaneremit abschließend noch dadurch, dass er sich zur strikten Einhaltung einer bereits definierten und kirchenrechtlich anerkannten Ordensregel seiner Wahl verpflichtet.

Der Wandereremit indes kannte und kennt zu allen Zeiten nur eine einzige Regel, die er allzeit beachtet und lebt. Und die lautet:

"Herr, dein Wille geschehe!"

Von daher findet der Wandereremit sich nie in der Lage, je eine andere Bindung einzugehen, außer der Bindung an den Willen seines Schöpfers. In Gott allein erweist sich seine Freiheit. Und gleichwohl ihn diese Tatsache schon automatisch herausstellt aus jeglichen Formen gemeinschaftlichen Lebens, so lebt und wirkt er doch allzeit in und für jedwede Gemeinschaft gleich welchen Standes, Rasse, Religion. Denn in Einheit mit dem Höchsten wirkend – durch, mit und in Jesus Christus –, steht er homogen zu aller Welt und in ihr. Bedingungslos dienend, ohne Netz und doppelten Boden. Keinerlei Absicherung und doch sich zutiefst gesichert und geborgen findend. Nirgends auf Erden einen Flecken sein Eigen nennend und doch sämtlicher Orte teilhaftig seiend. So durchschreitet ein Wandereremit sein Dasein allzeit in der Gegenwart vor seinem Herrn und Gott stehend. In direkter Nachfolge seines Meisters, des ewigen Sohnes Jesus Christus. Dessen ‚Stock und Stab', gefertigt aus dem Willen des Vaters, ihn zu jeder Zeit untrüglich sicher führen. Somit bleibt ein Wandereremit auf immer – gänzlich unfrei –, einzig dem Willen Gottes gegenüber verpflichtet. Kein bequemes Leben, das ist wahr. Und doch trägt sich für ihn das ‚Joch' seines Daseins um ein Vielfaches leichter im Vergleich zu allen anderen Lebensformen – denn es stützt sich zu keiner Zeit auf einen Menschen, sondern auf ‚Gott allein' ab.

Somit kenne ich als Wandereremitin auch nicht die Unterscheidung zwischen besser und schlechter, gut oder böse. Stattdessen die Ausrichtung von Herz und Verstand, einzig auf die Tatsache: Gottes Wille! Allein Gottes Werk. Gottes Kraft. Gottes Gnade. Entsprechend der Realität: „…verschiedene Kräfte, die wirken, aber nur den einen Gott: Er bewirkt alles in allen." (Kor 12,6).

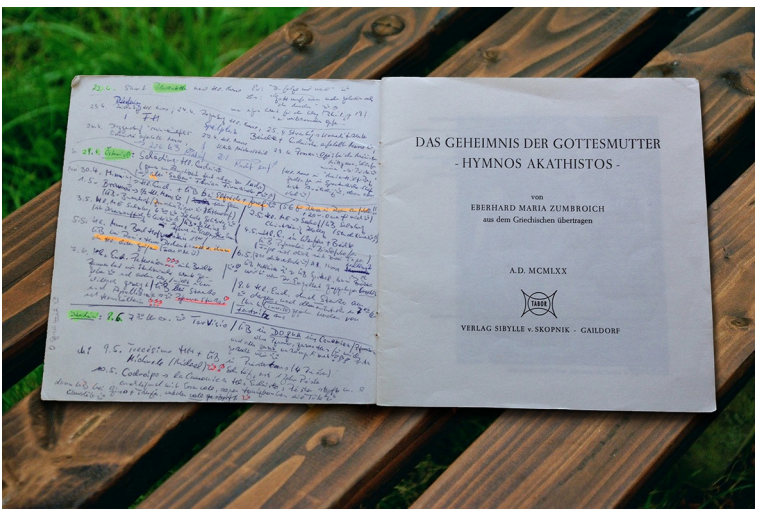
Folglich ist mir nichts fremd. Kenne ich mich in allem gut aus. In der Fülle gleichermaßen wie in der Entbehrung. Im Hungern wie im Sattsein. Und in Krankheit, Not und Leiden ebenso explizit, wie in der wahren Freude oder jenen Frieden, „den die Welt nicht geben kann" (Joh 14,27). Alles Geschehen besitzt gleiche Gültigkeit, insofern es allein auf Gott hin gedeutet wird. Unterscheidung und damit Trennung von dem Ganzen, das Gott ist, fabriziert einzig jener Verstand, welcher sich heftet an Menschenwort – ‚gebot' oder – ‚norm'.

Für mich gilt indes; wo und wie der Herr mich hinstellt, bleibe ich geduldig stehen, bis es heißt: Weiter ziehen!

Und von diesem Hintergrund aus, sind demnach auch die beiden Pilgerreisen zu verstehen. In sich gravierend voneinander verschieden, sowohl was die Intention, wie deren Auswirkung am Ende auf mich und all jene die mir dabei begegnet sind, anbelangt. Und doch in ihrer Ausrichtung auf Gott hin, wiederum von gleicher Gültigkeit. Denn da, wo

die Kraft ist, ist auch Gottes Willen zugegen. So galt mein erstes Pilgern noch dem Erreichen eines mehr egoistisch eingefärbten Zieles; der Erzwingung kirchlicher Anerkennung als Diözesaneremitin, durch den Päpstlichen Stuhl. Das zweite Wallfahren indes, allein der Intention: Gott allein genügt! Hierbei wollte und sollte mir der ewige Vater, der die Liebe ist, in Jesus Christus, Weg und Ziel zugleich sein.

1. Pilgerreise nach Rom 2007



DAS GEHEIMNIS DER GOTTESMUTTER
- HYMNOS AKATHISTOS -

von
EBERHARD MARIA ZUMBROICH
aus dem Griechischen übertragen

A.D. MCMLXX

VERLAG SIBYLLE v. SKOPNIK - GAILDORF

Tagebuchaufzeichnungen

Ein Tagebuch zu führen, war ursprünglich nicht geplant. Erst im Verlauf des ersten Tages kam mir der Gedanke jeweils Datum, Ort der Übernachtung, Empfang der Kommunion, Namen und grob nur Ereignisse festzuhalten. Ein Name genannt oder einen Ort, und sofort ist alles Erlebte rund um diesen Namen, der ja immer entweder zu einer realen Person, Begebenheit oder einer Ortschaft gehört, wieder da. Und da kein Notizbuch dafür vorhanden war, begann ich die Aufzeichnungen in das kleine Liedheft „Hymnos Akathistos“ zu schreiben, das ich neben der Bibel einzig bei mir trug, weil ich dessen Strophen so gern sang – und blieb am Ende dabei.

Tatsächlich wanderte ich über 1000 Kilometer zu Fuß. Lehnte die Mitnahme mit dem Auto grundsätzlich für mich ab. Wenn ich doch in ein Fahrzeug stieg, dann allein aus wichtigem Grund, dem der Nächstenliebe etwa, wie auf der Wegstrecke zwischen Chioggia und Ravenna in Italien oder wetterbedingter Umstände, wie den Abschnitt durch den Tauerntunnel mit der Tauernbahn in Österreich.

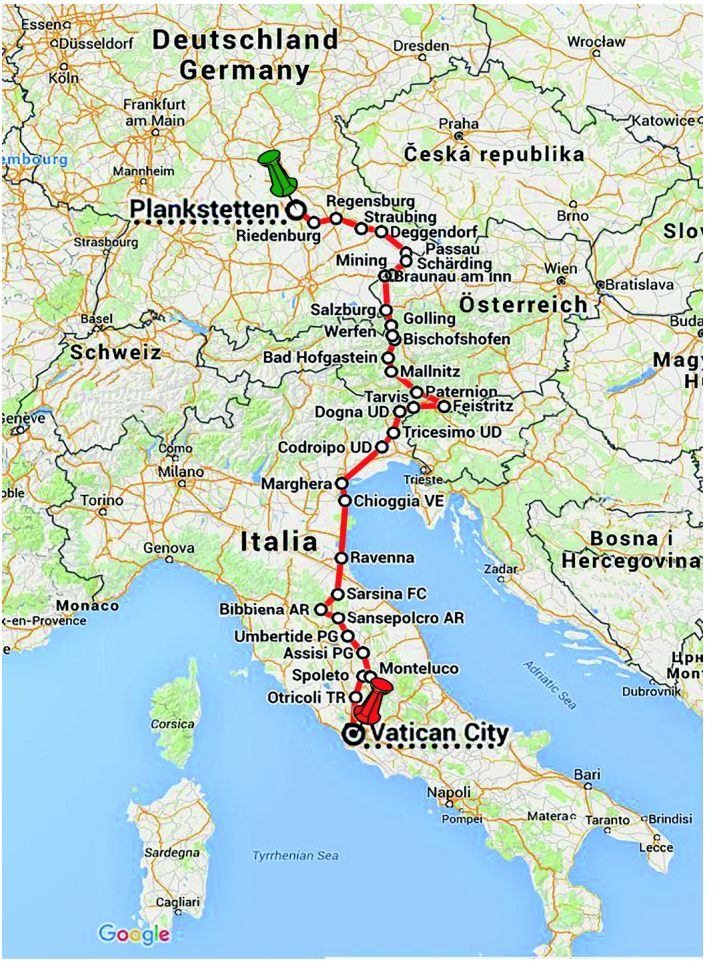
Auch finden sich keine exakten Kilometerangaben in den Aufzeichnungen – mich interessieren zurückgelegte Kilometer nur beiläufig –, ich laufe einfach. So manches Mal im Kreis, in die falsche Richtung

oder eine längere, umständlichere Strecke. Aber doch immer stet. Los von frühzeitig am Morgen, zwischen fünf und sechs, bis zum Beginn des Abends, achtzehn Uhr. Mindestens. Denn nicht selten lief ich auch darüber hinaus, bis weit nach Mitternacht. Bisweilen auf moosigen Waldwegen, an Wassern oder durch Bergmassive, aber doch häufiger auf Landstraßen, Schnellstraßen, selbst der Autobahn. Hier führte der Weg durch gastliche malerische Dörfer, da durch mir unbehaglich graue Städte. Zu mancher Stunde galt es, mir meinen Weg durch Menschenmassen hindurch regelrecht zu erkämpfen, dann wieder traf ich über schier endloser Laufzeit weder Mensch oder Tier an. Die Nächte in jenen Tagen von kalt bis erträglich kühl. Die Tage warm bis qualvoll heiß – Sonne ohne Unterlass. Es gab Durststrecken, in denen sich kein einziger Cent in meiner Habittasche fand, zudem der Magen leer blieb. Und es gab Feiertage, an denen Bauch und Taschen wegen Überfüllung schließen mussten. Sprich, ich den Überfluss zu verschenken hatte. Nicht immer gab es ein Dach über dem Kopf, da ruhte ich unter freiem Himmel an skurrilsten Orten. Anderntags hingegen in Häusern von Privatpersonen, Pfarrhäusern oder Konventen. Regeln gab es nicht. Jeder Tag neu. Dabei jede Stunde, jede Sekunde wider Erwarten anders.

Indes, eines erbat ich mir vom Herrn und erhielt es auch. Nicht einen einzigen Kalendertag verzichtete ich auf die Heilige Kommunion, empfangen durch die

Hand eines Priesters. Denn diese tägliche Wegzehrung schien mir, auf dieser ersten Pilgerreise, schier unverzichtbarer Bestandteil jedweder Wallfahrerei zu sein. Zweitrangig, wenn es sich hierbei nicht immer leicht gestaltete, jeweils jene Hirten zu finden, die bereit waren, mir diesen Liebesdienst auch außerhalb der Messe zu erweisen. Nebensächlich, wenn das zudem für mich bedeutete, erst noch viele weitere Kilometer Fußmarsch dafür in Kauf zu nehmen, dabei von einem Dorf zu dem nächsten gehend oder von einem Ende einer Stadt bis zum anderen. Nie gab ich hierin auf. Am Ende siegte stets die Beharrlichkeit, mir selbst bezeugend das Wort des Herrn aus Matthäus 7,7:

„Bittet und es wird euch gegeben; sucht und ihr werdet finden; klopft an und es wird euch geöffnet!“


Deutschland
Germany
Česká republika
Österreich
Schweiz
Italia
Plankstetten
Regensburg
Straubing
Deggendorf
Passau
Mining
Schärding
Braunau am Inn
Riedenburg
Salzburg
Golling
Werfen
Bischofshofen
Bad Hofgastein
Mallnitz
Tarvis
Paternion
Feistritz
Dogna UD
Tricesimo UD
Codroipo UD
Marghera
Chioggia VE
Ravenna
Sarsina FC
Bibbiena AR
Sansepolcro AR
Umbertide PG
Assisi PG
Monteluco
Spoleto
Otricoli TR
Vatican City
Frankfurt am Main
Mannheim
Strasbourg
Basel
Genova
Milano
Torino
Como
Monaco
Trieste
Zadar
Bosna i Hercegovina
Dubrovnik
Adriatic Sea
Corsica
Sardegna
Tyrrhenian Sea
Napoli
Pompei
Bari
Taranto
Brindisi
Lecce
Cagliari
Wien
Bratislava
Brno
Praha
Dresden
Wrocław
Katowice
Google

Dakine

Schritt für Schritt

22.04.2007. Benediktinerkloster Plankstetten. Sonne satt, der Wind mild und in meinem Herzen Hochstimmung. Der Heiligen Messe steht heute Pater Josef vor. Spüre ein wenig Unbehagen. Gab er mir doch gestern den Reisesegen, zugleich aber auch seine Bedenken gegen mein Vorhaben mit auf den Weg:

„Warten Sie lieber," so riet er mir, „bis Rom sich meldet. Ihr Antrag liegt denen doch vor. Und nur weil Sie von Deutschland aus zu Fuß daherkommen, werden die ihn nicht schneller bearbeiten."

„Nein, ich kann nicht warten!", konterte ich. „Das kann mitunter Jahre dauern, wie bei dem Antrag auf Dispens damals, um in den Karmel einzutreten oder dem Antrag auf Eheauflösung."

Diese Antwort enthält nur die halbe Wahrheit. Die ganze Wahrheit hab' ich mich feigerweise nicht getraut auszusprechen. Dass es immer so ist, hätte ich zugeben müssen. Es keinen Grund braucht, wenn jene Kraft des Heiligen Geistes zum Handeln drängt. Nichts und niemand wird mich dann aufhalten. Selbst dann nicht, wenn ich es mir selber so wünschte. Dass ich mich einfügen muß, auch wenn es schmerzt, *"wieder einmal ein Geschöpf – enttäuscht von mir –, zurücklassen zu müssen."*

Diesen Schmerz fegt mir gottlob das Wort der

ersten Lesung weg. Fühle mich persönlich angesprochen. Fingerzeig Gottes. Auftragsbestätigung: Apostelgeschichte 5,29: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“ und aus dem Tagesevangelium, Johannes 21,22: „Du aber folge mir nach!“

Das tue ich, postwendend. Gleich im Anschluss an die Messe. Schritt um Schritt laufe ich am Main-Donau-Kanal entlang. Malerische Strecke, da fällt das Wandern leicht, auch wenn es sich noch ungewohnt anfühlt. In den Oberschenkeln breitet sich ein unangenehmes Ziehen aus. Dennoch, ich laufe weiter. Bis zum späten Nachmittag. Vor mir liegt der Badesee St. Agatha, mit seinem kleinen Holzhaus, auf breitem Steg darauf. Hier richte ich mich ein, nachdem die letzten Badegäste verschwunden sind. Übernachte, aus Mangel an einer Bank, sitzend auf den blanken Terrassenplanken. In meinen Gedanken passiert der erste Tag Revue: *„Nicht ein einziges Wort gesprochen – mit keinem Menschen jedenfalls. Das Schweigen war sehr schön …, und erst die Landschaft …, Frühling! Aufbruch der Knospen, zartes Grün …, Beine und Füße schmerzen – fast unerträglich …, Durst quälte mich …, Okay, morgen werde ich mir Wasser erbitten – oder kaufen, ich habe ja diese siebzig Euro.“*

Die Nacht ist mild. Über mir sternenklar der Himmel, unter mir, sanft murmelnd, der See. Friedliche Stimmung. Freue mich und mag gerade entspannen,

doch da schreckt mich ein heftiges Aufklatschen breiter Schwänze zweier ausgewachsener Biber auf. Das bleibt so. Sobald ich einnicke, derweil mein Kopf dösig vornüber auf die Brust sinkt, reißt mich just das heftige Platschen des Stelldicheins dieses Paares wieder hoch. Weitere kommen hinzu.

Gegen Morgen. Mich fröstelt, dazu ist mir ein wenig einsam. Tröste mich: *„Das ist normal, die erste Nacht im Freien ist immer die schlimmste."*

So ist der Nachtschlaf im Freien. Er gleicht nicht jenem Tiefschlaf in Daunenbett oder Schlafsack. Er ist dem eines wild lebenden Wolfes ähnlich. Stetes ‚Kurzzeitnickerchen', gefolgt von einem konstanten Wenden des Körpers. Wo das Auge zwar geschlossen ist, das Bewusstsein indes, nur kurz abtaucht, um geschärfter wieder aufzutauchen. Hellwach, für das Geschehen ringsum.

23.04.2007. Kurz nach Sonnenaufgang los. Steif etwas am Anfang, doch die Sonne bleibt und wärmt mich … In Riedenburg Heilige Messe. Dabei geht mir auf, dass ich jetzt umdenken muss. Laufen und gleichzeitig auf Zeiten achten, nicht möglich, das macht unfrei: *„Es wird selten sein, dass du rechtzeitig zu einer Messe eintriffst … Okay, dann hole ich mir die Kommunion eben außerhalb der Messen von den Priestern ab … Ja, genau Herr, das fühlt sich richtig an! Welcher Priester könnte einem*

Bittenden schon die Ausspendung deines Leibes verweigern, nicht wahr?“
In einem kleinen Dorf bitte ich eine Bäuerin um ein Glas Wasser. Das holt sie mir sofort. Das Glas ist schmutzig: *„Was soll’s, Augen zu und durch!“*
Das Wasser schmeckt würzig und ist dabei kühl. Fühle, wie es in meinem leeren Magen ankommt. Das tut gut. Gibt mir etwas Lebensqualität – Lebensfreude – zurück. Meinen freudigen Dank erwidert die Bäuerin dagegen bloß mit einem knappen Nicken: *„Ah verstehe – sie tat nur ihre Pflicht, mehr braucht es ja auch nicht …*“

Der Tag ist lang. Beine schmerzen pochend. Der Sandalenriemen hat die Haut über den Spann wundgerieben. Würde gern rasten, mich zur Nacht rüsten, doch die Gegend hier bietet mir keinen Schutz. Nur grüne Felder links und rechts der Landstraße sind zu sehen, und ein Dorf nach dem anderen. Dabei ist es höchste Zeit, die Abenddämmerung hat am Firmament Einzug gehalten.

Wander weiter, Schritt um Schritt, das Jesusgebet auf den stummen Lippen. Trotz der Schmerzen hat mein Laufen eine Art Trance angenommen, in dem Gleichklang der Schritte mit den einzelnen Silben des Gebetes. Bin im Grunde nicht mehr Mensch aus Fleisch und Blut, eher Subjekt aus Wort und Vorwärtsgehen. Wohin? Ungewiss. Kenne weder Zeit noch Ort. Laufe weiter und weiter – jetzt

in steter Hoffnung hinter der nächsten Straßenbiegung ein kleines Waldflurstück oder uneinsichtiges Terrain zu sehen. Doch nichts, nichts ist auszumachen.

Die Laternen flimmern an. Fast zeitgleich ein Gedankenblitz in mir: „Die siebzig Euro … Nimm dir ein Zimmer hier!“

Zwei Dörfer weiter. Ein Gasthof, offen. Das Zimmer für zwanzig Euro liegt über einer Kegelbahn. Lange höre ich dem Fallen von Kegeln oder Rollen von Kugeln zu und den Schlagern, die deren Lauf begleiten – laut über Boxen schallend.

Resümee des Tages: *„Du musst rechtzeitiger auf Schlafplatzsuche gehen! Wie oft hast du dich heute verlaufen? … Über die grüne Meile läufst du beständig entschieden mehr Kilometer, als die eigentliche Strecke, mit dem Auto gefahren, lang ist …“*

24.04.2007. Nach Sonnenaufgang losgelaufen. Auf das Frühstück verzichtet. Mir aber einen Apfel und eine kleine Flasche Wasser mitgenommen. Die habe ich mir unterwegs nachfüllen lassen. Nur ein einziges Mal, aber das hat sich gelohnt. Ein etwa achtjähriger Junge übergab sie mir nach dem Füllen, doch nicht nur die Flasche, sondern sein herzlichstes Lächeln dazu: *„Und werdet ihr nicht wie die Kinder … Ja, danke Herr!“*

Am Nachmittag in Regensburg. Besuch der Heiligen Messe. Später komme ich an einem

Golfplatz vorbei. Davor steht ein Golfspieler, relaxed an seinem Mercedes gelehnt. Ihn frage ich nach dem Weg, „wo geht es wieder heraus, aus der Stadt?“. Sofort ist der bereit, mich zu fahren. Das freut mich – für ihn. Für mich selbst lehne ich ab, denn es ist Zeit, mir einen Schlafplatz zu suchen. Doch der Herr will offenbar anders. Gleich drei Mal hält ein Mercedes neben mir an. Darin eine Frau, die am Golfplatz mein Gespräch mit dem Golfspieler gehört hat:

„Ich dachte mir, Sie fahren nicht mit, weil es ein Mann ist … Ich nehme Sie gern bis an den Stadtrand mit.“

Das will ich nicht, ergo lehne ich rundweg ab. Doch die Frau bleibt beharrlich. Zählt mich am Ende regelrecht an:

„Nun sind sie doch nicht so stur!“

Da gebe ich nach, lasse mich an den Stadtrand fahren.

Indes am Stadtrand angelangt, sichte ich geradewegs einen Schlafplatz. Gar lang vor Einbruch der Dunkelheit. Ein großer Kinderspielplatz. Darauf ein Stelzenhaus auf hohen Pfählen. Nur zu ersteigen mittels Kletterpartie. Darin richte ich mich ein. Allmählich leert sich der Spielplatz, mit der Abenddämmerung ist er leer.

Später tauchen kurz zwei Mädchen auf. Die setzen sich schaukelnd in das Spinnennetz, schwatzen, lachen und singen. Dabei schaut eine oft zu mir

herüber … „Du“, sagt sie der Freundin einmal, „ich glaube die übernachtet hier“.

„Na und?“, antwortet da die andere lachend: „Lass sie doch!“

„Ja, Herr, danke, so einfach ist das … Na und? Lass sie doch! … Und diesen Schlafplatz hätte ich nicht bekommen, wäre ich auch weiterhin stur geblieben.“

Ansonsten verläuft die Nacht friedlich. Zwei Mal besuchen leinenlose Hunde den Spielplatz – ihre Marken an die Pfähle des Hauses zu setzen, derweil ihre Besitzer auf den Gehwegen auf sie warten.

Zwei große Blasen finden sich an meinen Füßen, jeweils links und rechts, direkt unter den Riemchen: *„Auch so was, das du nicht bedacht hast … Du musst Pflaster besorgen!“*

25.04.2008. Pflaster gekauft. In einem Café lasse ich mir meine Wasserflasche auffüllen.

„Ist gegen die Vorschriften, aber ich tue es dennoch für Sie“, lacht der freundliche Mann hinter seiner Cafétheke.

„Ob das nun gut ist, Herr, für ihn – gegen die Vorschriften? Du allein weißt es …“

Am frühen Nachmittag in Straubing eingelaufen. Wenig später stehe ich unverhofft vor einem Karmeliterkloster. Keine Heilige Messe mehr! Daher bitte ich einen jungen Pater, der eben in der Kirche

steht, um ein Beichtgespräch mit anschließender Ausspendung der Kommunion. Es ist ihm anzumerken, dass er mein Anliegen mindestens ungewöhnlich findet, doch er zögert keinen Augenblick, meiner Bitte nachzukommen. Er spricht mich los, von dem mir selber auferlegten Zwang zum Extremfasten:

„Essen Sie doch wenigstens einen Apfel oder ein wenig Gemüse am Tag … Lassen Sie sich ganz auf Gott ein – nach Rom ist es schließlich noch weit."

Abschließend erhalte ich noch in der Kirche die Heilige Kommunion, mir gespendet in höchst achtungsvoll-würdiger Weise.

„Danke, Herr! Und dieser Priester – ein Opfer, das dir mit Sicherheit gefällt, denke ich."

Äpfel gekauft. Den Weg heraus aus der Stadt gesucht. Zwei Mal in die falsche Richtung gelaufen. Meine Beine, Füße und der Rest des Körpers haben sich inzwischen an das Laufen gewöhnt. Dennoch schmerzen die Blasen unter den Schuhriemen extrem, das Pflaster macht es nicht besser. *„Was soll's, durch, einfach durch … Bete, bete einfach weiter. Schritt um Schritt, im Gleichklang mit den Silben: 'Je-sus Chris-tus ist sein Na-me'".*

Rechtzeitig nach Schlafplatz Ausschau gehalten, doch die Siedlungen, die ich durchquere, bieten keinen. Am Ende bleibt mir nur die Wahl zwischen einer überdachten Bushaltestelle oder einem Friedhof.

Entscheide mich für den Friedhof. Eine Bank vor gepflegten Gräbern, dicht bei der Kapelle.

„Weißt du, Herr, ein Friedhof verdient seinen Namen … Es ist in der Tat unglaublich friedlich hier und Wasser gibt es gratis dazu – zum Waschen und zum Trinken. Danke!"

Sternenklar der Himmel. Mild die Luft. Absolute Stille um mich herum. Eine megaglückliche Nacht verbracht.

26.04.2007. Nach Sonnenaufgang. Kaum bin ich von der Bank aufgestanden, steht ein Mann vor mir.

„Na, haben Sie gut geschlafen?", fragt er. „Ich habe Sie gestern schon gesehen … Ein schöner Ort, nicht wahr?"

„Ja!", antworte ich schlicht zurück. Mehr Worte reden wir nicht und braucht es nicht. Der Mann und ich, wir kennen uns – seit Ewigkeiten.

Gegen Mittag in Deggendorf. Wie problemlos das ging. Ohne Karte und dennoch glatt durch. Die Strecke war ideal beschildert. In der Kirche „Maria Himmelfahrt" empfange ich die Eucharistie, wieder außerhalb einer Messe. Bei diesem Priester braucht es erst ein wenig Überzeugungsarbeit: „Das ist mir ja noch nie passiert!", seufzt er verstört in sich hinein.

Weiter geht es, wie zuvor schon, gänzlich ohne ein einziges Wort an einen Menschen zu richten oder eines an mich gerichtet zu hören, *„nur Du und ich – ich liebe das, Herr"*. Drei Stunden laufe ich

so. Bis zur Benediktinerabtei Niederaltaich. Noch immer im Landkreis Deggendorf.

Kann keinen Meter mehr weiter. Die Blasen auf meinen Füßen sind entzündet, die Füße geschwollen. Mein Gesicht scheint ebenfalls geschwollen, fühlt sich dick und heiß an. Die Abtei besitzt einen Gästetrakt. Meine Bitte um ein Bett für eine Nacht wird abgewiesen. Ohne Begründung. Stattdessen werde ich angesehen, als hätte ich die Pest mit im Gepäck. Nach einigem Hin und Her erhalte ich von dem Ordensmann aber eine Privatadresse, unweit vom Kloster entfernt. Für zwanzig Euro reicht mir die Hausherrin die Schlüssel zu einem komfortablen Zimmer mit Bad. *„Mit Bad – welch eine Wohltat für meine Füße! Danke, Herr!“*

Kurz darauf erschrecke ich. Mein Gesicht in dem Badspiegel zu sehen, ist kein Genuss. Es ist gequollen. Auf Nase, Wangenknochen und rund um die Augenpartie ist die Haut krebsrot: *„Kein Wunder, Herr, dass die mich abgewiesen haben, ich sehe ja tatsächlich aus, wie dein Leiden persönlich …“*

Das Zimmer liegt ruhig. Das Bett ist viel zu weich. Dennoch, kaum darin, schlafe ich ein – und tief durch, bis zum anderen Morgen.

27.04.2007. Beim Gang auf die Toilette Blut entdeckt.

„Auch das noch, Herr, hätte das nicht warten

können? … Himmel – auch an Binden habe ich nicht gedacht. Aber wenigstens weiß ich jetzt, warum ich so verquollen aussehe …"

8:00 Uhr, Heilige Messe im Kloster. Derweil das Geschehen der Messe vollständig meine geistigen Bedürfnisse stillt, erfüllt Toilettenpapier als Bindenersatz nur ungenügend die Bedürfnisse meines blutenden Körpers: *„Herr, ich muss ihm unbedingt eine Pause gönnen, sonst schafft er das nicht."*

Etwa eine Stunde lang gelaufen. In einem kleinen Dorf, deren Name ich nicht kenne, für fünfzehn Euro ein Zimmer angemietet. Binden gekauft, Weintrauben und Gemüse. Ein letztes Festmahl – vom letzten Geld. Freue mich. Geldlos fühle ich mich am wohlsten. Hochgefühl: Freiheit!

Den ganzen Tag im Bett verbracht. Das Laufen geht mir ab. *„Wie schnell wir uns an Neues gewöhnen, Herr …"*

Zwiespalt: Der Geist ist willig und hellwach, der Körper schmerzend und kraftlos.

Tröste mich: *„… wichtiger ist der Geist, der Körper wird nachkommen!"*

Mit diesem Gedanken schlafe ich ein.

28.04.2007. Erholt aufgestanden. 7:00 Uhr. Unverzüglich wandere ich weiter. An der Donau entlang. Welch ein paradiesisches Laufen: Menschen knapp, Natur satt.

Gegen Mittag in Passau eingelaufen. So grau die Stadt, bei hellstem Sonnenschein. Bergauf, bergab gelaufen, einen Priester zu finden. Viele gefunden, doch alle lehnen es ab, mir die Eucharistie zu spenden. Die Gründe ähnlich empört hervorgebracht wie dieser hier, durch den Mund eines Paters über die Haussprechanlage der „Gesellschaft Mariens – Maristenpatres“: „Aber doch nicht um diese Zeit! Die Patres müssen ihren Mittagsschlaf halten …“

„Alles klar, Herr, nicht wahr … Wenn du also 'wiederkommst' – dann bitte nicht während der Mittagszeit, denn da müssen die Patres schlafen!“

Ich hasse Sprechanlagen!

Bleibe in Passau. Ohne Eucharistie werde ich nicht weitergehen. Vorabendmesse in der „Wallfahrtskirche Mariahilf“. Stärkung und Tröstung.

Ein Exerzitienhaus namens ”Spectrum Kirche“, steht keine dreihundert Meter von der Kirche entfernt. Ein Impuls in mir: *„Frag' nach, ob die einen Schlafplatz für dich haben.“*

Die Dame am Empfang ist auffallend freundlich, muss indes den Chef darüber befragen. Der hingegen ist erst gar nicht erfreut, bei meinem Anblick. Misstrauisch lässt er sich zunächst meine Geschichte erzählen, dann meinen Ausweis geben und verschwindet zuletzt wortlos wieder in sein Büro. Die Empfangsdame bittet mich um Geduld. Kein Problem, nicke ich zustimmend. Eine gute viertel Stunde stehe ich. Bemüht nichts anderes zu betrachten, als

allein den Willen des Herrn. Und siehe, da kommt der Mann auf mich zu, jetzt breit lächelnd. Begeistert ruft er schon von fern mir zu:

„Alles klar! Für eine Nacht."

„Danke!"

Feudales Zimmer, mit allem Drum und Dran. Modern eingerichtet und topsauber. Der Chef hat mich zum alltäglichen Abendbuffet eingeladen. Da stand ich nun und schaute es mir an. Überraschung. So üppig beladen, sauber und ansprechend drapiert. Ein Schriftwort geht mir ein: „Bleibt in diesem Haus, esst und trinkt, was man euch anbietet; denn wer arbeitet, hat ein Recht auf seinen Lohn …" (Lukas 10,7).

Neben mir laben sich noch weitere Gäste am Buffet. Keiner aber nimmt Notiz von mir. *„Herr, dafür danke ich dir!"* Ein wenig Suppe, ein kleines Stück Brot – es schmeckt mir vorzüglich.

Kurz vor dem Einschlafen kommt mir der andere Teil des Sendungswortes in den Sinn: „Wenn ihr in ein Haus kommt, dann wünscht ihm Frieden. Wenn das Haus es wert ist, soll der Friede, den ihr ihm wünscht, bei ihm einkehren. Ist das Haus es aber nicht wert, dann soll der Friede zu euch zurückkehren. Wenn man euch aber in einem Haus oder in einer Stadt nicht aufnimmt und eure Worte nicht hören will, dann geht weg und schüttelt den Staub von euren Füßen." (Matthäus 10,12-14)

Heiliger Schrecken! Gefolgt von Gewissheit: Das ist keine freundliche Einladung, sondern eine Weisung! Natürlich, das hier ist nicht Thailand. Und ich bin nicht mehr Heidin. Ich bin eine Christin – gesandt nach Rom.

„Ja, Herr, Friede diesem Haus!", und, *„Fiat, Herr! Wenn es also sein muss, werde ich jeden Abend nach einem Schlafplatz fragen. Auch wenn ich, wie du weißt, am liebsten unter freiem Himmel schlafe."*

29.04.2007. Am Inn entlang über die österreichische Grenze. Die Strecke ein Genuss für Geist und Seele. Der Körper indes kämpft weiter: Füße und Gesicht – sonnenverbrannt. Ein Hut? Nein! Ego steht dazwischen, singt Psalm 121: „… bei Tag wird dir die Sonne nicht schaden noch der Mond in der Nacht."

In Schärding Heilige Kommunion außerhalb der Messe. *„Wenig feierlich, Herr: Tabernakel auf, Hostie raus, Mund auf, Hostie rein. Kaum eine Minute. Weder Gebet noch Innehalten – als hätte ich nach einem Minzblatt gefragt, statt nach Dir."*

Am frühen Nachmittag in Suben. Freie Natur. Wunderbare Schlafplätze links und rechts der Schotterstraße entlang, auf der ich gehe, *„… schon klar, Herr, ich hab' Dir mein Wort gegeben – nicht generell draußen, werde nach Schlafplatz fragen."*

Wenige Meter weiter eine Klosteranlage.

„Hallo, ich bin Rompilgerin, haben Sie vielleicht einen Schlafplatz für die Nacht für mich?“, frage ich den Mann, der da hinter dem verschlossenen Eingangstor des Klosters steht, ohne zu registrieren, dass der Mann in Uniform steht und jedes Fenster am Gebäude vergittert ist.

Lachend gibt er zurück: „Hier kommen Sie nur rein, wenn Sie was angestellt haben – das hier ist kein Kloster mehr, sondern ein Gefängnis.“

Autsch! *„Aber du hast mich hierhergeschickt, Herr! … Und wieso auch nicht?“* … „Ah verstehe, aber vielleicht geht es ja auch ohne Delikt? In einer Zelle schlief ich lang nicht mehr …“

Der Polizist lacht: „Nein! Geht wirklich nicht. Aber laufen Sie nur weiter, dann treffen Sie auf das Gemeindezentrum – da sind Sie dann richtig.“

„Herr, wer außer dir bestimmt eigentlich, wo einer richtig ist und wo nicht? Uns fehlt es schlicht an Flexibilität, nicht wahr?“

Das Gemeindezentrum. Florian, ein junger Priester, öffnet mir weit die Tür.

„Also das tut mir ja richtig leid, sonst gerne, aber das Haus ist voll mit Firmkindern …“

Das ist nicht zu überhören und auch zu sehen, sie springen überall im Haus herum.

Kurz überlegt Florian: „Andererseits, eine Rompilgerin kommt mir jetzt gerade recht. Würden

Sie den Kindern von sich erzählen?“

„Ja, klar! Das mach ich gern.“

Durchgängig einen packenden Nachmittag und Abend verbracht, mit den Firmkindern, Florian und den Helfern. Viel erzählt, viel erfahren, viel gelacht und mindestens ebenso viel auch gegessen – selbstgebackenes Brot vom Grill und Gemüse. Florian ist mir ein tief spiritueller Priester.

Im Zentrum ist ernstlich jeder freie Platz belegt, das habe ich gesehen. Doch Florian will helfen, und so findet er diese Lösung für mich:

„Im Pfarrbüro steht eine Sitzcouch, darauf könntest du schlafen die Nacht, aber es gibt keine Decken oder Ähnliches, wäre das in Ordnung für dich?“

„Aber ja!“, freue ich mich – für ihn.

Die Couch ist knochig alt, das Büro unangenehm kalt, jeder Schlafplatz unter freiem Himmel wäre mir komfortabler – und doch, um nichts in der Welt hätte ich diese Couch verlassen. Das vollkommene Opfer des Priesters ließ sie mir zum schönsten Ort der Welt werden:

„Hab Dank, Herr, für diesen schönen Tag! Für diese Jungen und Mädchen, die noch so unverdorben sind – so offen, deine Welt zu erobern, so wissbegierig. Und niemals weiche dein Friede von Florian, Herr,

den du zum Priester geweiht hast.“

30.04.2007. Nach Sonnenaufgang losgelaufen. Am Inn entlang. Überwiegend menschenleer. Die wenigen, die ich sehe, joggen oder sind dabei sich zur täglichen Arbeit zu rüsten. Ein Wochentag, genannt Montag. Alltag für die meisten Menschen – ich besitze keinen mehr. Oder doch – bin ja alltäglich am Gehen.

Trance zwischendurch, reinstes Gebet – *„Je-sus-Chris-tus-ist-sein-Na-me“* – dann wieder wacheste Aufmerksamkeit. Geräusche, der Weg, ein Tier, auch Gerüche oder Kapellen am Wegesrand.

Wasser aus dem Bach abgefüllt. Kein Vergleich zu dem Wasser aus einer Leitung. Würzig, vollmundig, kühl.

Bemerke den Lauf der Zeit nicht mehr. Bin ohne Gefühl dafür: „Was ist eine Stunde?“

Nach dem Weg gefragt. Antwort: „Zirka drei Kilometer …“

Und als der Mann bemerkt, dass ich zu Fuß bin: „Was? Sie wollen laufen?“

Sage dem Mann nicht, dass bereits zwanzig Kilometer zu Fuß hinter mir liegen. Auch nicht, dass ich sogar von Deutschland aus bis hierher gelaufen bin. Kann ihn gut verstehen – ihn und auch die anderen, die so reagierten und noch reagieren werden –, denn

in einem früheren Leben bin ich selbst noch zur Post um die Ecke mit dem Auto gefahren.

Heilige Eucharistie in Mining. Ein Priester der alten Schule. Sachlich exakte Ausführung des Erforderlichen, indes nichts darüber hinaus. Einen Schlafplatz hat er nicht. Auch keinen Tipp für mich.

Später Nachmittag. An einem Bushäuschen ruhe ich aus:

„Herr, heute werden wir wohl doch draußen schlafen, an diesem Ort sehe ich keine andere Möglichkeit und ich bin zu müde, um noch lange weiter zu laufen …“

Ein Auto. Darinnen Elfriede:

„Hallo!“ Begrüßt sie mich. Ich habe Sie vorhin auf der Landstraße laufen sehen. Suchen Sie ein Bett für die Nacht?“

„Wow, Herr, was ist das denn?“ … „Ja, suche ich!“, beeile ich mich zu sagen.

Elfriedes Haus ist groß. Sie bewohnt es zusammen mit Josef und ihrer Schwiegermutter. Die stellt mir Elfriede vor, nachdem wir zusammen mit Josef zu Abend gegessen haben. Lange sitze ich bei der Schwiegermutter, höre zu, beantworte Fragen. Am Ende schenkt sie mir ihren Segen, und dazu einen Zwanzigeuroschein.

Im Anschluss dann mit Elfriede und Josef zusammengesessen. Die erzählen mir aus ihrem Leben, wollen aus meinem wissen. Am Schluss ebenso von

den beiden den Segen für den Weg nach Rom, dazu fünf Euro Auftragsgeld in die Hand: „… Kerze in Rom aufstellen."

„Herr, Friede diesem Haus und allen Bewohnern, die darin gehen ein und aus!"

01.05.2007. Kaum dämmert es, mache ich mich auf. Zuvor auf dem Kissen des Bettes ein ausgefaltetes „Tempo" hinterlassen – darauf ein großes Herz gemalt und "Vergelt's Gott!", reingeschrieben. Das wird in der Folge meine Art sein, Dank und Segen zu wünschen.

Sonne satt heut wieder – zur Freude meiner Seele, aber Leiden meiner Haut. Das Rot darin verfärbt sich allmählich bis zu den typischen Hautfärbungen Obdachloser: Grauschwarz – vom Staub der Wege und den Straßen, auf denen sie überwiegend leben.

Frühmesse in Braunau. Etwas verspätet eingetroffen. Nur halbe Messe, aber voller Kommunionempfang.

Idyllisches Land durchschreiten meine Füße. Saftig grünes Weideland, darauf glückliche Kühe – braunweiß, strotzend vor Gesundheit, kernig aussehend. Hab' zum ersten Mal in meinem Leben Kälber fröhlich springen sehen …

Am frühen Nachmittag nähe Uttendorf. Zunächst ein Gehöft, ältere Dame mit Schäferhund davor.

Zwei drei Worte zum Gruß. Sehen uns in die Augen, während meine Hand über den Kopf des Hundes streicht. Da überkommt mich urplötzlich ein Begehren nach Kuchen, der Magen krampft augenblicklich. Verwirrt frage ich mich, ob hier gleich eine Einladung kommt. Aber nichts. Schon ist der mystische Moment vorüber. Sehe ich mich weiter ziehen. Lang verfolgt von einem Blick aus traurigen Hundeaugen. *„Herr, was war das denn? Ich hätte schwören können, dass diese Frau einen Auftrag hatte … Aber vielleicht ist sie ja arm.“*

Wenig später. Ein großer Bauernhof. Angrenzend eine kleine Kapelle. Darinnen das Bildnis eines Jerusalempilgers. *„Wie passend, Herr – ich glaube, hier bleiben wir.“*

In der Kapelle: Etwas verstaubt. Doch auf einer Bank ist der Abdruck eines Gesäßes zu sehen. „Okay, sie ist belebt.“

So ergreifend die Stille. Vergesse Zeit und Raum. Kinderlachen holt mich in die Realität zurück. Die Bäuerin taucht auf. Der Jerusalempilger ist deren Opa. Frage spontan, ob ich auch über Nacht in der Kapelle bleiben darf. „Nein! Aber bei uns im Haus.“

Bilderbuchbauernhof! Ebenso die Familie: Großeltern, Kinder, Enkel – alle in einem Haus. Esse nicht mit der Familie. Erhalte erst später Zutritt ins Haus – nachdem ”die Männer“ fort sind.

Geräumige Wohnküche. Auf dem Herd ein Blech mit Obstkuchen. Dicke Streusel darauf. *„Ah, Herr, hier steht der Kuchen …“*, durchzuckt es mich augenblicklich. Die Altbäuerin folgt meinem Blick, sofort schneidet sie den frischen Kuchen auf. Der Kuchen ist ein Fest für meinen Gaumen. Dazu Brot, Butter, Käse – alles hausgemacht von der Jungbäuerin. Die ist derweil wieder am Schaffen: „… Tut mir leid, aber das Heu muss unbedingt noch rein.“

Alle Achtung! Und überhaupt, die Bäuerin ist außergewöhnlich schön. Einer ”Jeanne d'Arc“ ähnlich. Stärke und Anmut. Nie werde ich den Anblick vergessen, wie sie ihre Kühe von der Weide zurück in den Stall treibt – völlig im Einklang mit den Tieren –, auf ihren Traktor steigt oder mit dem jüngsten Kind auf dem Arm daher schreitet. Nicht den Wohlklang ihrer Stimme und ebenso nicht den Geschmack des Käses, den ihre Hände zubereitet haben.

Altbauer und Jungbauer sind nebenher Jäger. Heute ist Beginn der Jagdsaison, erfahre ich von der Altbäuerin. *„Schade Herr, damit sind mir dann die Hochstände ebenfalls wieder verwehrt.“*

Zwei Rehkitze. Die brachten die Jäger mit heim. „Frühgeburten!“, erklärt der Altbauer der Altbäuerin. „Die Mutter wurde angefahren, ist gestorben, da haben wir die Kitze rausgeholt.“

Sofort versorgt die Altbäuerin die Rehkitze, setzt

mir eines unverhofft auf den Schoß. „Wow! Diese dünnen Beinchen, alles so knochig, aber auch so warm und quicklebendig."

Schlafenszeit. Die Altbäuerin bringt mich in die Schlafkammer „des Gehilfen, der jetzt in der Heimat ist". Ein echtes Bauernbett mit dickem Daunenbett aus Großmutters Zeiten darauf. Auf dem Nachtschränkchen liegt ein schweigender Gruß der Jungbäuerin: Puder, für mein verbranntes Gesicht. Herzlicher Abschied von der Altbäuerin – dazu den Segen und zehn Euro.

„Und Dein Friede, Herr, weiche nie von diesem Hof … Amen!"

02.05.2007. Geschlafen wie 'Gott in Frankreich'.

Verlasse den Hof noch vor der Bäuerin, ergo vor 5:00 Uhr am Morgen. Ein Rehkitz hat die Nacht nicht überlebt, das andere fiept herzerweichend – in dem vergeblichen Versuch, der Pappkiste, in der es mit dem toten Bruder steckt, zu entsteigen. *„Da kann ich nichts machen, Herr!"*

Auf dem Hof liegt dick und breit eine hochschwangere Kuh. *„Puh! Ein Rind ist so ein mächtiges Tier, wie hat der Mensch es nur zähmen können?"*

Kaum zweihundert Meter weiter. Vom Wald her urplötzlich ein herzzerreißender Klageton. Gänsehaut! *„Der Hirsch, Herr? Vermisst er die schwangere Erwählte? Riecht er die Spuren des Kitzes auf meinem Kleid? … Hört sich gruslig an – dem möchte*

ich jetzt nicht begegnen, danke!“

Lange Strecke. Viele Kilometer Landstraße gelaufen. Heilige Messe in einer Kleinstadt – irgendwo auf dem Weg Richtung Salzburg liegend. Werde oft angesprochen: „Sind sie Pilgerin?“

Kurze Gespräche entwickeln sich, am Ende stets Segen für mich oder der Wunsch: „Viel Glück!“

Eine Bettlerin an der Ampel. Baby im Arm – „Sinti“ oder „Roma“. *„Herr, wie schön ihre Augen sind – warm und tiefgründig, golden unter dem dunklen Braun.“*

Gebe ihr die zwanzig Euro. Ich will kein Geld – nahm es nur, um die Spender nicht zu beschämen. Fühle mich ohne Geld freier und besser ausgerüstet, meinen Auftrag zu erfüllen. Spannender ist es ohnehin.

An einer Tankstelle vom Zehner der Altbäuerin zwei trockene Brötchen, Äpfel und ein dickes Eis gekauft. Den Rest gab ich der bettelnden Hand, die gleich daneben am Straßenrand stand.

Später Nachmittag. Bin noch immer am Laufen auf der Landstraße. Unschlüssig, was zu tun ist. Schlafplatzsuche? Oder nur kurze Rast? In mir ist es still, keinerlei Regung. Indes nicht lange. Da hält ein BMW neben mir. Eine Frau ruft mich an: „Wo wollen Sie denn hin?“

„Salzburg.“

„Das ist meine Richtung, steigen Sie ein!“

Kein Akt der Nächstenliebe von ihr. Kaum sitze ich im Auto, schüttet mir die Frau ihr Herz aus. *„Ah verstehe, Herr, deshalb bin ich eingestiegen …“*

Am Abend in Salzburg. *„Städte sind immer schrecklich für mich, Herr!“*

Schlafplatzsuche. An viele Türen geklopft, auch an Pforten einiger Klöster in Salzburg. Vergeblich. *„Herr, ich mag nicht mehr betteln. Lass uns heut' draußen schlafen …“*, entscheide ich. Daher laufe ich vom Stadtkern in Richtung Nonnenberg hoch, die Lichter der Stadt sind längst an. Da stehe ich unverhofft vor einem Haus mit der Aufschrift „Christkönig Kolleg“ daran. Betrete es. Eine Art Willkommensgruß für einkehrende Wanderer hängt an der Wand. *„Fein, Herr, dann sind wir hier ja richtig.“*

Zwei Studentinnen lassen mich ins Innere des Hauses ein. Gänzlich offen, ohne Ansehen der Person. Der Tag war lang, fühle mich müde. Das sehen die Studentinnen: „Die Chefin ist nicht da, aber warten Sie ruhig im Speisesaal – Zimmer sind heut' genügend frei.“

Derweil ich warte, reden wir. Harmonie, Verstehen zwischen uns – bis die Chefin kommt. Von da ab wird die Stimmung augenblicklich frostig. Sie schimpft die Mädchen aus – meinetwegen (!) –, schickt sie barsch auf ihre Zimmer.

Die Chefin traut mir nicht. Mich wegschicken

getraut sie sich aber auch nicht. Am Ende lande ich im Keller. Im Wäschelager steht eine Couch mit einem Tisch davor. Das freut mich. Die Studentinnen indes nicht, die sind empört. Um mich zu trösten, kochen sie in der Kollegküche für mich – Reis mit leckerem Gemüse. Stellen alles auf ein Tablett und es mir sodann vor die Tür. Darauf ein Zettel von den zweien: „Für die Nonne im Keller."

„Herr, dein Frieden ruhe allezeit auf diesen Mädchen … Und der Chefin wünsche ich allzeit wachsende Erkenntnis Deiner Barmherzigkeit."

03.05.2007. Heilige Messe im Dom – „Dreifaltigkeitskirche" – früh um halb sieben. Die Chefin begleitet mich. Kaum ein Wort zwischen uns. Aber doch Frieden. Derweil ich dankbar für das Nachtlager bin, ist sie wahrnehmbar dankbar, dass ich ihr nicht gram bin. *„Warum auch, nicht wahr, Herr. Letzten Endes tat sie ja doch das Werk. Verhielt sich also wie der Sohn, der erst nein sagt, zum Auftrag seines Vaters in den Weinberg zu gehen, dann aber doch geht".*

Imponierende Wegstrecke an der Salzach entlang. Doch die Sonne brennt mir heiß auf den Kopf, ohne dass ich es bemerke. Spät am Nachmittag nehme ich Frösteln meines Körpers wahr. Derweil ich eben eine Reihenhaussiedlung passiere. Ein Anwesen folgt dem anderen, indes dabei ein Haus

größer und prächtiger denn das andere. Die Menschen, die davor stehen, kommen mir zwergig vor, im Verhältnis zu ihren Bauten. Frage wie gewohnt – fast jeden, den ich in seinem Vorgarten wandeln sehe – nach einem Schlafplatz: „Ich bin Rompilgerin, hätten Sie …? Es reicht auch ein kleines Eckchen im Keller oder in der Abstellkammer …“

Verneinendes Kopfschütteln, beziehungsweise allenfalls ein empörtes „Nein, natürlich nicht!“

„Ehrlich Herr, das ist witzig, dabei könnte doch jedes einzelne Haus gut eine komplette Fußballmannschaft beherbergen …“

Golling. Im Pfarrhaus einen Platz gefunden, wenn auch erst durch Beharrlichkeit meiner und nur ungern durch den Gastgeber. Der Pfarrer bringt mich im Keller unter. In einem Gruppenraum, mit Eckbänken und Tischen. Später stellt er noch eine Liege dazu. Ansonsten sehe und höre ich ihn nicht mehr. Sitze auf der Eckbank mit schmerzlich geschwollenen Füßen.

Heute ist mein Geburtstag.

Eigenartig traurig ist es in diesem Raum. Aber auf dem Gang im Keller befindet sich eine Dusche neben der Toilette. Die nutze ich ausgiebig. Danach fühle ich mich besser, stört mich die Tristesse des Raumes und das nassgraue Wetter vor den Kellerfenstern nicht mehr. Eine Packung Himbeertee und Würfelzucker finde ich in der Küche. Damit feiere

ich meinen Geburtstag: *„Happy Birthday, …!“*

04.05.2007. Heilige Messe und Beichte in Werfen: „Der Herr liebt Sie! Gehen Sie einfach weiter, Schritt für Schritt …“

Balsam für meine Seele. Paradiesische Landschaft. *„Herr, wenn wir mal alt sind, ziehen wir dann hier her?“*

Füße noch immer geschwollen. Sonne satt. Gesicht brennt. Ein paar Male verlaufen. Jeder Kilometer zählt heute doppelt. Eine Frau, die ich um Wasser bat, spendete gleich noch ein Milchhörnchen und einen Apfel dazu. Ein Fest für meinen Gaumen. Das freut mich sehr – für mich und für sie.

Bischofshofen. Pfarrheim. Der Priester besieht mich erst über die Sprechanlage. Will mich fortschicken, dann aber besinnt er sich, steigt Treppenstufen von seiner Wohnung zu mir herunter und gestattet mir sodann, nach einem kurzen Gespräch, im Pfarrheim zu übernachten.

Modernes Haus mit moderner Einrichtung. Des Pfarrers Haushälterin bringt mir eine Liege und Decken dazu. Erlaubt mir, mich an der Küchentheke frei zu bedienen. Ein langes Gespräch folgt. Entspanntes Geben und Nehmen. Letztlich füllt sie mir noch ein wenig ihrer kostbaren Salbe für mein Gesicht ab.

„Herr, segne dieses Haus … Und danke, die Taschentücher gehen nie aus, so kann ich meinen Wunsch für sie, schriftlich hinterlassen.“

05.05.2007. Das Laufen geht leicht. Noch immer durch Traumlandschaft. Präsenz Gottes in der Stille der Natur streckenweise derart spürbar, dass mir Freudentränen über die Wangen laufen.

Die Kilometer gehen dahin. Teilweise derart geräuschlos um mich herum, dass es mir nun doch etwas unheimlich ist. Und kein Mensch weit und breit zu sehen. *„Ups, Herr, was ist das denn? Langsam vermisse ich sie direkt.“*

Derweil, kein Hungergefühl, kaum durstig.

Gegen Abend in Bad Hofgastein. Übernachtung in dem Gästehaus der Pfarre, bei Rosi und Herrn Dechant: „Du willst nach Rom? … Dann grüß den Heiligen Vater herzlich von uns, wenn du da bist. Wir kennen uns gut, er hat hier gern seinen Urlaub verbracht, als er noch nicht im Papstamt war.“

Rosi bewirtet mich wie eine Mutter und bewahrt mich zuletzt noch vor einem Lauffehler: „Du kannst nicht über die Berge! Um diese Zeit sind die noch hoch verschneit – nimm die Tauernbahn.“

Eine Urlauberin sucht mein Gespräch. Bewegtes Leben, große Tiefe: *„Herr, du führst jeden auf eigene Weise, nicht wahr?“*

Von der Urlauberin zehn Euro geschenkt bekommen.

06.05.2007. 7:20 Uhr am Morgen an der Autoschleuse – Tauernbahn: „Ich hab' zehn Euro, darf ich mitfahren?", rufe ich dem Schaffner zu. Der lacht, winkt mich herein: „Kommen Sie nur, ist eh leer heute."

Ist wahrhaftig leer. Befinde mich allein im Abteil. Eigenartiges Gefühl, durch den Tunnel zu fahren. So tiefschwarz vor den Fenstern – vor allem, so langanhaltend!

Auf der anderen Seite des Tunnels, empfängt mich die Ortschaft Mallnitz. Hier schaffe ich es noch zur Frühmesse.

Die weitere Wegstrecke ist teilweise heftig. Führt mich durch einen ewig langen Felsweg hindurch. Das graue, kahle Gestein – so hoch und gewaltig massiv, links wie rechts von mir – drückt mir schwer aufs Gemüt.

Kein Lebewesen weit und breit. Nicht der kleinste Vogel ist zu sehen. Nur nackter Fels und Schotter unter den Füßen. *„Herr! Lass mich hier wieder raus … Bitte, ja!"*

Das dauert noch, eine gefühlte Ewigkeit lang.

Spät am Nachmittag durchlaufe ich obendrein noch einen Autotunnel, der normal nicht für Fußgänger angelegt ist. Gefährlich. Doch fand sich kein anderer Weg für mich. Jeder Kilometer zählt mir heut doppelt.

Ein enorm langer Tag. Es dämmert schon, als ich zuletzt in Spittal an der Drau einlaufe. Übernachtung

im Gasthof „Brückenwirt“. Ein Geschenk des Pfarrers Dr. Engelbert Guggenberger. Ein mir zutiefst spiritueller Priester: „Hier habe ich leider keinen Platz für Sie“, bedauert er ernstlich betrübt, kaum dass er weiß, wer ich bin oder wo ich hin will. Aufrichtig warmen Blickes sieht er mir in die Augen, echtes Mitgefühl und Verstehen signalisierend: „Aber ich zahle Ihnen gern eine Übernachtung im ‚Brückenwirt‘.“

Es gibt Begegnungen, die nähren dich in einem einzigen Augenblick, für ein ganzes Leben lang.

Im Brückenwirt. Hier schmiert mir der Wirt spät am Abend noch ein dickes Käsebrot. Zimmer und Bett gediegen, angenehm und gepflegt: *„Herr, hab Dank! … Und dein Frieden weiche nie von der Seite dieses Priesters … Und dein Friede auch diesem Haus und dem Wirt.“*

07.05.2007. Bei Tagesanbruch los. Die Stadt schläft noch. Fühle mich gestärkt. Die Wegstrecke läuft sich leicht. Österreich ist ein auffallend sauberes Land – jedenfalls da, wo ich entlanglaufe. Kaum ein Schnipsel auf den Straßen, fast schon penibel reinlich. Selbst die öffentlichen Toiletten, die jedem frei zugänglich sind, sind fulminant nahezu lupenrein. *„Alle Achtung, Herr! Also entweder haben die hier ein ausgezeichnet funktionierendes Reinigungssystem oder die Österreicher sind generell ordentlicher als wir Deutschen.“*

Noch vor der Mittagszeit laufe ich in Paternion ein. Stehe unverhofft vor dem Pfarrhaus. Der Pfarrer ist anwesend. Gibt mir gern Gelegenheit zur Beichte. Nach der verlangt es mich. Denn bis zur Grenze nach Italien ist es jetzt nicht mehr weit, und ich fürchte mich nicht wenig, sie zu überschreiten. „Andere Sprache, andere Mentalität, andere Sitten …“ Der Pfarrer beruhigt mich:

„Alles halb so schlimm, Sie müssen mit dem Übertritt nur ein wenig umdenken – ihre deutsche Mentalität ein wenig locker werden lassen … Lassen Sie sich ganz ein. Seien Sie nicht allzu streng mit sich. Eine spezielle Aufgabe erfordert oftmals auch eine originellere Arbeitsweise.“

Auf mein Bitten hin übersetzt mir der Pfarrer meinen Standardsatz „Ich bin Rompilgerin …“, sowie einige Worte, wie „Kirche“, „Priester“ oder die Frage nach dem Weg, ins Italienische. Die Worte schreibe ich mir – so wie sie ausgesprochen werden – auf einen kleinen Zettel. Zwischen dem väterlich wirkenden Pfarrer und mir herrscht bis dahin ein problemloses Einvernehmen. Das ändert sich hingegen abrupt, derweil er mir, in der Kirche gleich gegenüber dem Pfarrhaus, die Heilige Kommunion spendet. Irgendetwas an meinem Verhalten im Verlauf dessen, muss ihm Anstoß gewesen sein, mir anschließend nicht mehr zu vertrauen. In jeder Hinsicht wurde er von einer Sekunde zur anderen abweisend. Im Pfarrhaus zurück, wollte seine Pfarrhaushälterin

mich indes zum Essen einladen. Da antwortete der Pfarrer schroff: „Nein! Sie wollte gerade gehen."

„Herr, an dieses ‚einfach stehengelassen werden', ohne den Grund dafür zu kennen, werde ich mich wohl nie gewöhnen – es ist so beschämend, nicht wahr? … Aber die Beichte gilt dennoch – gottlob!", freue ich mich abschließend doch wieder.

Der weitere Weg führt steil bergauf durch Waldgebiet. Es ist flimmernd heiß. Wasser alle, aber großer Durst. *„Halte ich kaum aus, Herr, aber mit dir schaffe ich das! … Je-sus-Chris-tus-ist-sein-Name …"*

Wenig später. Traue meinen Augen kaum. Dicht neben einer schmalen Waldfurche liegt eine verschlossene 0,5 l Limoflasche. Zuckersüß der Inhalt, klebt mir fast den Mund zu, fühle mich dennoch unendlich glücklich darüber: *„Danke, Herr!"*

Am späten Nachmittag. Pfarre Feistritz an der Gail/Ziljska Bistrica. Hoch oben auf dem Berg. Pfarrer Stanko und seine Haushälterin Apollonia. Herzliche Aufnahme, von beiden. Apollonia ist eine Haushälterin, wie sie im Buche steht – still dienend und doch dabei ganz wachsamen Blickes auf die zahlreichen Bedürfnisse der anderen, vornehmlich die des Pfarrers. Diesem stellt sie gar die Schuhe vor die Füße – sobald er das Haus verlassen will –, hilft ihm, damit er sich nicht bücken muss. Apollonia

selbst ist krebskrank, trägt ihre Krankheit indes gefasst durch.

Mit den beiden zu Abend gegessen. Zuvor beten der Pfarrer und ich gemeinsam die Non durch. Unterdessen schon am Küchentisch sitzend, derweil Apollonia schweigend dabeisitzt. Tiefe Gespräche über Gott und sein „niemals zufälliges Wirken oder doch immer uns zufallendem Wirken". Fühle mich ‚erkannt' von diesem Priester.

Unterbringung im Gästezimmer. Malerisch der Ausblick durch die Fenster ins Gailtal. Und wundersam beglückend die Nacht verbracht: Ergreifende Stille, immens Licht und das Gefühl, unendlich geborgen zu sein – in der Liebe Gottes.

„Herr, Dein Segen und Dein Frieden walte allezeit über diese beiden Seelen … Amen!"

08.05.2007. Nach dem Frühstück um 7:00 Uhr empfange ich die Heilige Kommunion durch Pfarrer Stanko, in St. Martin. Kurzer Schreck beim Verlassen der Kirche: Auf dem Ambo ist eine künstliche Hand mit Unterarm angebracht, die mahnend verweist. Worauf? … Erst draußen geht es mir auf: *„Klar, Herr, dafür steht der Ambo – für dein Wort! Hab Dank für diesen Verweis."*

Pfarrer Stanko besteht darauf, mich bis an die italienische Grenze, nach Tarvisio zu fahren. Gebe nach. An der Grenze erhalte ich seinen Segen und einen Kuss auf die Stirn. *„Ehrlich, Herr, kann ein*

Pilger besser ausgerüstet sein?“

Italien! Bin aufgeregt. Mir ist ein wenig übel. Denke zum ersten Mal darüber nach, abzubrechen: Fremdes Land, fremde Sprache, das scheint mir jetzt unüberwindlich. Reiße mich dann aber doch zusammen: *„Nützt nichts, nicht wahr, Herr – zurück geht nicht mehr!“*

Das Laufen tut gut. Mit jedem weiteren Schritt lösen sich Furcht und Anspannung ein wenig mehr auf.

Am späten Nachmittag treffe ich in Dogna ein und spreche mein erstes italienisches Wort. Frage eine Frau nach dem „pastore“. Die lacht herzlich und bringt mich postwendend hin. Der steht vor einer kleinen Kirche, ist ebenso offen und freundlich, wie die Frau zuvor.

„Io sono un pellegrino a Roma …“, stottere ich ihm meinen Standardsatz auf Italienisch vor.

Den Rest bekomme ich nicht mehr zusammen, nur noch das Wort: „notte“ – Übernachtung – fällt mir eben noch ein. Doch das reicht dem Priester. Sofort redet er mit der Frau, die mich zu ihm brachte. Die verschwindet kurz in der Kirche und taucht wenig später mit einem Schlüssel in der Hand wieder auf. Kurzerhand bringt sie mich hundert Meter weiter, in ein vollkommen leeres Pfarrheim. Zeigt mir die Küche und die Toiletten, dann verschwindet sie lächelnd.

Bleibe mit mir allein in dem großen Haus. Viele

Zimmer. Alles Gemeinschaftsunterkünfte – suche mir die kleinste aus, mit vier Schlafplätzen. Alte Betten und es riecht auch ein wenig muffig, aber ich bin dennoch selig. *„Wer hätte das gedacht, danke Herr! … Das war so einfach – und ich hatte solche Sorge … Du gibst wirklich nie mehr auf, als wir tragen können.“*

Geduscht, Haare gewaschen, T-Shirt ebenso. Das war alles nötig, und bislang ja nicht möglich. Später, gegen Abend, zum Rosenkranzgebet in die kleine Kirche gegangen. Den Hinweis dazu fand ich auf einem Aushang in der Küche. Das Wort ”Rosario“, war mir unmissverständlicher Aufruf. In der Kirche ähnlich wie in Deutschland, nur Frauen darin, fühle mich gleich zu Hause darin: *„Das ist Kirche, nicht wahr Herr, und beruhigt mich sehr heute: gleich, in welcher Sprache, der Ritus bleibt immer gleich.“*

Auf Italienisch klingt mir das Gebet wie gesungen – unverhofft fesselnd und erhebend:

„Ave Maria, Ave, piena di grazia,
il Signore è con te.
Tu sei benedetta fra le donne
e benedetto è il frutto del tuo seno, Gesù.
Santa Maria, Madre di Dio,
prega per noi peccatori,
adesso e nell'ora della nostra morte.

Amen.“

Nicht lang, und schon sang ich mit den Frauen mit.

Nach dem Gebet. Im Küchenschrank der Pfarrheimküche einen Rest „Penne“ gefunden. Die habe ich gekocht, gebraten und anschließend mit Zucker drauf gegessen. Was übrig ist, packe ich in Folie ein – für morgen.

Mein Glück ist vollkommen!

„Danke Herr, segne den Priester, die Frau und dieses Haus … Amen!“

09.05.2007. Nach Sonnenaufgang losgelaufen. Gelaufen, gelaufen, gelaufen. Erst lang durch Märchenlandschaft. Dann aber auf einer Schnellstraße gelandet. Fühle mich auf ihr fehl am Platz, kann es aber dennoch nicht ändern.

Überhaupt ein Wunder jetzt für mich, dass ich wahrhaftig mit jedem weiteren Schritt auf Rom zu schreite. Es führen wohl tatsächlich alle Wege nach Rom. Die Frage ist nur, wie lang an Kilometern der begangene Weg am Ende für einen Pilger ist. Doch Zeit ist mir ausgehebelt – und das real ebenso wie gefühlt. Das Laufen funktioniert automatisch, das Beten dazu auch. Bin schmerzfrei. Liebe das Gehen. Fühle mich topfit.

Tricesimo. Kleine Gemeinde, mit städtischer City. Übernachte hier in einer Art Priesterkolleg, denke

ich. In jedem Fall wohnen in diesem Haus hier gleich vier Priester zusammen. Einer von ihnen, Michele, ist erst ein Jahr lang Priester. Überraschung für mich – immense Geistestiefe. Er kocht ein Abendmahl für mich mit, derweil die anderen drei sich davonstehlen, bzw. sich mir gegenüber eher reserviert verhalten. Wundersam, aber Michele und ich unterhalten uns, obgleich er kein Deutsch und ich kein Italienisch kann. Sein Englisch ist perfekt, meines nicht. Doch wir stören uns nicht daran, wir hören einander mit dem Herzen zu. In seinem entdecke ich die gleiche Sehnsucht, die auch mich antreibt: „Gott allein!"

Die Nacht bringe ich im Tiefschlaf zu. Kein Wunder, denn Michele versorgte mich zu seiner Herzenswärme reichlich mit Salaten, Ölen und warmer Käse-Pasta. Vor dem Zubettgehen, was mein Körper nicht mehr gewohnt ist.

10.05.2007. Verlasse das "Priesterkolleg" kurz nach Sonnenaufgang. Am frühen Nachmittag in Codroipo eingelaufen. In einer Kirche am Wegesrand die Heilige Kommunion von einem ausgesprochen fröhlichen Priester empfangen, der mir anschließend meinen Rucksack mit Essen vollstopft. Obst, Gemüse, Brot – und eine dralle Tüte Honigbonbons dazu. *„Wow! Herr, danke!"* Honigbonbons – wie witzig bezeichnend –, waren mir über Jahre

hinweg, liebste Begleiter auf dem Weg. Lange schon war diese Ära vorüber.

Und dann Quartier bei Gino und Tanja, die der Priester aus seiner Gemeinde extra für mich herbeigeholt hat. Die holen mich mit dem Auto ab. Fülle ohne Ende.

Großes Einfamilienhaus. Und ich freue mich: *„So also sieht ein klassisch italienischer Haushalt aus …“* Bunt. Enorm bunt – und quirlig.

Gino und Tanja kümmern sich rührend um mich. Fast zu rührend, mir schon wieder. Tanja wäscht mein Kleid – ein Harzfleck ist darinnen, dem sie mit Waschbenzin tüchtig zu Leibe rückt – bügelt es anschließend. Später will sie mir auch unbedingt noch Schuhe kaufen – meine abgelaufenen Sohlen unter den Birkenstocklatschen, gefallen ihr gar nicht – doch das gelingt mir erfolgreich abzuwehren. Neue Schuhe auf der Wanderschaft? Das geht gar nicht! Als Ausgleich dafür lässt es sich Tanja nicht nehmen, mir eine üppige Schale Obst in das Gästezimmer zu stellen. Kocht am Abend – „per onorarti“, (= dir zu ehren) – ein richtiges 3-Gänge-Menü. Der erwachsene Sohn des Hauses (Student), ist ebenfalls dazu geladen. Spricht perfekt Englisch, meines bleibt ungenügend. Was ich ein wenig bedauere: *„Ach Herr, wie soll ich Zeugnis geben von Dir, ohne Worte? Das tut mir wirklich leid.“* Doch am Ende kein Problem, mit Händen und Beinen kommunizieren wir vier. Kurz vor Mitternacht darf ich ins Bett …

„Herr, segne allezeit den Priester, Gino und Tanja und ihre Lieben und dieses Haus – danke!“

11.05.2007. Kurz nach Sonnenaufgang. Kann mich nicht rausschleichen, Gino besteht darauf, mich zum Stadtrand zu fahren. Damit ich nicht erst noch Zeit in der Stadt verschwende. Beim Abschied segnet er mich, bittet anschließend um meinen Segen. *„Große Seele, Herr!“*

Ein langer Tag. Kommunionempfang und Nachtplatzsuche gestalten sich schwierig. Am Nachmittag im Pfarrhaus Santo Stino angefragt. Eiskalte Abfuhr. Ebenso in Céggia. Erst in San Donà finde ich ein offenes Gemeinschaftshaus. Frage bei einem Ordensbruder an, der vor dem Haus auf einem Beet zu tun hat, doch der wehrt mich barsch ab: „No! Sparisci!“ (Verschwinde!)

„Herr, vielleicht sehe ich heute besonders schlimm aus?“

Ein kurzer Moment Unentschlossenheit. Doch Frieden in mir. Kein Signal zum Aufbruch. Stattdessen zieht es mich linker Hand in jenen offenen Gemeinderaum, in welchem sich gerade etliche Jugendliche angeregt unterhalten. Bei meinem Eintritt wird es augenblicklich still, an einem Tisch sitzt ein Priester, der mich unvermittelt anschaut, als sähe er eine Erscheinung …

Luggiano heißt der Priester, der sich sogleich

gänzlich meiner annimmt. An dem knurrigen Ordensbruder vorbei bringt er mich in das Gemeindehaus und in ein Gästezimmer. Lädt mich danach zur Heiligen Messe ein, mit anschließendem Abendessen. Einige Priester wohnen in diesem Haus zusammen, von denen mir Luggiano und Alberto besonders herzlich zugewandt sind. Alberto zelebriert die Messe, stellt mich kurz der Gemeinde vor, teilt am Ende seine Priesterhostie mit mir. *„Danke, Herr, für diese Tröstung!“*

Beim Abendessen mit der kleinen sechsköpfigen Gemeinschaft in geräumiger Wohnküche verständigen wir uns wieder mit Händen und Füßen. Wobei selbst der zuvor grummelige Bruder auftaut. Luggiano zeigt mir eine kürzere Strecke nach Rom auf der Landkarte – ob ich sie begehen werde, weiß ich nicht. *„Du bist es ja, Herr, der mich alltäglich lenkt.“*

Zum Abschied stimmt Pater Luggiano das „Vaterunser“ auf Lateinisch an. Und ich bin zu müde, es flüssig zu beten. Und wieder erlebe ich an ihm die gleiche Wendung, wie zuvor an dem Pfarrer in „Paternion“, nur nicht ebenso schroff. Luggiano schreckt zurück vor mir – seine Gesichtsmimik signalisiert urplötzlich Misstrauen. *„Klar, Herr, als ehemalige Karmelitin müsste ich das ‚Paternoster‘ flüssig beherrschen – so denkt er bestimmt. Nützt nichts, da muss ich jetzt durch. Auch wenn mich das traurig stimmt. Aber er kann ja nicht wissen, dass*

sich die Schwestern stets geweigert haben, das ‚Vaterunser' auf Lateinisch mit mir zu beten und ich von daher das ‚Paternoster' stets nur heimlich, also niemals laut, zu beten gewohnt war. Und aus dem Munde eines Italieners gesprochen, hört es sich noch einmal ganz anders an …"

Die Entlassung fällt dementsprechend kurz und knapp aus. Wieder ist es nach Zweiundzwanziguhr. Doch ins Bett gehe ich noch lange nicht. Stattdessen selig Wäsche gewaschen und Haare gleich noch dazu. Bett zu weich. Zimmer eigentümlich dunkel. Dennoch bin ich glücklich, „*… denn schließlich, Herr, haben wir doch noch Barmherzigkeit gefunden … Dein Frieden also diesen Priestern und diesem Haus.*"

12.05.2007. Vor Sonnenaufgang. Kein Laut im Haus ist zu hören. In der Gemeinschaftsküche zu werkeln, scheint mir nicht passend. Also kurzer Stopp im Aufenthaltsraum, wo ich in einer Glasdose ein paar italienische ‚Petits' finde. Die sind späterhin mein Frühstück, für unterwegs.

Die heutige Strecke ist flach. Abwechselnd durch Felder und Ortschaften. Und zuhauf Land- oder auch Schnellstraße gelaufen. Die Straßen sind schmutzig. Italiener werfen extrem viel aus ihren Autos: Essen, Flaschen, Zigarettenkippen, Zeitschriften, Papier, Tüten. Alles liegt am Fahrbahnrand herum, zwischen einer enorm hohen Anzahl toter

Igel. Kein angenehmes Laufen. Und die öffentlichen Toiletten sind unhygienisch verschmutzt, ziehe es vor, mich lieber in die Büsche zurückzuziehen. Sonne satt – und die Siesta ist den Italienern in der Tat heilig, geht mir heute auf. Wo immer ich anklopfe – um Wasser zu erbitten – bleiben sämtliche Türen kommentarlos verschlossen.

Gegen späten Abend in Marghera. Heilige Eucharistie in Don Bosco Kirche. Übernachtung im Gruppenraum der Kirche, auf einem der Esstische liegend:

„Der Knecht ist nicht größer als sein Herr, noch ein Gesandter größer als der, der ihn gesandt hat", fällt mir just dazu Johannes 13,16 ein.

Aber doch wieder eine barmherzige Seele gefunden. War äußerst schwer heute. Zwei Franziskanerorden haben mich abgewiesen, ebenso zwei Priester, zu denen mich Passanten schickten. Dazu insgesamt, auf unangenehme Weise, eine mir unheilige, schmuddelig-graue Stadt. Und hier jetzt, in diesem Gemeinderaum der Don Bosco Kirche, fand ich nur durch Beharrlichkeit Aufnahme. Dank Nadja, die ein ausgezeichnetes Deutsch sprach und den Priester im Endeffekt mit Engelszunge und Geduld überredete.

Am Ende dann aber doch noch ein rein freiwilliger Akt der Barmherzigkeit durch den Priester: Er brachte mir Roastbeef in Dosen, Plastikgabel und Cracker in den Gemeinschaftsraum. Und staunte

merklich betroffen zuletzt, über meine helle Freude an diesen Gaben. Ja, ein wahrer Festschmaus für mich, an diesem Tag.

In dem Raum finden sich abgetrennt eine Toilette und ein Waschbecken. Ein weiteres Geschenk für mich. Die Tischplatte hingegen ist glatt und kalt: Absolut nicht gleichzusetzen, dieses Liegen, im Vergleich zu einem Waldboden – satt an weichem Moos, Geruch nach würzigem Laub und frischer Luft *„… aber was soll's, ich hab' es dir ja versprochen, Herr … Lass Nadja allzeit gesegnet sein und Friede diesem Priester …"*

13.05.2007. Vor Sonnenaufgang los. Marghera schläft. Das passt. Liebe es die ersten Stunden schweigend zu verbringen. Den gesamten Weg unmittelbar an der Lagune von Venedig entlang gelaufen. Sonne sengt hier gleich doppelt so intensiv. Ebenso zieht sich die Strecke scheinbar ewig lang hin. Gegen fünf Uhr am Abend laufe ich in Chioggia ein.

Heilige Messe in der Kathedrale von Chioggia. Danach den Priester angesprochen. Der schickt mich zunächst zur Toilette, mit der Aufforderung „Waschen – Gesicht!", alsdann zum „Don Bosco Zentrum". Hier treffe ich auf Pater Marco, einen deutschen Priester, der sich sofort meiner annimmt.

Heute wieder reich beschenkt! Üppig Essen, herzenswarme Zuwendung und Lachen bis zum Zap-

fenstreich. Eine Firmfeier im Zentrum, es wimmelt nur so von Jugendlichen und festlich gekleideten Menschen. Marco versteht es, alles um sich in seinen Bann zu ziehen. Er stellt mich aufgeschlossenen Jugendlichen vor, betätigt sich humorvollen Herzens als Dolmetscher. Dieser Priester hätte dem Ordensgründer, hl. Don Bosco, sicher gefallen. Zum Abschied vor dem Schlafengehen schenkt mir Marco zu seinem Segen ein quittengelbes Cap, mit einem riesigen Schirm daran: „Das musst du aufsetzen – versprich es mir! Du verbrennst dir sonst noch das ganze Gesicht."

Schlafe in einem immens großen, modernen Gemeinschaftsraum, der sogar eine Küchenzeile nebst Theke darin beinhaltet. Schränke indes leer. Die Saison hat noch nicht angefangen. Bin froh darüber, so bin ich allein hier. Wäre mir auch nicht angenehm, nach stundenlangem Fußmarsch die Nacht zusammen mit etwa dreißig quirligen Jugendlichen verbringen zu müssen.

„Der Abend war schön, Herr, hab Dank! Aber gleich wie, ich will alles annehmen, wie du es magst. … Segne Marco und dieses Haus – diese Stadt. Amen!"

14.05.2007. Kurz nach Sonnenaufgang los. Und gerade einmal vier Stunden unterwegs – Landstraße unmittelbar an der Lagune entlang –, da hält ein roter Wagen neben mir. Carlo, ein Polizist – um die

fünfzig herum, hoch aufgewachsen, vollschlank, dessen Sohn in Deutschland studiert – fragt in gebrochenem Deutsch und überaus gewinnendem Lächeln, ob er mich mitnehmen kann. Zwinkert ausgelassen dazu. Unmöglich für mich, hier nicht zu verstehen: *„Diese Italiener, Herr, immer am Flirten … Okay, Herr, ich lege jetzt meine deutsche Ernsthaftigkeit ab!“*

Zur großen Freude von Carlo, der die gesamte Fahrt über flirtet, mir am Ende noch einen Heiratsantrag macht. Wir lachen reichlich. Mir gefällt diese Unbekümmertheit. Überhaupt dieses sonnig-relaxte Gemüt der Italiener, alles scheint stets: „Tutto bene!“ – immer gut oder „Amore a prima vista …“ – Liebe auf den ersten Blick – zu sein. Das Leben ist ihnen scheinbar mehr Aufforderung zum Spiel, als zum Kampf. Vergnügen, statt Ehrgeiz. *„Ja, ein wenig von dieser Mentalität werde ich mir zu eigen machen, Herr, doch nicht die gesamte. Denn irgendwo fehlt es mir dann doch an echter Seinstiefe. Schließlich bist du in diesem ganzen Spiel nicht nur irgendein Mitspieler, der x-beliebig ausgetauscht werden kann, sondern der Spielmeister selbst.“*

Um 11:30 Uhr setzt Carlo mich in Ravenna ab. Herzlich umarmend verabschieden wir uns. Lang winkt er mir nach. Dabei das Zeitungsblatt, auf das er kurz zuvor meine Kontaktadresse in Deutschland geschrieben hatte, einer ihm teuren Trophäe gleich,

übermütig schwenkend. Die Zeit mit ihm war wie im Flug vergangen. *„Wow, Herr, wir sind schon in Ravenna! Willst du mich an Pfingsten schon in Rom haben? … Dein Wille geschehe!“*

Wenig später stehe ich direkt vor der Titelkirche „Madre del Perpetuo Soccorso“ – Mutter von der immerwährenden Hilfe. Wie verheißungsvoll – will ich glauben. Doch gibt mir der Priester darin mechanisch nur Essen und Trinken in die Hand, weder aber ein Lächeln, geschweige denn, eine Anlaufadresse für eine Übernachtungsmöglichkeit in dieser Stadt. Zunächst bleibe ich vor der Kirche. Sitzend auf einer Bank. Esse auf und trinke leer, was ich erhalten habe. Eine Art Limonade im Tetrapack und zwei kleine, in Folie verschweißte, Croissants. Dann Lauschen. Sicher eine Stunde lang. „Was ist dein Wille Herr? Weiter oder bleiben?“

13:00 Uhr weiter. Keine Chance. Siesta. Sämtliche Türen, an die ich ’klopfe‘, bleiben mir verschlossen. Aber eine Italienerin, eilig quer über die Straße laufend, gibt mir einen Hinweis: „Pellegrino?“, wirft sie mir zu. „Si.“, entgegne ich. „Convenzione S. Rocco!“, ruft sie kurzweg zurück und weist mir zugleich mit der Hand die Richtung: „Sempre dritto …“. Folglich laufe ich – immer geradeaus.

18:00 Uhr. *„Herr, was du mich schon so früh*

hast hier sein lassen, sitze ich schon seit Stunden in diesem Haus namens 'S. Rocco-Konvent' wieder ab. Bärbeißige Schwestern und – so vermute ich – Asylanten, die hier finanzielle Hilfe oder eine Gemeinschaftsunterkunft bekommen, indes aber kein Lächeln, geschweige denn, ein freundliches Wort. Wie Du es wolltest, sitze ich jetzt unter ihnen und hab' auch in der Armenküche mit ihnen gespeist. Pasta und Schokolade. Die Versorgung war großzügig und die Köchinnen äußerst nett. Ja, dein Wille geschehe! Sicher, ich könnte auch draußen schlafen, wie mir ein Mitwartender in gebrochenem Deutsch vorschlug: ‚Nacht warm!'. Aber das ist nicht Dein Wille, das spüre ich genau. Folglich bleibe ich hier sitzen, selbst wenn die Chefin – wahrlich ein kleiner Drachen – schon seit Stunden jeden anderen, hier auf dem Flur wartenden, mir vorzieht. Die Armen haben Furcht vor dieser Frau und kuschen daher bei ihrem Anblick – ich nicht, ich kann nur nicht weggehen. Mal wieder bin ich also die Ärmste unter den Armen … O Herr, und dieser Diakon vorhin, der mich hier her brachte – rannte der nicht weit förmlich voraus, nur um nicht mit mir gesehen zu werden? Glauben die denn ernsthaft, du kommst perfekt geschminkt und hoch zu Ross daher? Da fällt mir nur dein Wort ein ‚Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.'"

20:00 Uhr. *„Deine Wege, Herr! Aber ich habe mir schon gedacht, dass es dir um diesen ‚kleinen Drachen' geht. Also gut, du hast ihn bezähmt!"*

„Ludwig Maria Grignion von Montfort" und „Eremitin", waren hier die Schlüsselworte für die Wandlung einer Geisteshaltung vom Drachen zum Lamm hin. Schön, eine solche Wandlung auch einmal anders herum zu erleben … *„Hab Dank, Herr! Sie hat mir jetzt ihr privates Zimmer gegeben."*

Ein Einzelzimmer in einem Anbau, das noch im Rohbau steht. Aber immerhin schon Bett, funktionierende Dusche und Toilette enthält. Morgen möchte die Chefin unbedingt mit mir zur Messe gehen und im Anschluss daran – so besteht sie darauf – werde ich von einer Schwester bis nach Cesena mitgenommen …

„Herr, morgen schon wieder fahren? … Okay, dein Wille geschehe! … Aber einfach ist das alles nicht, das gebe ich zu – aber ich liebe dich und deshalb ist es gut!"

15.05.2007. 7:00 Uhr in der Früh. Schwester Irmgard heißt der ‚kleine Drachen' und zeigt sich jetzt ausgesprochen freundlich. Zunächst läuft er mit mir in eine Apotheke, um mir eine Salbe für mein sonnenverbranntes Gesicht zu kaufen. Die Apothekerin ist aufrichtig entsetzt über meinen Anblick und bleibt es auch, selbst als ich sie beschwichtige. Im Anschluss daran, lädt er mich zu

einem Espresso in einen Coffeeshop ein und bestückt mich am Ende mit einer Packung Kekse für den Tag. Zu guter Letzt setzt er mich in das Auto seiner Mitschwester, und verabschiedet sich überschwänglich, mit Segen und Umarmungen. In eine Heilige Messe aber, führt der ‚kleine Drache' mich nicht.

Die Fahrt mit der Schwester ist kein Genuss. Sie fährt hektisch unkonzentriert und 'betet' dabei in Windeseile den Rosenkranz durch. Das macht sie jeden Morgen, so deutet sie mir mit umständlichen Gesten, stets auf der kurzen Autofahrt vom Konvent zur Arbeit hin. Es ist mir schrecklich, so zu beten, dennoch stimme ich mit ein: „… Ave, Maria, … il Signore è con te …" – *„ja, Herr, sei Du mit ihr … Amen!"*

16:00 Uhr. Von Cesena aus bis nach Sarsina gelaufen. In der Kathedrale „San Vicinio" vom Priester die Heilige Eucharistie empfangen. Mit der Übernachtung ist es heute ähnlich wie gestern – erst ‚kein einziges freies Plätzchen', jetzt aber habe ich ein ganzes Haus – Jugendherberge etwas abseits von Sarsina – für mich allein. Geduld zahlte sich hier aus: in Anwesenheit des Priesters, fünf Stunden an und in der Kirche gesessen und stumm geblieben. Unterdessen der Priester selbst, seinen Dienst an seinen Gemeindemitgliedern tat: Blasiussegen erteilte, segnend Hände auf ein fiebererkranktes Kind legte (deren Vater es zuvor rennend in die

Kirche gebracht hatte), Beichte hörte, Schriftstücke abstempelte oder aufsetzte. Zwischendurch schaute er immer mal wieder versteckt nach mir. Keinerlei Geste indes an mich richtend. *„Warum auch, Herr, er hat ja unmissverständlich gedeutet, ich solle gehen. Aber das willst Du nicht, also bleibe ich …“*

Gegen 20:00 Uhr wendet sich der Priester mir dann doch zu. Deutet mir an, die Kirche zu verlassen, da er sie jetzt schließen muss. Doch solle ich auf der Piazza vor der Kirche warten. Einige Worte verstehe ich, „per favore aspetta … Marcella … Auto … Ostello della gioventù …“. Werde also abgeholt. *„O Herr, deine Wege … So hat dieser Priester am Ende Dir doch noch, über seinen Dienst hinaus, Barmherzigkeit erwiesen …“*

Und ein leckeres Essen gab es zum Schluß auch noch dazu. Marcella hat mir Pasta gekocht, bevor sie mich in der Herberge allein ließ. Ein wenig einsam ist mir jetzt zumute, in diesem riesigen, menschenleeren Haus – liegend in der unteren Etage eines Doppelstockbettes, in einem schmalen, fast lichtlosem Zweibettzimmer.

16.05.2007. Toscana. *„Herr, du bist unglaublich!“* Heilige Messe in der Wallfahrtskirche „Santa Maria del Sasso“, Bibbiena. Und dort auch übernachtet. Ein Kloster mit derzeit drei Franziskanermönchen (Pensionärsalter) und vier Dominikanerschwestern, die in strenger Klausur leben. Lydia hat

es mir organisiert. Sie fuhr auf meinem Weg nach Bibbiena mit dem Auto entlang, etwa in der Nähe des La Verna Felsens und fragte mich, ob sie mich mitnehmen könne. Ursprünglich wollte ich noch zur Basilika auf den Berg rauf, dem Ort, an dem der heilige Franz von Assisi seine Wundmale erhielt. Pater Luggiano hatte mir so zu tun ans Herz gelegt. Aber ich habe mich heute total in den Kilometern verschätzt. Ein Aufstieg erschien mir dann doch zu mühselig. Und letztlich mir auch überflüssig – bin ja kein Tourist, der auf Sehenswürdigkeiten aus ist, und ich mag keine Menschenansammlungen. Der heilige Franziskus wird mir das sicher nachsehen. Der „La Verna" war sein Ort damals – und er liebte ihn, weil er menschenleer war. Heute ist er das nicht mehr, wie unschwer an der Zahl der Autos und Menschen zu erkennen ist, die meinen Weg hier kreuzen.

Zur Mittagsstunde. Bin müde. Ein Auto hält neben mir: Lydia, an die sechzig Jahre alt, nimmt mich mit zu ihrem älteren Bruder Lugio und der Mutter, die an das Bett gefesselt ist. Wir halten Mahl zusammen. Weißbrot, Öl und eine Art Fleischklößchen, deren Abkunft ich nicht ermitteln kann. Lydia ist eine heitere Frau, die mir in gebrochenem Deutsch von ihrem Leben erzählt. Ein schlichtes Leben, aber doch ein glückliches. Sie wollte ebenso gern einmal pilgern, doch geht das nicht, da sie im Familiengeschäft unabkömmlich ist – sagt sie. Derweil ist Lugio

begeistert von meinem Mut. Am Ende bekomme ich den Segen der bettlägerigen Mutter. Alles erscheint hier leicht. Ich bewundere diese kleine Familie, die selbst offenbar nicht viel an Gütern besitzt – der Kühlschrank war mir auffallend leer – aber dennoch warmen Herzens gibt. Überhaupt scheint mir der Familienzusammenhalt in Italien selbstverständlicher und um ein Vielfaches unverkrampfter als in Deutschland.

Im Anschluss fährt Lydia mit mir in dieses Kloster hier. Die Mönche kennen sie, dennoch muss Lydia erst tüchtig verhandeln, meine Aufnahme mit irgendetwas erzwingen. Ohne Lydia jedenfalls, hätte ich keinen Einlass gefunden.

Unterbringung in dem Schlafsaal des Gästehauses des Klosters. Zwei mal sechs Betten stehen sich gegenüber in diesem Raum. Ein kleines Bad mit Dusche, abgetrennt darinnen. Perfekt, um T-Shirt und Haare auszuwaschen. Das Gästehaus ist leer. *„Danke, Herr, dass du mich vor der Saison gesandt hast! Die Nächte braucht mein Körper tatsächlich zur Erholung."*

Nach der Messe, gegen 20:00 Uhr, mit den Brüdern in deren Küche zu Abend gegessen. Fühle mich augenblicklich zu den Berliner Schwestern, Hildegard und Rosemarie, zurückversetzt. Nicht das Essen oder die Kommunikation mit dem Gast stehen im Mittelpunkt, sondern die Nachrichten und die Sportsendung im Fernsehen.

Der Gemeinschaftsraum ist mir eisig, aber ein dickes Deckbett wärmt. *„Herr, segne Lydia und ihre Familie – und Frieden diesem Haus, danke!“*

17.05.2007. Kurz nach Sonnenaufgang mache ich mich auf. In der Gemeinschaftsküche eine Rolle Kekse gefunden. Nehme ich als Geschenk vom heiligen Franz mit, der soll so gern Kekse gegessen haben. Stiller, kühler Morgen: Ich liebe das Gehen – und die Stille. Es geht gut bergab. Die Kekse versüßen mir den Lauf, auch Wasser ist heute kein Problem – wo immer ich bitte, erhalte ich es.

Heilige Messe und Übernachtung im Klarissenkloster Sansepolcro. Der Priester von der Kirche „Santa Maria delle Grazie“ hat mir die Unterkunft vermittelt. Scheint mir der Schwestern Spiritual zu sein.

Ausgesprochen feudal bin ich heute untergebracht. In einem mit Liebe zum Detail eingerichteten Einzelzimmer. Dazu werde ich versorgt mit auffallend schmackhaften Speisen. Obst, Salat, Suppe, Pasta, Käse, Brot und Küchlein. Die Klarisse, die für mich zuständig ist, ist aufrichtig warmherzig. Und doch …

„Herr, ich fühle mich gerade sooo sehr einsam … Dennoch ein dickes Herz, Frieden und Segen dem Priester, den Klarissen und diesem Haus, Amen.“

18.05.2007. Am Morgen Laudes mit den Schwestern gebetet. Im Anschluss daran Heilige Messe und Reisesegen vom Priester erhalten. Perfekt ausgerüstet also, für diesen Tag. Doch ehe ich aufbrechen kann, werde ich von den Schwestern erst noch zum Frühstück gebeten. Leckerer Cappuccino und eine dicke Scheibe süßes Brot dazu. Himmlisch lecker. Aber auch, jenes Verlassenheitsgefühl vom Vorabend ist noch immer vorhanden, wenn auch nicht mehr so intensiv. *„Vorahnung, Herr?“*

Laufe Landstraße. Zwischen zehn und elf laufe ich im Vorort von Umbertide (Umbrien) ein. Eine Kirche zieht meine Aufmerksamkeit auf sich. Fühle mich zwar noch nicht nach Rast, dennoch trete ich ein. Drinnen sitzen Frauen, den Rosenkranz betend. Kurzentschlossen bete ich mit. Am Schluss kommt Marisa auf mich zu, Endvierzigerin, kurzes braunes Haar und Leidensmiene, fragt, ob sie mir helfen kann. Marisa spricht kein Deutsch, ihr Englisch verstehe ich nicht. Also sage ich meinen Standardspruch auf Italienisch auf. Die Frauen beratschlagen daraufhin. Wohl wenig zielorientiert, die Gesten eher desinteressiert bis empört abfällig. Verlege mich derweil aufs Lauschen: *„Was ist dein Wille, Herr?“*

Frieden in mir. Kein innerer Impuls zum Aufbruch. Eindeutig, hier hatte ich jetzt darunter zu bleiben, ergeben mich einzufügen. Wenig später

sitze ich mit Marisa in deren Auto. Kurze Fahrt, bis in das Zentrum von Umbertide. Und hier nun, hebt für Marisa eine wahre Odyssee an. Sie läuft (oder fährt zuweilen), mit mir von einem Pfarrhaus zum anderen. Bettelt für mich selbst in den verschiedensten karitativen Einrichtungen, doch mit einem kurzen Blick auf mich, wird sie überall – mitunter gar unverblümt schroff – abgewiesen. Das macht die ohnehin schon nicht beglückte Marisa noch glückloser. Zudem finden wir zwei nicht zueinander. Reden, bzw. deuten offenkundig beständig aneinander vorbei, was auch für mich enorm schwer ist. Ein paar Mal habe ich ihr gedeutet, dass sie mich loslassen kann, ich jetzt allein weiter gehe, doch das lässt sie nicht zu. Für mich insofern verheerend, da inzwischen der Abend immer näher rückt und mir gleich keine Zeit mehr bleiben dürfte, aus dieser mir schrecklich lauten, grauen und schmutzigen Stadt herauszukommen.

Die Krönung des Tages ist dann der Besuch einer Abendmesse – derweil noch immer mit Marisa im Schlepptau, die keinen Augenblick von meiner Seite weicht –, bei der mir der amtierende Priester die Mundkommunion verweigert. Angewidert reißt er mich – dabei grob am Arm ziehend – von den Knien hoch und zwingt mich den 'Leib des Herrn' mit der Hand zu nehmen. Und als wäre das nicht schon genug, zerrt mich Marisa im Anschluss in einen Imbiss. Gänzlich ungestört dessen, dass ich ihr

wieder und wieder versichere, keinen Hunger zu haben. Zahlt eine Pizza an der Theke und setzt sie mir vor, ohne dabei selbst zu essen, gemeinsam mit mir. Stattdessen steht sie abseits von mir und gibt derweil vor dem Pizzabäcker eine große Gönnerin. Aus der zuvor glücklos anmutenden Marisa, ist im Verlauf des Tages eine werksgerechte erstanden. Gewichtig plaudernd, aktuell mit dem Pizzabäcker. Bald mustert auch der mich ungeniert eitel, also spiele ich den beiden diese ‚Bedauernswerte', die sie partout jetzt in mir sehen wollen, und verlange in gespielter Brechdummheit noch eine zweite Pizza, obgleich mir der Magen fast zum Platzen voll ist.

Im Anschluss aber entlässt mich Marisa endlich aus ihren Fängen. Ein kurzer Händedruck beendet unsere Begegnung: „Arrivederci, Marisa, Grazie!" Spreche ich aus – und fühle doch zugleich auch hier deutlich, die unüberbrückbare Klippe der unterschiedlichen Bewusstseinsebenen zwischen uns, in denen wir uns jeweils bewegen – auch diesen Satz hat Marisa nicht verstanden.

Jetzt ist es bereits weit nach 20:00 Uhr. Doch das macht mir augenblicklich nichts, laufe schnurstracks Richtung Stadtrand los. Will nur noch raus aus dieser Stadt. Stadt ist und bleibt mir offenbar ein Graus: *„Herr, verzeih mir, wenn ich hier Deinen Willen nicht in ganzer Hingabe annehmen konnte – versucht habe, daraus zu flüchten …"*

Zwei Mal noch habe ich unterwegs um ein Quartier gebeten. Ein Hotel am Stadtrand und in einem Restaurant nach einem „canonica“ (Pfarrhaus) gefragt. Im Letzteren ein Gast, der mich mit seinem Auto in eines fahren wollte. Und da der Wirt, den ich ursprünglich gefragt hatte, keinen Einwand machte, stieg ich zu diesem Gast in das Auto ein. Der aber bog am Ende nicht in die Landstraße, sondern direkt von ihr weg in ein Waldgebiet ein – bergauf ins Dickicht fahrend. Da verstand ich:

„Hör mal!“, zischte ich im schärfsten Ton und erschrecket fast selbst vor meiner Stimme, „Du bringst mich jetzt sofort wieder zurück, sonst bekommst du es mächtig mit Dio zu tun – hast du verstanden?!“ Dabei fuchtelte ich ihm drohend mit der Faust vor der Nase und zeigte angrenzend mit dem Zeigefinger spitz zum Himmel rauf.

Ton und Gebärden verfehlten ihre Wirkung nicht. Er erschrak darüber dermaßen, dass er augenblicklich – einem Irren gleich – das Walddickicht bergab wieder herunter raste. Unten angelangt kann er es kaum erwarten, mich wieder los zu sein. Das amüsiert mich. Aber auch:

„Herr, es reicht mir heute mit deinen Menschen! Wir schlafen draußen, ja?!“

Die Nacht ist schwarz. Auf der Landstraße wird es mir mit jedem Schritt stiller. Schritt um Schritt im Takt des lautlosen Gebetes: *„Je-sus Chris-tus ist sein Na-me …“*.

Bald ist es wieder ein Laufen in Trance.

Bisher kein passendes Fleckchen gefunden. Nur Siedlungen links und rechts von mir.

Bald schreckt mich ein Schrei aus der Trance. Ein Pfau! *„… Hört sich in der Nacht gespenstig an, Herr, und das Flitzen der Igel und Mäuse entlang des Straßenrandes ebenso – in dieser eigentümlich-siedlungsgrauen Dunkelheit …“*

Da bekomme ich es doch noch einmal mit einem Menschen zu tun. Der fährt in einem Auto urplötzlich neben mir, ruft mir daraus etwas entgegen, was ich nicht verstehe. Scheint zu wollen, dass ich einsteige in seinen Wagen. *„Nein, Herr, wir reagieren nicht – kein Wort, kein Blick, denn das scheint mir jetzt angebracht. Will nicht, dass er weiß, dass ich Ausländerin bin …“* Eine Weile fährt der Mann im Schritttempo noch schweigend neben mir, zuletzt gibt er auf, verschwindet im Dunkel der Nacht.

Wenig später ist ein Supermarkt zu sehen. Wohl schon in der Nähe von Perugia. *„Fein, Herr, danke, hinter dem finde ich Schutz!“*

Und in der Tat finde ich nicht nur Schutz, sondern auch Licht und ein wenig abseits vom Markt sogar noch eine Gartenbank mit einem Tisch davor …

„Was für ein Segen, Herr! Danke! … Kein Regen! … Amore Dio – o Gesù – Sancta Maria, Mater Dei, ora pro nobis peccatoribus, nunc et in hora mortis nostrae. Amen! … Und, Herr, vergelte jedem heute

sein Tun nach seinen Werken.“

19.05.2007. Assisi. Die Nacht war kurz. Werde von dem Motorengeräusch eines Lastwagens aufgeschreckt. Der Fahrer des Wagens bemerkt mich gottlob nicht. Er konzentriert sich allein auf seine Warenlieferung – Obst für den Supermarkt. Das stellt er fein geordnet vor den Lieferanteneingang, dann verschwindet er flugs wieder. *„Wunderbar Herr, mein Frühstück – hab Dank!“*

Eine Handvoll Erdbeeren nehme ich mir mit auf den Weg. Jedoch stellt sich schnell heraus, dass dieses Obst mir hinderlich beim Laufen ist. Beständig muss ich innehalten und die Blase leeren. So kommt kein meditatives Gehen zustande, das ich aber dringend benötige, denn die Nacht war kurz und turbulent, die Strecke indes zieht sich wieder lang und sengend sonnig dahin.

Assisi zu Fuß anzulaufen empfinde ich als einzig würdig einer Pilgerin. Von weitem darauf zulaufend, mutet es mir biblisch an, in seiner Erbauung aus weißrosa Steinen. Und selbst aus der Nähe, im Kleid mittelalterlichen Stadtbildes, Festungsruine und Stadtmauer rundum. Doch das war es dann auch schon. Denn was eine Stadt wahrhaft anziehend oder eben abstoßend macht, ist letztlich der Habitus der Menschen darin. Der wiederum schnell nun an den Werken der Bewohner darin, erkennbar ist. Assisi freilich ist voll von Touristen und so gibt

es kaum unbeschwerte Menschen hier zu sehen. Handel und geschäftiges Treiben, wohin das Auge auch sieht. Und nie hätte ich vermutet, dass eine wie ich nun ausgerechnet hier, in dieser Pilgerstadt, von jedem Kloster abgewiesen wird. Aber genau das, ist eine Tatsache, der ich mich nun zu stellen habe. Da fällt mir augenblicklich der heilige Franz wieder ein, mit seiner Definition von der vollkommenen Freude: „Ich kehre von Perugia zurück, und in tiefer Nacht komme ich hierher, und es ist Winterszeit, schmutzig und so kalt, dass die kalten Wassertropfen am Saum des Habits gefrieren und immer an die Schienbeine schlagen, und das Blut aus diesen Wunden fließt. Und völlig in Schmutz und Kälte und Eis komme ich zur Pforte, und nachdem ich lange geklopft und gerufen habe, kommt der Bruder und fragt: 'Wer ist da?' Ich antworte: 'Bruder Franziskus.' Und er sagt: 'Geh fort! Es ist nicht die schickliche Zeit auszugehen. Du kommst nicht herein.' Und auf weiteres Drängen antwortet er: 'Geh weg! Du bist der nämliche einfältige und ungebildete Mensch. Du kommst auf keinen Fall zu uns. Wir sind so viele und von solcher Art, dass wir dich nicht brauchen.' Und ich stehe wiederum an der Pforte und sage: 'Um der Liebe Gottes willen, nehmt mich auf in dieser Nacht.' Und jener antwortet: 'Das werde ich nicht tun. Geh zur Niederlassung der Kreuzträger und bitte dort.'

Ich sage dir: Wenn ich Geduld habe und nicht

erregt werde, dass darin die wahre Freude liegt, die wahre Tugend und das Heil der Seele."

„Ja, heiliger Franz, hab Dank! Mir kleben keine Eiszapfen am Rocksaum, aber von der Sonne verbrannte Haut an Gesicht, Armen und Beinen. Meine Kehle ist trocken und meine Glieder sterbensmüde vom Aufstieg aus Perugia hier herauf nach Assisi. Über Barmherzigkeit hätte ich mich jetzt gefreut, sie war mein Ziel, aber wie schwach ist diese kurzlebige Freude daran doch im Vergleich zu jener, die meiner Seele eben doch bei aller Abfuhr widerfuhr – eine unvergleichlich höhere Frucht ist sie. Denn sie freut sich nicht an den Dingen, sondern allein an der Freude daselbst."

17:00 Uhr. „Ostello Perfetta Letizia". Geführt von Angela Maria. Ein junger Franziskanerpater schickte mich unverhofft in dieses „Ostello", den ich in der Basilika um ein Glas Wasser gebeten habe.

Und damit endete für mich der endlos lange ‚schwarze Tag', der für mich 'gestern' in Umbertide begonnen hatte.

Angela Maria ist einfach umwerfend, durch und durch menschlich. Mit offenen Armen empfängt sie mich in ihrem eben erst frisch eröffnetem Pilgerheim. Versorgt mich zunächst erst mit Salbe, Tee und gezuckerter Brioche, bevor sie nach meinem Weg fragt. Was ich erzähle, berührt sie sehr, ob-

gleich ich mir sicher bin, dass sie dem Wort nach nicht alles verstehen kann. Sie spricht kein Deutsch, ich kein Italienisch und mein Englisch ist ja lückenhaft. Doch das spielt zwischen uns keine Rolle, denn Angela sieht und versteht alles mit dem Herzen. Wir begegnen uns auf gleicher Bewusstseinsebene. Später erfahre ich von ihr in gleicher Weise, wie sie um die Eröffnung dieses Pilgerheimes in Assisi gekämpft hat. Das Haus untersteht dem ortsansässigen Franziskanerorden, dessen Spiritualität sie sich sehr verbunden fühlte. Der Mangel an Autonomie bei der Führung des Hauses hielt Angela jedoch niemals davon ab, jeden, der an ihre Türe klopfte, gleichermaßen herzlich zu empfangen und ihm angegrenzt dabei möglichst alles zu ermöglichen, was sein Herz begehrte. Mir zum Beispiel den mir für heute noch fehlenden Kommunionempfang.

Und nicht etwa, dass ich eigens darauf hingewiesen hätte, nein, Angela hatte meine stete Sehnsucht hierin schlicht aus unserem Gespräch herausgehört und gefragt, ob ich denn heute schon kommuniziert hätte. Als ich das verneinte, wurde sie sofort aktiv, tat nur einen einzigen Anruf.

Und siehe: Gegen 19:00 Uhr empfing ich die heilige Kommunion im Heiligtum des heiligen Franz von Assisi in „San Damiano“ aus den Händen des Guardians (Oberen) des dort ansässigen Konvents. Ein selten kostbares Geschenk, das ganz sicher nicht jedem Pilger oder auch Touristen in

Assisi zuteil wurde. Angela Maria hatte es mir aber nicht nur organisiert, sondern mich eigens auch nach „San Damiano“ hochgefahren.

Nach der Kommunion nehmen wir zwei an der öffentlichen Vesper der Mönche teil. Ein einmaliges Erlebnis für mich: Frieden, unendlich tiefer Frieden, durchflutet mich.

Gegen 21:00 Uhr: Abendessen mit Angela und zwei weiteren Gästen, Engländerinnen. *„Unglaublich, diese Italiener, Herr, um diese Zeit bin ich in Deutschland normal schon am Schlafengehen, aber alles ist gut …“*

Das Essen, das Angela gekocht hat, ist lecker. Vor allem die Suppe, aber auch die Rigatoni mit der speziellen Soße. Wir vier Mädels verstehen uns bestens, lachen viel und herzlich, obgleich keiner unter uns der anderen Sprache wirklich beherrscht. Sie sind echte Pilgerinnen, ebenso wie Angela Maria eine ist. Ich bin keine – geht mir dabei auf –, ich will nur nach Rom.

Die Nacht verbringe ich allein in einem kleinen Gemeinschaftsraum mit drei Doppelstockbetten, einem Tisch und drei Stühlen. Fühle mich ausgesprochen wohl. *„Ohne Worte, Herr, hab’ einfach nur tausendfach Dank! Und segne mir besonders Angela, Frieden diesem Haus und allen, die darin ein und aus gehen, San Damiano und dem Guardian darin, danke!“*

20.05.2007. Am frühen Morgen fährt mich Angela erst wieder zur Messe nach „San Damiano“ rauf. Im Anschluss daran an den Stadtrand, von wo aus ich jetzt weiter laufen kann. Zum Abschied empfange ich ihren Segen, dazu den Namen eines Franziskanerpaters: „… Fra’ Adriano … Guardian … Monastero Monteluco …“, damit ich in dessen Abtei übernachten kann, sobald ich dort vorbei käme. Und packt obenauf doch ein dickes Lunchpaket für den Weg. *„Wie eine Mutter, nicht wahr, Herr? … Vergilt ihr bitte all ihr Tun an mir – reichlich!“*

Der Tag. Komme mit dem Laufen zügig voran. Gestatte mir heute sogar längere Rast – unter einer dicken, reichlich schattenspendenden Eiche –, um in aller Ruhe die dick mit Käse und Gemüse belegten Weißbrote Angelas zu genießen – bevor es flüssig wieder weitergeht.

Durchgängig Landstraße, Sonne satt. Nach etwa 45 km Fußmarsch stoppt mich eine Autofahrerin. Die mag mich unbedingt nach Spoleto mitnehmen. Lasse mich von ihr vor dem Dom absetzen, in dem eben eine Abendmesse beginnt.

Ein Franziskanerpater zelebriert sie. Kaum hat der die Gemeinde entlassen, laufe ich zu ihm auf den Altar hoch. Auf den Stufen zum Altarraum stürze ich, bin zu wackelig auf den Beinen die Stufen aufrecht zu gehen, mein Rucksack zieht mich vornüber herunter. Mir untrügliches Zeichen, heute keinen

Kilometer weit, mehr zu gehen. Schon gleich gar nicht bergauf die sieben Kilometer zum Kloster, den Monteluco rauf.

Unterdessen kommt mir spontan der Pater entgegen, reicht mir die Hand, hilft mir auf. Sobald ich stehe, sagt er mir seinen Namen: „Frater Adriano" – da bleibt mir fast das Herz stehen vor Ergriffenheit. Heiliger Schrecken! Stehe ich doch genau vor jenem Pater, den mir Angela Maria empfohlen hat. Und auch Pater Adriano ist anschließend aufs Höchste erstaunt und erfreut, als ich ihm von meinem Weg und Angela erzähle:

„Du läufst wirklich mit der Vorsehung!", bestätigt er mir in einem fast akzentfreien Deutsch.

Es ist eine absolute Ausnahme, dass der Pater heute mit dem Auto von seinem Berg herabfuhr und unten im Dom zu Spoleto die Messe zelebrierte, wie er mir offenbarte. Und dazu noch, vollauf spontan, „… erst vor ein paar Stunden dazu entschieden."

„O Herr, du bist wirklich unglaublich! Ich war zu müde, um die sieben Kilometer zum Pater bergauf noch zu gehen, da schicktest du halt den Pater herunter zu mir … Danke, Danke, Danke!"

Pater Adriano nimmt mich in seinem Auto mit hinauf auf den Berg. Ausgeprägt steil geht es bergan. Hier und da zeigt der Pater in die Landschaft, um mir zu bekunden, wo auf dem Monteluco alles Einsiedeleien stehen. Das ist nett von ihm, doch

nach wie vor kommt für mich das Ausland – mit Ausnahme der Schweiz – als Ort für mein Eremitenleben nicht in Frage, was der Pater ehrlich versteht. Die Abtei ist einmalig! Deren Kern (sieben kleine Zellen, gebaut aus Lehm, Kalk, Holz), soll der heilige Franziskus einst selbst für seine Brüder und sich errichtet haben. Ein echtes Heiligtum also. Und das ist mir auch durchweg zu spüren: Namenloser Frieden empfängt mich!

Pater Adriano stellt mir Andreas vor. Einen Postulanten des Ordens aus der deutschsprachigen Schweiz. Der führt mich zu einer kleinen Zelle. Altertümlich, aber urgemütlich. Ganz schlicht, trotz der eingebauten Dusche. Sofort fühle ich mich heimisch. Andreas nimmt mich anschließend mit in das Refektorium des Konvents, wo die Mehrzahl der hier – überwiegend freudvoll und freundlich anmutenden – anwesenden Männer doch recht jung ist und zudem in ziviler Kleidung sitzt. Pater Adriano lässt Andreas übersetzen, warum das so ist. Bei den Männern handelt es sich durchgängig um

Ordensinteressenten (Postulanten), des Ordens, die hier auf ihre Einkleidung und das Noviziat in „San Damiano“, Assisi, vorbereitet werden.

Wunderschöne Seelen saßen da vor mir an den langen und mir angenehm hellen Tischen zusammen, allen voran Pater Adriano. Das Essen schmeckte ausgezeichnet, vor allem die zuckersüßen Küchlein, die Pater Adriano am Ende des Essens spendierte,

mir immer wieder nachlegend. Dazwischen musste ich von meinem Weg erzählen und durften die Postulanten Fragen stellen, die ich dann, so gut es ging, mit Hilfe von Andreas beantwortete. *„Herr, auch das ist Freude, so fühle ich, wenn du von dir Zeugnis gibst – für sie und für mich. “*

Während des Essens eine weitere Begebenheit – zu aller Anwesenheit Belustigung. Das Telefon klingelt. Angela Maria ruft an und will dem Pater mein Kommen ankündigen. Am Ende kann sie kaum fassen, dass ich längst da bin. *„Ja, Herr, deine Wege und Gedanken sind nun einmal nicht unsere, nicht wahr? Mit dir muss man immer rechnen – jeden Tag, jede Stunde, ja, jede Sekunde, alle Zeit!“*

Vor dem Zubettgehen die Komplet mitgesungen, geduscht, gewaschen und endlich den losen Saum meines Kleides angenäht. *„Herr, dein Segen und Frieden liegt ja schon ganz auf dem Pater, diesem Ort und den Jungs dazu – also bitte ich dich nur, ihn nicht wieder fortzunehmen, danke!“*

21.05.2007. Heilige Messe noch im Konvent. Würdig, absolut würdig – Ergebenheit auf den Vater hin. Eine Stecknadel fallen, hätte ich zuweilen hören können, inmitten andächtigen Schweigens dieser Gemeinschaft, während der Wandlung am Altar. Ohne Zweifel war Pater Adriano ein selten treuer Diener des Herrn am Altar – und liebender Hirte für

diese jungen Postulanten. Die Begegnung mit ihm und dem Konvent, zumal in dieser Frühmesse, werden mir stets im Herzen bleiben. Und wie sollte es auch anders sein, bei Gott liebenden Menschen, selbstlos fährt Pater Adriano mich den Berg wieder herunter. Entlässt mich mit Reisesegen und -proviant.

Die Laufstrecke gestaltete sich mühelos. Scheinbar überwiegend in Trance gelaufen, denn gegen frühen Nachmittag schon in Otricoli eingelaufen. Die Ortschaft hält noch Siesta. Unbelebt liegen die Straßen. Linker Hand zieht mich ein kleines freistehendes Haus an. Die Tür weit offen. Beim Eintreten finde ich mich unversehens in einem Gemeinschaftsraum wieder. Auf dem Tisch liegen Spiele, Bücher, Stifte, Karten und dergleichen querbeet herum. Das Gemeindehaus des Ortes, schätze ich. Indes, kein Mensch zu sehen noch zu hören. Ebenso auf mein Rufen hin keine Antwort. Okay, kurzes Lauschen. Frieden in mir. Nutze die Gunst der Stunde – an der Wand neben der Tür ist ein Waschbecken angebracht, ergo ziehe ich mich um, wasche in aller Seelenruhe mein T-Shirt und Haare aus. Eine Stunde später ist beides schon wieder trocken, und Otricoli aus seinem Siesta-Schlaf erwacht. Kaum einhundert Meter entfernt, finde ich die Kirche. Der Priester greift zum Telefon. Bedeutet mir zu warten.

Gegen Abend bei Enza. Einer gut Fünfzigjährigen, die mich nach Aufforderung durch den hiesigen

Priester mit in ihre Wohnung nahm. „Herrje, was für eine depressive Frau!“ Nach der Abendmesse bereitet sie uns ein schlichtes Mahl in ihrer penibel reinlich-sauberen Küche. Wir können uns kaum verständigen, allein ihre Traurigkeit drückt massiv aufs Gemüt – es tut mir leid, dass ich ihr nicht heraushelfen kann. *„Herr, schenk’ ihr Licht … damit sie leben kann, danke!“*

22.05.2007. Kurz nach Sonnenaufgang. Enza schläft noch, derweil ich das Haus verlasse. Kurz fällt mir meine Bitte für Enza am Vorabend ein – „… alles Gebet hat seinen Preis“. Welcher Heilige sagte das noch? Das fällt mir nicht mehr ein. *„Ist gleich, Herr! Fiat, allein Dein Wille geschehe!”*

Anfangs geht das Laufen noch sehr flüssig. Genieße ich das beständige Herzensgebet und die innere Stille dabei. Trotz des Lärmes der Schnellstraßen, auf denen ich heute nur gehe. Finde keinen anderen Weg. Frage ein älteres Ehepaar, das sich – hinter seinem Gartenzaun vor einem kleinen Häuschen stehend – gerade herzlich verabschiedet. Die Frau geht ihres Weges, der Mann bittet mich ins Haus zu kommen, um mir den Weg auf der „… mappa“ zu zeigen. Das tue ich. Er setzt die Espressokanne auf dem Herd an, dann verschwindet er wortlos – sicher um seine Karte zu holen, denke ich. Kurz darauf kommt er wieder, jedoch nicht mit Karte in der Hand. Sondern mit nichts kommt er wieder, weder

in der Hand noch auf dem Körper – außer einzig noch einer weißgerippt-vergilbten Unterhose daran.

Eine urkomische Situation, wie ich augenblicklich empfinde. Fast muss ich losprusten: Er sieht drollig aus, dieser dürre hager-alte Männerkörper, wie er sich jetzt an seiner Espressomaschine zu schaffen macht, ganz so, als sei es das selbstverständlichste Gebaren der Welt, sich derart vor einer Fremden zu entkleiden: *„Vielleicht ist ihm heiß, Herr … Ein Deutscher würde das bestimmt nicht bringen – oder?“* Denke ich eben noch, da kommt das Männlein doch auf mich zu gehopst und will mich küssen. Unverhofft lache ich los und bekomme einen richtigen Lachflash, der mir das Wasser in den Augen zusammentreibt. *„Herr, das glaub' ich einfach nicht … Also sowas kann einem auch nur in Italien passieren – frei nach dem Motto: Versuchen kann man es ja mal, oder?“*

Da ist das Männlein irritiert und lässt augenblicklich ab von mir. Stellt mir aber dennoch – seltsam verlegen dabei – den fertigen Espresso auf den schmuddeligen Tisch vor mir hin.

„No grazie!“, bringe ich unter Lachen gerade noch hervor, bevor ich mich schleunigst zur Tür hinaus mache.

Die Strecke auf der Schnellstraße blieb mir erhalten. Nach weiteren Kilometern frage ich auf einem Rastplatz erneut nach einem anderen Weg.

Diesmal einen gut situiert aussehenden Sechziger. Paare oder eine Frau sehe ich leider nicht. Habe Glück, der Mann ist Deutscher, angestellt in einem Konzern – „Manager-Ebene!“, erklärt er mir nicht ohne Stolz. Und fügt hinzu: „Ich fahre bis Prima Porta, wenn Sie wollen, nehme ich Sie gerne mit.“

Ja, ich will. Es geht allmählich auf den Nachmittag zu. Zudem fühle ich mich auf dieser Straße mehr und mehr wie gefangen. Heute zählt mir jeder Kilometer wieder doppelt.

Die Fahrt mit dem Manager ist sehr angenehm. Es tut gut, wieder ein muttersprachig deutsches Gespräch führen zu können … *„Danke, Herr! Und ihm deinen Segen – danke.“*

Prima Porta. Heilige Eucharistie außerhalb einer Messe. Sehr unwürdig: Tabernakel auf, Hostie raus, mir angewidert in den Mund geworfen, Tabernakel wieder zu.

Im Anschluss Schlafplatzsuche. Drei Mal: „No Locanda!“ (Wir nehmen keine Gäste auf!), aus dem Mund von zwei Priestern und einer Schwester aus dem Orden der Franziskanerinnen gehört.

Ergo bleibt mir nichts, als weiter zu laufen, Richtung Rom. Urplötzlich stehe ich dabei aber vor einer Art Autobahn und weiß nun wirklich nicht mehr weiter. Der Lärm ist ohrenbetäubend, die Autos rasen dicht an mir vorbei. Trance-Schritt oder Lauschen unmöglich. Da schert ein dunkelblauer

Golf aus, hält neben mir: „Dove?“, ruft mir der Fahrer durch den Lärm hindurch entgegen. „Rom!“, beeile ich mich zu sagen, denn hier ist Halteverbot und die Autos hinter ihm hupen schon. Der Fahrer winkt einladend, ich steige ein – mehr in Panik als bedacht. Kaum sitze ich drin, bereue ich es schon. Das Innere des Wagens lässt nichts Gutes ahnen, es gleicht eher einer Müllhalde, als dem Innenraum eines Autos. Und richtig, keine zehn Minuten später macht mir dieser – etwa dreißigjährige – Italiener unmissverständlich klar, warum er angehalten hat. „Amore mio!“, sagt er mir scharf an. In einem Tonfall, der alles andere als belustigend klingt.

„Die Situation ist kritisch“, denke ich blitzschnell bei mir, *„ich kann nicht heraus und er weiß jetzt, dass ich Ausländerin bin … o Herr hilf!“*

Das Stoßgebet hilft augenblicklich. Kraft kommt mir von oben her zu, durchflutet meinen gesamten Körper. Ich öffne den Mund und schleudere diesem Italiener die darin gesammelte Ladung an Kraft entgegen: „Amore Dio! Capito? Amore Dio!“

Erschrocken fährt der Mann zusammen. Schaltet zugleich den Blinker ein. Schert augenblicklich rechts aus, hält an und wirft mich grob schimpfend wieder aus dem Auto raus. *„Puh, das war knapp, danke, Herr!“*

Auf dieser Autobahn gibt es kaum Seitenstreifen und obendrein laufe ich nun auch noch direkt in eine Baustelle hinein. Autos hupen, Fahrer rufen

mir zu, fluchen. *„Natürlich, sie haben ja recht, nicht wahr, ich habe hier nichts zu suchen …“*

Die Gefahr angefahren zu werden ist hoch, auch fühle ich mich so ausgesprochen dumm bei diesem Lauf. Doch bleibt mir keine andere Wahl, als jetzt darunterzubleiben. Irgendwann gelingt es mir dann doch, mich derart ins Gebet zurückzuziehen, dass ich die höfliche Einladung, ins Auto zu steigen, fast überhört hätte. Wieder spricht sie ein junger Italiener aus. Blitzschnell checkt mein Auge das Innere des Wagens ab – picobello gepflegt, auf der Rückbank zwei Kindersitze. Also steige ich ein und fühle augenblicklich, wie mir eine zentnerschwere Last von den Schultern fällt: *„Gefahr vorüber!“*

Viel reden wir nicht. Auch ist die Fahrt nicht mehr lang. Am Ende fragt der Italiener nach, wo ich denn übernachten will, ich könne auch bei seiner „famiglia“ schlafen. Doch das will ich nicht, denn mein Fuß hat soeben sein Endziel betreten …

Vatikanstadt Rom

Welch ein Jubel in mir! Welch große Hoffnung! Kaum konnte ich es fassen, auf den Tag genau – vor nur einem einzigen Monat – war ich von Plankstetten aus losgelaufen. Alles Erlebte lag hinter mir, nun wollte ich nur noch nach vorn schauen.

Mein erster Weg führt mich in die Kirche „St.

Monica“, wo eben die Abendmesse gefeiert wird. Im Anschluss daran gehe ich auf den Priester zu, bitte ihn um Hilfe, doch der stammelt nur drei Worte, die ich nicht verstehe, da lässt er mich einfach stehen. Noch weitere Priester spreche ich innerhalb und vor der Kirche an, doch die hören mich nicht einmal an. *„Willkommen in Rom, Pia Maria!“*

Klingele an Klosterpforten, niemand öffnet mir. Stetig gleichbleibender Ablauf: Begutachtung vermittels Kameraaugen an den Klingeltabletts – wortlos werde ich stehen gelassen, höchstenfalls abgewimmelt oder barsch ausgeschimpft. Frage Passanten, Ordensleute, selbst Bischöfe, stets das gleiche Szenario: abgrundtiefes Misstrauen! Niemand will es mit einer mittellosen Pilgerin zu tun haben.

Erschöpft stehe ich vor den Kolonnaden des Petersplatzes, spreche nun wahllos fast jeden Passanten an. Einer unter ihnen, ein Deutscher, hört meine Geschichte und schenkt mir spontan zwanzig Euro: „Sie sind keine Lügnerin, das sehe ich an ihren Augen – viel Glück noch!“

Voller Hoffnung laufe ich aufs Neue los, hier und da anzufragen, ob ich für zwanzig Euro übernachten darf. Doch nichts kann die Befragten – Klöster, Priester, Hotels, Pensionen – dazu bewegen, an mir Barmherzigkeit zu üben.

20:00 Uhr. Jetzt bin ich bei den „Mutter Teresa Schwestern“ und damit wieder bei den Obdachlosen gelandet, den Ärmsten dieser Stadt. Unter denen bin ich mal wieder die Ärmste. Die Oberschwester dieses Konvents ist eine regelrechte Megäre, ebenso misstrauisch dem Leben und mir gegenüber, wie offenbar ein jeder hier in Rom. Was in meinem Rucksack ist, will sie wissen, nachdem sie meine Geschichte gehört hat:

„Führen Sie Tabletten, Rauschgift, Waffen mit sich?“

Und es macht mich innerlich wütend, wie eine Frau mit einer derart geringen Unterscheidungsgabe überhaupt Oberin eines Konvents, dazu noch Leiterin eines Obdachlosenheimes sein kann. *„Dieser Orden krankt also auch, nicht wahr, Herr …“*

Und ein Bett in dem riesigen Gemeinschaftssaal mit den langen Reihen an Doppelstockbetten erhalte ich am Ende auch nur, weil ich meinen Besuch bei Monsignore López in der Glaubenskongregation erwähne: „Ich brauche wirklich nur diese eine Nacht“, versichere ich ihr und bin auch vollends überzeugt davon, „morgen früh spreche ich bei Monsignore López vor.“

23.05.2007. Die Nacht war immens unruhig. Massenunterkünfte machen es einem schwer, innerlich zur Ruhe durchzufinden, zu jenem Ort, wo die Antworten bereitliegen.

Vor den übrigen Obdachlosen stehe ich auf und will ursprünglich unbemerkt raus aus dem Haus. Doch finde ich die Tür verschlossen. Eine Schwester *fragt mich, ob ich nicht erst etwas essen mag – „nein, ich will nicht, ich will nur so schnell wie möglich raus hier."*

Das sage ich natürlich nicht, sondern lehne schlicht freundlich nur ab. Die Schwester muss sich aber die Genehmigung von der Oberin holen, mich rauszulassen, also geht sie, das zu tun. Statt der Schwester kommt nun die Oberin zur Tür herein, und es ist ihr anzumerken, dass sie im wahrsten Sinne des Wortes wütend auf mich ist. Doch ist mir das gleich. *„In wenigen Stunden werde ich beim Monsignore sein – und der wird mir weiter helfen."*

Heilige Messe in „St. Monica". Dann ist es endlich so weit. Ich laufe direkt an den Schweizergardepolizisten vorbei zum Empfang der Glaubenskongregation. Der Pförtner telefoniert kurz, darauf eine niederschmetternde Botschaft für mich: „Monsignore López ist nicht in Rom. Seine Schwester ist gestorben. Er ist nach Hause gefahren."

Da liegen mir augenblicklich fast die Nerven blank. Die Strapazen der letzten Tage, wenig Schlaf und diese nicht enden wollende, demütigende Behandlung in Rom. Fast schreie ich den Pförtner jetzt an, als der mich nun bequem abwimmeln will: „Nein, ich gehe nicht! Ich will wissen, wann er wieder da ist. Außerdem brauche ich eine Unterkunft,

um auf ihn zu warten."

Der Pförtner telefoniert erneut. Heraus kommt dabei ein Termin um 10:00 Uhr mit einem deutschsprachigen Kollegen von Monsignore López. Erst jetzt lasse ich ihn los.

Hinterher sitze ich wie betäubt in den Kolonnaden des Petersplatzes, gut eine Stunde lang – betend: *„Herr, der Monsignore war meine einzige Hoffnung, die Anerkennung zu erreichen … Es ist schrecklich, ich fühle mich so verlassen … Was ist es, Herr, was du willst?"*

Alle Kraft ist mir genommen, kann keinen klaren Gedanken mehr fassen. Auch das Gespräch mit dem Beamten später entwickelt sich zur reinsten Katastrophe für mich. Dieser Christenmensch gab sich nicht einmal die Mühe, mich in ein Bürozimmer zu bitten. Er fertigte mich gleich an Ort und Stelle vor dem Pförtner ab. Will mir weder sagen wann, noch ob der Monsignore überhaupt zurückkommt:

„Er hat sich freigenommen – auf unbestimmte Zeit", sagt er nur immer wieder barsch, noch mir aus meiner momentanen Not helfend: „Ich weiß nicht, wo Sie unterkommen können …"

Ich glaube ihm kein Wort. Irgendwann in diesem Schlagabtausch fällt mir der „Peterspfennig" ein, den wir Katholiken schließlich jährlich als freiwillige Spende an den Papst zahlen – und dessen Ursprung just der Bau einer Herberge mit Schule und Kirche für nach Rom pilgernde Engländer war. Also frage

ich nach: „Was ist mit Herbergen, die aus dem Peterspfennig finanziert sind?“

Doch der Mann behauptet, von keiner derartigen Herberge in Rom zu wissen.

„Okay“, versuche ich es weiter, „dann eben umgekehrt: Kann mir aus diesem Fond nicht eine Unterkunft finanziert werden?“

Da freut sich der Mann unverkennbar süffisant, mir diese Antwort zu geben: „Ja, natürlich geht das. Dafür müssen Sie bei Ihrem Heimatpfarrer einen schriftlichen Antrag einreichen, der von diesem befürwortet und anschließend nach Rom weitergeleitet werden muss …“

Ich kann kaum fassen, was ich da sehe und höre, doch ein einziger Blick in die kalten Augen dieses Mannes bläst mir im Nu allen Zweifel weg – und macht mich nunmehr, regelrecht wütend. Ungehalten poltere ich los, gieße meinen gesamten Unmut über diesen hochmütigen Menschen aus, der am Ende einzig noch ein Achselzucken für mich übrig hat, bevor er sich abwendet und ins Innere der Glaubenskongregation verschwindet.

Den restlichen Tag verbringe ich mit der Suche nach einer Unterkunft. Indes auf ganzer Linie erfolglos. Selbst in der Obdachlosenunterkunft der „Mutter Teresa Schwestern“ finde ich, trivialerweise, nun keine Aufnahme mehr.

„Du bist ja nicht obdachlos“, warf mir die Oberin

genüsslich entgegen, „aber schlaf nicht auf der Straße, das ist zu gefährlich."

Just fiel mir dazu Jakobus 2,14ff ein: „Meine Brüder, was nützt es, wenn einer sagt, er habe Glauben, aber es fehlen die Werke? Kann etwa der Glaube ihn retten? … Wenn ein Bruder oder eine Schwester ohne Kleidung sind und ohne das tägliche Brot und einer von euch zu ihnen sagt: Geht in Frieden, wärmt und sättigt euch!, ihr gebt ihnen aber nicht, was sie zum Leben brauchen - was nützt das? So ist auch der Glaube für sich allein tot, wenn er nicht Werke vorzuweisen hat …". Folglich versuche ich ein weiteres Mal, diese Oberin zur Barmherzigkeit zu bewegen. Indem ich um ein wenig Speise aus ihrer Armenküche bitte. Doch selbst ein Essen verweigert sie mir, mit einem simplen Kopfschütteln.

17:00 Uhr. Da mich niemand für zwanzig Euro aufnehmen will, reiße ich schweren Herzens doch die gespendeten zwanzig Euro für eine kleine, aber überteuerte Reismahlzeit an einem Imbiss an.

„Hunger, Herr!", wundere ich mich da, als ich bemerke, dass ich den Reis gierig in mich hineinschlinge. Kurz halte ich inne, lausche in mich hinein: *„Ja, tatsächlich, hier in Rom spüre ich einen unbändigen Hunger."*

Doch bin ich mir dessen auch zutiefst bewusst, dass es im Grunde nicht mein Körper oder Magen

ist, der da Hunger leidet, sondern meine Seele.

„… ihr gebt ihnen aber nicht, was sie zum Leben brauchen - was nützt das? … Ja, Herr, was nützt das? Rein gar nichts, das weiß ich jetzt!“

20:00 Uhr. Befinde mich wieder unter den ”Ärmsten“ der Stadt. Und weiß inzwischen, von einer Obdachlosen, wieso sich jene Männer zuvor in den Autos so aufgeführt haben: Italiener nennen Clochards oft auch „Unsichtbare“. Keine Lobby, niemand fragt nach ihnen, quasi Freiwild.

„Wow, Herr! Dass also keiner dieser Männer wegen mir zu einem Schächer mutierte, lag durchweg an Deinem Schutz über mir. Herr, da fehlen mir die Worte – hab’ tausend Dank dafür!“

Dass ich jetzt wieder unter den Obdachlosen liege, habe ich einem deutschen Jesuiten Seminaristen aus Augsburg, namens Felix, zu verdanken. Er nahm mich kurzerhand mit zur U-Bahn und fuhr mit mir in dieses „Ostello“, das in dem Nebengebäude auch eine große Mensa zur Essensausgabe an Obdachlose bestreitet.

Felix verhandelte mit dem gerade diensttuenden Betreuer der Bettenstation auf Italienisch. So verstand ich nicht die Worte, spürte aber deutlich die Ablehnung des Betreuers mir gegenüber. Nach längerem Hin und Her gab der Mann am Ende nach. Nachdem sich Felix mit guten Wünschen von mir verabschiedet hatte, öffnete er mir das schmale

Gittertor und führte mich mürrisch in das Innere. Es blieb mir nicht die Zeit Felix zu fragen, was hier grundlegend die Problematik war. Er sagte mir nur noch, dass ich „bis Samstag“ bleiben darf.

Die Station ist fensterlos. Neonlicht flutet grell die Gänge und den Sanitärtrakt. Darin sieht es aus, als wäre eine Horde Vasallen hindurchgezogen – Papiermüll und Toilettenpapier liegen dick auf dem Boden verstreut, dazwischen alles Mögliche an Kleinkram, von der Zahnbürste bis zum gebrauchten Tampon. Frauen steigen geschäftig darin herum, keine kümmert, worauf sie da tritt. Vor deren Tür sitzt eine Betreuerin, die mir mechanisch ein kleines Stück Seife und ein Handtuch reicht. Mein Gang anschließend auf die Toilette fällt mir schwer, aber ich habe keine andere Wahl: *„… sieht nicht gesund aus hier – aber irgendwann muss ich ja doch meine Notdurft verrichten.“*

Katzenwäsche im überfüllten Waschraum. Laut ist es hier. Wie Frauen halt sind, sie schwatzen, lachen, zanken oder weinen. Obdachlose sind da nicht anders. Danach bringt mich der ’Mürrische‘ in einem kleinen Zimmer – ebenfalls fensterlos – unter. Einzig ein Doppelstockbett links und rechts an der Wand haben darin Platz und vier schmale Stahlschränkchen. Der Mann teilt mir das Bett rechts unten an der Wand zu, wirft mir das Bettzeug darauf, dann verschwindet er.

Im Zimmer noch zwei weitere Italienerinnen, die

mich sogleich neugierig beäugen. Da geht mir urplötzlich auf, warum der Mann so mürrisch ist – ich gehöre seiner Meinung nach nicht hier her. Ich habe kaum etwas verstanden, von dem, was er Felix da so heftigen Eifers sagte, aber ein Wort schon, da er es immer wiederholte: „Chiesa" – Kirche: *„… also das ist interessant, Herr: Die einen lehnen mich ab, weil ich ihnen eine Obdachlose bin, die anderen, weil ich ihnen eben keine Obdachlose bin … Urkomisch eigentlich, doch ist mir gerade alles andere als zum Lachen zumute."*

Die Luft in dem Zimmer ist stickig, obgleich die Lüftungsanlage geräuschvoll zirkuliert. Dennoch bin ich irgendwo in mir auch froh, jetzt ein Dach über dem Kopf zu haben. Nachts auf der Straße in Städten zu sein, ist keinem Menschen zu empfehlen, in einem Wald ist er da tausendmal sicherer aufgehoben *„… und morgen werden wir weiter suchen, Herr … Hab Dank, für alles! Segne Felix und vergilt ansonsten jedem heute nach seinem Tun, Amen."*

24.05.2007. Am frühen Morgen müssen die Frauen das „Ostello" verlassen und dürfen vor fünf Uhr am Abend nicht wieder rein. In der Zwischenzeit wird es gereinigt.

Der Tag verläuft ähnlich wie der gestrige. Erst Heilige Messe, dann der Gang zur Glaubenskongregation. Die Schweizergardesoldaten lassen mich

noch immer bis zum Pförtner durch. Der telefoniert, fragt nach: „Nein, Monsignore López noch immer nicht da!“

Ergo Quartiersuche. Erneut durchweg erfolglos, gleich, an welche Türen ich auch klopfe. Unter anderem auch bei einer Schwesterngemeinschaft, die einen blauen Habit trägt. Eine deutsche Novizin darin übersetzt mir: „Unser Leben ist Opfer, wir schlafen Jesu zuliebe auf dem Fußboden, ich glaube nicht, dass das etwas für dich ist.“ Meine Antwort will die Abweisende nicht hören, sie hat sich schon ein Bild von mir gemacht. Die Deutsche bedauert indes sehr, dass sie mir „nicht helfen darf“.

In Pensionen und Hotels angefragt, ob nicht noch ein Zimmermädchen oder jemand in der Küche gebraucht wird, auf der Basis von Kost und Logis. Ebenso erfolglos. Stoße überall auf Misstrauen oder Vorurteile.

Gegen sechs im „Ostello“. Mich in die Schlange vor der Essensausgabe eingereiht. Während ich esse, beobachte ich die Frauen und Männer, die das Essen austeilen. Auch ein Priester ist darunter. Gönnergesten durchgängig auf allen Gesichtern. Da fällt mir jener Witz ein, den ich einst am Abendbrottisch der Schwestern in Berlin aus dem Munde des Gemeindepfarrers hörte: „Die Heilige Dreifaltigkeit will einen Betriebsausflug machen. Die drei beraten, wohin es gehen soll. Der Vater schlägt ‚Deutschland‘ vor. Murrt der Sohn: ‚Nö, ist zu ernst

da‘, der Heilige Geist führt ‚Nairobi‘ ins Feld, das ist dem Vater ‚zu heiß‘. Da schlägt der Sohn ‚Rom!‘ vor, offen freut sich der Heilige Geist: ‚Au ja, fein! Da war ich noch nie!‘“

Jetzt hat es mir den Anschein, als handelte es sich hierbei nicht um einen Witz, sondern um eine Tatsache. Denn niemand, der mit Heiligem Geist beseelt ist, könnte sich bei einer solchen Aufgabe als ‚Gönner‘ oder ‚guter Samariter‘ fühlen: „… denn die Liebe schulden wir einander immer“ (vgl. Röm 13,8). Im Gegenteil, er wird sich reich beschenkt fühlen und in aller Demut dankbar sein, dass ihn dieser Arme mit seiner Bitte und Anwesenheit ehrt. Denn vor Gott sind wir alle Bettler. Aber sie, die Mittellosen oder Obdachlosen dieser Welt, geben ihr Leben dahin – sind uns gegeben – damit wir Barmherzigkeit üben können, und dadurch zur Achtung, Anerkennung, Dankbarkeit Gott und seiner gesamten Schöpfung gegenüber finden können.

Wir sind die Armen, die die Bettler nötig haben: *„ … so könnt ihr ‚blauen Schwestern‘ demnach auch zeit eures Lebens auf dem Boden schlafen, und es wird euch nichts nützen, solange ihr nicht zu dieser Dankbarkeit in Demut durchfindet.“*

Die Nacht wird herb. Habe Kopf- und Gliederschmerzen, Schüttelfrost dazu.

25.05.2007. Heilige Messe im Petersdom. Und

gleich darauf zur Glaubenskongregation. Hier aber lassen mich die Gardisten davor nicht mehr durch. „Anweisung von oben!“, bedeutet mir der eine von ihnen. Betreten ziehe ich mich in die Kolonnaden des Petersplatzes zurück. Mit Blick auf den Eingang. *„Herr, was ist Dein Wille? Gehen oder bleiben?“* Es bleibt still in mir. Keinerlei Aufruf zu einer Aktion, fühle ich zunächst. Dann aber, spontan, erfasst mein Blick eine Gruppe Bischöfe und Zivile auf den Eingang zu laufend. Flugs springe ich auf, mische mich ihr bei. Es gelingt mir, mich mit der Gruppe durch das Tor zu schleusen. Wieder telefoniert der Pförtner, schüttelt bedauernd den Kopf. Auf meinem Weg zurück werde ich von den Gardisten erwischt, aber nicht ernstlich angezählt. Dennoch versichern sie mir eindringlich, dass ich das nicht noch einmal tun darf.

Schüttelfrost macht mir zu schaffen. Mag nicht laufen heute und betteln. Stattdessen reihe ich mich in die Schlange hinter dem Petersdom ein, die in die vatikanischen Grotten führt.

Die Grotten. Sind imposant und mir doch gemütsleer, trotz Menschenmenge. Am Grab des Heiligen Papstes Paul Johannes II. verweile ich kniend, bis mich ein Wachmann nett auffordert zu gehen: „Siesta!“.

Am Ende bin ich weder seelisch erfüllt noch angetan mit neuen Erkenntnissen.

Erneut in Hotels und Pensionen angefragt. Erfolglos. Nicht die geringste Aussicht. Ergo hoffe ich erneut darauf, dass der Monsignore morgen da sein wird.

Abstecher in die Papstbasilika „Santa Maria Maggiore“ gemacht. In einer Seitenkapelle findet eben eine Anbetung des Allerheiligsten statt. Geselle mich dazu. Beim Hineingehen treffe ich auf Felix, den Seminaristen. Doch ist der jetzt völlig verändert, seine Körpersprache signalisiert pure Abweisung, er spricht kein Wort mit mir, zeigt stattdessen auf das Allerheiligste. *„Ja, Herr, das ist richtig, doch sagtest du nicht auch: ‚Man muss das eine tun, ohne das andere zu unterlassen?“*, (vgl. Lukas 11,42), *„Über ein deutsches Trostwort hätte ich mich jetzt gefreut.“*

Zurück im „Ostello“, finde ich keinen Einlass mehr. Die zwei Männer, die da allabendlich den Einlass kontrollieren, lassen mich nicht durch. Laut protestiere ich: „Es ist ausgemacht, ich darf bis Samstag bleiben – heut’ ist Freitag!“

Die Männer wehren mich wortlos ab. Mir bleibt nichts anderes, als irritiert dabei zu stehen. Da erscheint der ‚Mürrische‘, mit jetzt ausgesprochen finster-hämischem Blick. Der macht die gleiche verneinende Gebärde, wie die Einlasser zuvor, nur aggressiver. *„Herr, was ist los? Warum hasst der mich denn so?“*

Da ich stehen bleibe, schreit er mich lauthals auf

Italienisch an. Komme nicht dahinter, warum, nur eines weiß ich, mein Rucksack liegt noch in dem Stahlschrank des Schlafraumes – samt meiner Wäsche und der Bibel darin. Inständig bitte ich ihn, ihn mir zu holen. Doch es dauert lange, bis er bereit dazu ist. Immer wieder versucht er, mich vom Zaun wegzustoßen. Keiner der Anwesenden reagiert indes helfend, weder Passanten noch einer der Obdachlosen aus den zwei ellenlangen Warteschlangen vor dem „Ostello“ und der Essensausgabe. Derart emotionale Ausbrüche scheinen hier also an der Tagesordnung zu sein. Mitten hinein fliegt irgendwann mein Rucksack über den Zaun und landet hart auf der Straße.

Bin fassungslos. Die ganze Szene erinnert mich arg an meine Kindheit, wo mir ebenso einmal der Eintritt in das Elternhaus verwehrt wurde – mir statt einer einlassenden Hand, unvermittelt nur ein Schwall kalten Wassers entgegenflog. Hierauf verbrachte ich, mit gerade einmal dreizehn Jahren, meine allererste Nacht im Freien. Kurz denke ich an sie zurück. Fühle die Traurigkeit, sehe aber auch den wundersam-mystischen Mondschein in dieser Nacht und das Glitzern des Wassers im Berliner Kaulsdorfer See. Und erinnere mich an die helllichte Erkenntnis am Morgen danach: Am Ende fühlte ich mich in diesen Stunden und an diesem Ort mehr geborgen, als je zuvor im Elternhaus oder überhaupt je unter Menschen.

Und so ist es geblieben, all die Jahre über, wann immer ich Nächte unter freiem Himmel verbrachte:

„Wie immer, Herr, auf Menschen ist kein Verlass! Im Gegenteil, unter ihnen bin ich krank geworden, in diesem fensterlosen Bau hier mit seiner Klimaanlage. Dafür lohnt es nicht, zu kämpfen!“

19:00 Uhr. Keinen Cent mehr in der Tasche. Das letzte Geld gab ich am Morgen für Fahrten mit der U-Bahn und Bettler aus. Laufe zum Petersplatz. Der wirkt inzwischen wie leergefegt. Die Obdachlosen sind in ihren Unterkünften, Touristen in ihren Hotels.

Unmittelbar hinter dem Platz, dicht bei der Grotte, finde ich einen Steinvorsprung, direkt unter einer Laterne. Auf diesem richte ich mich ein. Packe meine Bibel aus, beginne darin zu lesen. Hin und wieder schaue ich auf, zu den Häusern herüber, oder den hellerleuchteten Fenstern des Klosters, gleich mir gegenüber. Ein Licht nach dem anderen geht allmählich darin aus, auch im privaten Arbeitszimmer des Papstes: *„Finde es eigenartig, Herr, so dicht am Bett des Papstes auf der Straße zu liegen, ohne auch nur ansatzweise die Chance gehabt zu haben, ihn zu sprechen … Herr, du bist mir tatsächlich realer als dieser Mensch da oben in seinem Apostolischen Palast, den alle Welt ‚Heiliger Vater‘ nennt.“*

26.05.2007. Die Nacht war erholsam still. Einzig eine Kehrmaschine fegte einmal um mich herum. Am Morgen wusch ich mich auf den öffentlichen Toiletten für die Touristen. Die Toilettenfrau hatte ein Einsehen mit mir, ich brauchte für den Einlass nicht zahlen.

Später Heilige Messe im Petersdom. Fieber ist hoch, es schüttelt mich heftig.

Heute lassen mich die Gardisten gar nicht erst bis an das Tor der Glaubenskongregation vor. Also laufe ich planlos die „Via della Conciliazione" (Straße der Versöhnung) entlang. An irgendeiner Stelle treffen meine Augen auf deutsche Worte, aufgedruckt auf einem Hinweisschild an einer Hauswand direkt neben einer Eingangstür. Kann den Sinn der Worte nicht erfassen – flimmern vor meinen Augen, das Fieber fordert seinen Tribut: *„Ein deutsches Priesterseminar vielleicht – oder eine Pfarre? … Ist gleich, geh rein!"*

Innen eine Sekretärin. Deutsche. Erleichterung in mir. Höflich distanziert befragt die mich, telefoniert kurz, wenig später sitze ich vor einem jungen deutschen Priester. Der hört sich aufmerksam meine Geschichte an. Will auch den Brief sehen, den ich dem Monsignore von Plankstetten aus zusandte. Kurz überlegt er, dann sagt er entschieden: „Es ist genug – Sie sollten nach Hause fahren. Heute noch!"

Kaum seine Worte ausgesprochen, zieht er auch schon seine Brieftasche hervor:

„Hier sind einhundert Euro, kaufen sie sich davon eine Fahrkarte – aber bitte, erzählen Sie das nicht der Sekretärin draußen."

Ich lege kein Veto ein. Weiß, des Priesters Wort bildet den Schlussakkord für meine ‚Buß-Fuß-Wallfahrt'. Und es erstaunt mich nicht einmal, dass dieser Priester mal eben so einhundert Euro aus der eigenen Tasche spendet. Aber vor ihm als Mensch ziehe ich innerlich doch den sprichwörtlichen ‚Hut' und mein Herz jubelt laut: *„Halleluja, Herr! Ich habe einen Lot – einen Noah – einen einzigen Gerechten, in Rom gefunden!"*

Eine lange Schlange vor dem Bahnschalter. Doch geht es dennoch zügig voran. Freue mich zuinnerst, Rom endlich verlassen zu dürfen. Wohin? Wohl erst wieder zu Kalinka fühle ich, dem wohl einzigen Menschen auf Erden, der sich wahrhaftig immer über meine Anwesenheit freut.

Am Bahnschalter Ernüchterung: Das Geld reicht nicht!

Inzwischen hat es zu regnen begonnen. Bald gießt es in Strömen. Begebe mich zur „Deutschen Botschaft", um dort den Rest von vierundvierzig Euro für die Fahrkarte zu leihen.

Der Warteraum ist voller Menschen, die Mehrzahl besteht aus Touristen, die in der Metro bestohlen wurden: „Geld weg, Pass weg!" Mir werden Formulare gereicht, die ich auszufüllen habe und später, nach Aufruf, am Schalter abgeben soll. Während ich

schreibe, spricht mich ein junger, hagerer Mann an:

„Hier müssen Sie den richtigen Grund angeben, sonst helfen die Ihnen nicht."

Erstaunt schaue ich hoch, da nennt er mir einige scheinbar triftige Gründe, unter anderem jenen: „… in der Metro bestohlen worden …"

„Nun weiß ich, Herr, warum hier alle bestohlen wurden …"

Ich bedanke mich für den Tip, bleibe aber in der Begründungsangabe dennoch bei der Wahrheit. Letztendlich erlebe ich hier jedoch das gleiche Desaster, wie zuvor im „Ostello" und der Glaubenskongregation. Diesmal ist es eine Frau vom Format eines Feldwebels, die mir entgegendonnert: „Tut mir leid, aber für Sie ist die Kirche zuständig! Es geht nicht, dass wir Steuergelder für Spleens von Christen vergeuden … Rufen Sie doch Ihre Familie an, wenn die Kirche Sie hängen lässt …"

Das zumindest darf ich kostenlos von der Botschaft aus tun. Kalinka ist sofort bereit mir das fehlende Geld per Postanweisung zuzusenden. Sie rundet die Summe gleich noch auf, bis auf hundert Euro: „Dann bist du nicht so knapp", begründet sie. *„Was bedeutet das, Herr? Wofür nicht zu knapp?"*, frage ich, während ich den Hörer auflege.

Beim Verlassen des Warteraumes höre ich den jungen Mann zischen: „Selbst Schuld – ich hab's ihr ja gesagt!"

Die Überweisung dauert vierundzwanzig Stunden, erst morgen Nachmittag also, werde ich das Geld abholen können. Es regnet noch immer in Strömen. Unmöglich jetzt für mich, diese Nacht draußen zu verbringen – bin trotz Regencape durchnässt, gerade an den Beinen, dazu das Fieber. Während ich noch überlege, stehe ich unvermittelt vor einer kleinen Pension. Kurzentschlossen kehre ich ein, zahle für ein Zimmer vierzig Euro. Genehmige mir erst ein heißes und ausgiebiges Duschbad. Letztendlich sitze ich eingekuschelt unter dem Daunenbettdeck des Einzelbettes – vor eingeschaltetem Fernseher – dabei nacheinander die zwei Rollen „Hobbits-Kekse" aufknabbernd, die ich zuvor in einem ‚Tante-Emma-Laden' erstand.

„Herr, danke für dieses Geschenk! Segne allzeit den Priester, schenk ihm deinen Frieden … Und gedenke Kalinkas Gabe … Und, Herr, ich bin doch jetzt heilfroh, dass diese Wallfahrt vollbracht ist."

27.05.2007. Am Morgen Heilige Messe in „Maria Maggiore". Fieber noch da, doch schmerzt der Körper nicht mehr so arg. Bleibe einfach in der Kirche sitzen. Bis zum Mittag. In einem Imbiss Pizza gegessen: *„Die Welt hat mich wieder, Herr!" A*nschließend mich aufs Lauschen verlegt: … *Und was nun, Herr? War der Weg vollends umsonst?"* Doch da ist nur tiefer Frieden in mir, neben der Erkenntnis: *„Es gab nichts zu erreichen, außer Rom …"*

Das Geld erhalte ich ohne Probleme. Die Fahrkarte auch. Die Dame am Schalter wählt mir einen Nachtzug aus. Mir ist es ein wenig schwer ums Herz – das Laufen geht mir ab. Zwei Mal deswegen in Versuchung geraten, den Weg nach Bayern wieder retour zu laufen: das erste Mal, während ich die Fahrkarte bezahlte. Das zweite Mal auf dem Bahnsteig, als ein Bettler – auf den ersten Blick nicht als ein solcher zu erkennen, doch Hände und Geruch verrieten ihn – mich fragte, ob ich ihm nicht Geld abheben könne, nur für ein Bahnticket nach Deutschland. „Nein!“, bedauerte ich. „Aber ich kann Ihnen gerne meine Fahrkarte schenken – die geht direkt bis nach München.“ Doch die wollte der Bettler nicht.

Teil II

Offene Kirche
Herz-Jesu-Tegel

Was davor geschah

Zwischen der ersten und zweiten Pilgerreise liegen nunmehr 12 Jahre. Dabei hatte ich nie vor, ein weiteres Mal nach Rom zu laufen. Was ich aber immer vor hatte, war, fortwährend vollkommen in dem ewigen Vater, durch den Sohn, Jesus Christus, ein- bzw. und/oder aufgehen zu dürfen. Mein Leben lang habe ich nach dieser Freiheit aus aller Abhängigkeit gesucht und mit jedem Jahr des Älterwerdens gelang mir das besser. Indes, nicht etwa durch Anhäufung von Besitz, sondern umgekehrt, durch Loslassen aller Güter – erst die materiellen, dann die geistigen. Desto konsequenter ich das tat, umso freier wurde ich. Und fähiger des ewigen Vaters Liebe wahrhaftig auch körperlich zu erfahren. Eine Liebe und/oder bzw. Frieden, den die Welt nicht kennt – solange sie, statt loszulassen, an eigener Definition von Liebe hängt. Gleich wie, jene vollkommene Freiheit, die ich suchte, erwies sich für mich einzig in dem ewigen Vater. Dem Unendlichen, Allmächtigen, unsichtbaren Heiligen Geist. Dem Licht der Lichter, an das ich von Anbeginn geglaubt habe, und an das ich am Ende glaube – meinen Herrn und Gott, in Jesus Christus, vor dessen Angesicht ich allein stehe und dem ich allein diene.

Bedingungslos lieben, wollte und will ich meinen

Gott. Und bedingungslose Liebe ist gleichzusetzen mit bedingungslosem Dienst – in, mit, durch und allein für meinen Schöpfer, in Christus Jesus. Nichts geringer demnach. Doch wie setzt man einen derartigen Dienst inmitten einer Gesellschaftsform lebend um, die weltweit profitorientiert oder, wenn nicht das, dann doch – nicht minder tödlich – angsterfüllt werksgerecht ausgerichtet, ihr Dasein fristet?

Diese Frage beschäftigte mich zwölf Jahre lang. Wobei ich indes nicht erkannte, dass ich unumkehrbar ohnehin nur jenen Initiationsweg weiterhin beschritt, der mir, von Gott her, von Anbeginn zugedacht war, um in aller Demut wieder nach Hause („zum Vater", Lk 15,11ff), zurückzukehren. Ein Weg, welcher mit meiner Taufe und Firmung anlief. Sprich, mit meinem ganzen Ja zu dem Erlösungswerk des ewigen Vaters für Seinen Menschen:

„Fiat, Herr!
Ich bin deine Magd, mir geschehe nach deinem Wort."
(Vgl. Lk 1,38)

2007-2012

Nach der Rückfahrt aus Rom, einen Monat in Benediktbeuern, bei Tochter und Schwiegersohn verbracht. Darauf wieder nach Berlin zurück. Zunächst in das leerstehende Apartment meiner Schwester

Luca …

Für diese Jahre 2007 bis 2012 als Stadteremitin in Berlin Alt Tegel, nun nachfolgend einen Auszug aus meiner Biografie in welchem dieser Lebensabschnitt ausführlich beschrieben steht:

„Bischofstriade

Berlin empfing mich hektisch, laut, staubig. Lucas Einzimmerapartment befand sich in einem monströsen Neubauwohnblock im Stadtteil Charlottenburg, dazu direkt an einer dreispurigen Verkehrsstraße. Unfasslich für mich, wie viele Menschen beidseitig entlang dieser exorbitanten Schnellstraße wohnten. Nie im Leben hätte ich hier freiwillig eine Wohnung angemietet. Bei geschlossenen Fenstern war der Straßenlärm erträglich, indes dafür bald die Luft im Apartment schwül und verbraucht. Bei offenem Fenster hingegen ohrenbetäubender Lärm und Abgasgestank. Luca und ich, wir waren faktisch grundverschieden. Für jetzt aber war ich froh, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben. Dazu hatte die Wohnung den Vorteil mitten im Zentrum der Stadt zu liegen, mit einem bequemen Zugang zu einem Kloster – den „Steyler Anbetungsschwestern“ – und Kirchen en masse. So war mein Alltag hier wieder geprägt von täglichen Klosterbesuchen, Fasten,

Stille, Gebet und Meditation. Nebenher stellte ich meinen schriftlichen Antrag auf kirchenrechtliche Anerkennung als Diözesaneremitin an den amtierenden Bischof von Berlin, Georg Kardinal Sterzinsky. Ansonsten blieb ich allein mit mir. Den Anschluss an eine Gemeinde suchte ich nicht.

Just einen Monat brachte ich in diesem Apartment zu, da gab Luca es unverhofft auf. Mietete stattdessen eine kleine Zweizimmerwohnung in Berlin Friedrichsfelde an, um künftig ihrem Freund Fred nahe zu sein. Folglich packte ich Luca den Umzug und zog samt ihren Möbeln an dem festgesetzten Tag in ihre neue Wohnung um. Auch diese wieder in einem Neubaukomplex befindlich, indes hier in beschaulich grüner Umgebung. Demnach optimal zum Meditieren, dafür ungünstig für eine Teilnahme am Chorgebet – zu weit entfernt vom Stadtkern und somit von einem Kloster. Demzufolge prägte sich hier mein Alltag wieder mehr gemeinschaftlich: alltäglich die Heilige Messe in der Gemeinde der Pfarrei „Zum guten Hirten“, ein paar kleine Dienste – ehrenamtlich – innerhalb der Kirche und Kontakt mit dem einen oder anderen Gemeindemitglied.

Derweil sah ich auch Luca jetzt täglich. Sie kam zu mir, um sich Kraft zu holen oder auch aktive Unterstützung, beim Auswendiglernen des Lehrstoffes einer Zusatzausbildung zum Beispiel, die Luca und Fred dringend für ihr privates Fuhrgeschäft benötigten. Stunde um Stunde übte ich mit ihr. Am Ende

erfolglos, Luca schaffte die Prüfung nicht. An die drei Male versuchte sie es, dann gab sie auf. Und ich lernte dabei wieder einmal mehr: dass nicht ein Einziger auf Erden in der Lage ist, aus eigener Kraft ein Ziel zu erreichen, wenn es vom ewigen Vater her, nicht ebenso gewollt ist.

Nach den verpatzten Prüfungen kriselt es heftig zwischen Luca und Fred, sodass Luca am Ende schon mehr Zeit mit mir, als mit ihrem Freund verbringt. Nebenher finde ich mich nun auch wieder als ‚Streetworker' tätig: Wildfremde Menschen sprechen mich auf der Straße an, erzählen mir von ihren Sorgen – ich höre zu, gebe Rat oder bete mit ihnen. Dazu Stille, Gebet, Meditation und die vierzehntägigen Beichtgespräche mit dem Pfarrer der Gemeinde, der mir unterdessen ehrlichen Herzens ‚wohlwollend-väterlich' zur Seite steht. Warten auf die Antwort des Bischofs.

Derweil ist Fasten für mich weiter an der Tagesordnung, wenn auch nicht mehr so extrem, wie zuvor in dem Apartment. Denn wo Menschen ihr Herz ausschütten, da bestehen sie im Gegenzug stets darauf, etwas dafür zu geben: Hier Sachspenden, da Geldspenden – gleich wie, jede nahm ich in gleicher Weise dankbar an. Denn das verstand ich noch immer unter einem Leben aus der Vorsehung Gottes heraus: Alles konnte und durfte, nichts aber musste sein. Letztlich verstand ich mich ja aufs Hungern ebenso wie aufs Essen, gleichermaßen. So verging ein Tag

um den anderen, ohne zu wissen, wohin ich meinen nächsten Schritt setzen sollte.

Indes kurz vor dem Ende des Jahres 2007 ein kurzer Hoffnungsschimmer. Unverhofft erhalte ich die dereinst so ersehnte Antwort um Anerkennung aus Rom. Wie hochfahrend pochte da mein Herz und zitterten meine Hände vor Aufregung, als ich den Brief öffnete. Und wie tieffallend war die anschließende Ernüchterung, als ich die wenigen Zeilen darin durchlas, die nicht einmal von Papst Benedikt XVI. daselbst, sondern justament von einem mir unbekannten Monsignore unterzeichnet waren. Im Kontext schrieb dieser Monsignore mir, dass man in Rom meinen Glauben zwar „… sehr schätze", aber doch „… nichts für mich tun kann", aber dass ich meinen „Glauben innerhalb der Kirche auch ohne Gelübdeablegung leben kann". Im Klartext demnach soll ich alles für die Kirche geben, die Kirche aber wird nichts für mich tun.

Diese Antwort schmerzte. Und doch, tief unter dem Schmerz, empfand ich sie doch einer wahren Christin durchaus würdig. Hieß es doch in der Schrift: „Nirgends hat ein Prophet so wenig Ansehen wie in seiner Heimat, bei seinen Verwandten und in seiner Familie." (Mk 6, 4)

Das "Amt des Petrus" hatte demnach das "Schauen des Jüngers" (Vgl. Joh 20,4-9), nicht bestätigt. Doch keinen Augenblick bereute ich dabei

im Anschluss meine Fußwallfahrt nach Rom. Im Gegenteil.

Und überdies war das letzte Wort über die Anerkennung meiner Gelübde noch nicht gesprochen – die Antwort vom Erzbischof stand ja noch aus.

Das Warten dauerte drei weitere Monate an. Erst am 07. März 2008 erhielt ich erstmals einen Anruf aus dem Sekretariat des Erzbischofs von Berlin. In einem kurzen Gespräch wurde mir ein Gesprächstermin mitgeteilt. Erneut höchste Hoffnung in mir, derweil ich mich zu Fuß an dem vereinbarten Tag die zwölf Kilometer bis zum Sitz des Bischofs auf den Weg begebe. Dabei arm wie ein Bettelmann – keinen einzigen Cent in der Tasche und nicht den minimalsten Krümel Brot im Magen, an diesem Tag – und mich doch wie ein König fühlend, vom Erzbischof geladen zu sein.

Doch wie herb die Enttäuschung, als ich endlich vor dem Erzbischof saß. In dessen riesigem Empfangszimmer, in welchem auf einem kleinen Beistelltisch auffällig drapiert die feinsten Havannazigarren lagen, inmitten hochaufgerichteter Spirituosenflaschen und Getränke aller Art – ich indes, nicht einen Schluck Wasser angeboten bekam. Der Bischof ließ sich mich meine gesamte Geschichte erzählen, hörte aufmerksam zu, doch kaum war ich am Ende angelangt, holte ihn sein Sekretär zur Mittagspause. Postwendend steht der Bischof auf und erklärt

kurzerhand: „Wir machen noch einen weiteren Termin – mein Sekretär schimpft immer, dass ich meine Mittagszeit nicht einhalte …“

Das zweite Treffen mit dem Erzbischof findet über einen Monat später, am 17. April 2008, statt. Diesmal fahre ich mit der U-Bahn hin, mit vollem Magen und dunkler Vorahnung. Die bestätigt sich späterhin, obgleich der Gesprächsverlauf mit dem Erzbischof mir anfänglich durchaus hoffnungsvoll und wohlwollend von dessen Seite aus ist. Punkt für Punkt geht der Bischof mit mir die ‚Lebensregel‘ durch. Alles bestens. Die Stimmung kippt erst, als wir an dem Punkt „Vorsehungsglauben“, konkret „Verzicht auf eine Krankenversicherung“, anlangen. Von diesem Moment an finden wir nicht einmal mehr annähernd zueinander. Ein jeder von uns beharrt auf seinen Glaubensgrundsätzen: Der Bischof auf seinem ’Wissenschaftsglauben‘, ich auf meinem ’Glauben an die Vorsehung Gottes‘. So endet das Gespräch in einem Fiasko mit des Erzbischofs harschen Worten: „Ohne Krankenversicherung kein Gelübde, ohne Gelübde auch keinen Ort für Sie … Der Heilige Vater wird das nicht anders entscheiden.“ Und fügt aber am Ende ob meiner merklichen Irritation hinzu: „Gut, dann können Sie sagen, dass Sie den Ruf einer Diözesaneremitin leben, den aber die Kirche nicht anerkennt.“

Kann kaum fassen, was ich da höre. Spüre

lähmende Ohnmacht – schmerzlich. Derweil mir zugleich aber auch bewusst, derzeit nichts daran ändern zu können. Je höher ich in der Kirchenhierarchie gelange, desto abwesender die Unterscheidungsgabe, so scheint es mir.

Innerlich aufgewühlt verlasse ich den Erzbischof, indes nicht, ohne mir von ihm vorweg noch die Spendung seines Segens, für meinen weiteren Weg, zu erbitten. Was sich letztlich als reines Gottesgeschenk erweist, denn es bringt mich augenblicklich wieder an den Ort der Demut zurück: Genau an den Platz, von wo aus ich einzig erkennen kann, dass nichts außerhalb Gottes geschieht und alles, was eintritt, mir ausschließlich nur zu meinem Besten gereicht. Mitten im Türrahmen seines Empfangszimmers stehend, erteilt der Erzbischof mir folglich diesen erbetenen Segen, derweil ich ergeben vor ihm knie. Und ich bin mir dabei vollauf bewusst, dass des Bischofs Hand auf meinem Kopf, in jenem Augenblick der Segnung, zugleich Hand Gottes ist: Durchflutet vom Heiligen Geist des ewigen Vaters, mich hinaussendend, einem Schaf unter Wölfen gleich, meinen Ruf als Diözesaneremitin nunmehr gänzlich ohne Gelübde und somit vollends ohne ‚Netz und doppelten Boden', zu leben.

Das bestätigt mir im Anschluss an den Segen zudem der diensttuende Beichtvater in der Hedwigskathedrale, den ich postwendend angrenzend aufsuche: „Wissen Sie, Ihr Vorsehungsglaube –

eine solche Kraft kann nur von Gott kommen." Auch spricht er mich frei, von meinem teilweise aufbrausenden Benehmen dem Bischof gegenüber, in dem ich in meiner Ohnmacht dem Bischof gleich mehrmals ins Wort gefallen war.

„Gehen Sie", lautet am Ende sein Beichtzuspruch an mich, „leben Sie Ihrer Regel gemäß, wenn Sie wollen – elementarer aber ist es, allzeit Gottes Wort treu zu bleiben."

Auf diese Weise ausgestattet mit frischem Mut, fahre ich wieder in die Wohnung Lucas zurück und finde mich unterdessen ehrlich damit ab, eine "Freie" innerhalb der Kirche zu sein. Gemeinsam mit dem Pfarrer der Gemeinde suche ich nach tauglichen Wegen, diesem Ruf nun auch in der Praxis gerecht zu werden – alles scheint mir in Ordnung.

Drei Wochen später indes, an meinem Geburtstag, trifft erneut ein Brief vom Erzbischof bei mir ein. Darin kommt er noch einmal auf unser letztes Gespräch zurück und bittet mich zum einen, ihm eine mir mögliche Lebensregel zu verfassen, zum anderen meine Denkweise bezüglich der Krankenversicherung zu überdenken. Eine „Grundabsicherung", so der Kontext, könnte nicht gegen den christlichen Glauben stehen, „die Kosten würde die Kirche übernehmen".

Der Erzbischof reichte mir demnach die Hand. Es war ihm nicht gleich, was mit mir geschah. Das

rührte mich emotional an; schmeichelte mir und kam mir darüber hinaus genau recht, denn eine Lösung für meinen Verbleib in Berlin, hatte ich noch immer nicht gefunden. So dass ich mich inzwischen gar schon im Schweizer Tessin als Eremitin beworben hatte. Sogar mit Erfolg, dieser Bischof zögerte keinen Augenblick, mir eine Klause zu geben und mich in seiner Diözese aufzunehmen. Doch auch hier scheiterte das Unternehmen letztlich wieder an „einer Krankenversicherungspflicht als Voraussetzung für ein Bleiberecht in der Schweiz". Indes in Berlin bleibend und eigenen Wohnraum anzumieten, fehlten mir die Mittel. Gemeinschaftsleben kam für mich nicht in Frage und bei Luca konnte ich ja auch nicht ewig bleiben.

Folglich ließ ich mich auf des Erzbischofs Angebot ein, verfasste die mir mögliche Lebensregel (angelehnt an jene Ordensregel eines hl. Albert, Patriarch von Jerusalem, 1206 gefertigt für die Brüder auf dem Berge Karmel – Karmeliten – und deren Tagesablauf), sandte sie ihm, und stimmte somit in der Folge ebenso dem Abschluss einer Krankenversicherung zu. Denn im Ergebnis, so beruhigte ich mein anschlagendes Gewissen, brauchte ich im Ernstfall die Leistungen dieser Kasse ja nicht in Anspruch zu nehmen. Und fand auch Tröstung darin: *„Wenn das dein Wille ist, Herr, dann ist es gut … du hast gegeben, du hast genommen; gelobt seist du mir!"*

Doch mein Gewissen ließ sich nicht auf Dauer

beruhigen. Nur zwei Tage später schlug es erneut an. Dabei heftiger als je zuvor, weswegen ich mich am Ende beständig dem biblischen Esau gleich fühlte, der sein Erstgeburtsrecht für ein simples Linsengericht an seinen Bruder verkauft hatte (Vgl. 1. Mose 25,29-34). Sicher, auch Esau verstieß der Herr deswegen nicht, „es käme also keiner Schande vor Gott gleich, mich auf diesen Deal mit dem Erzbischof einzulassen", so argumentierte ich für mich, und doch: Was Esau gelang – mir gelang es nicht. Denn im Gegensatz zu diesem war mir mein Erstgeburtsrecht nicht gleichgültig und erfüllte mich auch kein ‚Linsengericht'. Letzten Endes glückte es mir nicht, hier wieder in die vorherige Opferhaltung zu gelangen. Im Gegenteil. Nachdem ich innerhalb einer Woche die unterschiedlichsten Priester – befreundete und fremde – zu meinen Gewissensbissen befragt hatte, erlöste mich am Ende doch wieder einzig ein Wort aus der Heiligen Schrift, das ich inmitten eines Nachttraumes empfing. Das alttestamentarische Ereignis aus 1. Mose 22,1-14, das von dem Opfer Abrahams zeugte, der, auf das Geheiß Gottes hin, seinen Sohn Isaak opferte und es doch am Ende nicht vollziehen brauchte. Ja, Gottes Wort an Abraham – just in jenem Augenblick, da der eben sein Messer zur Hand nimmt, um damit seinen Sohn ‚zu schlachten' – war hier auch mein Lösungswort: „Streck deine Hand nicht gegen den Knaben aus, und tu ihm nichts zuleide!" (1. Mose 22,12). *„Ja, Herr, danke!*

Ich habe verstanden …“

Mein ‚Knabe‘ hieß Verzicht auf Krankenversicherung, dessen blieb ich mir fortan gewiss: Diese ‚Freiheit im Herrn‘ durfte ich nicht hergeben, es würde ein anderes Opfer geben – an irgendeiner Stelle „mit seinen Hörnern im Gestrüpp verfangen“ (1. Mose 22,13).

Entsprechend unverzüglich, nahm ich meinen Antrag beim Bischof auf eine „kirchenrechtliche Anerkennung als Diözesaneremitin in Berlin“, wieder zurück.

Gleich im Anschluss daran nimmt mein Leben wieder eine schnellere Gangart an: Luca stellt mir ein vierzehntägiges Ultimatum, aus ihrer Wohnung auszuziehen. Das trifft mich unverhofft und auch ein wenig schmerzlich, denn sie bedient sich dabei einer schmierigen Lüge, statt der Wahrheit Tribut zu zollen. Letztlich aber ist gerade ihr eiskaltes Kalkül am Ende mein Segen, denn es zwingt mich, über meinen Schatten zu springen und Schritte zu wagen, die ich ansonsten nicht einmal in Erwägung gezogen hätte.

Was ich zu meinem Glück brauchte, war ja allein ein Dach über dem Kopf, das nahe genug einer Kirche stand, um alltäglich die Heilige Kommunion zu empfangen. Das zumindest, so empfand ich, konnte nicht das Problem sein, schon gleich gar nicht in einer Stadt wie Berlin. Einzig die monatliche Finanzierung des ‚Daches‘, stellte das Problem dar.

Ergo kniete ich mich vor den Hochaltar in der Kirche „Zum guten Hirten“ und betete intensiv:

„Herr, ich weiß, dass das so geschehen soll – aber ich weiß nicht wie! Die Wohnungspreise sind unerschwinglich für mich. Gravierender noch: Du weißt, ich besitze keinerlei Referenzen und kann weder eine Arbeit nachweisen noch irgendeine monatliche Unterstützung wie Arbeitslosengeld oder Sozialleistungen vorweisen … Es ist nichts da, Herr! Jedenfalls nichts, was ein Wohnungssuchender einem Vermieter anbieten muss, um überhaupt anmieten zu können. Ehrlich, Herr, ich habe keine Ahnung, wie das gehen soll und doch: Ich vertraue dir! Wenn du das so willst, dann wird das so geschehen, dann wirst du ein Wunder vollbringen – und ich verspreche dir hier: Ich lasse mich dann auch ganz darauf ein. Amen!“

Im Anschluss daran offenbart sich der gangbare Weg blitzschnell. Während eines Telefongespräches mit Kalinka eröffnet sie mir, dass sie und Danny ohnehin ihren ‚Zehnten‘ vom Einkommen monatlich für kirchliche oder karitative Zwecke an die Kirche spenden: „… und du bist mir ja nicht nur biologische Mutter, Mama, sondern viel mehr eine Schwester im Herrn, die zur Ausübung ihres Rufes die Unterstützung der Gemeinde braucht. Du tust das ja für die Priester und die Gemeinde – für uns. Wenn dir die Bischöfe da oben also nicht helfen

wollen, dann eben wir … Mama, wir haben beschlossen, dir unseren Zehnten zu spenden. Monat für Monat."

Ein Angebot, das mich freudig überraschte, zugleich aber auch eigenartig berührte: „Sollte es nicht umgekehrt sein – die Eltern unterstützen die Kinder?"

Doch genau davon eben hatte Kalinka nicht gesprochen. Sie sprach mich nicht als Tochter an, sondern maßgebend als ein Mitglied der kirchlichen Gemeinde. Und von jedem anderen Bruder oder Schwester, hätte ich das Angebot ja auch angenommen. Warum also nicht von ihr? So nahm ich diesen Liebesdienst an. Dankend, von Christ zu Christ, und kalkulierte ihn vorerst „als mögliche Variante" bei der Wohnungssuche, zumindest mit ein.

Und am Ende: Nur ein einziges Mal blättere ich an einem Wochenende die „Berliner Morgenpost" durch und sehe in den Wohnungsanzeiger. Kaum lese ich darin, spricht mich ein kleines Inserat an: „Alt-Tegel, 4. OG, 20 qm, Pantry, Außentoilette, 170 €, Tel.: ..."

Ich lese es und spüre augenblicklich, wie mich diese Anzeige auf tiefer Ebene an sich zieht. Doch gehe ich über dieses ‚Ziehen' hinweg, schaue mir stattdessen die restlichen Anzeigen an und lege abschließend entmutigt die Zeitung wieder beiseite. Die Mieten blieben unerschwinglich für mich, selbst dann noch, wenn ich Kalinkas Angebot mit einrechnete. Einzig die zwanzig Quadratmeter in

Alt-Tegel sprengten das Budget nicht, sondern bezeichneten es fast auf den Cent genau. Überhaupt schien es mir meiner Lebensführung optimal zu sein: klein und Außentoilette, keinerlei Komfort. Würdig also, einer Diözesaneremitin. Dennoch getraute ich mich nicht, dieser Anzeige nachzugehen, geschweige denn, den Hörer in die Hand zu nehmen.

Am Tag darauf blättere ich im Internet die Immobilienanzeigen durch und stoße erneut – nach nur wenigen Minuten – auf diese Anzeige. Mit dem gleichen Ergebnis – ich finde lauter Vorwände, ihr nicht nachzugehen, wie: „… die ist bestimmt schon weg …, sicher ein Rattenloch, sonst wäre sie doch schon weg …, was soll ich denn sagen …?“ Letzten Endes verdrängte ich das Inserat gar vollkommen.

Zwei Tage später lässt Luca die aktuelle „Morgenpost“ auf dem Küchentisch liegen. Ohne innerlichen Anstoß schlage ich sie blind auf und staune nicht schlecht: Vor mir liegt aufgeschlagen der Wohnungsanzeiger und prangt mir daraus fett das Inserat „Alt-Tegel“ entgegen. Sofort verstehe ich: *„Okay, Herr, ich rufe jetzt da an!“*

Und dann tue ich das auch. Entschlossen wähle ich die angegebene Telefonnummer, postwendend höre ich eine weibliche Stimme:

„Guten Tag! Frau Golle hier, Hausverwaltung …“

Prompt spüre ich meinen Puls rasen: Oje, auch

das noch! Die Wohnung wird nicht privat vermietet – eine Wohngesellschaft steht dahinter! Die wollen doch immer Sicherheiten – Belege oder doch zumindest Referenzen sehen … Was soll's – Leg einfach wieder auf!

Doch noch bevor ich entsprechend handle, fragt die Frau mich vollkommen authentisch: „Was kann ich für Sie tun?"

Und im Nu ist alle Feigheit in mir wie weggeblasen, spreche ich mit gefestigter Stimme aus, was ich zu sagen habe: „Hier ist Frau …, es geht um die Wohnung in Alt-Tegel. Also ich bin gerade erst aus dem Kloster gekommen, stehe weder in Arbeit noch kann und will ich Bescheinigungen vom Arbeits- oder Sozialamt vorlegen – auch Referenzen besitze ich nicht. Dennoch kann ich zusichern, dass die Miete pünktlichst bezahlt wird. Besteht da eine Chance für mich?"

Zunächst ist es kirchenstill am anderen Ende des Telefons. Nur gleichmäßiges Atemgeräusch ist zu vernehmen. Doch dann höre ich in diese Stille hinein, diese Worte:

„Ja, warum nicht? Kommen Sie vorbei, dann schauen wir weiter."

Unverzüglich mache ich mich auf den Weg. Fahre mit der U-Bahn. Das Büro von Frau Golle liegt im Zentrum Berlins, in einem gigantisch-hohen Bürogebäudekomplex. Es dauert ein wenig, bis ich Frau Golle darin finde, dann aber nimmt alles Geschehen

ein rasantes Tempo an. Frau Golle – eine moderne Mittdreißigerin – fragt nicht viel, verlässt sich stattdessen ganz auf ihr Gefühl. Und das ist mir wohlgesonnen, so spüre ich sofort. Folglich rede ich nicht, sondern lasse der Sache ihren Lauf. Flugs legt mir Frau Golle einen Antrag vor, der neben den Personalien nur wenige Fragen enthält wie: „Gab es einen Schufa-Eintrag in den letzten fünf Jahren? Haben Sie Mietschulden? Gibt es einen negativen Eintrag im Führungszeugnis?“

Derweil ich ihn ausfülle, beobachtet Frau Golle unverhohlen meine Spontanreaktionen beim ersten Lesen der Fragen. Doch bringt mich das nicht aus der Fassung, im Nu bin ich fertig und ist auch Frau Golle unverkennbar zufrieden mit mir, denn all diese Fragen beantwortete ich ohne Zögern mit einem klaren Nein.

„Haben Sie die Wohnung schon gesehen?“, will Frau Golle jetzt nur noch wissen.

Als ich das verneine, gibt sie mir kurzerhand die Telefonnummer des Vormieters, der direkt nur in das Nebenhaus der Wohnung gezogen ist:

„Der hat noch die Schlüssel. Rufen Sie mich an, wenn Ihnen die Wohnung gefällt. Dann füllen wir die Eckdaten für den Mietvertrag aus.“

Schon reicht mir Frau Golle freundlich die Hand zum Abschied.

Wieder auf der Straße mache ich mir zunächst einmal lauthals Luft vor Freude: „Herr, das ist ja

unglaublich! Hast du das gesehen? Ich habe eine Wohnungszusage, ohne etwas in Händen zu halten … Also das kannst ja nur du sein! Ein Wunder, Herr, wirklich ein Wunder, danke!“

Indes eine Telefonzelle, um den Vormieter anzurufen, finde ich nicht. *„Was soll's Herr, fahre ich halt auf gut Glück da hin – wenn du es willst, Herr, wird der Mann schon da sein.“*

Und so ist es am Ende. Der Vormieter wundert sich: „Ach, die haben die Wohnung schon in der Zeitung? Ich bin doch nicht mal ganz raus!“ Ansonsten ist er aber sofort bereit, mir die Wohnung aufzuschließen. Kaum stehe ich drinnen, durchfährt mich augenblicklich Gewissheit: *„Ja, das ist meine Klause!“* Und spreche das später auch vor dem Vormieter so aus.

Der lacht: „Ja, ist schön hell, nicht wahr? Und der Blick ist auch unbezahlbar. Stand eigentlich in der Anzeige, dass die Wohnung mit Seeblick ist?“

„Nein.“

„Hui, da haben Sie aber Glück gehabt! Normal stehen hier sonst Hundertschaften Schlange für diese Wohnung.“

Nun, das glaubte ich dem Vormieter nicht. Dafür sah ich schon zu viel Unschönheiten an der gesamten Immobilie, derweil ich auf sein Kommen gewartet hatte: Im unteren Teil des Hauses befand sich ein pompöses Ausflugsrestaurant. Zweistöckig! Dazu mit Nachtbar und Eventveranstaltungen im Angebot,

wovon mir zweifelsfrei die Plakate in den Schaukästen an der Hausaußenwand zeugten. Fazit: Partylärm an den Wochenenden.

Das Haus selbst war mit Sicherheit schon mehr als dreißig Jahre alt: Das Mauerwerk und die Fußböden wiesen teilweise erhebliche Risse auf und an den Decken auf den Fluren zeugten mir typische Wasserfleckenspuren von Dachschäden, die nie oder nur ungenügend repariert wurden. Einen Fahrstuhl für die Mieter gab es nicht. Doch das scheppernde Geräusch des Restaurantfahrstuhls war mir, allein schon beim Aufstieg zur Wohnung, im Fahrbetrieb durch das gesamte Treppenhaus zu hören. Unterdessen über schmale Ritzen an den Fahrstuhltüren dicke Geruchswolken aus der Restaurantküche in die Vorflure der Wohnetagen schwebten. Zudem verliefen die Treppenstufen über die einzelnen Etagen markant steil nach oben. Etliche hohe Stufen vom Parterre bis hinauf in den obersten Stock, waren folglich mindestens zwei Mal am Tag von dem Mieter zu nehmen. Obendrein gab es in dieser Wohnung – ebenso wie auch in keiner anderen dieses Hauses – weder ein Bad noch eine Toilette. Das WC fand sich auf dem Vorflur gegenüber der Wohnungstür, die Dusche ein Stockwerk tiefer – beides Gemeinschaftsräume. Und zu all dem, lag am Ende noch die Wohnungstür des nächsten Nachbarn unmittelbar neben der eigenen Tür. Trat man demnach zufällig einmal gleichzeitig aus der

Wohnung, war Körperkontakt mit dem Nachbarn unvermeidbar.

Nein, wahrhaftig nicht, unter normalen Umständen hätte ich mir diese Wohnung gar nicht erst angesehen – nie und nimmer bei diesen Vorbedingungen. Und bin auch nicht überzeugt davon, dass ein anderer das tun würde – es sei denn, er befände sich, wie ich derzeit, abnorm aller gängiger Sozialstruktur. Was mir schlussendlich der Vormieter gar noch bestätigt:

„In diesem Haus wohnen übrigens überwiegend nur Individualisten. Die Wohnungen sind im Schnitt ja alle nur von zwölf bis dreißig Quadratmeter groß und von daher ‚Super günstig'. Es gibt hier Wohnungen, die werden von den jeweiligen Mietern nur als Zweitwohnsitz genutzt. Der eine ist ein Bücherfreak, nutzt seinen Raum als private Bibliothek. Der andere – dem Bücherfreak gleich gegenüber, und verheiratet – nutzt ihn für seine Stelldicheins mit Prostituierten. Dann ist noch ein ehemaliger ‚Knasti' da unten, bei dem wird's an manchen Tagen etwas lauter …"

„Hm, da geht es also hoch her in diesem Haus?"

„Ja, mitunter schon. Auf den unteren zwei Etagen sind sie ja auch zu fünft. Hier oben haben Sie aber Glück – nur zwei Mieter! Sie und nebenan ein Feuerwehrmann. Junger Bursche. Der ist nur selten da – arbeitet in Berlin, wohnt in Leipzig und ist am Wochenende immer bei der Familie … Na ja, und

den Rest des Hauses werden Sie dann schon selber kennenlernen …“

„Und Sie?“, will ich wissen. „Warum haben Sie hier gemietet?“

„Ich?“, der Vormieter lacht, „Ich hatte eigentlich eine Weltreise vor und wollte in dieser Wohnung nur einen kurzen Zwischenstopp einlegen. Ist aber nichts daraus geworden, ’kurz‘ dauerte dann tatsächlich sieben Jahre lang. Ich konnte mich einfach nicht lösen von der Wohnung, obwohl sie mir immer viel zu klein war. Es ist der Blick über den See – wissen Sie – und die Sonnenaufgänge … All das vermisse ich jetzt schon! Die neue Wohnung hat zwar einen Balkon, allen Komfort und ist auch größer, dafür aber keinen so freien Blick über den See.“

Doch sind es letztlich nicht der stets imposante Seeblick oder die Abwesenheit von Motorengeräusch auf der „Greenwichpromenade“ im Winter, die mich am Ende gar hochbeseelt in diese Wohnung einziehen lassen. Es ist der Charakter der Wohnfläche selber, der mir unverhofft wie ’speziell auf meinen Ruf hin‘ zugeschnitten scheint – schlicht und doch elegant.

Indes nicht in dem Stil, wie der Vormieter sie mir übergab; das edle Echtholzparkett auf dem Boden unter staubfangender graublauer Auslegware versteckt und ein erstklassiger Korkbezug an der Küchenwand mit schnöder Raufasertapete überklebt. Nein, all das Unnatürliche musste erst raus, sodann restaurierend die ursprüngliche Schönheit dieser

Wohneinheit von mir wieder frei gelegt werden. Am Ende erschien sie mir einem Juwel in einer uralten, rissigen Schachtel gleich. Fortlaufend würdig von nun an ’Klause‘ genannt zu werden.

Ihre zwanzig Quadratmeter erstreckten sich durchgängig in Schlauchform, mit einer Länge von zehn Metern und gerade einmal nur zweieinhalb Metern in der Breite, mit einseitig linkshändiger Fensterfront. Die einzelnen Fenstersegmente waren hier ähnlich der Bullaugen eines Schiffsrumpfes angebracht – in Augenhöhe, als quadratisch schmalere Schlitze in die Wandfront eingelassen. Auf diese Art ähnelte die Klause von ihrem Schnitt her einem langen Wohnwagen oder Bahnwagon, bei welchem man bei Eintritt direkt im Ess-, und Küchenbereich stand In der Klause fand sich dieser Eintrittsbereich nun optisch abgeteilt vom Rest des Raumes, nur drei mal zweieinhalb Meter groß. Sein Boden lag sauber mit kleinen braun-glänzenden Mosaikfliesen verlegt. An der rechten Wandseite eine Pantryküche (Spüle, Kühlschrank, zwei Kochplatten) und darüber zwei Hängeschränke. Alles zusammen einheitlich verkleidet, aus bestem Massivholz mit weißem Furnier überzogen. Nichts sonst fand sich in dieser Klausenküche, als einzig ein quadratisch flacher Teetisch, zwei weiße Regiestühle daran stehend, einem Hocker ohne Lehne und wollweißfarbene, wallende Vorhänge an den Fenstern.

Im weiteren Verlauf – frontal zur Eingangstür

liegend – stand raumteilend ein Kleiderschrank integriert. Ikea-Stil, mit Lamellentüren, die bei der Erstbesichtigung noch schwarz glänzten, von mir aber – unverzüglich nach meinem Einzug – weiß gestrichen wurden. Dahinter ein kleiner Zwischengang von nur einem Meter in der Länge, der eine eingebaute Schreibtischplatte unter dem quadratischen ‚Bullaugenfenster' barg. Abschließend, mit einem letzten, fünften Schritt von der Klausentür ausgehend, das Endstück der Wohnung, sich erstreckend über sechs Meter in seiner Länge zu der ansonsten wohnungsüblichen Breite von zweieinhalb Metern. Ein echter Schlauchraum! Der vollkommen unmöbliert ist und bleibt. Einzig wollweiße Vorhänge und ein raumhoch eingebautes Regal, aus massivem Echtholz und von seiner Beize her dem Parkettboden angeglichen – gleich linker Hand an der Trennwand des Zwischenganges angebracht –, zieren diesen Raum. Die Einlegeböden daraus entferne ich bei meinem Einzug, lasse nur den untersten und den obersten unverändert. Auf dem oberen Einschub liegen dann Wolldecke, die Gesangs- und Stundenbücher, auf dem unteren Einsatz sitze ich künftig, indessen der Zeiten des Gebetes oder der Meditation.

Im Küchenbereich empfing ich Gäste. Im Zwischengang studierte ich die Bibel, arbeitete oder schrieb ich. Im Endstück betete, meditierte und schlief ich – auf bloßem Parkettboden.

Keine Klause der Welt, so empfand ich, konnte

perfekter sein für mich, als diese. Mein Glück war vollkommen.

Offene Kirche

Noch am Tage meines Einzuges macht ich mich am Nachmittag auf, die Umgebung zu erkunden. Vornehmlich um eine Kirche für mich zu finden, in der möglichst täglich die Heilige Messe zelebriert wird. Und komme bald aus dem Staunen kaum noch raus, denn am Ende ergeht es mir hierbei ebenso wie mit der Wohnung. Lang suche ich nicht, wie von übernatürlicher Hand werde ich geführt und stehe, kaum zehn Minuten Fußweg von dem Wohnkomplex entfernt, schon davor.

„Pfarrkirche Herz Jesu", steht auf dem Plakat in dem Schaukasten, der an der Wand eines Nebengebäudes, angrenzend dem Eingang der Kirche hängt. Allein schon der Name leuchtet mir verheißungsvoll auf: „Wow, Herr! Diese Kirche trägt den gleichen Namen, wie meine Taufkirche – da darf ich wohl gespannt sein, ja?"

Nur von der Größe her übertraf dieser Kirchenbau meine Taufkirche bei weitem: monströse, dreischiffige Pfeilbasilika, aus rotem Backsteinziegel. Ausgestattet mit einem quadratischen Glockenturm und einem rechteckigen Vorbau mit spitzbogigem Portal, über dem eine Bekrönung (‚krabbenbesetzter

Wimperg'), angebracht ist. Darinnen zwei Schriftworte: „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Ich gebe euch Leben in Fülle. Mt 11,28; Joh 10,10". Und darüber eine mannshohe Herz Jesu Figur *„Herr, dieses Schriftwort am Empfang – Danke! Hier kann ich nur richtig sein."*

Zwei einflügelige, schwere Holztüren mit Eisenbeschlag versehen, stehen gerade einladend weit offen, also trete ich ein. Im Innenbereich indes überkommt mich das Gefühl, gleich ein volles Jahrhundert in der Zeit zurückzugehen: Ein Kreuzrippengewölbe empfängt mich, nachdem ich den Vorbau durchschritten und zwei bleiverglaste Pendeltüren an seinem Ende hinter mir gelassen habe. Seitenschiffe links und rechts, deren Joche sich zum Mittelschiff öffnen und so den Eindruck von Kapellen vermitteln, aber am Ende nur die Seitengänge flankieren, an dessen Außenwänden jeweils je die Hälfte der insgesamt vierzehn Kreuzwegstationen Jesu angebracht sind.

Links und rechts des ausladenden Mittelganges, stehen aus fast dunkelschwarzem Holz antike – mindestens vier Meter lange – Kirchenbänke in Zwölferreihen platziert. Darauf liegen kunterbunte Sitz- und Kniekissen querbeet verteilt, was in mir die Erinnerung an ‚Omas Wohnstube' wieder erweckt.

Linker Hand neben dem Eingang – aber auch in unmittelbarer Nähe zu der letzten Kirchenbank –

steht der Beichtstuhl, scheinbar bleiern-schwer und im Halbdunkel der linken Kirchenecke verborgen. Zweifelsohne stammt er aus derselben Zeitepoche wie die Kirchenbänke, ist auch aus dem gleichen Holz geschnitzt, erscheint mir aber eigentümlich verwaist – das Sprachgitter ist defekt.

Rechter Hand des Eingangs ist eine Gedenkstätte eingerichtet. Drei Gedenktafeln an der Wand: für die Opfer des Ersten und Zweiten Weltkrieges und für die Märtyrer des 20. Jahrhunderts. Daneben, ebenfalls im Halbdunkel stehend, eine lebensgroße Pietà (Schmerzensbild der Mutter Maria, mit dem toten Körper ihres Sohnes auf dem Schoß), vor der ein Kerzenhalter mit Opferlichtern steht. Das Schattenspiel auf der Wand hinter der Pietà – hervorgerufen durch das flackernde Licht der brennenden Kerzen – und die Stille in dieser Kirche muten mir augenblicklich fast unheimlich an. Ebenso wie ihre Figuren, die – überwiegend an den Jochen aus rotem Backsteinziegel angebracht – auf kleinen Sockeln stehen und durchgängig von disziplinarischem Charakter sind. Selbst die Sockelfigur der Gottesmutter in der Marienkapelle, die am Ende des linken Seitenschiffes steht, macht auf mich diesen unfroh-drakonischen Eindruck. Ich mag den Duktus dieser Figuren nicht. Gottlob aber sind wenigstens die Wände der Kirche und die freien Flächen zwischen den Kreuzrippen und den Jochen weiß getüncht, so brauche ich nur den Blick abwenden und schon

befinde ich mich wieder in der aktuellen Gegenwart.

In der bietet sich mir nun – den Teppich belegten Mittelgang entlang vorwärtsgehend – ungehindert der Blick auf das Wesentliche dieser Kirche: auf den Altarraum. Wie hoch erfreut schlägt da mein Herz, denn zumindest der wurde beachtenswert umgestaltet: statt Hochaltar und Heiligenbild, hier nur aus feinem Waschbeton links der Ambo, rechts der Priestersitz (Holz) und in seiner Mitte der Altartisch. Und unmittelbar dahinter – in gebührendem Abstand für die Bewegungsfreiheit des Priesters zu der Zeit der Zelebration am Altartisch – endlich der Tabernakel mit seinem Allerheiligsten darin, künstlerisch eingebettet in einem großen Bronzekreuz.

Umgehend falle ich auf die Knie, danke laut anbetend meinem Herrn, in der Annahme für mich allein in der Kirche zu sein, doch da höre ich urplötzlich ein Schnarren, gleich linker Hand neben mir. Erschreckt blicke ich hin. Eine Tür springt auf, dicht neben dem Altarraum in dem linken Seitenschiff. Doch niemand tritt heraus. *„Ah ja, die Sakristei …“*, geht mir augenblicklich auf. Kurz schaue ich zu dem Tabernakel hin, dann stehe ich auf: *„Okay, Herr, ich sag mal Hallo …“*

„Ja bitte?“, höre ich eine rauchig klingende Stimme auf mein Klopfen hin.

„Hallo, ich bin Pia Maria … Wollte nur mal Hallo sagen – ich bin eben erst nach Tegel gezogen.“

Die Frau, eine blondgefärbte, kräftige und große

Sechzigerin, schaut erstaunt von ihrer Arbeit hoch, begrüßt mich überrascht: „Ei, was ist denn das? Also so ein Kleid hätte ich auch gerne! Wo kommen Sie denn her?“

„Aus dem Kloster“, antworte ich nur kurz, aber doch amüsiert.

Und da ist die Frau, die sich mir rege jetzt augenblicklich als Frau Kämpfer und Gründerin der ”Offenen Kirche“ vorstellt, kaum mehr zu halten. „Oh, da haben Sie ja jetzt jede Menge Zeit“, plappert sie los, „ich such noch jemand, der die Kirche an festgelegten Tagen am Morgen auf und am Abend wieder zusperrt. Und eigentlich auch jemand, der die Kirche und die Gemeinderäume einmal pro Woche putzt und noch so einiges mehr – ehrenamtlich, versteht sich … Was meinen Sie? … Wissen Sie, ich glaube, Sie sind die Antwort auf meine Gebete!“

„Ja“, denke ich bei mir, *„alles spricht dafür – die Klause, mein Weg hier her und der offenkundige Bedarf an helfende Hände – bei Dir, mein Gott, gibt es keine Zufälle!“*

Und zudem war es ja genau das, was ich mir zuinnerst gewünscht habe, schon als Novizin im Kloster zuvor, wie mir just in jenem Moment aufgeht, wo es mir angeboten wird: einen Kirchenraum, in welchem ich ungestört und unbegrenzt Zeit vor dem Allerheiligsten im Tabernakel verbringen kann. Dafür, so geht mir just auf, sollte mir kein

Dienst zu schwer sein. Ein großes Geschenk demnach, das mir ansonsten versagt bliebe, da allgemein die Gotteshäuser in Berlin tagsüber verschlossen bleiben. Eine 'offene Kirche' stellte in Berlin folglich eine kostbare Rarität dar, und die nun wurde mir da soeben in die Hände gelegt. Dazu unverdient umstandslos.

Kaum zwei Stunden später halte ich den Schlüssel zur Herz-Jesu-Kirche in Berlin Alt-Tegel in den Händen und öffne anderntags deren Pforten zum ersten Mal und drei Jahre darauf zum letzten Mal.

Unterdessen bemühte sich Frau Kämpfer redlich, mich über alle Arbeit hinaus, zudem auch für diverse Initiativgruppen in der Gemeinde wie „Legio Mariae" oder Eigengründungen, wie der „Gruppe Benedikt", anzuwerben. Was ihr nicht gelang. Für mich gab es nur eine einzig relevante Initiative auf Erden, und die hieß: „Gott allein genügt!" Und Monate dauerte es zu guter Letzt auch, bis Frau Kämpfer akzeptierte, dass ich nicht bereit war, meinen Habit mit ihr zu teilen. Die Vorstellung mit dieser Frau auch nur ansatzweise verglichen oder gar vertauscht zu werden, durch das Tragen gleicher 'Kleider' – als Zeichen der Verbundenheit in Schwesterlichkeit –, jagte mir regelrecht das Grausen ein. Denn Frau Kämpfer war, ganz im Gegensatz zu mir, eine entschlossene Strafpredigerin. Sie wurde nicht müde, jene Menschen, die ihr gegeben waren, mit allen Mitteln einer

repressiven Überredungskunst zu missionieren oder zu Opferbereitschaft und Buße durch Schüren von Ängsten zu drängen. Trivialerweise fraglos „nur zum Besten für die Seelen der Verirrten“. Ergo wurden, statt Liebe, Freude, Freiheit, allein ‚Tod‘ und ‚Teufel‘ von ihr gepredigt, vor denen Gott und dessen Geschöpfe nun unter allen Umständen und mit allen Mitteln geschützt werden mussten. Dafür tat Frau Kämpfer alles – und schonte sich selber dabei, ehrlichen Herzens, nicht.

„Dogmen sind mentale Gefängnisse“, hat ein Beichtvater einmal zu mir gesagt. An Frau Kämpfers Ausdrucksweise verstand ich urplötzlich diese Aussage. Es bedeutete schlicht das ’Gefangen sein in eigener Kopfgeburt‘. Das Vorbild Frau Kämpfers war mir hierbei enorm lehrreich und gereichte mir am Ende zum Heil. Denn in ihrem Gebaren erkannte ich untrüglich, wie in einem Spiegelbild, viele meiner eigenen Einbildungen und konnte mich – wenn auch nur allmählich – so doch am Ende gänzlich aus ’den Fesseln jeglicher Dogmen‘ befreien.

Vier Jahre dauert dieser Befreiungsprozess an, indem ich nun das Leben einer „Diözesaneremitin“ ohne Anerkennung der Kirche lebte.

Mein Alltag als Stadteremitin

Wenn ich auch keine Bestätigung durch den Erzbischof erhielt, so befolgte ich doch dessen Rat bei der Angabe meiner "Berufsbezeichnung" Jedem, der mich insofern befragte, gab ich zu der Bezeichnung stets den Zusatz „nicht anerkannt" an. Woraufhin sich die Gemeinde bald – mir gegenüber mit den unterschiedlichsten Verhaltensweisen aufwartend – schnell in zwei Gruppen spaltete: den Einen galt ich künftig als mittellose Fanatikerin, der kein respektierliches Verhalten zusteht, den anderen als Heilige, die aller Bewunderung wert ist. Das eine wie das andere, mir gewöhnungsbedürftig extrem. Demzufolge verlegte ich mich darauf, beides nicht zu beachten, stattdessen schlicht getreu allein jene Regel zu beobachten, die ich für mein neues Leben dem Erzbischof vorgelegt hatte: täglicher Kommunionempfang und Anbetung vor dem Allerheiligsten. Rigide Trennung von der Welt, Stille, Einsamkeit, Gebet, Opfer – alles für die Priester. Askese, Fasten, Armut, Keuschheit, Gehorsam – allein Gott gegenüber. Geistliche Begleitung durch einen Priester in der unmittelbaren Umgebung, der mir vierzehntägig die Beichte abnahm und mir nötige Entscheide absegnete, nachdem er sie zuvor mit mir durchgesprochen hatte. Das waren die Grundpfeiler meines neuen Lebens.

Frühmorgens um sechs fing mein Tag mit der Laudes, der Terz und dem stillen Gebet, sprich der Meditation, an. Hinterher lief ich, die Heilige Messe zu besuchen oder – noch vor der Messe – die Kirche aufzuschließen, so ich Dienst hatte.

Nicht immer fand eine Morgenmesse gleich in der Herz-Jesu-Kirche statt. An manchen Tagen hatte ich hierfür längere Wegstrecken in Kauf zu nehmen, zum Beispiel etwa dreißig bis vierzig Gehminuten in die Nachbargemeinde nach Tegel-Süd oder Borsigwalde. Manchmal auch in eine der zwei weiteren zur Gemeinde gehörenden Kirchen, die dann ebenfalls – jeweils vierzig und sechzig Minuten zu Fuß – von der Klause entfernt lagen.

Dieses Laufen liebte ich. Obgleich es mir im Winter auch kostbare Zeit nahm für all jene Auftragsarbeiten durch ansässige Priester oder Gemeindemitglieder, die ich nur bei Tageslicht erledigen konnte. Das waren nicht wenige, schlicht kreativhandwerkliche Aufträge, wie Schneiden und Verzieren von Kerzen, Restaurationen an Büchern oder antiken Gegenständen, Näharbeiten und Bügeln an Priesterroben sowie Kirchenwäsche, vor allem aber das regelmäßige kalligrafische Niederschreiben von Bibelzitaten auf kleinen Schriftrollen. Ohne Strom in der Klause gelangen mir all diese Arbeiten bei Öllampenschein nicht fehlerfrei. So mussten sie von mir am Tage verrichtet werden.

Die Anfertigung der kleinen Schriftrollen für

eine „Schlagwortkiste“, war eine Erfindung von mir, die ich bald nach meiner Amtseinführung dem amtierenden Pfarrer offerierte, und der sie sofort mit Begeisterung annahm. Diese Kiste stand künftig unübersehbar in der Herz-Jesu-Kirche auf der letzten Kirchenbank, nahe dem Beichtstuhl. Ein künstlerisch gestaltetes, ehemaliges Zigarrenkästchen, angefüllt mit winzigen Papierrollen, die jeweils ein Zitat aus der Bibel beinhalteten. Die Idee dahinter: Freude, Trost oder Sinnfindung durch ein biblisches Schriftwort für all jene Besucher, die in diese offene Kirche kamen, um Antworten zu finden, eine neue Hoffnung oder Weisung für den Weg. Wer immer kam, war frei sich ein Wort aus der Kiste zu ziehen, es zu lesen, darüber zu meditieren, es mit nach Hause zu nehmen. So schlicht mein Grundgedanke. Nie aber hätte ich gemutmaßt, dass das Interesse an den Schriftrollen so derart groß ist, dass ich am Ende tagtäglich neue zu fertigen hatte, um die Kiste stets angefüllt zu halten. Und ebenso deren Auswirkung überraschte mich mitunter immens, wenn diese mir hin und wieder durch einen Besucher daselbst offenbart wurde. Kaum einer Person war ja bekannt, aus wessen Feder diese Abschriften stammten. So erfuhr ich oft von den Nutzern der Zitatrollen aus erster Hand, wie das eine oder andere Wort, einschneidend bisweilen, in deren Leben gewirkt hatte. Andernfalls erzählten mir die Priester von Ratsuchenden, die mit einer „winzigen Schriftrolle“ zu

ihnen kamen, um sich das darin enthaltene Zitat von ihnen auslegen zu lassen. Was mich insgesamt nur noch mehr anspornte, auf diese Weise zum Mittler zwischen Gott und seinem Menschen zu wirken: Denn immer war es Freude oder eine neue Hoffnung, womit der Besucher sich letztendlich beschenkt fand.

Indes, die Gebetszeiten einzuhalten, gelang mir nicht wie geplant. Einzig die Sext (das Mittagsgebet), konnte ich stets zu der entsprechenden Tageszeit halten, doch schon die Non war ich bald gezwungen, gleich nach dem Essen – so welches vorhanden war – oder nach der zwanzigminütlichen Ruhezeit zu beten. Ebenso erging es mir mit der Vesper und dem stillen Gebet, respektive der Meditation am Abend. Beides verschob sich mit der Zeit immer weiter zur Nacht hin. Denn das Auslegen der Schrift – des Lebens allgemein oder die Sinnfindung darin – stellte für die Menschen um mich herum ein dringendes Anliegen dar. Die Zahl derer, die das Gespräch mit mir suchten, wuchs stetig an. Am Ende füllte mir diese seelsorgliche Tätigkeit fast die gesamte Arbeitszeit aus. Was für mich unter dem Strich auf der Hand lag, da ich ja von Gott für dieses Leben einer Eremitin eben nicht in eine menschenleere Wüste versetzt worden war, sondern im Gegenteil inmitten einer massentouristischen Metropole. So bekam ich es hier wieder mit Menschen aus allen Schichten,

Religionen und mit unterschiedlichsten Anliegen zu tun. Mit den Ärmsten der Stadt wie den Reichsten, Kriminellen und Frommen, religiösen Fanatikern wie atheistischen Akademikern oder psychisch Kranken. Darunter Ehefrauen, Ehemänner, Ehepaare, Jugendliche und Kinder.

Viele dieser Suchenden traten an mich innerhalb meines Tagesdienstes in der Kirche heran, die meisten indes auf der Straße, jeweils auf meinem Hin- und Rückweg zu den einzelnen Gottesdiensten, Besorgungen oder Hausbesuchen. So geschah es oft, dass ich für den Siebenminutenweg zu Fuß, von der Kirche zurück zur Klause oder am Nachmittag umgekehrt, letztlich eine Stunde und mehr brauchte. Durchgängig, gleich zu welcher Jahreszeit. Die Menschen erzählten mir von ihren Sorgen und Nöten inmitten auf den Straßen weilend und ich blieb mit ihnen stehen, hörte zu oder beantwortete ihre Fragen. Und immer empfand ich es dann als ein großes Privileg, diese Freiheit zu besitzen: Schlicht verweilen und mit dem Nächsten zu sein – ohne Zeitdruck oder etwa wider Willen, sprich gezwungenermaßen. „Wer außer mir kann das noch in der heutigen Zeit?“, so dachte ich oft bei mir. Zeit war Mangelware und ein offenes Ohr zur kostbaren Rarität mutiert. Ein Phänomen unserer Epoche: Eingebettet in einer abnormen Anzahl an Terminvorgaben, allein schon im alltäglichen Dasein, sind wir unfähig, einander zuzuhören. Ergo gestaltete sich

meine Regel am Ende so, dass ich zeitlos alle Gebete imstande war, schlicht nach hinten zu verschieben. Denn beten und meditieren, konnte ich auch nachts. Indes dem Nächsten mein Ohr leihen, nur zu der Zeit, da er einen Zuhörer brauchte.

Das Hören zog ich allem anderen konstant vor. Ein Paradoxon, so empfand ich stets in Anbetracht meines Rufes einer Eremitin. Doch erst einmal an diese Paradoxie gewöhnt, funktionierte mein Alltag reibungslos, ohne Ansehen der Umstände – und liebte ich ihn dafür durchweg. Denn dadurch blieb mir ein jeder einzelne Wochentag, konsistent fesselnd, allmorgendlich neu beginnend und im Verlauf des Tages jederzeit mit allem rechnend. Hier wurde ich von Muslime angespuckt, dem Pfarrer angeschrien, Besuchern gedemütigt oder von Gemeindemitgliedern aufs schlimmste verleumdet. Zu einer anderen Stunde das genaue Gegenteil, von „Heiden" gehuldigt, Priestern geheiligt oder jenen, die mich am Vortag diffamierten, mit Geld gespickt. Es gab Zeiträume, da gaben sich Bettler und Ratsuchende buchstäblich die Klinke meiner Klausentür in die Hand und andere Tage am Stück, da sprach ich nicht ein einziges Wort zu irgendeinem Menschen.

Konkret konnte ein Tag demnach so aussehen: Laudes, Terz, Meditation, Kirche aufschließen, Messevorbereitung (Sakristeidienste), einen Pensionär per S-Bahn ins Krankenhaus zu seiner „Grauer-

Star-Operation“ begleiten, warten bis zum Ende der OP, unterdessen Unterhaltungen mit Patienten und Krankenschwestern führen, Trost spenden, Fragen beantworten. Und wieder in der Klause zurück: Mittagsgebet, Gespräche mit Ratsuchenden, Babysitting, Kirche zusperren, Vesper, angrenzend Requiem für ein verstorbenes Gemeindemitglied vorbereiten, Komplet, Lesehore, Gebet, Nachtruhe. Oder ferner so: Laudes, Terz, Meditation, Heilige Messe, Herrichten des wöchentlichen ”Kaffeekranztisches“ in der Gemeinschaftsküche des Pfarrhauses, Gemeinschaftsräume und Kirche putzen, Besorgungen für den Kaplan der Gemeinde erledigen, Mittagsgebet, Krankenbesuch in der Psychiatrie, handwerkliche Arbeiten an Wohnung und Möbel einer älteren Dame verrichten, Kirche zusperren, auf dem Heimweg zur Klause noch einen reuevoll weinenden Dieb in den Armen halten, letztlich noch Vesper, stilles Gebet, Komplet, Lesehore und endlich Nachtruhe. Erfüllte Tage. Gottlob aber gab es auch reine Klausentage zwischendurch, an denen ich keinen einzigen Laut von mir gab oder Menschen sah, mit Ausnahme jener bei der Heiligen Messe am Morgen. Wo ich auf spezielle Manier schlicht nur „meine Seele mit Gott zusammen“ baumeln ließ Doch diese Tage waren selten. Schon rein gar nicht planbar.

Und wie es sich für eine echte Eremitin ziemt,

blieb dieses bewegte Leben den Menschen um mich herum verborgen. Hielten doch eher offiziell insgesamt die Gemeindemitglieder mein Eremitendasein für ein faul-bequemes, das weder der Pfarrer noch die Kirchenmitglieder zu unterstützen gewillt waren. Was mir anfänglich als kleiner Stachel galt, wurde mir bald zum größten Segen. Gelang es mir doch dadurch, gänzlich unbehelligt zu erlernen, was mir in diesem Leben einer Diözesaneremitin vergönnt war zu lernen: Dankbarkeit Gott gegenüber, für das Geschenk der Lebensbahn schlechthin.

Das ist wahr! Denn eine jegliche Begegnung mit einem Menschen, ja jedes Ereignis in meinem neuen Sein, reinigte und befreite mich sorgsam von verstecktem Hochmut, Aberglaube oder Zweifel an der überbordenden Liebe Gottes selbst, mir und seinen Erwählten gegenüber. Nicht immer so schmerzlich wie bei folgenden Begebenheiten, aber doch stets final:

Hochmut.

Aus der Markthalle vom Einkauf kommend, sehe ich einen graubärtigen und betagt-hageren Obdachlosen auf der Bank einer glasüberdachten Busstation sitzen, die ich eben passiere. In meiner Rechten halte ich einen zerknitterten Fünfeuroschein, den mir soeben eine feiste Dame aus der Gemeinde in die Hand gedrückt hatte, als Lohn dafür, dass ich ihr

den Wocheneinkauf tätigte. Eine überaus betuchte, aber ebenso auch geizige Frau, deren Hoffart ich nicht unbedingt schätze. Den Dienst an ihr versah ich folglich einzig um des Schriftwortes aus Matthäus 7,7 wegen: „Bittet, dann wird euch gegeben …“ – sie bat, ergo gab ich. Denn jedwede Anforderung an mich fasse ich explizit als „Wille Gottes“ auf, in dem unerschütterlichen Vertrauen darauf, nie einen Auftrag ”von oben her“ zu erhalten ohne gleichzeitig auch das Vermögen und/oder die Mittel dazu, ihn restlos vollendet auszuführen.

Indes den zerknitterten Fünfer überhaupt anzunehmen, war mir schwergefallen. Ergo hielt ich nach der nächstbesten Gelegenheit Ausschau, ihn schnell wieder loszuwerden. Da entdecke ich diesen Obdachlosen. Pathetisch halte ich ihm den verknitterten Geldschein entgegen, in der Annahme, dass dieser ihn nunmehr hastig an sich reißen wird. Doch nichts dergleichen geschieht. Geruhsam schaut der Mann zuerst auf den Schein, sodann mir frontal in die Augen. Ein feines Lächeln erscheint auf seinem Gesicht – mit dem nächsten Atemzug wird es totenstill um uns herum. Spüre seinen Blick mich durchdringen: Kommunikation ohne Sprachlaut, die mir von Seiten dieses Durchwanderers deutlich feinfühlig signalisiert: „Ich brauche diesen Schein nicht, du hast ihn nötiger als ich …“

Beschämt lasse ich die Hand sinken, stammle dem Durchwanderer ein Dankeswort entgegen, bevor

ich mich schnell davonstehle. Wohlwissend jetzt, dass auch ein Clochard allzeit im Recht ist, Lieblosigkeit abzulehnen, und dessen Geste hier um Längen authentisch-ehrlicher war, als meine, mit der ich diesen Fünfer zuvor, in gespielter Dankbarkeit von der mir hoffärtig-geizigen Dame, angenommen hatte. Unter dem Strich also der gleichen Vermessenheit unterlag, wie eben jene. Denn sonst hätte ich dem Wanderer den druckfrischen Zehner angeboten, der da ebenso noch in der Seitentasche meines Habits steckte, weil er mir gleichermaßen erst kurz zuvor – von einem mir wildfremden Menschen – zugesteckt wurde.

So heißt es in Römer 13,8: „Seid niemandem etwas schuldig, außer dass ihr einander liebet; denn wer den andern liebt, hat das Gesetz erfüllt." Am Ende war es der Obdachlose der „das Gesetz erfüllt" hatte, nicht ich, die ich mich ursprünglich für liebend empfand.

Eine andere Form von Hochmut.

Das Requiem, das ich heimlich in der Kirche für das verstorbene Baby der Tochter eines mir befreundeten Ehepaars zelebrierte. Die Mutter evangelischen Glaubens, Vater und Tochter gehörten keiner Glaubensrichtung an. Die Achtzehnjährige hatte sich ursprünglich an mich gewandt, um ihr Herz auszuschütten. Litt nach einem freiwillig

veranlassten und medizinisch herbeigeführten Abort ihres knapp drei Monate alten, ungeborenen Babys, erheblich unter den sich daran anschließenden Verlustsymptomen. Diese Thematik war mir nicht unbekannt, war ich doch selbst einst Betroffene der psychischen Nachwirkungen eines solchen Verlustes.

Unverkennbar mir weithin, dass die Trauer dieser jungen Frau kaum ein Ende finden würde, solange der ursächliche Grund hinter der betrauerten Entscheidung daselbst, von der Leidenden nicht erkannt, bzw. aufgearbeitet wurde. Was hier schwerlich gelingen konnte. Denn was folglich einem jedweden Trauernden nach dem Tod eines geliebten Menschen oder Haustieres, zur Trauerbewältigung unabdingbar nicht nur empfohlen, sondern gar grundgesetzlich auferlegt ist, gilt nicht in gleicherweise im Falle des Todes eines drei Monate alten Fötus. Der wird im Gegenteil, gleich im Anschluss an Operation, Fehlgeburt oder Entbindung, von dem medizinischen Personal unverzüglich fortgeschafft, ohne jegliche Bekanntgabe über dessen weiteren Verbleib bzw. Bestattungsweg. Was sich am Ende in jedem Fall desaströs für die auf diese Verfahrensweise von den Ärzten zurückgelassenen Mütter auswirkt. Da keine Regenerierung des Geschehnisses stattfindet. So trauern die einen ewig, derweil die anderen sich darauf verlegen, alle Erinnerung an ihren Verlust zu verdrängen – ein Teufelskreis. Folglich nutzte ich hier meine Schlüsselgewalt über die Herz-Jesu-

Kirche und zelebrierte nach Schließung der Kirche und dem Segen vom Pfarrer dazu, vor dem Tabernakel auf den Altarstufen ein Requiem in Anwesenheit der trauernden Jugendlichen und deren Eltern.

Das nicht nach strikt katholischer Liturgie versteht sich, sondern nach einem rein geistlich-künstlerisch-kreativ-therapeutischen Ritus: Lieder und Gebete des Abschieds, gefolgt von solchen der hoffnungsvollen Zuversicht, dazwischen stille Andacht. Dazu hatte ich der Tochter aufgetragen, ein fantasievolles Kästchen zu fertigen, und darin all das hineinzulegen, was sie für das Ungeborene an irdischen Zeichen seiner Existenz, wie Schwangerenausweis, Ultraschallbilder oder Eigenkreationen, besaß. Angrenzend an diese kleine Feierstunde, trugen wir eben diesen winzigen „Sarg“ aus Pappmaché gemeinsam an das Tegeler-Hafen-Ufer und setzten es hier in dem Wasser des See's aus, wo es bald in seinen Tiefen versank. Derweil über dem sinkendem „Sarg“ ein riesiger Heißluftballon in Herzform in die Höhe gen Himmel aufstieg. Versehen mit einem langen Band, daran befestigt ein Brief der Trauernden an ihr Kind, das sie bei seinem Namen nannte. Ein letztes gemeinsames Lied und Vaterunser folgte nach. Abschließend zog die kleine Trauergemeinde in meine Klause ein, wo wir bei Tee und Kuchen – von den Eltern gesponsert – das Trauermahl hielten.

Und später? Derweil ich mich wieder allein mit mir fand? Wie erhaben kam ich mir da vor, da doch

am Ende alle glücklich von mir gegangen waren. *„Perfekt gelungen,“* so sagte ich mir und dankte dem Herrn überschwänglich dafür. Doch das war es noch lange nicht.

Zwei Stunden später. Im Verlauf des Betens der Lesehore um Mitternacht, bemerke ich, wie mir urplötzlich dicke Tränen aus den Augen rollen und nicht mehr zu stoppen sind. Das so lange, bis ich schlagartig begreife und augenblicklich, nach nunmehr über einem Jahrzehnt, dasselbe für mich tue, was ich eben zuvor jener „Trauernden“ aufgetragen hatte: Sämtliche Erinnerungen an mein Baby lege ich in einen bunten Sarg-Karton und lasse ihn im Tegeler See untergehen, unterdessen ein Luftballon mit einem Brief daran, gen Himmel fliegt. Dazu bete und singe ich. Und erst früh, nachdem der Morgen schon graut und ich verstanden habe, dass dieses Requiem in der Kirche letztlich mitnichten pathetisch von mir, sondern vom Himmel her, vornehmlich zu meinem eigenen Seelenheil veranstaltet war, ist wahrhaftig alles: Perfekt.

Aberglaube.

Aus der Frühmesse kommend, auf dem Weg in meine Klause. Da spricht mich eine Frau mit ausländischem Akzent an, so um die dreißig:

„Haben Sie eine Minute Zeit für mich?“

„Gelegenheit!“, denke ich bei mir, nicke ihr indes

nur kurz zu. „*Die Einleitungssätze von Bettlern – mittlerweile kenne ich sie alle – mal schauen, ob ich ihr helfen kann …*“

„Wie heißen Sie?“, fragt die Frau keck weiter.

Geruhsam nenne ich ihr meinen Namen, dann schweige ich wieder, wartend auf ihre Bitte.

„Weißt du, Pia Maria, das hier – ist kein Zufall! Ich bin Angelina – der Herr hat mich zu dir geschickt. Verstehst du das?“

„Wow! Angelina – Engel also, ja? – Und der Herr hat …?“ Fast muss ich lachen, denn dieser Einstieg ist mir wahrhaftig einmal originell. Dann aber sehe ich mir diese Bettlerin genauer an, und komme nicht umhin, doch etwas verhaltener zu werden, da sie mir weder durchtrieben noch verwirrt erscheint. Aber eben auch nicht verarmt. Im Gegenteil, diese Frau ist aufs Sorgfältigste gestylt, verströmt gar einen leichten Fliederduft, wenn sie sich bewegt, und scheint genauestens zu wissen, wovon sie da spricht. Und zweifelsfrei ist ebenso deren Ausdrucksform, mit welcher sie betont „der Herr hat …“, in auffallend eloquent-wissender Umgangssprache hervorbringt, die selbst in Kirchenkreisen nur höchst selten anzutreffen ist. Ergo bringe ich mich in Habtachtstellung.

„Also was ist jetzt?“, hakt Angelina derweil nach. „Glaubst du mir, dass der Herr mich geschickt hat?“

Und wieder nicke ich nur und denke dabei: *„Natürlich, warum sollte ich nicht, meine Liebe,*

alles fällt uns vom Herrn zu – die Frage ist nur: Wozu? …“

„Gerade komme ich von der Bank – mein Chef hat den Lohn noch nicht gezahlt, ich muss aber die Miete bezahlen, sonst fliege ich nächste Woche aus der Wohnung … Hast du Kinder, Pia Maria?“

„Ja, eine Tochter – die ist aber schon erwachsen.“

„Siehst du, ich habe zwei – zwei kleine Mädchen. Wir landen alle auf der Straße, wenn ich morgen nicht die Miete zahle.“

Das ist glatt gelogen, fühle ich sofort. Und doch sperrt sich mein Innerstes dagegen, Angelina nun platt als Lügnerin abzutun und damit mühelos stehen zu lassen. Denn am Ende pflegt ein jedweder Bettler seine Lügengeschichten vorzubringen, ähnlich einem Unternehmer der Werbebranche. Einzig das Verkaufsziel – „des Nächsten klingende Münze“ – in der eigenen Tasche zu horten, ist entscheidend. Von daher ist es mir im Grunde gleich, mit welchen Geschichten sie mir da aufwarten, um dieses Ziel zu erreichen. Was für mich zählt, ist allein die Befriedigung dieses Wunsches, damit deren Seele zu Frieden und Freude im Herrn findet – und sei es nur für einen kurzen Augenblick. Und doch reizt mich hier die Keckheit der Bittstellerin, ihr nicht sofort zu willfahren. Folglich kontere ich:

„Angelina, niemand fliegt von heut auf morgen aus der Wohnung.“

„Ja, das stimmt, aber es ist schon der dritte

Monat.“, folgt prompt die nächste Lüge, ergo werde ich konkret.

„Okay, wie viel brauchst du?“

„Siebenhundertfünfzig Euro!“

„Wow! Nur siebenhundertfünfzig Euro?“, hell lache ich auf: „So viel Geld besitze ich gar nicht! Bist du sicher, dass dich der Herr geschickt hat? Denn der weiß, wie viel ich noch in meiner Klause liegen habe – zwanzig Euro. Die kannst du aber gerne haben.“

Angelina ist empört: „Hast du denn keine Bankkarte?“

„Nein!“, gebe ich ehrlichen Herzens zurück. „Alles was ich derzeit besitze, sind diese zwanzig Euro.“

„Kein Konto, kein Erspartes – nichts?“ Angelina ist sichtbar betroffen.

„Nein, wirklich nicht! Ich brauch das alles nicht. Aber wenn du willst, gehe ich mit dir gern zum Priester, der wird dir das Geld sicher geben, wenn ich ihn bitte …“

Indes, dazu ist Angelina absolut nicht zu bewegen. Stattdessen quengelt sie beharrlich weiter. Ob ich nicht doch an irgendeinem Ort Geld versteckt oder andere Möglichkeiten hätte, ihr den gewünschten Betrag zu geben. Doch lautet meine Antwort stets gleich:

„Tut mir leid, Angelina, aber es bleibt dabei – entweder wir holen die zwanzig Euro oder wir

gehen zum Priester. Anders kann ich dir nicht helfen."

Unterdessen hält ein dicker Mercedes auf der Fahrbahn, direkt neben uns an. Eine Frau steigt aus, ruft mir lauthals zu: „Passen Sie auf, das ist eine Betrügerin!"

Als ich nicht reagiere, schreit sie den Satz gleich noch zwei weitere Male aus, bevor sie zuletzt, entnervt kopfschüttelnd, wieder in ihren Wagen steigt und hupend davonrast.

Da schluchzt Angelina los:

„Siehst du – die Frau stand vorhin auch an der Bank, sie hält mich für eine Betrügerin …"

Ich lasse Angelina weinen, reagiere hier in keiner Weise. Es war klar, Angelina hatte diese Frau ganz sicher schon vor mir angesprochen. Und definitiv ebenfalls den Pfarrer. Aber was hatte mich das anzugehen? Hat irgendwer mich zum Richter bestellt? Nein, das war nicht der Fall. Ergo auch nicht meine Aufgabe. Was immer Angelina wahrhaftig war – ich wusste es nicht. Und wollte es nicht wissen, ebenso wenig wie von all den anderen, die mich sonst tagtäglich anbettelten, und doch bekamen, was sie wünschten.

Nicht lange, da ist Angelina wieder gefasst. Unverzüglich trage ich ihr mein Angebot noch ein letztes Mal vor: „Okay Angelina, entweder die zwanzig Euro oder der Pfarrer, wenn du das nicht willst, tut es mir leid, aber dann müssen wir uns

jetzt trennen …“

Da hellt sich das Gesicht Angelinas auf, festen Blickes sieht sie mir in die Augen: „Du, ich will kein Geld mehr von dir! … Aber du hast doch bestimmt einen Rosenkranz, nicht wahr?“

Just erwischt es mich und das eiskalt: *„Meinen Rosenkranz?“* Im Nu spüre ich einen heftigen Stich in meinem Herzen. Verstohlen greift meine Hand in die Seitentasche meines Habits, darin nach dem kleinen Perlenkranz zu suchen, der nunmehr seit Jahren schon mein einziger und ständiger Begleiter ist. *„Nein, niemals!“*, schreit da mein Verstand auf, *„nicht ihn! Er ist doch geweiht – ein Geschenk zum Abschied, von der Mutter im Karmel!“*

Fieberhaft suche ich derweil im Geiste die Klause und die entsprechenden Stellagen in der Kirche ab, ob sich darin nicht ein Rosenkranz zum Verschenken findet. Gleichwohl mir im Herzen bewusst, dass es hier eben nicht um irgendeinen Rosenkranz ging, sondern explizit um jenen, den ich da gerade so schmerzlich fest in der Rechten hielt.

Und mich beugend letztlich, diesem Willen, reiche ich zum Schluss der Bettlerin den Kranz auf flacher Hand dar, wie ein kostbares Juwel: „Weißt du, Angelina, er war mir stets etwas ganz Besonderes, bewahre ihn gut, ja?“

Ehrfurchtsvoll nimmt Angelina den Kranz entgegen. Strahlt dabei einen eigentümlichen Glanz aus,

derweil mir doch wahrhaftig Tränen in die Augen schießen. Einen Augenblick lang stehen wir zwei noch still beieinander. Dann trennen wir uns – wortlos. Indes, kurz vor der Haustür angelangt, drehe ich mich noch einmal suchend nach Angelina um. Da sehe ich sie in der Ferne reglos stehen, einer Statue gleich, inmitten einer rastlos zum Hafen schiebenden Touristenmenge, den Blick dabei andächtig versunken in dem kleinen Rosenkranz auf ihrer flachen Hand. Just geht es mir auf: *„In der Tat: Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich wirklich etwas gegeben – ein Opfer gebracht!“*

Und ich bin erstaunt darüber, zugleich aber auch vollends getröstet. Und eine kleine Gewissheit wird mir zuteil: *„Wenigstens heute wird Angelina niemanden mehr belügen.“*

Zwei Tage später. Ein Ersatz für meinen Rosenkranz hatte sich nicht gefunden. Wieder komme ich von einer Messe und befinde mich auf dem Weg nach Hause, nur ist es diesmal später Abend. Leer und dunkel liegt die Uferpromenade, die ich passiere. So ohne Rosenkranz fühle ich mich unbehaglich auf dem Weg. Hatte ich ihn doch stets auch als „Waffe“ eingesetzt, vornehmlich gegen streunende Hunde oder Tiere in den Wäldern. Wurde ich angegriffen, hielt ich schlicht den Kranz vor und schon ließ der Hund ab von mir. So vertraute ich bislang. Und just als mir das einfällt:

„… Genau! Jetzt hast du keinen Schutz mehr …“

Da schießt mir doch, von rechts kommend, frontal ein scheinbar tollwütiger Fuchs entgegen. Und zunächst ist da auch blanke Panik in mir. Dann aber erhebe ich gebietend den Arm und zugleich diktatorisch die Stimme: „Verschwinde!“ Donnere ich los: „Das hier ist mein Revier!“ Im Nu trollt sich das Tier, sichtbar verschreckt.

Lange schaue ich dem Fuchs nach, bis er nicht mehr zu sehen ist. Dabei zuinnerst ergriffen, von der gebieterischen Kraft, die sich da soeben durch den gesamten Köper schwingend, zuletzt gebündelt aus geöffnetem Mund ergießend, machtvoll Gehör verschaffte. Da eröffnet sich mir vollends die Geschichte um Angelina und den Rosenkranz:

„Die Macht der göttlichen Autorität steckte zu keiner Zeit in dem Rosenkranz oder dem Weihwasser, mit dem er benetzt wurde, sondern befand sich allezeit in mir!“

Was ich da also verschenkt hatte, an Angelina, war nichts anderes als eben nur ein weiteres Stück Aberglaube, der überholt, jetzt nicht länger mehr vonnöten war in meinem Leben, folglich erhielt ich die Chance, ihn abzulegen.

Zweifel.

Wenige Wochen nach meinem Einzug in die Klause finde ich eine Zahlungsaufforderung im

Briefkasten. Die Wohngesellschaft verlangt nachträglich von mir Schlüsselpfand auf die Haustürschlüssel in der Höhe von fünfzig Euro und zudem zehn Euro für die Fertigung und Anbringung der Namensschilder. Sechzig Euro indes besitze ich nicht. Im Gegenteil, es findet sich derzeit kein einziger Cent in der Klause. Panik in mir: *„Herr, was nun? Wir haben dieser Frau am Telefon versprochen, dass sie immer ihr Geld erhält … Du weißt, ich besitze dieses Geld nicht!“*

In meinem Kopf tauchen kategorisch Bilder von Kündigungsschreiben auf. Zweifle ich prompt an der Vorsehung Gottes, die mir aber doch niemals zuvor je eine Aufgabenstellung übertragen hatte, ohne gleichzeitig ebenso dafür zu sorgen, dass mir zur Erfüllung ihrer, alle Mittel zukamen. Doch diese Tatsache fällt mir nicht ein, in jenem Moment, bange bleibt mein Herz. Da zieht es mich in die Kirche, verzagt folge ich. Ohnehin hatte ich den Auftrag, sie gegen acht Uhr zuzusperren – *„… also, was soll’s, Herr!“*

Die Kirche finde ich menschenleer, und bis zur Schließung bleibt mir noch eine volle Stunde. Wie stets, wenn ich mich allein in der Kirche befinde, nehme ich meinen Platz kniend auf dem Fußboden direkt vor dem Tabernakel ein. Verharre in dieser Position in geistlichem Zwiegespräch mit dem Herrn. Kein Geräusch ist zu hören, nicht das leiseste Knacken einer Kirchenbank oder Vogelfiepen durch

geöffnetem Kirchenfenster. So gelange ich schnell in den mir liebsten Trancezustand: lebendige Stille – Heiliger Geist. Gegenwart Gottes, durchdringt alles körperliche Sein. Im Nu ist vergessen die Forderung, gänzlich entrückt mir die Welt. Nur Gott und ich – allein.

Eine Stunde später. Unverhofft eine klare Frauenstimme:

„Hallo! Müssen Sie nicht die Kirche abschließen?"

Ertappt fahre ich hoch: „Ähm, ja natürlich! Hab wohl die Zeit vergessen …"

Erst jetzt kann ich den Körper zu der Stimme ausmachen. Eine mir unbekannte Frau, stellt sich mir als Frau Doktor und langjähriges Mitglied der Gemeinde vor. Hilft mir hierauf Kerzen auszulöschen, Kniebänke herzurichten und Aufsteller vor den Kirchentüren einzuräumen. Lädt mich am Ende zum Abendessen in das chinesische Restaurant direkt am Tegeler Hafen ein. Hier erzählt sie mir von sich und freut sich darüber, dass das, was sie von mir gehört hat, ihrer Meinung nach „tatsächlich stimmt".

Insgesamt eine eigenwillige Person, diese Frau Doktor, denke ich derweil bei mir. Polin, wie sie immer wieder betont. Stahlblaue Augen – zuweilen stechend, eiskalt oder herzlich warm blickend, je nach Thematik des Gesprochenen. Blondgefärbtes Kurzhaar, penibel gepflegtes Aussehen, dabei klein

und rundlich von der Statur her, dem Auftreten nach aber doch hochherrschaftlich, fast regelrecht frech, ihrem Umfeld gegenüber. Am Ende zieht sie den Schluss:

„Wir werden jetzt öfter miteinander zu tun haben, Sie besuchen mich doch, nicht wahr?“

„Ist das so? Ich weiß nicht, aber der Herr weiß es …“

Da lächelt sie und legt süffisant einen Fünfzigeuroschein auf den Tisch. Schiebt ihn mir entgegen und sagt:

„Der ist für Sie – den brauchen Sie, nicht wahr?“

Irritiert schaue ich auf den Schein, verstehe absolut nicht: „Wieso sollte ich den brauchen?“, frage ich eher mich, als diese Frau.

Da fällt es mir geradewegs wieder ein: Die Zahlungsaufforderung! Die hatte ich zwischenzeitlich vollkommen vergessen. Und helle Freude ergreift mich, die sich auf der Stelle in stillem Übermut äußert: *„Herr!“*, bete ich.*„Danke, aber da fehlen noch zehn Euro!“*

Und umgehend geschieht es. Ganz so, als hätte ich mein Gebet laut gesprochen, nimmt die Dame mechanisch ihre Geldbörse ein zweites Mal zur Hand und legt doch glatt einen Zehneuroschein auf den, noch immer auf dem Tisch liegenden, Fünfziger obendrauf. Und augenblicklich schäme ich mich zutiefst dafür, dass ich je überhaupt an der Vorsehung Gottes gezweifelt hatte.

Frau Doktor indes, bekam von all dem nichts mit. An diesem Abend erfüllte sie unbewusst einen gottgefälligen Dienst. Aber wahrhaftig sehe ich sie von da an häufig. Wird sie mir regelrecht „zur harten Nuss“ im Kampf gegen die eigenen Dämonen. Denn überaus raffiniert versteht sie es späterhin, mich für einige Monate in ihr Spiel in der Kirchengemeinde – gewebt aus Machtanspruch und Habgier –, zu verstricken. So blieb sie in jener Zeit meine großzügigste Auftraggeberin, derweil deren Zuwendungen niemals uneigennützig, sondern stets in einer launisch-unzuverlässigen Manier von ihr gegeben wurden. An ihr lehrte mich der Himmel, das so verheerende Wesen der Lüge zu verstehen. Verkörperte sie doch die gewiefteste Lügnerin vor dem Herrn, der ich je in meinem Leben begegnet bin. Die da selbst nicht einmal davor zurückschreckte, vor Menschen oder gar Händlern in Alt-Tegel, derart finster-erfundene Geschichten über mich zu verbreiten, dass es mir dabei zuweilen wahrhaftig körperlich die Sprache verschlug. Wie zum Beispiel jene, dass ich „mit dem Kaplan intim befreundet sei“, da er und ich „eine gemeinsame Leidenschaft teilten – die Liebe zu jungen Knabenkörpern“.

Der Himmel allein weiß, warum ich dennoch dieser Frau nie Gram blieb. Fakt ist, dass ich durch deren Verhalten, in welchem sie selbst bei den geringsten Anlässen noch log, indes für mich selbst den Mut fand, die mir darin angebotene Gnade des

Ewigen anzunehmen. Und mir im Gegenzug daselbst, jeglichen Anflug von bewusster Lüge endgültig entsagte. Die Größe dieses Gnadengeschenks machte mir die jeweils erlittene Schmach von einst tausendfach wieder wett.

Und so ließ ich mich gleichermaßen insgesamt, in diesem Leben einer Diözesaneremitin in Berlin, bei jedweder Begebenheit – unbemerkt aller Augen – stetig reinigen von mangelnder Demut, Aberglauben und/oder Misstrauen Gott gegenüber. Und wenn ich in Alt-Tegel auch bald bekannt war „wie ein bunter Hund", so blieb mein wahres Leben darin dennoch verborgen – vom ersten bis zum letzten Tag. „Die Nonne" wurde ich von den Menschen genannt oder „die Braune", die zum Stadtbild dazu gehörte, doch von der wenig bekannt war, bis auf etliche Geschichten aus „zweiter Hand". Einigen galt ich als Heilige, anderen als suspekt – fanatische Irre. Was immer aber die Leute auch von mir erzählten oder hielten, nahm ich gelassen hin: Denn nichts von all dem, was sie wähnten zu Wissen, war ich wahrhaftig. Ich war schlicht nur eine Frau, die allein dem Willen Gottes zu folgen, im Sinn hatte – und dieses Ziel konsequent verfolgte.

Die Menschen um Meine Klause herum

Die Gemeinde

Noch nie zuvor in meinem Leben habe ich eine derart streitbare Gemeinde erlebt, wie diese. 2004 wurden ihr die Nachbargemeinden St. Joseph in Tegel-Nord und St. Marien in Heiligensee angegliedert. Doch wirkte praktisch keine der drei Pfarreien im Verbund zusammen, sondern im Gegenteil, vornehmlich gegeneinander.

Und kaum einem Pfarrer gelang es, dies zu ändern. Logisch nicht, denn sie vermochten es ja nicht sich zu zerteilen und nunmehr in drei Kirchen gleichzeitig, zum Beispiel der täglichen Heiligen Messe, Taufen, Firmfeiern oder Hochzeiten vorzustehen. Gleich also, für welchen Ort er sich auch entschied, fiel das Endergebnis stets aus: Boykott dieser Feiern von jeweils jenen Mitgliedern der zwei übrigen, angeschlossenen Gemeinden. Dazu gab es jedes Jahr schon im Vorfeld einen heftigen Streit innerhalb dieses Pfarrverbandes, gar um die Messezeiten an Heiligabend oder um den Ort der Feier der Osternacht. Und trafen die drei Gemeinden unvermeidlicherweise doch einmal aufeinander, setzten sie sich mindestens derart weit voneinander

entfernt, dass sie dem "Bruder oder der Schwester" aus der Nachbargemeinschaft bloß ja nicht etwa versehentlich die Hand 'zum Friedensgruß' zu reichen hatten. Und war letztlich selbst 'Abstand halten' nicht möglich, verhielt man sich gegeneinander eben stur und verweigerte diesen respektvoll-liebenden Gruß gleich gänzlich – derweil den Nächsten rundweg negierend.

Übelstes Gerede, Hetze, Verleumdungen aller Art, waren diesem Pfarrverband alltägliches Ethos. Christliches Werk indes, fand ich hier kaum. Aggressiv setzte sich stattdessen der Gemeinderat selbst über berechtigte Anrechte oder Forderungen amtierender Pfarrer hinweg. Derart massiv bisweilen, dass nacheinander vom Erzbischof bestellte Priester gar Nervenzusammenbrüche erlitten – oder jene, die blieben –, sich letztendlich heuchlerisch ergaben, sprich, zum Schaden ihrer Seele selbst, lau korrumpieren ließen. Am Ende indes gewann doch immer die Pfarrgemeinde. Denn war ein Priester nicht willig, sich vollständig und in allem, diesem eiskalten Kalkül von Ichsucht, der Gemeinde unterzuordnen, hagelte es vom Pfarrgemeinderat Beschwerdebriefe über ihn an den Erzbischof. So dass dieser sich in der Folge stets gezwungen fand, den verschmähten Priester in eine andere Pfarrei zu versetzen. Unter dem Strich wurde dieses "Priester-Aufrauch-Terrorspiel" derart häufig mit Erfolg in Gang gesetzt, dass sich eines Tages der Bischof

selbst in die Gemeinde aufmachte – vor ihr tüchtig mit der Faust auf den Tisch schlug und ihr androhte, „… keinen einzigen Priester mehr zu senden", falls sie sich nicht endlich „christlich" verhielt.

Unterdessen waren es hier in der Herz-Jesu-Pfarrei ebenso ausschließlich die Altvordern aus der „Kolpingfamilie", die – derweil nach ureigener Wesensart „… wer das Geld hat, hat das Sagen" – indoktrinierend gar noch über die geringste Ausstattung und Deko in, an und um das Kirchengebäude kontrollierend verfügten. Sowie das Herrschaftsrecht in Sachen Nutzung von Kirche und Gemeinschaftsräumen oder -gebäuden kompromisslos fest in ihren Händen hielten. Und zu allem Überfluss an diesem gesamt imposanten Profilierungsgehabe einer einzigen Gemeinde, mittendrin eine Frau Kämpfer und ihre eifernden Frauen, die nun ebenfalls noch einmal stur eigenen Zielvorgaben nachjagten, wie der vehementen Verteidigung der Lehrmeinungen aus dem „Weltkatechismus" in Wort und Tat – „… versteht sich von selbst!"

Bei all diesem streitbaren Gebaren in dieser Gemeinde war es für mich verständlich, unter der Woche oder den Sonntagsmessen kaum Jugendliche in der Kirche vorzufinden. Weder inmitten des Kirchenvolkes zu der Zeit der Heiligen Messen noch dienend einem Priester um den Altar versammelt.

Wer hier als Zelebrant, zumindest an den Hochfesten, einen Ministranten zu seiner Seite wünschte, so erfuhr ich von den Dienern Gottes, der bezahlte ihn dafür. Für mich jedes Mal aufs Neue wieder, elegisch skandalös. Und doch wiederum auch verständlich, wenn ich mich in die Sichtweise der nachwachsenden Generation hineinversetzte. Wurde in dieser ehernen „Gemeinschaft der Gläubigen" doch stet jedwede Kreativität aufstrebend motivierten Jungvolkes postwendend schon in seinem Keim erstickt. 'Frischer Wind' war und blieb – „… nicht erwünscht!".

Nur ein einziges Mal änderte sich das, kurzzeitig. Da wurde der Gemeinde neben dem Pfarrer ein junger Kaplan an die Seite gestellt. Dieser Priester verstand es, die Jugend zu fördern, sie zu begeistern, sprich freiheitlich zu Christus zu führen. Und Hoffnung zur Ausheilung dieser Pfarrgemeinde keimte in mir auf. Doch blieben die Altvordern verschlossen, kurzerhand wurde der Vikar vom Pfarrgemeinderat des „Missbrauchs eines Ministranten" bezichtigt und beim Erzbischof angeklagt. Hierbei scheuten sich einzelne Kirchenmitglieder nicht, sich eines Jungen zu bedienen, der von dem Kaplan eigens gefördert wurde, aufgrund offenkundig begnadeter Fertigkeiten an der Orgel und Reinheit in der Ausrichtung auf den Willen Gottes hin. Am Ende erwiesen sich sämtliche Anschuldigungen nachweislich als frei erfunden. Nahm der Ministrant

seine Behauptungen zurück und entschuldigte sich offiziell bei dem Kaplan. Ein Gemeindemitglied, Polizistin von Beruf, hatte den Jungen zu dieser Verleumdungstat angestiftet und gegen den Priester aufgehetzt. Verheerend. Denn des Geistlichen Ruf blieb, trotz erwiesener Unschuld, damit auf immer verunglimpft. Doch wen kümmerte das schon, in dieser Gemeinde, wenn doch am Ende „… wieder alles schön beim Alten" verblieb.

Derweil, himmelschreiender Hochmut war nicht das einzige Laster, an welchem ich jene Kirchengemeinde erkrankt fand, sondern zudem auch an purem Geiz. Wobei es sich bei der Herz-Jesu-Gemeinde nicht etwa um eine mittellose Gemeinschaft handelte. Das Gegenteil war der Fall: sämtlichst wohlhabend betucht in der Gesellschaft integriert. Doch fielen die Kollekten der Sonntagsmessen im Ganzen prinzipiell kärglich aus. Zudem, je nach Verwendungszweck, umso spärlicher. Und wurden Einzelspenden ohnehin nur entsprechend Sympathiegrad, bzw. Fügsamkeit des vorstehenden Hirten, erbracht. Eine Tatsache, für die ich selber häufig ungewollt als Augenzeuge stand. Zum einen, da sich die Wohlsituierten (zumeist Damen), vor mir gern als noble Förderer der Gemeinde profilierten – ich demnach stets um den ursächlichen Grund einer Geld-, oder Sachspende wusste. Zum anderen, da zu dem von mir verrichteten Sakristeidienst auch das

Verstauen der Kollektengelder in den Panzerschrank gehörte. Und was sich da am Schluss der Messe im Innern von zwei Klingelbeuteln fand, erinnerte mich eher an die stets überfüllte „Eurocentdose“ an der Kasse eines Supermarktes, als an den Inhalt echter Opferstockgaben, säuberlich eingefaltet in Briefumschläge.

Und nicht zuletzt, vervollständigte diese Herz-Jesu-Gemeinde ihren absolut ganzheitlich-unchristlichen Geiz insoweit, dass sie vollen Bewusstseins, eine allein aus der Vorsehung heraus lebende Eremitin jahrelang ihre aufwendig zu pflegende Kirche und Nebengebäude putzen ließ, dazu Sakristeidienst und Arbeiten jedweder Art verrichten, ohne es ihr je auch nur durch einen einzigen Cent zu lohnen. Im Gegensatz dazu, freilich jenen Priestern, die ihr zuträglich war, Privatspenden überließ, ebenfalls in dem vollen Wissen darum, dass diese nicht nur ein regelmäßig monatliches Einkommen erhielten, sondern zudem ”mietfrei“ wohnten.

Die Weisung Jesu aus Matthäus 6,3-4 demzufolge: „Wenn du Almosen gibst, soll deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte tut. Dein Almosen soll verborgen bleiben und dein Vater, der auch das Verborgene sieht, wird es dir vergelten“, blieb dieser Gemeinde, zumindest bis zum Ende meiner Dienstzeit, gänzlich verhüllt. Dazu gleichermaßen die Weisung des Herrn aus Matthäus 9,13: „Barm-

herzigkeit zu üben“. Wie oft habe ich das gerade an Hochfesten oder Feiertagen nach den Heiligen Messen erlebt. Bei klirrendem Frost ebenso wie bei brütender Hitze: Ein Bettler auf den Treppenstufen vor dem Eingang der Kirche. Erwartungsvoll und doch stille stehend mit der vorgestreckten Hand, die einen Pappbecher hält. Dann ist es so weit, der Priester hat die von ihm Ersehnten endlich entlassen, mit dem so profunden Segenswunsch: „Gehet hin in Frieden“. Schon ziehen die Gläubigen scharenweise an ihm – dem um „… eine barmherzige Spende“ Flehenden – vorbei. Doch siehe, mit jedem Christen, der da an diesem bittenden „Gesandten Gottes“ vorübergeht, verschwindet das Leuchten der hoffnungsfrohen Erwartung mehr und mehr aus dessen Gesicht, bis es am Ende gänzlich erlischt. Kaum ein Gläubiger würdigte überhaupt sein Vorhandensein, weder mit einer Spende in den vorgehaltenen Becher, geschweige denn mit einem freundlichen Wort oder gar Lächeln. Am Ende kommt der Gesandte traurig zur Kirche herein und ersucht hier nun noch, in einem Anflug allerletzten Hoffnungsschimmers, das einzig noch vorhandene und zudem materiell ärmste Mitglied der Gemeinde – mich – um „… eine milde Gabe“ an. Und wie stets, in Anbetracht eigener leerer Taschen, ziehe ich mit dem auf Barmherzigkeit Hoffenden zum Priester, um diesen zu bitten: „… dem Bittsteller doch aus der Kollekte zu spenden“.

Und hier erlebte ich zu meiner großen Freude nie, dass mir dann etwa ein Pfarrer diesen Wunsch verwehrte. Das Gegenteil war der Fall, fand sich in den Klingelbeuteln nichts, spendeten die Priester aus eigener Tasche. Derweil im Gemeindesaal feiernde Gläubige ihren Überschuss an belegten Brötchen allen Ernstes lieber wieder mit nach Hause nahmen, statt auch nur eines davon in die offene Hand eines sie direkt um eine Essensspende bittenden Mittellosen zu legen.

Ein jeder dieser "Wohlhabenden" gab hier dem Nächsten folglich unverhohlen nur,um seiner ureigensten Anliegen selbst, sprich erbrachter Dienste wegen. Ansonsten sahen deren barmherzige Werke – zumindest an mir – fast durchweg ähnlich diesen hier aus:

An einem Sonntag nach der Heiligen Messe. Eine „Schwester im Glauben" – junge Frau, etwa um die dreißig herum – drückt mir zwei lappige, in dünner Imbissserviette verpackte Toastscheiben in die Hand, mit den Worten:

„… am Samstag war ich mit meinen Neffen auf dem Rummel, die essen so gern Bratwurst, aber das Brot wollen sie nicht – und ehe ich sie wegwerfe …"

Ein andermal, ebenfalls nach der Frühmesse an einem Sonntag, ist es eine Papiertüte mit alten Brötchen. Mir gereicht von einer in schickem Nerz

gewandeter Dame, mit der Bemerkung:

„Die sind von Freitag – aber das macht nichts, nicht wahr? Eingeweicht schmecken die ja auch gut!“

Und zudem stets an Feiertagen, im Übermaß auch diese bizarre Mildtätigkeit an mir: „… als kleines Dankeschön …“ Konfekt! Konstant mit abgelaufenem Haltbarkeitsdatum – bisweilen von über einem Jahr.

Kurzum. Bei all dem gaben diese Seelen nur, was sie ohnehin im Überfluss besaßen und letzten Endes noch zu feige waren, selber wegzuwerfen, wie ihr altes Brot, ranzige Butter, angeschimmeltes Obst oder Gemüse. Alles Überschüssige landete bei mir. Dutzende Fernseher, Radios, Decken, Betten, Kleidung und Schuhe gedachten mir jene Mildtätigen zu. Bis zu dem Tag, an dem ich die Kirchengemeinde offiziell darum bat: „… Ihren Hausrat künftig bitte selbst zu entsorgen“. Von da an wurde ich von der Gemeinde nicht mehr bedacht.

Dennoch verhungerte ich nicht, in jenen Jahren, inmitten dieser skurrilen Pfarrgemeinde. Der Herr sandte mir zu Seiner Zeit immer wieder auch christliche Seelen aus anderen Gemeinschaften, dabei querbeet allen Ständen der Gesellschaft angehörend. Verschiedenster Konfessionen zugehörig oder gänzlich konfessionslos lebend. Darunter eine Vielzahl authentisch warmherziger Geber und Geberinnen.

Indes die Spendabelsten, vornehmlich religionslos waren.

Und gab bei all dem für mich dennoch einmal eine echte 'Durststrecke' – wie in der Fastenzeit 2011, wo ich über sechs Wochen hinweg, keine einzige Spende in die Hand bekam –, so bediente ich mich der reichlich vorhandenen „grünen Speisen" des Tegeler Waldes. Oder nahm, entsprechend meiner Ausstiegserfahrung aus dem Jahr 1999, diese 'Strecken' als willkommene und/oder auferlegte Gelegenheiten zum Extremfasten an. Insgesamt einundzwanzig Tage verbrachte ich damals auf einem kleinen Plateau in den Bergen Chiang Mai's, Thailand, ohne Wasser und Brot. Folglich keinerlei Nahrung oder Flüssigkeit zu mir nehmend, was nach Meinung der Mediziner „unmöglich ist" – für mich indes nicht, denn ich lebe ja. Und zudem ist mir dabei jene Tatsache für immer in das Bewusstsein gebrannt, dass ich mich am Ende dieser Fastenzeit vollkommen klaren Geistes, bei bester Gesundheit und enormer Körperkraft wiederfand. Ja, mehr noch, derart heil und hochfunktionell an Körper, Geist und Seele, wie ich es nie zuvor in meinem Leben je erlebt habe.

So fand ich mich letztlich auch durchweg versöhnt mit dieser Gemeinde. Wenngleich ich auch nie aufhörte, ihr öffentlich ihre Werke zu spiegeln. Denn deren latent herabwürdigendes Verhalten gegenüber mir und überhaupt fast jedermann, gereichte

meiner christlichen Seele unter dem Strich gar noch zu dem erstrebenswertesten Besitz schlechthin: Wahre Freude! Sprich: jenen exklusiven „… Frieden, wie ihn die Welt nicht geben kann“ (Vgl. Joh 14,27). Denn keine Erfahrung auf Erden ist so derart gewinnbringend wie die der dauerhaften Niedrigkeit. Da allein aus ihr, der Mut zur Demut erwächst. Mut zur Demut indes, führt die Seele unweigerlich zur Danksagung. Und zuletzt wiederum einzig die Dankbarkeit, am Ende zur wahren Freude im Leben eines jeden Menschen – sprich Frieden Gottes.

Der Gemeindepfarrer

Der war mir schlicht ein launischer Mann, der im Pfarrhaus mit seiner Mutter – einer streitbaren Frau evangelischen Glaubens – und Golden Retriever zusammenlebte. Er mochte mich nicht sonderlich. Wir waren grundsätzlich verschiedener Glaubensrichtungen. Ihm galt der Altartisch als Mittelpunkt aller katholischen Kirchen, mir indes der eucharistische Leib des Herrn – sowohl auf dem Tisch des Herrn sowie im Tabernakel. Denn konsekrieren vermochte ein Priester zur Not selbst auf der hohlen Hand, wie mir zahlreiche Zeugnisse aus Kriegszeiten belegten. Eine – von geweiht-berufener Priesterhand – gewandelte Hostie dagegen, ließ mir jedwede Unterlage im Nu zu einem hochheiligen Ort werden. So meine Überzeugung. Denn nicht das Geschaute ist in der

Lage mich zu erlösen, sondern einzig der Erlöser hinter allem Geschauten.

Meine Lebens- und Denkweise war dem Pfarrer zu fanatisch. Und daraus machte er auch keinen Hehl. Mehr als einmal schrie er mir seine Auffassung über mich öffentlich mitten ins Gesicht, wie in der Adventszeit 2009, nach einer „Roratemesse". Der Anlass: vorhandenes Weihwasser in den Kesseln an der Kirchentür. Die Medien ängstigten das Volk gerade mit ihrer sensationsheischenden Schlagzeile: „Schweinegrippe!" Von diesem Hype ließen sich weltweit ebenso die Kirchengemeinschaften anstecken. Weshalb der Papst – „der Ansteckungsgefahr unter den Gläubigen wegen" – die Empfehlung aussprach, das Weihwasser an den Kirchentüren wegzulassen. Ein heftiger Streit innerhalb der Bistümer und Pfarreien entbrannte darüber, der allerorts im Pro und Kontra des katholischen Glaubens ausdiskutiert wurde und letztendlich in der Folgeentscheidung des jeweiligen Pfarrers, ebenso vehement nach außen hin demonstriert wurde. In der Nachbargemeinde zum Beispiel verblieb das Weihwasser in den Türkesseln, für die Herz-Jesu-Gemeinde derweil ließ der Gemeindepfarrer eine Diskussion gar nicht erst zu, sondern entschied rigoros, „unverzüglich die Weihwasserbecken zu leeren".

Da es sich um eine priesterliche Entscheidung handelte, kam ich dieser Weisung entsprechend

postwendend nach. Legte dementsprechend kein Veto ein, da mir das Entfernen von Weihwasser schlicht nur als Zeugnis fehlenden Glaubens an die reale Wirkkraft Gottes hinter allem Ihm Geweihten, wie eben auch die Sakramentalien innerhalb der katholischen Kirche, galt.

Drei Wochen in der Folge, fand ich beim Betreten der Kirche die Weihwasserkessel ausgetrocknet leer. An jenem „Roratemorgen" indes, unverhofft wieder aufgefüllt. Sobald ich das Wasser sah, freute ich mich derart darüber, dass ich augenblicklich in den Pfarrsaal stürzte, mich vor dem Pfarrer aufstellte und unverzüglich überschwänglich bei ihm dafür bedankte: Dass er „… sich doch anders besonnen hat und das Zeichen des Bekreuzigen mit Weihwasser, mir Gläubige nun wieder möglich ist."

Einen Augenblick lang herrscht absolute Stille in dem Gemeindesaal. Der ist zudem mit etwa zwanzig Gemeindemitgliedern angefüllt, derweil alle wie erstarrt jetzt rund um den Angesprochenen sitzend, an festlich – von mir zuvor – gedeckter Frühstückstafel. Alsdann poltert der Pfarrer rigide los:

„Wissen Sie, es reicht mir mit ihrem Fanatismus! Ich habe das Wasser da draußen nicht genehmigt – es ist eigenmächtig eingefüllt worden und ich bekomme noch heraus von wem. Aber Sie, Frau PPM, werden in Zukunft bei Veranstaltungen diesen Saal hier nicht mehr betreten … Hiermit erteile ich Ihnen Hausverbot!"

Um seine Aussage zu unterstreichen, weist mich des Pfarrers Arm zur Tür hinaus. Irritiert folge ich. Sprachlos. Und doch in dem absolut sicheren Gefühl, eben eine eiskalte Dusche nach wohlig warmem Saunagang erhalten zu haben. Beschämt stehle ich mich davon. Zurück in die Kirche, vor den Tabernakel hin. Dem einzigen Ort in diesem Gebäude, an dem ich mich vollends beschützt fühle und folglich jetzt, auch nur noch sein will. Hier bleibe ich, kniend vor meinem Herrn und Gott, bis ich innerlich wieder in Frieden mit mir und des Priesters Ausbruch bin.

Und nichts dazwischen vermochte mich davon abzuhalten. Nicht jene, die mich aufsuchten, um mir heuchlerisch nunmehr gegen den Pfarrer ihre Verbundenheit zu bekunden und nicht jene, die da kamen, um mir ebenso unlauter „rüdes Betragen" und „verhängtes Hausverbot" seitens des Priesters zu rügen. So nahm ich im Endeffekt gar freudig noch das Hausverbot an: Die erlittene Schmach, als Demutsübung und das Verbot als vorzügliches Geschenk, denn auf diese Weise blieben mir sämtliche Gemeindefeiern erspart. Es freute mich durchweg, die Räume auch weiterhin zu putzen, da sich hierbei stets ein Erlebnis echter Frische und Reinheit ergab, indes sich für unreine Zungen, kein einziges Putzmittel fand.

Im Wesentlichen aber mochte ich den Gemeinde-

pfarrer, denn er war ein begnadeter Prediger. Stimme und Statur besaßen Autorität. Und wenn er bei froher Laune war, hielt er sein Ohr selbst für Bettler, die da stets so zahlreich an die Pfarrhaustüren klopften, gänzlich geöffnet. Das genügte mir, um von unseren gelegentlichen Zwistigkeiten abzusehen. Und steckte unter dem Strich, nicht immer auch ein 'Fünkchen Wahrheit' in allen Ausbrüchen der Welt, gleich von wem nun mir gegenüber vorgebracht? So wenigstens erfuhr ich es. Wenngleich ich mich auch nur selten dazu in der Lage fand, sofort dieses 'Wahre' bei seinem rechten Namen – Gott allein! – zu benennen. Fakt aber blieb, stets folgte Heilung nach.

Dass ich heute imstande bin, Ereignissen des Lebens schlicht ihr Sosein zu lassen – bar anzunehmen was ist, ohne jegliche Verteidigungs- oder Verbesserungspraktik einzusetzen –, verdanke ich diesem rigorosen Priester. Heuchelei war ihm offenbar fremd. Kein Blatt kam ihm vor den Mund. Was seiner Meinung nach ausgesprochen gehörte, sprach er aus – basta. Ein Wesenszug, den ich derart geradlinig, ansonsten kaum vorfand.

Mit Beginn der Adventszeit 2010 verhielt sich der Pfarrer indes immer distanzierter mir und ebenso der Gemeinde gegenüber. Bis er eines Tages gänzlich verschwand. Unangekündigt, samt Mutter und Hund, quasi buchstäblich über Nacht, aus dem

Pfarrhaus ausgezogen war. Worüber folglich unter den Gläubigen heftig spekuliert wurde. Derweil vieles angedacht und zurechtgelegt – Mögliches und Unmögliches. Doch niemand im Ergebnis, kam auch nur annähernd hinter den wahren Grund. Der dagegen erschütterte und spaltete am Ende nicht nur die Alt-Tegeler Pfarrgemeinde, sondern ebenso das gesamte Bistum und die Kirche insgesamt.

Erst am vierten Adventssonntag, im Anschluss an die Heilige Messe, verkündete der Dompropst den Gläubigen den wahren Grund für das urplötzliche Verschwinden des Priesters. Derweil platt vom Ambo herüber: „… dass gegen den Pfarrer dieser Gemeinde eine Anzeige wegen Missbrauchs von Schutzbefohlenen vorliegt und das ‚Erzbischöfliche Ordinariat' nach einmütigem Beschluss, diesen Fall nun pflichtgemäß der Staatsanwaltschaft übergeben hat."

Wow! Diese Botschaft berührte zutiefst. Auch mich. Derweil, mich nicht wegen der Tatsache „Anzeige gegen, wegen …" – Priester wurden schon zu allen Zeiten gern frevelhaften Handelns bezichtigt und angezeigt. Nein, es war zum einen die saloppe Art, mit der dieser Dompropst daherkam: ohne Gebet für den betroffenen Priester oder vermeintlichem Opfer. Zum anderen die Tatsache, dass das Erzbischöfliche Ordinariat es wahrhaftig fertigbrachte einen ihrer eigenen Söhne „pflichtgemäß der Staatsanwaltschaft zu übergeben". Was faktisch bedeutete,

dass die katholische Kirche daselbst, gar noch unerbeten von der Staatsgewalt, einen Priester an die Staatsmacht ausgeliefert hatte: Und das allein auf das Wort eines einzigen anonymen Anrufers hin, dessen Identität niemandem bekannt war, weil er seine Nämlichkeit nicht preisgab? Ein himmelschreiendes Unrecht für mich.

Als Folge dessen verfasste ich über diese Freveltat einen dreißig Seiten langen "offenen Brief" und sandte ihn, nunmehr an jeden einzelnen Bischof persönlich adressiert, in entsprechender Auflage, an das „Büro der Deutschen Bischofskonferenz". Dazu mir des Segens vom Beichtvater bewusst, der zuvor das Schriftstück gelesen hatte, und am Schluss nicht nur wohlwollend absegnete, sondern mir zudem noch das Porto spendete.

Doch nicht ein einziger Bischof antwortete darauf. Allein ein allgemeines Schreiben des „Sekretariates der Deutschen Bischofskonferenz" erreichte mich, in dem mir mitgeteilt wurde, dass man „… in drei Jahren erneut über die Leitlinien in Sachen Missbrauch Schutzbefohlener innerhalb der katholischen Kirche verhandeln wird", und dann alle Hinweise der Gläubigen zu dieser Thematik mit einbezogen, beziehungsweise „adäquat erörtert werden".

Am Ende erschien mein Unternehmen erfolglos. Indes, nur für jene, die einzig mit den Augen, nicht aber mit dem Herzen zu sehen vermochten. Fand

ich doch angrenzend meinen Frieden darin, allein nur Wahrhaftigkeit für mich und die Brüder angestrebt zu haben. Nunmehr galt mir wieder das Wort aus Matthäus 18,17 als Wegweiser: Hört er nicht: „… dann sei er für dich wie ein Heide oder ein Zöllner."

Den Priester sah die Pfarrgemeinde nie wieder. Und er blieb verborgen, obgleich ihn wenige Wochen später, ihrerseits nunmehr die Staatsanwaltschaft von allen Anschuldigungen freisprach.

Des Pfarrers Nachfolger war ebenfalls launisch. Derweil zumindest nicht polternd. Auch er brauste zuweilen heftig auf, doch zumeist nur aus einer Art Ungeduld heraus. Wenn Aufträge nicht schnell genug erledigt wurden oder irgendwer seiner Anweisung nicht folgte. Niemals aber aufgrund von Glaubenszwistigkeiten. Ein eher kultivierter Priester, der Bücher schrieb. Kaum praktisch veranlagt, ähnlich seinem Vorgänger. Dennoch schätzte ich ihn sehr, seiner immerfort hergebenden Hände wegen. Die waren ein echter Segen für mich. Denn gleich auch zu welcher Tages-, oder Nachtzeit, und ungeachtet der skurrilsten Anliegen meiner Bettler ich diesen Priester auch aufsuchte, nie schickte er einen Menschen beschämt von sich fort, sondern gab freimütig alles, was er geben konnte: Geld, Essen, Gespräch, Begleitung, Zuspruch, Segen, Trost – und all das: bedingungslos.

Mit seinem Priesterbruder indes, dem Kaplan der Gemeinde, gelang es ihm derzeit nicht, Frieden zu halten. So stritten die beiden Priester unaufhörlich – aufs peinlichste unchristlich, kleinen trotzköpfigen Kindern im Sandkasten gleich –, hier um einen Parkplatz auf dem Kirchenhof, da um Briefmarken aus der Gemeindeportokasse, ein andermal um Messezeiten und -formen. Am Ende gar um des einen oder anderen Priesters angeordnete Entscheidungen, die zuvor öffentlich gegeneinander boykottiert worden waren. Eigenartig, so dachte ich damals oft, in dieser Gemeinde kehrt nie Ruhe ein. Doch eines Tages sagte mir ein Bischof dazu: „Bei Gott gibt es keine Zufälle … Wie die Gemeinde, so der Pfarrer.

Der Herr Kaplan

Springerstiefel, Shorts, T-Shirt und eine Küchenschürze darüber – in diesem Outfit lernte ich den Herrn Kaplan zum ersten Mal kennen. Das war an dem Tag seines Einzuges in die untere Wohnung des Pfarrhauses. Vielerlei Gerede hatte es im Vorfeld über „den Neuen" in der Pfarrei gegeben. Geschichten kursierten, ein unguter Ruf lief diesem knapp Vierzigjährigen voraus. Jetzt stand er vor mir, einem Lausbuben gleich, weder groß von Statur noch klein, indes ausgesprochen sportliche Figur, gepflegt das Gesicht – faltenlos glatt, kaum fünfundzwanzigjährig anzusehen. Mein erster Gedanke: *„… alles gelogen*

Herr! Das hier ist einzig ein Pfadfinder!" Und große Freude keimte in mir auf, über diesen „Neuen", der sich mir vergnügt als „der neue Herr Kaplan – René Pfeiffer – Pfeiffer mit drei f …", vorstellte.

Und dieser Frohsinn blieb. Der „Herr Kaplan" war mir stets ein ausgenommen spezieller Priester, wie ich keinen anderen je vor noch nach ihm erlebte. Und ja, er war imstande einen jedweden Menschen emotional regelrecht „bis zur Weißglut zu treiben", aber am Ende doch wieder nur jenen, der die Mühe scheute, ihn kennenzulernen. Entzog sich einer diesem Aufwand indes nicht, trug er allein nur von einer einzigen Begegnung mit diesem Geistlichen, einen hohen Nutzen davon.

In der Tat lehrte mich der Kaplan in der Folge mehr über das Loslassen eigener Spleens, sprich ‚Mangel an Barmherzigkeit', als jahrelanges kontemplatives Klosterleben und akribisches Studium des „Katechismus der katholischen Kirche" zusammen. Und auch meine latente Freude an diesem Lernen, bestand am Ende nicht etwa darin, ihn nun allzeit daselbst in allen Belangen als 'vorbildlichen Meister der Tat' zu sehen, sondern vornehmlich in der stets unverblümt kindlichen Manier, in welcher er einen jeden Menschen schlicht zurechtwies, ohne sich moralisierend zu geben. Einzig auf den Weg zur Reinheit des Herzens hinweisend. Unkompliziert und bar jedweder Theatralik. Wie zum Beispiel in

meiner damaligen Eigenheit überall den Vegetarier hervorzutun, sobald mir jemand auch nur ansatzweise mit dem Einfall Fleisch oder Wurst zu essen daherkam. Stets gab es hierüber im Anschluss ewige Diskussionen mit den Beteiligten oder eben enttäuscht-beschämte Gesichter – speziell da, wo zuvor „extra für mich" gekocht worden war. Der Kaplan hingegen ließ zum Thema Essen ohnehin kein Gegenwort gelten, denn für andere den Kochlöffel zu schwingen, bereitete ihm große Freude. Von daher war er auch in der Lage, mich bezüglich dieses Spleens ein für alle Mal zu heilen.

Das geschah an einem gewöhnlichen Wochentag, kurz nach des Kaplans Einführung in die Gemeinde. Spontan lud er mich zum Mittagessen in seine Wohnung ein: „… da kann ich Ihnen gleich die Schlüssel übergeben – ich koche."

So standen wir nur wenige Stunden später in seiner Küche. Sprachen über dies und das, derweil der Kaplan am Herd werkelte.

„Wissen Sie, Frau PPM", beschrieb er mir seine Kochleidenschaft, „unser Herr Jesus liebt es in Gemeinschaft zu essen … Und ich freue mich schon sehr darauf dereinst mit ihm im Himmel das Festmahl zu essen …"

Das ist nicht meine Freude, denke ich still bei mir, und spüre den Anflug leichten Hochmutes sich deutlich meiner bemächtigen. Ohnehin beschäftigt mich mehr, was der Kaplan in den Bräter füllt:

„Tofu ist das jedenfalls nicht, Herr – er will mir doch nicht etwa Fleisch anbieten … “, entrüstet frage ich nach.

„Was schmoren Sie da eigentlich?“

„Wildschwein-Ragout – dazu gibt es Prinzesskartoffeln und Salat.“

„Ah, verstehe. Aber wissen Sie, Herr Kaplan, ich esse schon seit dreizehn Jahren kein Fleisch mehr.“

Doch statt nun der erwarteten Reaktion – Diskussion, Bestätigung oder Enttäuschung –, kommt aus des Kaplans Mund einzig: „Ach, das macht doch nichts!“

Sprach’s und gut war’s, für den Kaplan. Kindliche Einfalt, Reinheit des Herzens, mehr braucht es nicht. Das erstickt jegliches unreine Veto schon in seinem Keim. Im Nu fand ich mich geheilt von meiner kindischen Selbstklugheit, Unreinheit, Vegetarier-Unbarmherzigkeit. Löschte tiefe Scham alsbald allen Hochmut des Herzens aus. Übrig blieb einzig die Dankbarkeit. Denn am Ende verspeiste ich zudem das vorzüglichste Wildfleischragout, das ich je gegessen hatte. Köstlich meinem Gaumen und bar jedweder Probleme für Magen und Darm – weder dabei noch hinterher. Und wenn ich nun auch weiterhin Vegetarier blieb, so beschämte ich dennoch nie wieder einen Gastgeber, sondern aß und esse allzeit – wann immer ich mich dazu aufgefordert finde – rundweg was mir vorgesetzt wird.

„Ist Gott für uns, wer ist dann gegen uns?“ Diesen Ausruf des Apostel Paulus aus dem Römerbrief 8,31, hatte sich der Kaplan als Primizspruch auserkoren. Und dementsprechend lebte und wirkte er fernerhin auch vollauf – naturreinen Gemütes. Von hier aus verstand und verkündete „der Herr Kaplan“ den katholisch-christlichen Glauben, gelegen oder ungelegen, stets traditionell und doch dabei nicht verstaubt.

So begriff es sich von selbst, warum der Kaplan postwendend mich zum Dienst herausgriff. Denn was das katholische Bekenntnis anbelangte, empfanden wir uns eines Sinnes. Hier gab es ein Verstehen zwischen uns, das keiner Worte bedurfte. Letztlich vertrauten wir uns auf dieser Glaubensebene blind. Doch zunächst erledigte ich alleinig Botengänge für den Kaplan oder richtete ihm, neben meinen üblichen Diensten in der Gemeinde, vor den Messen in der Sakristei stets Amikt, Albe, Zingulum, Stola und Kasel in der von ihm penibel gewünschten Anordnung her. Schon hier verstand ich, warum der Kaplan nicht nur Freunde hatte: Er war ein Anhänger der Gemeinschaft Päpstlichen Rechts des „Institut St. Philipp Neri – Berlin“, die im Stadtteil Wedding in der alten Klosteranlage „St. Afra“ residiert. Als „erzkonservativ“ werden die Geistlichen dieser Kommunität von der Mehrheit aller Bischöfe, Priester, Ordensleute und Laien-Christen

in Deutschland auch heute noch deformierend belächelt, beschimpft oder gänzlich geschnitten. Dabei ist der Stein des Anstoßes lediglich der, dass sich diese Kongregation der Bewahrung, sprich „Pflege der katholischen Tradition mit einer der Zeit gemäßen Pastoral verbindend“ verschrieben hat. Dementsprechend ausschließlich noch die „Alte Messe“ zelebriert: „Missa Tridentina“ benannt, bei der der Priester in Latein – der ursprünglichen Kirchensprache – die Messe zelebriert, dabei mit dem Rücken zum Volke stehend.

Von dieser Liebe zum alten Messritus sprachen weithin nun nicht nur des Herrn Kaplans, traditionell-katholische Messgewänder, versehen mit breiter Spitze am Albensaum und ausnehmend reicher, stilwie kunstvoller Stickerei auf Vorder- und Rückseite von Kasel oder Stola. Sondern ebenso dessen tiefe Hingabe an seinen Dienst am Altar. Was der Mehrheit der Gemeinde missfiel, gereichte mir zum Hochgenuss. Ihr verlangte es nach einer schnellen und oberflächlich realisierten Messe, mich indes nach real erfahrbarer Präsenz Gottes, in den Augenblicken des Mysteriums der Konsekration und anschließenden Ausspendung des Leibes Christi. Und nicht ein einziges Mal wurde ich enttäuscht. Feinstes Salböl für meine Seele. Des Herrn Kaplans Messen haftete stets eine erhabene Würde an: Am Altar verschwand der Mensch René Pfeiffer vollends, ließ derweil demütig denjenigen durch sich hindurch, in

dessen Dienst er sich verpflichtend gestellt hatte – Jesus Christus, seinen Herrn. Diese Hingabe favorisierte mir den „Herrn Kaplan“ letztendlich zu einem begnadet autorisierten Priester. Gänzlich ungeachtet dessen, was dieser zudem außerhalb der Messe verkörperte – den Pfadfinder, selbstkochenden Gastgeber oder talartragenden Italiener –, stets schaute ich mir – vor allem – den „Gesalbten des Herrn“ in ihm an.

Privat zelebrierte der Kaplan in seiner Priesterwohnung ausschließlich im alten Messritus, wozu er mich bald konstant einlud. Und so blieb es für mich bis zum heutigen Tag: Die katholische Messe in diesem Ritus „Missa Tridentina“ zu feiern, ist für mich die würdevollste Form auf Erden überhaupt – Gott zu loben, zu preisen und herabzurufen. Noch immer bin ich in der Lage, obgleich nunmehr schon neun Jahre dazwischen liegen, fast jede einzelne dieser „tridentinischen Messen“ mit dem Kaplan nachzuempfinden. Wir waren nie allein – der Herr war stets in unserer Mitte!

Nicht lange, da begleiteten der Kaplan und ich uns verfügbar beidseitig. Verbrachten wir hier die eine oder andere Stunde in geistlichen Gesprächen über „Gott und die Welt“, dort einen Heiligen Abend zusammen. Schlicht in gegenseitiger Achtung und Zuhören. Niemals gab es dabei ein vertrautes „Du“ zwischen uns, sondern allein umsichtige Diskretion. Eine Putzfrau brauchte „der Herr Kaplan“

nicht. Auch keine Näh- oder Bügelfrau, die ihm die Wäsche richtete. Wenn ich Alben und Messgewänder ausbesserte, dann lediglich aus dem eh permanenten Zeitmangel eines jeden Priesters heraus. Im Übrigen reparierte der Kaplan seine Gewandung stets selbst – überdies, meisterhaft. Einzig die Fenster ließ er sich von mir putzen und die Blumen gießen, sobald er für längere Dauer in Italien weilte. Insgesamt ein Geistlicher demnach, der durchweg in der Lage war sich selbst zu versorgen, dazu ausgesprochen gern. Selten sah ich einen Priesterhaushalt so derart reinlich, ja fast schon penibel angeordnet, ohne Zuhilfenahme von ehrenamtlich tätigen Gemeindemitgliedern oder einer Hausangestellten.

Nein, all dessen bedurfte „der Herr Kaplan" nicht. Was er indes dringend gebraucht hätte, jedoch nie erhielt, war ein väterlich-liebender Zuspruch seitens seines Bischofs. Gerade in Zeiten globalkonziliarer Wandlungsprozesse in der Kirche, in welchen ein Priester für sein, „Anderssein", bzw. „Sosein" im Dienst am Herrn, einer jeden Kirchengemeinde schon von vornherein als „Aussätziger", weil „… vorkonziliar lebend und zelebrierend", galt.

Wir indes – wie Bruder und Schwester verstanden wir uns in diesem Mangel an Zuspruch. Logisch, denn auch ich war im gleichen Sinne wie „der Herr Kaplan" als eben „Andersseiend" von der Kirche stigmatisiert. Und doch – oder gerade deswegen –,

was immer die „Gemeinschaft der Gläubigen“ über diesen Priester René Pfeiffer „… mit drei f“ sagt, Tatsache bleibt: Dessen Seele war rein! Für mich so rein wie die eines kleinen Kindes.

Der Beichtvater

„Mit Priestern verhält es sich ähnlich wie mit Ehemännern“, verlautbarte mir einst eine Ordensschwester, „nie finden sich alle göttlichen Gaben in einem einzigen vereint.“ So gleichermaßen um meine Klause herum.

In dem Gemeindepfarrer fand ich den begabten Prediger, in dem Kaplan den befähigten Diener am Altar. Doch mir „geistlicher Begleiter“ sein, vermochten beide nicht. Das hatte ich versucht und herausgefunden; notfalls eine Kurzbeichte im Beichtstuhl war möglich. Für ein ausrichtendes Gespräch allzeit auf des „Vaters Willen“ hin, angepasst an den speziellen Ruf einer Stadteremitin, fehlte es ohnehin der Mehrzahl klerikaler Seelsorger an der nötigen Sensibilität, sprich gebotenen Neutralität im Hinblick auf deren Gehorsamsgelübde, dass: „Gott allein genügt!“.

Lausiger derweil, als mit diesen Zweien, erging es mir unterdessen mit einer Vielzahl anderer Priester des Bistums, die ich aus dem Mangel an geistlicher Begleitung heraus konsultiert hatte. Vorurteile, Desinteresse, Pragmatismus oder Unwissenheit

gegenüber dem Geschehen rund um das Sakrament der Buße, hinderten die Meisten daran, sich im Beichtgespräch gänzlich nur auf den sie stets leitenden Heiligen Geist Gottes hin, zu öffnen und somit vollkommen einzulassen. Folglich beschränkte ich mich in den ersten Wochen nur auf das „Kurzbeichten“ wann immer einer Gemeindemesse ein Gastpriester vorstand. Ließ es mir aber zur Gewohnheit werden, im Verlauf meiner täglichen Mußestunde vor dem Tabernakel, den Vater in dem Sohn – Jesus Christus – um einen „begnadeten Beichtvater“ zu bitten. Der zudem von mir „gut zu Fuß“ zu erreichen war, folglich in einer Wegstrecke von unter einer Stunde.

Die Erfüllung meiner Bitte kam mit der Urlaubszeit des Gemeindepfarrers und der Einführung von gleich zwei Heiligen Messen an den Freitagen der Ferienwochen in der Herz-Jesu-Kirche: jeweils eine am Morgen, die andere am Abend. Normal besuchte ich ausschließlich die Morgenmesse, doch besagten Tag nicht. Verantwortlich dafür, eine psychisch angespannte Nachbarin, direkt unter meiner Klause wohnend. Die lief in den frühen Morgenstunden splitterfasernackt im gesamten Wohnkomplex, innerhalb wie außerhalb, umher und es dauerte allein den Vormittag lang, bis sie sich freiwillig von mir anziehen ließ. Und weitere Stunden, bis der „Psychologische Dienst“ eintraf und die Verwirrte am Ende in die Psychiatrie einwies. So besuchte ich

die Abendmesse, welcher an diesem Freitag der Pfarrer aus der Nachbargemeinde vorstand. Und fand mich augenblicklich begeistert von dessen, mir so auffällig gehaltvoll, in sich ruhender Persönlichkeit. An Jahren zählte dieser Priester sicher keine vierzig und doch signalisierte seine Wesensart mir Vollreife. Nach der Messe gesellte ich mich demnach zu ihm in die Sakristei und fragte rundheraus, ob er es sich „zutraue, eine nichtanerkannte Diözesaneremitin geistlich zu begleiten", woraufhin er lächelte und in kultiviert umsichtiger Art antwortete:

„Ja, warum nicht?"

Das war der Beginn einer jahrelang andauernden geistlichen Begleitung. Üblicherweise trafen wir uns im Zweiwochenrhythmus, längstens alle drei Wochen, für jeweils eine Dreiviertelstunde. Stets erfuhr ich Ausrichtung und somit Reinigung des Herzens. Ein begnadeter Beichtvater, dem ich in der Folge sämtliche Belange meines Lebens anvertraute, ohne Gefahr zu laufen, beurteilt oder gar verurteilt zu werden. Im Verlauf des Beichtgespräches blieb er allzeit in der Haltung des „nach innen Lauschens", und sprach am Ende die Lossprechungsformel getreuen Wortlautes aus. Nach der Lossprechung und Entlassung trennten wir uns unverzüglich wieder – kein unnützes Wort kam über des Beichtvaters Lippen, auch im Anschluss nicht. Indes seinen priesterlichen Segen erteilte er mir überwiegend uneingeschränkt

für fast alle anstehenden Unternehmungen. Und wann immer sich meine Seele in Not empfand, war es mir erlaubt, ihn anzurufen oder aufzusuchen.

Eine Vielzahl an Unreinheiten des Herzens bereinigte mir dieser feinfühlige Seelsorger unterdessen nachhaltig, ohne es zu wissen. Und die überbordende Kraft, in der er mir in schwerer körperlicher Not – konkret in der Fastenzeit 2011 – die Krankensalbung ausspendete, bleibt mir ebenso unvergesslich, wie dessen Unterstützung bei der Versendung eines dreißig DIN-A4-Seiten langen „Offenen Briefes" an die „Deutsche Bischofskonferenz". Freimütig spendete der Beichtvater die finanziellen Mittel für die Vervielfältigung dieser Botschaft an die einzelnen Bischöfe und das Porto dazu.

Kurzum, mit ihm als quasi „dritten Priester an meiner Seite" empfand ich mein geistliches Seelenheil für „hundertprozentig" abgesichert.

Das Jahr 2011. Mit dem Papstbesuch im September in Berlin wandelte sich dieses Sicherheitsempfinden indes unverhofft in sein genaues Gegenteil. Es gelang mir nicht den Hype, der über diesem Besuch unter den Mitbrüdern und -schwestern ausbrach, zu teilen. Wieso reiste ein Papst im Zeitalter von Internet, Webcam und allgegenwärtiger Medienpräsenz überhaupt noch durch die Lande? So fragte ich mich. Ansprachen gelangten doch ebenso trefflich live via Netzwerk in sämtliche Herrgottswinkel der

Welt. Stand hier nicht vielmehr die Laudatio einer Person namens Benedikt XVI im Vorder- bzw. Mittelpunkt, statt die Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi? Und wenn ein Papst schon reist, wieso dann nicht in gebührend funktional-bescheidener Vorgehensweise, wie jener einst, den er hier auf Erden vertritt, den Apostel Petrus? Dieser Besuch, so sinnierte ich weiter, kostet die Bistümer Millionen. Man stelle sich das mal vor: Millionen! – für einen einzigen Menschen. Das bezeugte mir eindeutig den Hype als Personenkult. So ein Empfang wäre ausschließlich dem König, Jesus Christus, angemessen aber keinem „Petrus". Allein die Reisekosten stehen gänzlich im Gegensatz zur Lehre Christi, der daselbst auf einem Esel in Jerusalem einritt; und dem Wort des Apostels Paulus, der seiner Zeit beständig auf Reisen war: „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, soll uns das genügen" (1. Tim 6,8).

„Nein, da kann ich nicht dran teilnehmen", erklärte ich dem Beichtvater rundheraus, auf dessen Angebot hin, mir eine Eintrittskarte für die Papstmesse im Olympiastadion zu reservieren, „hier wird aus dem ‚Stellvertreter Petri auf Erden' ein Götze geschaffen. Ich folgte noch nie in meinem Leben einem Abgott nach und werde jetzt nicht damit anfangen."

Blankes Entsetzen im Gesicht des Beichtvaters, ungewöhnlich disziplinarisch harscht er mich an:

„Das sollten Sie sich aber gut überlegen, Frau PPM. Die Teilnahme an der Papstmesse sollte einem jeden Christen heilige Pflicht sein!“

„Wieso Pflicht?“, hake ich nach, jetzt ernstlich irritiert, dass da kein Verstehen zwischen uns ist „Ein Papst am Altar ist jedem anderen Priester gleichgestellt …“

„Wie Bitte? Was ist das denn für eine Dummheit? Er ist mir doch nicht gleichgestellt – er ist der Papst!“, fährt der Beichtvater auf.

„Ja, sicher. Dennoch bleibt Tatsache, dass nach Hochgebet und Konsekration die allheiligste Dreifaltigkeit vermittels Heiligen Geist das weitere Geschehen übernimmt. Demnach gänzlich unabhängig von der zur Zelebration berufenen und am Ende ausspendenden Person. Und der Heilige Geist bleibt nun einmal nicht an Kirchen- oder Stadionmauern stehen, sondern durchdringt sie alle. Und somit einen jeden Einzelnen von uns, wo immer er sich in jenem Moment auch aufhält. Ich muss also nicht ins Stadion gehen …“

„Doch, Sie müssen.“

Sprach’s und ließ mich glattweg stehen.

Verunsichert kniete ich später Stunden vor dem Tabernakel: *„Herr, was soll ich tun? Vielleicht haben ja doch alle recht und ich irre mich?“*

Indes half da alles nichts, meine innere Abneigung gegen diesen „Papst-Hype“ blieb bestehen.

Mir verblieb einzig die Unterweisung aus Matthäus 24,28: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier". Bislang bewahrte mich gerade dieses Bibelwort stets sicher davor, in Abhängigkeit von Personenkulten zu geraten. So gelang es mir nicht, es zu umgehen. Zudem waren mir sämtliche Argumente all jener Priester, Ordensleute oder Laien, mit denen ich im Anschluss über den Papstbesuch sprach, durchweg zu menschlich gesinnt – kein einziges Wort der Anmut, sprich Schriftwort, darunter. So bestärkten mich all diese Wortbeiträge nur zusätzlich in besagter ablehnender Haltung. Was mich indes nicht unbedingt verwunderte. Mehr irritierte mich die Tatsache, dass sich hierbei nicht ein Einziger in meinem gesamten Umfeld fand, der das Wirken des Heiligen Geistes Gottes auch nur annähernd in gleicher Weise zu sehen verstand wie ich. Das Verständnis für das „Mysterium Fidei" (Geheimnis des Glaubens) schien hier gänzlich zu fehlen. Und augenblicklich fühlte ich wieder die mir ewig schon bekannte „Fessel der Weisheit" (Vgl. Jesus Sirach 6,22; 6,24) mich umfangen.

„Herr!", flehte ich darum inständig: *„Bitte! Ich wäre dir dankbar, wenn dieser ‚Kelch' an mir vorüberginge, doch wenn das nicht geht, gib mir doch zumindest ein Wort, an das ich mich dabei halten kann …"*

Daraufhin nahm ich die Schrift zur Hand und schlug wahllos eine Seite auf: Das Schriftwort, auf

das meine Augen als Erstes trafen, las ich laut: „Wenn dann jemand zu euch sagt: Seht, hier ist der Messias!, oder: Da ist er!, so glaubt es nicht! Denn es wird mancher falsche Messias und mancher falsche Prophet auftreten und sie werden große Zeichen und Wunder tun, um, wenn möglich, auch die Auserwählten irrezuführen. Denkt daran: Ich habe es euch vorausgesagt. Wenn sie also zu euch sagen: Seht, er ist draußen in der Wüste!, so geht nicht hinaus; und wenn sie sagen: Seht, er ist im Haus!, so glaubt es nicht. Denn wie der Blitz bis zum Westen hin leuchtet, wenn er im Osten aufleuchtet, so wird es bei der Ankunft des Menschensohnes sein. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier“ (Mt 24,23-28).

Mehr brauchte es nicht, augenblicklich stellte sich Frieden ein. Mit diesem Schriftwort war mir nicht nur Bestätigung gegeben worden, sondern zugleich auch die Gewissheit, dass die Konsequenz daraus, die „Ächtung durch die Gemeinde“ zur Folge haben würde. Dennoch fragte ich den Beichtvater im Anschluss an den letzten Gottesdienst vor dem Eintreffen des Papstes – in einem leisen Anflug von Hoffnung auf Erbarmung –, was denn passierte, wenn ich nicht an der Papstmesse teilnähme. Die Antwort folgte prompt:

„Dann ist das Schisma!“

„Schisma?“, frage ich irritiert zurück. „Das ist nicht Ihr Ernst, oder?“

„Doch, Frau PPM, das ist mein voller Ernst." Sprach's und wandte sich kurzerhand ab, um sich schlicht erneut jener Menschengruppe in der Sakristei zuzuwenden, die darin um der Eintrittskarten für die Papstmesse willen, Schlange standen. Nur selten in meinem Leben, habe ich mich so derart nüchtern abgefertigt gesehen.

Indes, das Wort „Schisma" erschreckte mich zutiefst. Was hatte es hier zu suchen? Letztlich hatte ich mich mit meiner Entscheidung ja nicht von Gott getrennt oder abgespalten, sondern einzig von einer menschlich gesinnten Aufforderung zum Götzendienst. So erfuhr ich mich in jenem Moment nur endlos verraten von „meinem Beichtvater".

„Herr, er muss doch wissen, wie ich zu Dir stehe …", eröffnete ich am Tag der Papstmesse spontan mein Morgengebet, da mir dieses „schreckliche Wort" nicht aus dem Sinn verschwand, *„andererseits fühle ich da aber auch Vollmacht, in dieser abservierenden Nüchternheit, mit der er mir entgegentritt. Er ist ja kein leichtfertiger Mensch, der irgendetwas daher plappert ohne zu wissen, wovon er spricht."*

Und schon drängte sich mir die Erkenntnis auf, einmal nachzuforschen, was die Bezeichnung „Schisma" für das Lehramt der Kirche überhaupt definiert. Im Katechismus fand ich dazu nichts, wohl aber späterhin in der Stadtbibliothek. Explizit in dem „CIC" (Codex Iuris Canonici) – dem

„Kanonischem Recht“, wo des Beichtvaters Befugnis direkt unter Can. 751 CIC geschrieben stand: „Schisma nennt man die Verweigerung der Unterordnung unter den Papst oder der Gemeinschaft mit den diesem untergebenen Gliedern der Kirche.“

Großes Erstaunen. Das Missverstehen lag demnach vollauf bei mir. Kirchenrechtlich gesehen hatte ich jetzt mit meinem Fernbleiben definitiv gegen dieses Gesetz verstoßen. Und doch, so wurde mir gleichzeitig ebenso schlagend bewusst, konnte ich nichts dagegen tun: Denn wenn Unterordnung unter den Papst oder die Gemeinschaft „Götzendienst“ bedeutete, dann würde ich mich hierbei im Leben nicht unterwerfen. Da galten mir einzig die Schriftworte aus 5 Mos 6,13 sowie Lukas 4,8: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen.“ und Apostelgeschichte 5,29: „Man muss Gott mehr gehorchen als dem Menschen.“

Und mit diesem letzten Erkennen fand ich mich ebenso vollkommen am Ende, auch in Frieden mit zu erwartenden Konsequenzen aus meinem Handeln ein.

Mit dem Beichtvater besprach ich diese Erfahrung nicht mehr. Stattdessen dankte ich ihm zwei Tage später ehrlichen Herzens für seine Unterstützung all die Jahre über, und verkündete dann kurzum, dass ich künftig generell auf geistliche Begleitungen verzichten würde. Das fand er gar nicht passend:

„Tun Sie das nicht, Frau PPM“, bat er am Ende spürbar besorgt, „jeder Heilige folgte dem Rat eines seelsorglichen Begleiters – um nicht vom rechten Weg abzukommen.“

Und noch lange Zeit in der Folge, wurde ich sowohl vom Kaplan sowie von verschiedenen Priestern wiederholt daraufhin angesprochen, mich wieder in Begleitung zu begeben. Doch in meinem Entschluss stand ich jetzt felsenfest. Selbst vor Schwester Hildegard – meiner ewig findigen und willensstarken Taufpatin –, die mich postwendend in der Klause aufsuchte, als sie – von wem auch immer – von der Entscheidung ihres Patenkindes erfuhr. Kaum durch die Tür polterte sie los:

„Wieso tust du das?“

„Ah, ja, ich wünsche dir auch einen schönen Tag …“, entgegne ich schmunzelnd, was Schwester Hildegard im Nu wieder herunter bringt.

„Entschuldige, aber das ist keine Kleinigkeit, die ich da über dich höre …“

„Mag sein, Hildegard, für euch. Warum regt ihr euch eigentlich alle so auf? Geistliche Begleitung ist kirchenrechtlich doch gar nicht vorgeschrieben, oder?“

„Nein, aber in deinem Fall wäre es doch angebracht …“

„Wieso, in meinem Fall?“, fahre nunmehr ich regelrecht auf und dazwischen. „Damit ihr mich entsprechend euren Heiligenkatalogen in eine euch

genehme Richtung verbiegen könnt? Weißt du Hildegard, ich habe nicht vor eine Heilige zu werden – ich will allein Gottes Willen tun. Verstehst du das?“

Zu meiner Überraschung verstand Schwester Hildegard augenblicklich und fuhr am Ende sorglos wieder in ihr „Haus St. Michael“ nach Berlin Biesdorf zurück. Und beruhigt durfte sie bleiben, denn auch weiterhin empfing ich vierzehntägig die Absolution. Nur jetzt eben aus dem Beichtstuhl der „St. Hedwigs-Kathedrale“ heraus, der mir jedes Mal einen anderen Priester darin garantierte. Auf diese Weise war mir dieses hochheilige Sakrament wieder sicher. Da jene Geistlichen mich nicht kannten, vermochten sie keine definite Richtung vorzugeben, sondern allein nur spontan, von Gott her, zu reagieren. Das war nötig. Denn eine große Zahl an Menschen gab es in damaligen Tagen, die mich wegen meiner Werke schon „heilig“ sprachen und ebenso viele, die mich deretwegen für „vom Teufel besessen“ erklärten. Wessen Anspruch an mich, hätte ich demnach zuerst erfüllen sollen? Die einen sahen mich gern so, die anderen so. Nein, durch den steten Wechsel stand alles wieder in seiner göttlichen Ordnung. Denn weder fand ich mich hehr noch ruchlos, sondern schlicht als ein Mensch gehend, der allein Gottes Willen folgte. Indes, freudig-konsequent. Beleg dafür ein hundertprozentig exklusives Ge-

schenk und Erstrecht, wie mir ausgerechnet der Papstbesuch verdeutlicht hatte. Es aufzugeben hieße: Ein „Linsengericht" – das sich hier „Selig- oder Heiligsprechung von Menschen" nannte – gegen mein Erstgeburtsrecht „Freiheit" einzutauschen. (Vgl. 1. Mos 25,34)

Das Ende der Ära

Das Wort „Schisma" läutete zwar den Ausklang meiner Ära „Stadteremitin" und somit ebenso als Kirchenmitglied ein, das Ende zu besiegeln indes, vermochte es nicht. Dafür sorgte in der Fastenzeit 2012 letztlich ein durchgeführter Exorzismus, zu der Zeit einer Morgenmesse, den ein pensionierter Priester der Gemeinde in der Herz-Jesu-Kirche durchführte. Unverhofft aber doch unverkennbar im Hinblick auf die:

„… verwerfliche Tat eines Gemeindemitgliedes", donnerte es mir vom Ambo entgegen, „Verweigerung der Messe mit dem Heiligen Vater? Da kann ich nur sagen – wer nicht an den Teufel glaubt, ist falsch in dieser Kirche!"

Da ich diesen letzten Satz freilich in keiner Weise mit den Geschehnissen rund um die Papstmesse in einen sinnvollen Zusammenhang bekam, vergaß ich diesen emotionalen Ausbruch augen-

blicklich wieder.

Eine Woche später derweil, verkündete der gleiche Priester erneut seine Vorstellung „von der unverzichtbaren Glaubenspflicht an den Teufel in der Kirche“ und fügt ohne Vorwarnung hinzu, dass er zu der Zeit des Hochgebetes innerhalb der vollzogenen Messe einen Exorzismus durchführen wird, denn: „Dann wird sich zeigen, wer zur Kirche gehört und wer zum Teufel … Derjenige wird die Kommunion nämlich nicht empfangen können, der Teufel selbst wird ihn daran hindern.“

Fassungslosigkeit in mir: *„Herr, in welchem Zeitalter leben wir denn? Im Mittelalter? Ich dachte die Zeiten der Inquisition sind vorüber? Und warum starrt mich der Priester so unverhohlen an? … Teufelsaustreibung? … Himmel, Herr! Der Papstbesuch … Der meint ja mich!“*

Und konkret war ich versucht augenblicklich aufzustehen und die Kirche zu verlassen, doch da streifte mein Blick zufällig die Marienstatue im Seitenflügel und erinnerte mich postwendend an Marias Demut vor dem Herrn. Folglich sank ich wieder zurück auf die Knie und verlegte mich aufs Beten, derweil der Priester am Altar seinen Exorzismus vollzog. Mein Herz raste heftig im Kampf gegen die tosende Empörung des Verstandes. Am Ende aber fand es zu seinem Frieden zurück: *„In Ordnung, Herr“*, lenkte ich ein, *„Fiat! Ich werde diesen Priester jetzt ganz und gar als deinen Willensvoll-*

strecker anerkennen. Führe also einen Exorzismus an mir durch. Und, Herr, wenn es dahingehend wahrhaftig Unreines in mir gibt, dann reinige es bitte auch sogleich – danke, Amen.“

In dieser Gesinnung empfing ich späterhin freiheraus die Kommunion, ohne dass mich irgendwer oder was davon abhielt. Im Gegenteil, tiefer Frieden und Glückseligkeit ermächtigten sich meiner. Kein Wunder, denn ich hatte den Ausgang dieses vollzogenen „Exorzismus“ an mir, ja bedingungslos in des Herrn Hände gelegt. Und doch, dass Endergebnis überraschte mich. Nicht einmal zwei Stunden waren seitdem vergangen, da überwältigte mich spontan die Einsicht: *„Es ist wahr! Du glaubst nicht an den Teufel.“*

Und „wer nicht an den Teufel glaubt, hat in der Kirche nichts zu suchen“, echolote in mir die Stimme des Priesters dazu. Nein, nie wäre mir das von selbst in den Sinn gekommen. Hierfür brauchte es definitiv jenes Offenbarungserlebnis „Exorzismus“. Indes, diese Tatsache erst einmal angenommen, folgten nunmehr die Schlaglichter der Gotteserkenntnis mir unentrinnbar nicht nur auf dem Fuß, sondern ebenso durchschlagend in der Konsequenz daraus. In der Folge stand mir der Kirchenaustritt genauso außer Frage, wie 2001 der Eintritt. Denn: „Wo Liebe ist, da muss sie tätig sein“ (Hl. Augustinus). In mir verwirklichte sich diese Christusliebe

schon immer lebendiger als jedweder Aberglaube, sonst wäre ich zum Christsein nie berufen worden. Geschweige denn, je zu der reinen Nachfolge im Herrn unter freiwilliger Beobachtung der drei evangelischen Räte Armut, Keuschheit, Gehorsam, in Wort und zugleich Tat.

Nein, ich glaubte nicht an einen Teufel in persona, der da außerhalb der Allmacht Gottes eigene Machtbefugnis besaß, in welcher er nunmehr den Menschen traktierte, um diesen latent nun vom demütig-dankbaren, sprich liebenden, Aufblick zu seinem Abba-Vater abzuhalten. Mir galt „Luzifer" von je her einzig und allein als Vollstreckerengel Gottes, der – ebenso wie jedes andere Geschöpf im Himmel wie auf Erden – nicht das Geringste außerhalb der Zulassung und/oder Beauftragung seines Schöpfers vollbringen kann. Und das belegte nicht nur die Heilige Schrift – zweifelsfrei in dem Geschehnis um Hiob –, sondern zudem das Leben daselbst. Was ich immer wieder sah und am eigenen Leibe erfuhr, war, dass meine Mitmenschen nicht gewillt waren, sich dem Willen Gottes, in allen Belangen ihres Daseins auf Erden, zu unterstellen. Es mangelt überall am Mut zur Demut. Mal mehr mal weniger, aber doch stets explizit. Die Mär von der vermeintlich eigenen Macht aufzugeben und sie dem Herrn „als Schemel unter die Füße zu legen" (Vgl. Lk 20,43; Apg 2,35), mag der Mensch im Allgemeinen nicht. Und um diese dirnengleiche

Schamlosigkeit seinem Schöpfer gegenüber nunmehr – vor sich selbst, der Welt und nicht zuletzt, irrwitzigerweise, gar vor Gott daselbst (Vgl. Gen 3,7-10) – zu kaschieren, bedient sich der Homo sapiens eines vorgeschobenen Konstruktes „Übel in persona", namens Teufel, Satan, Luzifer und dergleichen mehr. Und wie der Mitbruder im Einzelnen handelt, so verkündet und wirkt faktisch ebenfalls die Kirche, in ihrer nur menschlich (statt göttlich, Vgl. Mt 16,23) orientierten Autorität als politisch gesinnte Institution.

Für mich indes gibt es keine andere Macht in den Himmeln wie auf Erden, als Gott allein. „Verschiedene Kräfte, die wirken, aber nur den einen Gott: Er wirkt alles in allen" (1. Kor 12,6) und der Spruch des Herrn aus Jesaja 54,16: „Ich habe auch den, der vernichtet, geschaffen, damit er zerstört!", belegen mir zudem des ewigen Vaters Allmacht. Von daher kenne ich als Christliebende kein Feindbild mehr. Ist mir somit jeder Engel ein Lichtbringer Gottes. Denn wo immer ein Vollstreckerengel auftritt, gibt es unablässig Eliminierung von Hochmut, Irrläufen, Illusionen oder Fehltritten, da führt die Zerstörung all dessen – vorausgesetzt, im Vertrauen auf die Liebe Gottes hin angenommen – stets zur Demut und somit zu höherer Bewusstseinsstufe (Vgl. Hiob 1-42). Am Ende unweigerlich zu jenem Frieden, „wie ihn die Welt niemals geben kann" (Vgl. Joh

14,27). Ergo vollkommen gleich ob einer daherkommt mich zu züchtigen mit eisernem Stock oder zu führen mit stützendem Stab, auf meinem irdischen Weg zurück zum „Ruheplatz am Wasser“, der mir allzeit Jesus Christus in dem ewigen Vater ist. Und immerdar auch bleiben wird. Letztlich gänzlich unabhängig davon, ob ich nun ähnlich der „drei Weisen aus dem Morgenlande“ (Vgl. Mt 2,1ff) ausscheide aus der Kirche – Christin, sprich katholisch (allumfassend), war, bin und bleibe ich dennoch alle Zeit. Denn: „Wie im Himmel, also auch auf Erden“ (Mt 6,9). Oder anders: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ (ZB 1931, Röm 8,31)

Vom Erfassen bis zum Vollzug verstrichen alsdann vier Monate. In welchen ich zwar nach wie vor am Gottesdienst teilnahm, jedoch nur des Altarsakramentes wegen. Darüber hinaus war ich weder in der Lage mit der Gemeinde zu beten noch gemeinsam mit ihr das Glaubensbekenntnis zu sprechen. Wir sprachen nicht mehr dieselbe Sprache. Blieb ich indes allein mit mir – in der leeren Kirche wie in der Klause –, betete ich das Bekenntnis wie gewohnt weiterhin voller Überzeugung. Der „Schleier“ der Illusion „Gemeinschaft mit den diesseitigen Gläubigen“ ward mir demnach ein für alle Mal genommen und alsdann von mir – ebenso wie zuvor im Kloster – nie wieder vollständig über Augen, Mund oder Ohren gelegt. Sechs Jahre später werde

ich all das vergessen haben und mich kurzzeitig noch einmal auf jene Selbsttäuschung „mich in eine andere Kommunität außer eben jener mit Jesus Christus in dem ewigen Vater“ einlassen. Ein weiteres Mal, mich an die Pforte zu den Schwestern im Karmel dazu gesellen. Eine wesentliche Erfahrung, die mich in letzter Konsequenz endgültig von allem Fangschluss befreien sollte. Hierüber, so Gott will, aber in einem anderen Buche.

Tag um Tag verging, an dem ich nicht mit mir rang. Der Gedanke, mich vom Empfang der Heiligen Eucharistie zu trennen, bereitete mir regelrecht Übelkeit. Denn im April 2006 erst legten die deutschen Bischöfe vermittels einer Erklärung fest, dass der Austritt aus der katholischen Kirche den „Tatbestand des Schismas im Sinne des Can. 751 CIC“ erfüllte und somit „die Exkommunikation“ nach sich zog. Folglich war mir der Empfang der Sakramente im Anschluss an den Kirchenaustritt offiziell verwehrt. Das zerriss mich innerlich. In der Tiefe meines Herzens, und nicht zuletzt der Heiligen Schrift adäquat, verstand ich mich vollumfänglich als Jüngerin Christi in direkter Nachfolge, indes der Forderung der Kirche entsprechend, als Abgefallene. So wünschte ich mir mehr als ein Mal zu dieser Zeit, doch nicht zu sehen, was ich sah und nicht zu hören, was ich hörte. Stattdessen inmitten aller, eine unwissende Gläubige zu sein. Denn der „sehend Glaubende“ wurde zur Verantwortung gezogen, der

„blind Glaubende“ nicht (Vgl. Joh 20,25-28). Kein Entrinnen folglich. Dagegen advers: Je mehr ich mich gegen den Kirchenaustritt sträubte, desto tiefere Erkenntnis Gottes wurde mir zuteil. Sodass ich am Ende gar widerstandslos liebend die Pflicht „Gott mehr zu gehorchen als den Menschen“ (Vgl. Apg 5,29) erfasste und in der Konsequenz daraus, am 10. Dezember 2012 aus der „Katholischen Gemeinschaft“ austrat.

Und der Himmel stürzte nicht ein, wie ich befürchtet hatte. All mein Christsein hörte nicht auf. Im Gegenteil. Nie habe ich mich wahrhaftigseiender in der Nachfolge Christi, bzw. als „auserwähltes Werkzeug“ – Kind Gottes – (Vgl. Lk 10,20), erkannt. Einzig weiter wanderte ich, in diesem mir so speziellen Ruf einer Wandereremitin.

Eines Vormittags klopfte der Verkünderengel, diesmal in der Verkörperung des Schwiegersohnes, an meine Tür und fragte nach, ob ich „zu den Kindern ziehen würde, die mich dringend bräuchten, da Kalinka vor der Geburt des dritten Kindes steht“. „Fiat, Herr! Mir geschehe nach deinem Willen!“, antwortete ich da dem Engel und kündigte die Klause zum 01. Dezember 2012 auf. Letztlich hieß mein Ruf nicht „Einsiedler“, sondern „Nonne“ (Klausnerin) werden. Das gelang mir nur im bedingungslosen Gehorsam Gott gegenüber. „Meine Klause“, so hatte ich gelernt, kennt weder Stein noch einen geografischen

Ort, sondern findet sich allein in dem ewigen Vater – in, mit und durch Jesus Christus. Und wie er, so verstand ich auch mich von nun an, als wandernd auf Erden. Wie der Meister, „nichts habend, wohin ich mein Haupt hinlege“(Vgl. ZB 1931, Lk 9,58).

2012-2014

Ein vollständig anderes Leben erwartete mich. Derweil in jener Einliegerwohnung unter dem Dach des Hauses der Kinder lebend. Schon im Juli 2012 wurde ich darauf vorbereitet. Unverhofft wurde ich zur Hebamme der Jüngsten berufen. Eine mir einmalige, unvergessliche Erfahrung, die ich im Anschluss an diese Hausgeburt, in einem Monolog, wie folgt beschrieb:

„Monolog – Laeticia

Hier nun das, was kaum einer von mir weiß:

Derweil deine Ma da so in der Badewanne kniet und ich wartend meine Hand zwischen Wannenboden und Ausgang deines Geburtskanals halte, befinde ich mich urplötzlich inmitten eines für mich durch und durch ergreifenden Geschehens: Eine Präsenz absoluter Kraft, vollkommen autark und mir so meine und deine Ohnmacht vor Augen führend,

gebar dich – nicht deine Ma!

Durch Wehen geschoben, von der Erde gezogen: So bist du – dein Adam, dein Körper – geboren! Von dem Mutterboden, der Erde genommen, aus der Plazenta. Von dem roten Erdboden. Aus Blut und Wasser. Lebensatem, aber noch nicht Heiliger Geist.

Zuvor wird dir Eva geboren – nachdem du alles bei Seinem Namen nennst. Sie wird dafür sorgen, dass du dich verrennst, aber doch nicht verbrennst. Denn der Vater, dein Schöpfer, ist ihr Weg – den du gehst. Der mit dem Exodus beginnt (Gen. 1, 24–3, 24), dem niemand entrinnt, der Auszug zur Heimreise ins ewige Leben – Garten Eden. Aussiedlung zum Heil der Heiligkeit. Durch alles hindurch! Rückkehr – von Geburt zu Geburt.

‚Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt.‘ (Jer 31,3)

Ja, zuvor kommt Eva. Aber dann folgt die Wandlung – weg vom Besitzanspruch, hinein in die Beziehung. Geburt. Magnetismus. Anziehungskraft? Ja! Doch welch erhabene Macht dahinter – und durch dich und meine Hand hindurch! Denn gleich, ob du wolltest oder nicht, deine Ma oder ich, es galt allein diese Stunde. Zeit Gottes. Sein Wille! Seine Geburt. Zeit deiner Geburt! Es geschah mühelos, gänzlich natürlich, ohne unser Zutun. Geburt ist die

Frucht des Zusammenwirkens alles Geschöpflichen. Hier findet sich das oberste Gesetz des gesamten Universums: Synergie! Die Kräfte, die bei deinem Geburtsvorgang zusammenwirkten, unterbrachen wir nicht. Wir ließen sie ihre eigene gottgewollte Aufeinanderfolge vollführen. Das ist einzig, was wir taten. Mehr nicht!

Ergriffenheit, Schweigen. Tiefe Anbetung – ohne Worte. Ein magisches Fenster. Weit offen. Ewiger Augenblick. Zeitlos, kein Vor, auch kein Zurück. Pure Liebe, die sich verströmt. Dieser Liebesstrom fließt durch meine Hände hindurch und versetzt mich augenblicklich in die Gewissheit: Nicht nur dies hier, sondern alles im Leben geschieht einfach. Ereignet sich so, wie es von Gott her geschehen soll – und zwar genau so und niemals anders! Was für ein Übermut, absolute Blindheit – mir einzubilden, ich vermöchte irgendetwas aus mir selbst heraus, ohne die Kräfte der Natur Gottes. Oder hätte gar Anteil daran im Sinne von eigenem Werk. Aber anders ebenso, was für eine Freudenbotschaft! Unverdiente Gnade. Erlösung! Ich bin nicht imstande, dem Schöpfer etwas Recht zu schaffen, sondern einzig umgekehrt: Der Schöpfer, das Sein, das Leben daselbst macht alles mir recht – so ich nicht eigenmächtig dazwischenfunke.

Dein und mein Anteil – Laeticia – ist demnach einzig offen anzunehmen, was uns von Gott her zukommt. Empfangen! Zulassen! Uns dreinfügen oder

darunter bleiben – so geschieht immer glückliche Geburt. Vollkommen gleich derweil wie das Geborene am Ende auch beschaffen sein wird, dieses ‚Fiat' ist der sicherste Pfad. Empfangende Durchlässigkeit für den fließenden Strom der Liebe geleitet durch jede Not sicher hindurch. Verweigerung indes verhindert Gebären, bindet Leid, führt naturgemäß in den Tod. Ewiger Kreislauf.

Nicht mehr. Aber auch nicht weniger.
Denn so schreiten wir von Geburt zu Geburt
zurück zu unserem himmlischen Heimatort."

Auf jeden Fall bestätigte mir diese unverhoffte Beauftragung „Hebamme“ aufs Neue wieder: Wo der Herr einen Auftrag gibt, da schenkt er ebenfalls das Vermögen dazu, ihn ebenso vollendet auszuführen. Und genau so blieb es, bis zum heutigen Tag. Nie wäre mir zuvor in den Sinn gekommen, tagein tagaus inmitten des steten Gewusels einer fünfköpfigen Familie zu stehen und das obendrein noch zu lieben. Doch genauso war es. Ein Arbeitstag von früh um fünf bis Mitternacht. In den Morgenstunden betete und meditierte ich, am Tage kochte ich, putzte im Haus, werkelte im Garten und kümmerte mich gemeinsam mit Kalinka um die Kinder. In den Nachtstunden schrieb ich – auf Wunsch von Kalinka meinen Lebensweg auf – und beendete nach allem den Tag, wie ich ihn angefangen hatte, mit Gebet und Meditation.

Das erste Dreivierteljahr durchwanderte ich leichtfüßig. Der Dienst an der Familie erfüllte mich vollends. Und den Leib des Herrn empfing ich ebenfalls bald wieder, wenn auch nicht tagtäglich. Gleichfalls die Beichte, wann immer es Gelegenheit gab. Hier überging ich die Anordnungen der Kirche bewusst. Einmal ausgeschieden als Kirchenmitglied, hatte ich mich dieser nicht mehr unterzuordnen. Christin war und blieb ich ja dennoch allezeit. Da das Sakrament daselbst, wie mir ein Beichtvater im Anschluss an meinen Austritt erklärte, „über alle Zeiten hinaus, bestehen bleibt“. Und dieser war es

zudem, der mir stehenden Fußes aus dem Beichtstuhl heraus, ebenfalls den Segen gab, für diesen neuen Lebensabschnitt innerhalb meines speziellen Rufes einer Wandereremitin: „Wissen Sie, es muss auch Christen außerhalb der Kirche geben", sprach er mich ein für alle Mal frei, „dafür gibt es viele Beispiele unter den Heiligen – also nehmen Sie nur weiterhin teil an der Eucharistie, wo immer Sie können."

So war die Familie in Frieden, nahm ich an. Doch da waren mir die Augen gehalten. Bald überraschte mich der Wechsel vom leicht- auf schwerfüßigem Schritt abrupt. Unversehens fanden sich die Kinder, samt mir, vor einem schmalen Pfad stehen, der uns alle direkt durch eine finstere Schlucht führen sollte. Quasi über Nacht verließ der Schwiegersohn Haus und Familie. Tat sich mit einer anderen Frau zusammen. Weswegen ich mich heute noch frage, ob der Eidam mich nicht überhaupt einzig nur auf diesen Tag hin, und zu diesem unchristlichen Zweck, von meiner Klause weg in sein Heim holte. Worauf Kalinka, von jetzt auf gleich, folglich mittellos dastand. Mit drei kleinen Kindern, ohne jegliche Unterstützung.

Über Nacht zur Bettlerin erkoren, klopfte Kalinka in der Folge an viele Türen – staatliche, väterliche und kirchliche –, am Ende vollends vergeblich. Ein jeder hinter diesen Portalen, ließ sie nur ein Stück weit mehr noch beschämter dastehen, als sie es

ohnehin schon war. Ja mehr noch, gänzlich diametral: Behörden bedrängten und zwangen sie zudem unverzüglich aus dem Haus aus – und in eine „bezahlbare“ Wohnung einzuziehen. Unfasslich für mich. Mir sagte man um meines Glaubens willen gern Realitätsferne nach, was hier aber gefordert wurde, war genau dies: Real fand sich kein Wohnungsbesitzer, der an eine alleinstehende Frau mit drei Kindern vermietete. Schon gleich gar nicht „auf die Schnelle“. Handwerker waren gefragt, Paare mit Festanstellungen oder Rentner. Und jene einst so zahlreich leerstehenden Sozialwohnungen in Gesamtdeutschland, waren nunmehr allesamt mit Migranten aus aller Herren Länder belegt. Allein Gebet und fester Glaube an den ewigen Vater, vermittels einzig wahren Hirten Jesus Christus, half uns in letzter Konsequenz in diesen Tagen. Nach unzähligen Absagen erreichte uns am Ende doch eine Zusage von einer privaten Hauseigentümerin, einer kleinen Ortschaft Nordostbayerns. Abermals hieß es für mich „weiterwandern“. Indes diesmal nicht allein, sondern gemeinsam mit den Kindern.

Von hier an bezog Kalinka Arbeitslosengeld. Derweil ich selbst noch einmal „die Hand an den Pflug legte“ (Vgl. Lk 9,62), mich für Geld in der hiesigen Backstube in der Kommissionierung verdingte. Ein Kompromiss, der mir nicht leicht fiel einzugehen, doch die Kinder in dieser Zeit zu

verlassen, brachte ich ebenso nicht über das Herz. Am Ende folgte ich dem absolut sicheren Wegweiser der gegenwärtigen Antriebskraft. Denn wo die Verve fehlt, da kein göttlich-gewollter Weg, wozu sie aber vorhanden ist, da beschreitet Gott daselbst mit dir den Pfad. Das hatte ich Dutzende Male schon erfahren. Und so geschah es auch diesmal, bedingungslos ließ ich mich auf dieses neue Dasein ein. Unterdessen steckte Kalinka inmitten eines mir schier unerfindlich kreatürlichen Scheidungsverfahrens. Normal mag ich den teilweise empörten Ausspruch der Altvordern: „Also das hat es früher nicht gegeben!“, nicht sonderlich. Hier aber trifft er vollends zu. Mutter und Kind gehören grundsätzlich nicht mehr zusammen? Was rein biologisch vorgegeben ist, zählt nicht mehr? Fällt einer wahnwitzigen Gleichstellungsideologie zwischen Mann und Frau zum Opfer? Mit der Folge eines generell geteilten Sorgerechts, das von vornherein Besuchsrechte mit Übernachtungen in mindestens vierzehntägigem Abstand festlegt? Das ist wahrlich kriminell, und hat es wahrhaftig nie zuvor gegeben. Was nun fernerhin wieder nur zu logisch ist, denn es gibt doch stets einen triftigen Grund für jedwede Trennung von Ehepaaren, benannt schlicht: Unterschiedliche Lebensauffassungen! Die sich am Ende, wenn die leidenschaftliche Liebe der einstigen Paarungszeit sich verflüchtigt hat, derart schwer wiegend entgegenstehen, dass ein weiteres Zusammenleben

unmöglich ist. Und das immer – schon und vor allem – allein um der Kinder wegen. Wie, so frage ich mich, kann es dann solcherart Gesetze geben, die jene „Scheidungskinder" nun augenfällig verheerend weiterhin in diesen Kampf der Eltern um die rechte Lebensweise stellen? Die Leidtragenden herbei bleiben die Sprosse – unvermeidbar! Desaströs am Ende da, wo nicht wenigstens einer der getrennten Eheleute Einsicht zeigt und um der psychischen Gesundheit der Kinder wegen, dem anderen das alleinige Sorgerecht überlässt.

Was geteiltes Sorgerecht anrichtet, durfte ich hautnah in der Trennungszeit der beiden miterleben. Des Schwiegersohns Lebensauffassung war damals durchweg amerikanisch geprägt – Fastfood, fettleibig, bequem. Kalinkas hingegen christlich – vegetarisch, schlank, agil. Der Eidam liebte sein teures Hobby (Modellflug) und Geselligkeit, Kalinka indes die Kinder und mich. Somit lag es von Anbeginn auf der Hand, dass dieses Paar Probleme bekommen würde im Alltag. Das Privileg „Sakrament der Ehe" einzugehen, hätte ihnen niemals gegeben werden dürfen. Denn wahrer Christ ist nicht der, der eine Urkunde vorweist, „um mal eben schick in der Kirche zu heiraten", sondern einzig jener, der die entsprechenden Werke aufwartet. Das war hier nicht der Fall. Lügen und Unehrlichkeiten prägten diese Zweisamkeit vom ersten bis zum letzten Tag. Und

Kampf, denn Kalinka verlangte es darnach, die Kinder gesund zu ernähren und zu erhalten. Ebendarum suchte sie den Kinderarzt nur bei zwingender Notwendigkeit auf und ließ nicht eines ihrer Lieben impfen. Bei Fieber, Krankheit oder Unfällen griff sie vornehmlich auf Hausmittel zurück, statt auf Tabletten. Das genaue Gegenteil indes der Schwiegersohn. Der bestand auf sein Fleisch. Wo er es nicht bekam, da ließ er Kalinka ihre – extra für ihn – aufwendigen vegetarischen Essen kochen, derweil er sich selbst zuvor klammheimlich an Fleischburgern bei „McDonalds“ füllig aß. Sich im Anschluss an den Familientisch setzte und großtat, als schmeckte ihm, was Kalinka gekocht hatte. Heimliches Rauchen war ebenso an der Tagesordnung, wie Trinken oder verborgene Telefongespräche mit den Eltern, über Kalinkas Weigerung zum Beispiel, die Kinder weder impfen zu lassen noch ihnen Pharmazeutika zu verabreichen. Und diesen beiden Streithähnen nun, räumte das Scheidungsgericht nunmehr ein vierzehntägiges Besuchsrecht ein. Ganz so, als wären damit all diese grundlegenden Zwistigkeiten, rund um die Lebensweise für die gemeinsamen Kinder, aus der Welt geschafft. Das Ergebnis dieses Beschlusses sah, real am Ende, kurzgefasst wie folgt aus: Der Große (8) nahm hyperaktive Verhaltensweisen an, fiel in der Schule ab. Die Mittelste (6) nässte des Nachts wieder ein, obgleich sie mittlerweile drei Jahre davon befreit war. Und die Jüngste

(2), die zuvor autonom schon fast jedem von uns wegrannte, zudem aufmerksam, quirlig und offen in Sätzen sprach, lief jetzt keinen Schritt mehr allein, zog sich in nahezu autistisch anmutender Manier, nunmehr in sich selbst zurück.

Und das alles zu sehen – und zudem die Ohnmacht und somit das tiefe Leid Kalinkas –, hätte mir garantiert das Herz gebrochen, wenn ich nicht einzig und allein nur in Gott wandeln würde. So legte ich auch kein Veto ein, als Kalinka mir eines Tages offenbarte, dass sie künftig auf ihren Teil des geteilten Sorgerechts verzichten würde. Denn man hatte ihr gerichtlich nicht nur den Antrag und Herzenswunsch auf Verlängerung der Pausen zwischen den Besuchsrechten von zwei auf drei Wochen abgelehnt: Sondern zudem der Schwiegersohn, der ursprünglich Kalinka in meinem Beisein verkündet hatte, dass ihm ein „vierzehntägiges Besuchsrecht viel zu viel ist", beantragte jetzt urplötzlich, wie sie, das alleinige Sorgerecht. Was für eine Wende! Die einzig nur unter dem Einfluss der finanzstarken Eltern möglich war. Der Vater Physiker, und produktiv in Gemeinde und Pfarrgemeinderat involviert. Die Mutter Hausfrau, zudem der Eidam der Erstgeborene von 5 Kindern. Eine sogenannte „Vorzeigefamilie". Lobby demnach, die Kalinka mit mir an ihrer Seite nicht zu bieten vermochte. Das schmerzte. Und doch lag es auf der Hand. In

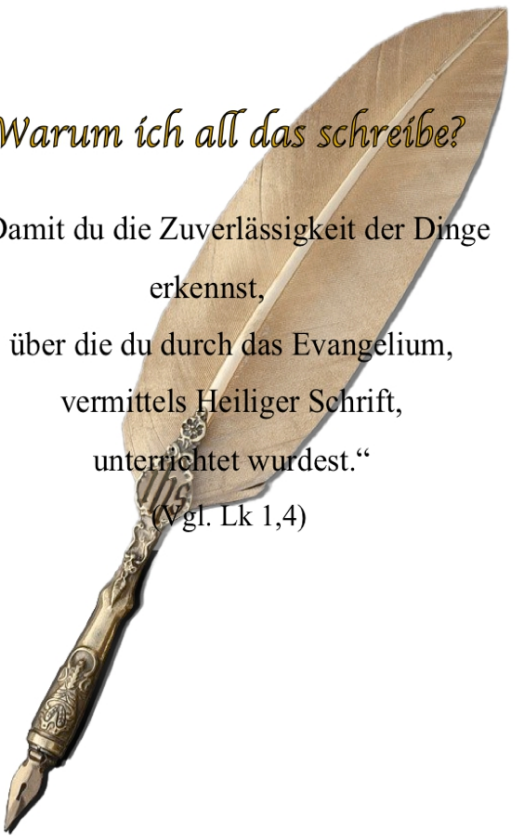
einem gottfernen Staats- und somit Rechtssystem hat der wahrhaft Christgläubige null Chance. Geld und Ansehen regieren wie eh und je auch heute noch willkürlich an sämtlichen Höfen – politischen, kirchlichen, wie gerichtlichen. Allen Ernstes erwägte dieses, deutlich morbide, System jetzt den Gebärerinnen ihre Nachkommenschaft künftig gar noch ungerechtfertigt zu nehmen, zu welchem Zweck auch immer. Und erst der Vater, was für ein Hochmut! Und Frevel an den Kindern! Sie grundlos der Mutter zu entreißen, allein um sie anschließend einer Fremden in den Schoß zu legen? Kalinka hatte recht. Die Situation des „heute bei Pa und morgen bei Ma" war unerträglich für alle Beteiligten und – v o r allem – gänzlich ungesund für die Sprosse. Folglich verzichtete sie vollumfänglich auf das vermeintliche Sorge- wie Besuchsrecht und zog sich zurück. Damit indes handelte sie in vollem Umfang einer liebenden Mutter gemäß, gar biblisch verbrieft, in 1. Kön 3,16-26 – das salomonische Urteil:

„… Nun entschied er: Schneidet das lebende Kind entzwei und gebt eine Hälfte der einen und eine Hälfte der anderen! Doch nun bat die Mutter des lebenden Kindes den König - es regte sich nämlich in ihr die mütterliche Liebe zu ihrem Kind: Bitte, Herr, gebt ihr das lebende Kind und tötet es nicht!"

Fazit: Es wird die Ära ihrer vollkommenen Mutterschaft anbrechen, das steht sicher, ist nur eine Frage der Zeit. Denn göttliche Natur lässt sich nicht auf Dauer trennen. Für jetzt aber ist sie – und ebenso ich – verschont davon zu schauen, wie aus diesen einst so wundersam rezeptiven, selbstbewussten und gesunden, hoffnungsfrohen und quicklebendigen Kindern nunmehr Holzpuppen werden. Allesamt Pinocchio's mit langen Lügennasen, als unmittelbare Folge jahrelanger Fesselung ihrer natürlichen Fähigkeiten und Gaben, bei zeitgleich staatlich verordneter Zerstörung jeglicher Unversehrtheit ihres jungen, den Zieheltern gegenüber, schutzlosen Körpers. Schäden unendlichen Ausmaßes. Kein Elternteil der Welt wird am Ende der Tage ob dieses eigenhändig an ihren Kindern getätigten Frevels „genmanipuliertes Essen" und „Impfpflicht" gerechtfertigt sein. Keiner der sich nicht augenblicklich konsequent gegen diesen staatlich repressiv angeordneten Genozid an ihren Sprossen stellt. Das ist so sicher, wie alltäglich die Sonne am Firmament aufgeht. So ist es uns verheißen:

„Denn siehe, es kommen Tage, da wird man sagen: Selig die Frauen, die unfruchtbar sind, die nicht geboren und nicht gestillt haben. Dann wird man zu den Bergen sagen: Fallt auf uns! Und zu den Hügeln: Deckt uns zu!"
(Lk 23,29-30)

Ja, selig dann jene Frauen, die ihre Nachkommenschaft nicht dem Tod ausgeliefert haben. Und selig jene, welche – nachdem sie die eigene Schuld an dem Leid ihrer psychisch erkrankten und physisch wie Schlachtvieh endenden Leiber ihrer selbst und somit auch an ihren Kindern erkannt haben – in vollkommener Reue, sprich, aus Liebe zu Gott, gänzlich von diesem Frevel ablassen. Denn all jene Gebärerinnen erhalten dann, wie Kalinka dereinst zu seiner Zeit, die Chance ihren Pinocchio's dabei zu helfen, wieder echte, pur lebendige Gotteskinder bzw. Menschen zu werden. Allesamt zu lebensspendenden Charakteren, die mit beiden Beinen auf der Erde, derweil mit Geist, Herz und Verstand beim ewigen Vater im Himmel, weilen. All das gelingt, garantiert! Dazu bedarf es allein der Umkehr. Denn Gottlob ist sowohl der Leib als auch die Psyche vom Schöpfer her, mit einem perfekt funktionierenden Selbstheilungsmechanismus ausgestattet. Und wer an dieser Stelle findet, so verhängnisvoll ist das doch alles gar nicht, dem empfehle ich diese Filme anzusehen: „What the Health“, „Vaxxed“ und „Vaxxed 2“ und „Der Gen-Food Wahnsinn“.



Warum ich all das schreibe?

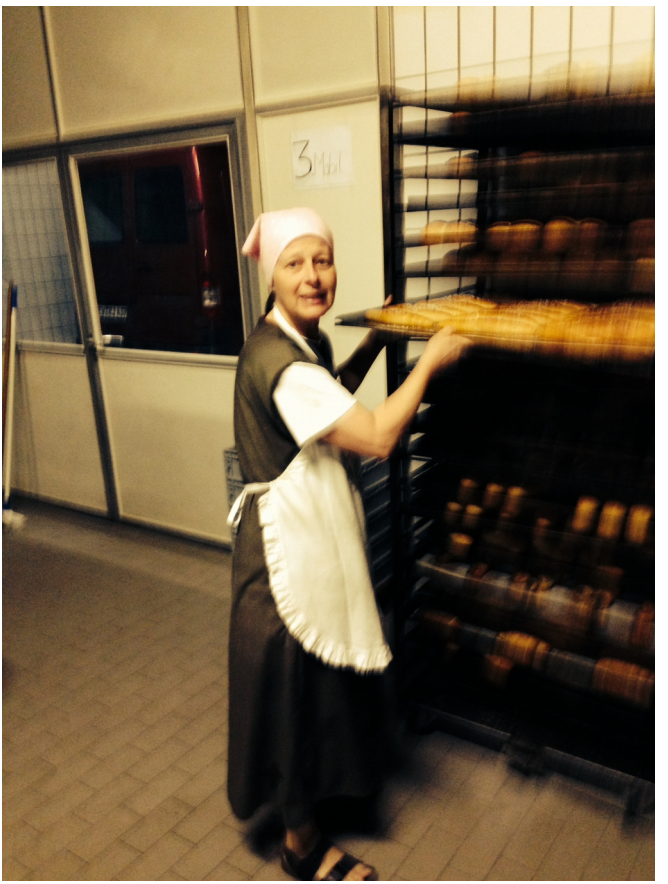
„Damit du die Zuverlässigkeit der Dinge
erkennst,
über die du durch das Evangelium,
vermittels Heiliger Schrift,
unterrichtet wurdest.“
(Vgl. Lk 1,4)

2014-2016

Alles hat ein Ende, auch jedwede enge Schlucht, die es zu durchwandern gilt. Urplötzlich steht man an ihrem Ausgang, erfährt die Weite der Möglichkeiten. Ein neuer Lebensabschnitt hebt an. Meiner zeichnete sich deutlich mit dem Auszug der Kinder aus der Wohnung ab, die folglich kinderlos nunmehr zu groß für Kalinka war. Ergo hieß es weiterziehen, zunächst in eine einfachere Behausung und noch immer nicht allein. Kalinka jetzt solo zu lassen, fehlte mir die Kraft des Heiligen Geistes. Dafür gelang alles mühelos, was wir in dieser Zeit anpackten. Eine grundsätzlich leichtfüßige Wegstrecke für mich, in welcher ich Gelegenheit bekam, Kalinka in die Wunder der Natur und somit in die Allgegenwart Gottes einzuweihen. Unkompliziert und im Nu fanden wir eine kleine Dachgeschosswohnung in der gleichen Ortschaft. Nur wenige Meter von der alten Wohnung entfernt. So verdingte ich mich weiterhin in aller Herrgottsfrühe in der Bäckerei. Nicht lange, da fand auch Kalinka eine Anstellung. Bei dem zweiten Bäcker des Ortes und gleichfalls in der Backstube. Was keinesfalls so geplant war, doch hinterfragten wir Gottes Wege nicht, sondern begingen sie nur schlicht. Auf diese Weise verdienten wir unsere „kleinen Brötchen“ jeweils mit Minijobs und hatten den Rest des Tages frei.

Was für ein Geschenk! Eine absolut kreative Zeit. Wenn das Wetter es zuließ, erkundeten wir das nahegelegene Hinterland vermittels ausgiebiger Spaziergänge durch Wald und Flur. Hielten die Besonderheiten unterdessen zu jeder Gelegenheit per Foto oder Film fest und kreierten im Anschluss daran kleine Videos daraus. Betrieben daselbst einen YouTube-Kanal und eine eigene Website, mit wöchentlichen Blogbeiträgen, Videoclips, Audios und vielem mehr. Zwischendurch meditierte, las, schrieb, betete ich. Zudem war es eine Epoche des Genießens verschiedenster Geschmäcker. Ohne Ende verkosteten Kalinka und ich immerwährend neue Wohlgeschmäcker in unserer feudalen Wohnküche aus. Vorwiegend „grüne Küche", womit ich nunmehr vollends ebenso in den Habitus eines Rohköstlers vordrang und ihn folglich verstand. Worüber ich mich maßgeblich freute, denn Kenntnis um das Wesen allen Seins zeugt von der unerschöpflichen Fülle der Schöpfung. Wodurch die endlose Liebe des Schöpfers, seinem Geschöpf gegenüber, durch sämtliche Äonen hindurch, authentisch dokumentiert ist und bleibt. Und nicht zuletzt, kam auch in dieser Entwicklungszeit (hin zu einer vollendeten Wandereremitin, sprich Dienerin des Herrn) mein zutiefst katholisches Leben nicht zum Erliegen. Hier kam der Pfarrer des Ortes regelmäßig und gern, auf ein geistliches Gespräch, Kaffee und Plätzchen vorbei.

Insgesamt ein unbeschwertes Dasein. Sein frühes Ende aber, deutete sich mir schon vor dem Umzug an.



Die unmittelbare göttliche Unterweisung dieser frohgemuten Zeit bestand indes explizit aus dem endgültigen Ablegen meines unerschütterlichen Aberglaubens an einen Rechtsstaat. Zur Justiz schaute ich noch immer auf. Richtern und Anwälten vertraute ich blind. Warum auch nicht, sie alle hielten sich allein an das Gesetz. Das wiederum in seinem Ursprung der Heiligen Schrift entstammt. Solide Grundlage demnach, so wähnte ich, ergibt unweigerlich auch gerechtes Urteilen. Doch da täuschte ich mich gewaltig. Diese Selbsttäuschung nun, sollte mir bald restlos genommen werden, ähnlich wie zuvor in Alt-Tegel mein Irrglaube an einen Holzperlen-Rosenkranz als Allheilmittel gegen alle Übel der Welt, durch eine Bettlerin regelrecht abgeluchst wurde. Hier indes geschah es vermittels einer gefälschten Heizkostenabrechnung, durch die Hausbesitzerin jener Wohnung, die wir mit den Kindern bezogen hatten.

Die Heizkostenendabrechnung erschien uns ungerechtfertigt hoch. Obgleich wir der Vermieterin schon zweihundert Euro extra monatlich für die Heizkosten zahlten, verlangte sie nunmehr eine Nachzahlung von eintausendsechshundert Euro. Folglich legte ich schriftlichen Einspruch ein, mit der Bitte um Einzelnachweise für diese Gesamtkostenabrechnung. Doch die erbrachte die Dame nicht in vollem Umfang. Vor allem ein Beleg fehlte, über einen Betrag von fünfhundert Euro für vermeintliche

Hausmeisterkosten. Das weckte unser Misstrauen, da einen Hausmeister weder wir noch die anderen Hausbewohner je gesehen hatten. Geschweige denn, dass jene uns hier in Rechnung gestellten Arbeiten jemals verrichtet wurden. So ließen wir die gesamte Kostenabrechnung von einem darauf spezialisierten Anwalt vermittels Mieterverein durchchecken, wodurch noch etliche Mängel mehr zum Vorschein traten. Im Endergebnis bestätigte uns der Rechtsanwalt: „Diese Heizkostenabrechnung ist fehlerhaft. Und somit nicht fällig. Sie haben richtig gehandelt. Erst wenn alle Belege vorhanden sind, brauchen sie zahlen oder es muss eine neue Abrechnung erstellt werden."

Das teilten wir auch der Hausbesitzerin mit. Statt Quittungen indes, kam uns im Anschluss direkt ein Mahnbescheid ins Haus und bald darauf ein Anklagebescheid, nebst einer Vorladung zu einer Vorverhandlung zwecks „gütlicher Einigung". All das vollzog sich in einem Tempo, dass ich kaum wahrnahm, dass ich mit dieser Ladung längst inmitten eines Rechtsstreites stand, der von Anbeginn nicht Recht, sondern einzig Profilierungssucht, Machtanspruch und Vertuschung von sträflicher Handlung im sprichwörtlichen Schilde führte. Und letzten Endes gar noch, mit der Verhängung von Beugehaft über mich eskalierte. Unfasslich aber absolut wahr.

Indes, bis zur Gefangennahme dauerte es noch eineinhalb Jahre. Dazwischen lag zunächst diese

Vorverhandlung, zu der wir frohgemut und gänzlich offenen Herzens pünktlich erschienen. Ohne Anwalt, versteht sich, denn die Sache war ja klar „ohne Belege keine Fälligkeit“. Somit stand unsere Vorteilsposition außer Frage, war ich zumindest felsenfest überzeugt, doch da irrte ich gewaltig. Am Schluss nur Häme für uns, und der erste Verlust meiner bislang zutiefst empfundenen Hochschätzung vor dem Richteramt. Nachfolgend ein Auszug aus dem Geschehnisbericht „Die schwarzen Roben“, den ich 2016 an all jene verfasste, die diese Wegstrecke der Läuterung des Aberglaubens an einen Rechtsstaat einer Wandereremitin, betend oder wohlwollenden Herzens mit verfolgten:

„Oberaalische Gerichtsbarkeit

Nur zu schade, dass es uns nicht erlaubt ist, den Gerichtsstand selbst zu wählen. Denn sonst hätte ich für alle Streitlustigen einen heißen Tipp: Amtsgericht Leiden in der Oberaale. Beziehungsweise explizit, die Zweigstelle Vogelrausch.

Durchweg zuverlässig, ist zu versichern, ich habe es am eigenen Leib erfahren:
I n Vogelrausch ist die Welt der Justizgewalt derzeit vollkommen heil für jedweden Streitwilligen. Da ist der Kläger König und der Richter – zumindest einer der zwei amtierenden Juristen

vor Ort – in jeder Richtung eine erlauchte Majestät. Gänzlich so, wie wir sie aus frühen Märchenbüchern kennen oder aus dem kurzen Werk des de Saint-Exupéry „Der kleine Prinz“ – unantastbar thronend. Allmächtig, so scheint es, derweil ebenso einsam und selten gegenwärtig.

Aber Stopp! Erzähle ich der Reihe nach, warum diese Zweigstelle unter diesem Richter so empfehlenswert ist.

Es fängt schon allein mit dem Eintritt in das Gerichtsgebäude an. Hier scheint Justitia – absolut im Gegensatz zur inzwischen gängigen Praxis anderenorts – so ganz und gar nicht angstvoll zu sein. Zwar ist auch hier der Eingangsbereich mit einem taschenkontrollierenden Wachmann bestückt und dem üblichen Metalldetektor. Doch wer du bist und ob du überhaupt vom Gericht geladen bist oder nicht, schert hier nicht. Im Nu bist du folglich hindurch, durch den Kontrollbereich und sitzt geradewegs schon vor den Verhandlungssälen, die dicht dahinter liegen. Es ist noch Zeit – klar, du warst mal wieder überpünktlich –, ergo schaust du dem Treiben im Einlassbereich zu. Dem Wachmann, wie er mit seinen Gummihandschuh überzogenen Händen in den Taschen der Vorgeladenen kramt und dem Blinken des Metalldetektors, derweil die Kontrollierten ihn durchschreiten. Ein paar

Mal schlägt der Detektor dabei heftig an. Doch der Schutzmann reibt sich nicht daran, lässt die Männer unkontrolliert passieren. Und unterdessen du noch darüber staunst, geht dir allmählich auf, dass jene Person, bei der es am stürmischsten fiepte, der Anwalt deines Anklägers ist. Der wandelt nun ein paar Mal hin und her, raus aus dem Gerichtsgebäude und wieder herein. Stets begleitet von diesem Fiepen, das kurioserweise niemanden schert. Und derweil du diesen Rechtsanwalt betrachtest, in seinem Selbstverständnis, fällt dir urplötzlich ein, dass er dir nicht wohlgesinnt ist, weil du ihm schon im vorgerichtlichen Schriftsatz die Stirn geboten hast. Ohne Rechtsberater, denn der ist nicht nötig bei einem Streit um eine Nebenkostenabrechnung vor einem Amtsgericht. Es ist ja die Klägerin, die keine Belege besitzt. Und ein fieser Gedanke kommt dir: *„Was, wenn nun der Anwalt eine Waffe bei sich trägt und dir am Ende damit an den Kragen geht?“*

Um das zu ergründen, stehst du noch einmal auf, begibst dich zum Wachmann und fragst ihn frei heraus, wieso elementar Anwälte nicht kontrolliert werden:

„Sind die keine Menschen? Rasten die nie aus?“

Der Wachmann ist irritiert. Doch stammelt er dennoch eine Antwort zusammen: „Ähm, ja, die

haben doch einen Ausweis!“

Diese Auskunft befriedigt dich nicht, ergo hakst du nach: „Ah verstehe – der Ausweis gilt als Garant für Unbescholtenheit?“

Darauf der Wachmann, wieder stotternd: „Ähm, nein, Polizisten tragen ja auch Waffen, dann müssten wir ja jedem Polizisten, der hier reinkommt, die Waffe abnehmen.“

Und jetzt bist du es, der irritiert ist: *„Hat er deine Frage nicht verstanden?“*

Aber genau das ist eben das Besondere an diesem Amtsgericht. Es überrascht und du lernst um ein Vielfaches an Neuem dazu. Zum Beispiel, dass hier nur die Geladenen pünktlich zu erscheinen haben, der Richter indes, zu seiner ersten Verhandlung am frühen Morgen, freilich verspätet eintrifft. Gänzlich einer hoheitlichen Omnipotenz angemessen, ohne ein Wort des Bedauerns oder gar einer Entschuldigung. Das ist von hohem Vorteil zu wissen. Denn einerseits erspart dir das für den Fall einer Hauptverhandlung erheblich Zeit, da du dann das Gebäude erst minutengenau zum Termin betrittst und am Ende noch immer überpünktlich da bist. Andererseits ist dieses Gebaren seiner richterlichen Hoheit aber auch ruinös für dich zu wissen, denn im Nu zerrinnt dir fernhin die Achtung vor ihr. Augenblicklich bist du ernüchtert und aufs

Höchste besonnen, die Ehrfurcht ist dir genommen. Vollkommen wach beobachtest du jetzt das weitere Geschehen und was deine Augen von hier an sehen und deine Ohren vernehmen, verschlägt dir am Ende vor Staunen buchstäblich die Sprache.

Zunächst betritt seine richterliche Hoheit so ganz und gar nicht ehrenwert den Saal. Salopp schlendernd geht sie auf ihren Sitz zu, nickt unterdessen freundschaftlich dem Anwalt der Klägerin zu. An dir indes zieht sie ohne Regung vorüber.

„Natürlich!“, schießt es dir dabei in den Sinn, *„die kennen sich!“* Und eine Frage drängt sich dir auf: *„Spielen die gemeinsam Tennis? – Ach was!“*, rufst du dich flugs wieder zur Räson, *„Jeder Richter ist ja schon von Amts wegen ‚Neutrale Person‘.“*

Nun, auch hierüber wirst du postwendend eines Besseren belehrt. Du bist die Beklagte – und das bekommst du jetzt in jeder einzelnen Sekunde, in der du hier vor diesem Amtsrichter sitzt, auch zu spüren. Seine richterliche Hoheit macht sich nicht einmal die Mühe eine ordentliche Eröffnung der Verhandlung durchzuführen. Hier folgt sie der Gelassenheit des Wachmannes im Eingangsbereich, geht gleichfalls fraglos davon aus, dass du du bist und kein Terrorist. Und

alldieweil von ihrer Majestät die Klageschrift der Vermieterin erfassbar formuliert wird, ist sie gleich im Anschluss daran nicht mehr in der Lage, ebenso nun auch deine Gegendarstellung deutlich zu formulieren. Stattdessen nuschelt sie nur einzelne Satzfragmente unartikuliert in ein Diktiergerät.

Ohne Verzug kommt seine Majestät dann aber sofort zur Sache. Angemessen, wie dir scheint, denn gewiss fanden wir uns hier nicht zum gemeinsamen Kaffeekränzchen ein, wenngleich es dir bislang exakt diesen Eindruck vermittelte. Sondern um ein gütliches Einvernehmen auszuhandeln. Ergo freust du dich auf das Verhandeln mit dem Anwalt der Klägerin, der hier derweil ohne seine Mandantin erschienen ist. Doch kaum die Freude zugelassen, ereilt dich schon die nächste Blöße. In dem Sitzungssaal seiner richterlichen Hoheit Hugo Feiglein wird nicht verhandelt. Braucht es nicht, wie du unverzüglich erfährst. Die Aushandlung eines Vorschlages zum gütlichen Einvernehmen der streitenden Parteien fand schon vor der Verhandlung in verborgenem Kämmerlein statt, sprich – ohne dich. Von daher legt seine Hoheit glattweg einen eigenkreierten Vergleichsvorschlag vor, dabei darstellerisch wahrlich talentiert. Einem gewieften Versicherungsvertreter gleich, macht er dir erst Angst und kommt dann im Anschluss als

erlösender Ritter daher:

„Ich kann Ihnen nur raten, nehmen Sie meinen Vorschlag an!“

Das vermagst du aber nicht, weil dieser nur die Vermieterin bedenkt und zudem einem Schuldbekenntnis deiner gleichkäme. Ergo lehnst du freundlich ab, bittest dagegen darum, nunmehr dein Angebot dem Anwalt der Klägerin unterbreiten zu dürfen. Doch das lässt seine richterliche Hoheit nicht zu. Stattdessen zetert sie merklich enttäuscht gegen deinen Entscheid und Einwand los. Schlägt ihn öffentlich hämisch als Dummheit aus:

„Wollen Sie die Sache wirklich ohne Anwalt durchziehen?“

Indes, insgesamt das Bemerkenswerteste an dieser Verhandlungsstunde bleibt doch unschlagbar dies: Nicht der Advokat streitet hier mit dir, nein, es ist der Richter, der hier Bresche um Bresche schlägt für eines Klägers Streitrevier. Der Anwalt sitzt stille nur dabei. Mit über der Brust verschränkten Armen auf seinem Stuhle sitzend, schaut er relaxt und unverhohlen süffisant nur zu, wie seine richterliche Hoheit sich nunmehr schreiend gar zankt. Wort um Wort fliegt durch den Saal, hin und her, allein zwischen dir und dem Richter. Seine Majestät ist jetzt unverkennbar erzürnt, das ist deutlich

wahrzunehmen, denn du bist absolut nicht zu bewegen auf ihren Vorschlag einzugehen. Der ihr offenbar aber so derart wichtig ist, dass sie, stellenweise offensiv, darüber vollständig noch ihre Pflichten als Amtsinhaber vergisst. Das Diktiergerät bleibt aus. Derweil wirst du verhöhnt und letztlich auch noch bedroht. Da fällt es auch dir schwer, dich zu beherrschen. Geschweige denn, dass da am Ende noch ein Fünkchen an Achtung, für diese richterliche Amtsperson, in dir übrig geblieben ist. Fazit: Güteverhandlung gescheitert.

So hoffst du auf die Hauptverhandlung. Getreu bündelst du zuvor schriftlich Beleg um Beleg deiner Unschuld und die dazugehörigen eindeutig stichhaltigen Gesetze zusammen. *„Klarer Fall!"*, erkennst du hierbei wieder. *„Die Klage ist vom Richter abzuweisen."*

Doch wiederum: nicht so, bei dieser Gerichtsbarkeit. Da greift Justitias verpflichtendes Vermächtnis „Durch Recht zur Gerechtigkeit" nicht. Denn da findet sich der Amtsrichter offenbar einzig seinem Eigenwillen mit Haut und Haar verpflichtet. Wenigstens sprechen seine folgenden Handlungen und/oder Unterlassungen eindeutig dafür.

Die Hauptverhandlung fand am 23.04.2015 statt und verlief fast ebenso, wie zuvor die

vermeintliche „Güteverhandlung“ und „Beweisaufnahme“ – würde ich gerne sagen, doch sie gestaltete sich heilloser noch: Denn nicht nur, dass Richter Feiglein keinerlei Kenntnis über den Inhalt unserer Schriftsätze besaß oder noch immer ganz in dem Sinne seines Vergleichs munter parteiisch die Befragung der Zeugen und weiterhin wörtlich-abträgliche Aussagen ins Protokoll manipulierte, sondern wahrhaftig doch zudem eine handschriftlich unterzeichnete und hinterlegte Aussage eines „Zeugen Hausmeister“ der Gegenpartei verharmlosend unter den „hochrichterlichen Tisch“ fallen ließ. Diese Aussage bestätigte zweifelsfrei, dass jene uns durch den Vermieter vorgelegte Rechnung „Rasenmäherposten“, die der Nebenkostenrechnung ebenfalls als Grundlage zur Endabrechnung diente, schlicht eine Fälschung war, da der Zeuge weder die darin ausgewiesene Summe noch überhaupt jemals Geld für das Rasenmähen von dem Vermieter erhalten hatte. Ohnehin handelte es sich bei dieser Rechnung nicht einmal um eine rechtlich gültige, da darauf sowohl Datum als auch Unterschrift eines vermeintlichen Empfängers fehlten.

Und hier bemerkst du urplötzlich, jegliches Wort und jedweder noch so winzigste Akt durch den Vorsitzenden getätigt, steuert auf ein dir bis dato gänzlich unbekanntes Ziel hin. Nur eines

zeichnet sich deutlich ab, es meint nicht das Recht, geschweige denn ausgleichende Gerechtigkeit. Unmöglich folglich für dich Gehör zu finden oder mindestens doch auf ein offen-neutrales Herz zu stoßen bei diesem Amtsrichter Hugo Feiglein. Was dir nunmehr im Verlauf dieses wieder lautstarken, immens emotional geladenen Wortgefechtes zwischen dir und dem Richter gänzlich aufgeht: *„Der hatte sich von Anfang an parteiisch verhalten!“*

Kämpfte demnach einen eigenen Kampf, der zudem unverkennbar nur am Rande etwas mit deiner Streitsache zu tun hatte. Wie ein Löwe die Beute, so verteidigte er dabei diese dir fremde Sache unter Aufbietung seiner gesamten Machtbefugnis. Den Zeugen, die er und die Klägerin berufen haben, legt er unverhohlen die Worte in den Mund, die seinem Ansinnen zweckdienlich sind. Spricht in der Folge rundweg ausschließlich nur diese aufs Diktiergerät. Unsere Gegenargumente indes, finden erst gar keinen Eingang in das wörtliche Protokoll und tauchen am Ende ebenfalls in der Niederschrift durchgängig verdreht oder missverständlich, bis überhaupt nicht mehr auf. Ebenso wird deutlich, dass der Richter sich nicht in deine Schriftsätze eingelesen hat. Ja, wahrhaftig nicht eine einzige der Anlagen daran in Augenschein genommen hat. Und selbst noch in jenem Augenblick, wo die Vermieterin als

Hauptzeugin eindeutig des Betruges bei einer Rechnung aus der strittigen Kostenabrechnung überführt ist, schmettert der Richter diesen Tatbestand schlicht als „irrelevant“ ab. Und von hier an, bist du bei allem nunmehr ebenso latent gezwungen, den Richter ernstlich von deinem Recht zu überzeugen, dir zwischendurch das Wort zu erteilen oder einen Einwand geltend machen zu dürfen. Aber nix da. Was sich in diesem Verhandlungssaal abspielt, bleibt für alle Zeiten ein haarsträubend gott- wie rechtloses Schauspiel ohnegleichen. So entpuppt sich in letzter Konsequenz die gesamte „Beweisaufnahme“ dieser Hauptverhandlung, in Anbetracht der amtsrichterlichen Unkenntnis der Aktenlage, als reine Farce.

Und erst hier, am Ende all deiner Hoffnung angelangt, geht dir urplötzlich doch noch des Richters Fokus auf. Denn da gab es wiederholt diesen einen Satz, wie dir just aufgeht, wo der Richter ihn eben erneut ausspricht – freilich so, als hätte es die Beweislegung eines Rechnungsbetruges soeben nie gegeben:

„Sie wollen ja nicht auf meinen Vorschlag eingehen …“

Und lichthell erfasst du nun: *„Himmel! Der streitet hier die ganze Zeit um einen ‚Vergleich‘ mit dir. Er kämpft um eines Zahlenrankings für diese Zweigstelle wegen, und nicht etwa um ein*

gerechtes Urteil.“

Altersstarrsinn! Dagegen kommt niemand an. Und doch bist du beim besten Willen nicht in der Lage auf diesen einseitigen, sprich allein zu Gunsten der Klägerin ausgefertigten, „Vergleichsvorschlag“ einzugehen. Zumal per Gesetz die Klage eindeutig abzuweisen ist. So sitzen wir uns gegenüber, unnachgiebig ein jeder auf seinen Standpunkt beharrend. Eine volle Stunde lang. Am Ende ist der Richter deutlich erschöpft. Deine hartnäckige Weigerung kostet ihn scheinbar die letzte Kraft. Vor sich hin stammelnd sackt er urplötzlich hinter dem Pult zusammen. Vergisst sogar, die Sitzung ordentlich zu beenden. Das übernimmst du letztlich für ihn, indem du den Deckel deiner Akte laut zusammenschließt und abrupt aufstehst.

Da wird der Richter noch einmal wach, schaut dir müden Blickes in die Augen, sodass er dir fast schon wieder leidtut. Deshalb gibst du dich sanfter: „Sitzung beendet?“

Worauf ein gedämpftes „Ja“ folgt.

Und als du dann kurzerhand noch zu wissen wünschst, wann er im Anschluss das Urteil verkünden wird, überzeugt dich des Richters Antwort einmal mehr von dessen Verfallenheit an die eigene Zielvorgabe, die da leider so weit außerhalb deiner liegt:

„Urteil? … Ähm, ich weiß noch nicht …“

Und wie es Gott so will: Am gleichen Abend dieses Verhandlungstages kommt mir doch ein Artikel in die Hand, der mir verdächtig nahe diese vormittägliche Erkenntnis von der Abhängigkeit des Amtsrichters an Rankingzahlen bestätigt. Darin heißt es schon in der Überschrift: „Amtsgerichte ein Fall für die Politik", und erhärtet weiter: „… Präsident des Oberlandesgerichts Fahrenberg informiert sich über Zweigstelle in Vogelrausch … Der neue Präsident fragte unter anderem nach der Streitkultur der Oberaaler: ‚Lassen sich hier viele Vergleiche schließen?'. Grundsätzlich, so Richter Feiglein, sei es wegen des beschränkten Kreises an Anwälten ‚ein sehr schönes Verhandeln'. Ausnahme seien die Verkehrsverfahren, da sich die Versicherungen nicht mit Vergleichen zufriedengeben würden …" (Quelle: „Der neue Tag", 06.11.2003, Namen geändert).

Da habe ich also nicht zu viel versprochen, nicht wahr?! Ein Geheimtipp, diese Zweigstelle Vogelrausch des Amtsgerichtes Leiden. Denn hier dreht sich Justitia vehement um Statistiken im Kreis, anstatt für Gerechtigkeit durch Recht zu sorgen: Vergleiche, Vergleiche – um jeden Preis!

Wem es hierauf als Kläger in einer Streitsache allein auf einen vorteilhaften Deal zu seinen

Gunsten ankommt, fernab von lästigen Gesetzen, der mache sich folglich, wo immer er kann, zu dieser Zweigstelle des Amtsgerichts Vogelrausch auf. Denn wenn er ein wenig Glück hat, führt den Vorsitz seiner Sache dann, in diesem Sinne, seine richterliche Hoheit Hugo Feiglein."

So lief das damals. Inzwischen gibt es diese Zweigstelle, deren Namen ich hier geändert habe, nicht mehr. Am 30. Juni 2016 wurde sie geschlossen. Nach nunmehr 207 Jahren. Was mich nicht sonderlich überraschte, denn „Gott lässt seiner nicht spotten"(Gal 6,7). Und zudem: „Die Verführungen müssen kommen, aber wehe dem, durch den sie kommen" (Vgl. Mt 18,7; Lk 17,1).

Die Klage hätte demnach vom Richter zurückgewiesen werden müssen. Doch der hielt stur weiter an seinem eigenkreierten Vergleichsvorschlag fest und verurteilte mich und Kalinka am Schluss als Gesamtschuldner dazu „dem Kläger 1.720,54 € nebst Zinsen hieraus in Höhe von 5 Prozentpunkten über dem jeweiligen Basiszinssatz seit 10.07.2014 sowie 20,- € vorgerichtliche Mahngebühren, ferner 255,85 € vorgerichtliche Anwaltskosten nebst Zinsen hieraus in Höhe von 5 Prozentpunkten über dem jeweiligen Basiszinssatz seit 08.01.2015 zu bezahlen" – und – „die Kosten des Rechtsstreites zu

tragen“.

Wow! Das traf. Laut aber kündigte ich an: „Kein Problem … gehen wir halt in Berufung! Am Landgericht Leiden wird sich schon noch ein unparteiischer Richter finden, nicht wahr? Es bleibt dabei: Die Nebenkostenabrechnung ist nicht fällig!“

Zuvor jedoch reichte ich im Anschluss unverzüglich Dienstaufsichtsbeschwerde gegen Richter Feiglein wegen: „1. Untätigkeit, 2. Ungebührliches Verhalten des Richters gegenüber Beklagten, 3. Missachtung von Gesetzen“ ein. Die freilich wurde ebenso bis zur dritten Instanz hinauf (Landgericht, Oberlandgericht, „Bayerisches Staatsministerium der Justiz“) abgelehnt, stets mit unter dem Strich gleicher Begründung: „… dass es die richterliche Unabhängigkeit verbietet, gerichtliche Verfahren u n d richterliche Entscheidungen im Wege der Dienstaufsichtsbehörde zu überprüfen“. Kaum zu fassen für mich. Da sage mir noch einer, das Dogma „Unfehlbarkeit eines Menschen“ sei ausschließlich in der katholischen Kirche zu finden. In diesem Sinne hat ein Richter in Deutschland mehr Gewalt über den einzelnen Menschen, als der Papst je über einen seiner Gläubigen aus der katholischen Gemeinschaft hatte, bzw. haben kann. Denn aus der Kirche kann einer jederzeit austreten, verliert einer nicht sein Leben, einem Richter aber entkomme ich nicht. Willkürlich ist es ihm gestattet, mit meiner Rechtssache zu verfahren, wie es ihm passt. Braucht

sich an keines meiner verbürgten Grundrechte zu halten, hält gar den Freibrief inne, sie ungestraft in nahezu krimineller Weise zu beugen. So aber ist auch das Gesetz zur Dienstaufsichtsbeschwerde eine blanke Farce. Oder anders ausgedrückt, mit den Worten des ehemaligen Richters am Oberlandgericht Köln, RA Dr. Egon Schneider (Quelle: Zeitschrift für die Anwaltspraxis, 2005, Seite 49): „Eine crux unseres Rechtswesens ist das völlige Versagen der Dienstaufsicht gegenüber Richtern. Welche Rechtsverletzungen Richter auch immer begehen mögen, ihnen droht kein Tadel … Und so ist es zu dem bemerkenswerten Verfahren gekommen, dass drei Instanzen eine Dienstaufsichtsbeschwerde ohne eigene Begründung zurückgewiesen haben und sich lediglich auf dem Antragsteller teilweise unbekannte richterliche Stellungnahmen bezogen haben, die ihrerseits nicht auf die Sache eingegangen waren. Von der Bindung an Gesetz und Recht (Art. 29 Abs. 3 GG) kann da wirklich keine Rede mehr sein."

Das Berufungsverfahren. Ein Berufungsverfahren bedeutet immer Anwaltszwang. Es war nicht leicht in Leiden oder Umgebung einen Anwalt für unsere Sache zu finden. Die meisten verlangten zunächst eine im Voraus von uns bezahlte Sichtung der Akten mit der Begründung, sich ansonsten nicht entscheiden zu können, ein Mandat zu übernehmen oder nicht, denn letztlich: „… übernehmen wir nur

Fälle, die auch Erfolg versprechen."

Die Summen, die jeweils dafür von uns verlangt wurden, variierten beträchtlich in den dreistelligen Beträgen: Ausgaben folglich, die uns unter der Gegebenheit einer Nichtübernahme des Mandates verlustig gingen. Folglich suchten wir weiter.

Ende Juli 2015 fanden wir unseren Anwalt, der einzige unter allen Befragten, der nicht vorab prüfen wollte: „Wieso sollte ich?", begründete er amtlich korrekt. „Berufung einzulegen ist doch ihr gutes Recht."

Dieser Rechtsanwalt entpuppte sich für uns als ein wahrhaftig fachkompetenter und ehrlicher noch dazu: „Die Frage der Kostenübernahme müssen wir aber schon vorab klären", bekundete er zunächst rundheraus, „wissen Sie, Leiden fegt in der Regel Berufungen gern vom Tisch – und umsonst arbeiten kann ich ja auch nicht, nicht wahr?"

„Nein", antwortete ich, „das brauchen Sie auch nicht, schließlich glaube ich fest daran, doch noch einen unparteiischen Richter im Lande zu finden. Und wenn nicht hier in Leiden, dann eben in einem weiteren Berufungsverfahren, vor dem Oberlandesgericht."

Anschließend legte sich unser Anwalt wahrlich ins Zeug. Seiner zehnseitigen Berufungsschrift war klar zu entnehmen, dass er sich intensiv nicht nur in die Schriftsätze der Gegenseite, sondern tatsächlich auch in meine vertieft hatte. Klar erfasste er dadurch

den grundrechtlich verbürgten Wahrheitsgehalt meiner Verteidigung gegen die Klage des Vermieters und untermauerte diese nun durch eine eindeutig und stichhaltig fundierte Beweisführung.

Drei Monate lang gestattete ich mir demnach in der Hoffnung zu schwelgen, doch noch Recht zu bekommen. Doch auch diese, wurde mir jäh genommen. Zu meinem großen Erstaunen, denn Aufgabe eines Berufungsrichters ist es ausschließlich: nach eingehender, sachlicher wie fachlicher Prüfung eine Entscheidung darüber zu treffen, ob das Urteil eines anderen Instanzgerichtes auf Fehler im Verfahren beruht und somit abzulehnen ist oder nicht. Doch genau das tat der Richter am Landgericht nicht, ansonsten hätte er eine mündliche Verhandlung anberaumen müssen, so er die Klage nicht rundweg ohnehin zurückweisen wollte.

Er weist aber weder zurück noch beraumt er eine Verhandlung an. Schenkt folglich kein Gehör – nicht uns noch dem Anwalt. Stattdessen fragt er hinterrücks telefonisch bei unserem Rechtsanwalt an: „… ob in obiger Angelegenheit eine Einigung zwischen den Parteien möglich ist." Und kommt dann im Anschluss daran doch wahrhaftig mit dem von Richter Feiglein eigenkreierten Vergleichsvorschlag daher. Unfassbar! Doch um einiges mehr enttäuschte mich die Reaktion unseres Anwaltes auf jenen Anruf. Der Berufungsrichter muss derart überzeugend geklungen haben, dass uns kurzzeitig

daselbst unser Anwalt dazu riet, auf diesen Vorschlag einzugehen. Indes meine Antwort lautete wie immer: „Nein, natürlich nicht! Die Nebenkostenabrechnung ist nicht fällig – das haben Sie doch gerade selbst stichhaltig bewiesen, auf zehn DIN-A4-Seiten."

Daraufhin erteilt uns die 2. Zivilkammer des Landgerichts Leiden, vertreten durch drei amtierende Richter, am 11.11.2015 den „Hinweis gemäß § 522 Abs. 2 ZPO" mit, in welchem angekündigt wird, dass: „Die Kammer beabsichtigt, die Berufung gegen das Urteil des Amtsgerichts Leiden, Zweigstelle Vogelrausch vom 23.04.2015 … zurückzuweisen."

Auf diesen Hinweis reagiert unser Anwalt mit einem weiteren beweisbeleglichten Schriftsatz, doch zeigt allein schon das Datum – nur zwei Tage nach Eingang des Einspruchs unseres Anwalts zum „Hinweis" an das Gericht –, der nun endgültig zurückweisenden Beschlussfassung der Berufung durch die Kammer, dass auch dieser anwaltliche Schriftsatz kein Gehör bei den richterlichen Herren fand.

Nun, damit hatte ich gerechnet. Was ich indes nicht bedachte, war die Tatsache, dass mir ja durch den Beschluss der Kammer eine weitere Berufungseinlegung versagt blieb. Daran änderte auch nichts das Faktum, dass der Bundestag diesen rechtsmittellosen Zustand, 2011 verabschiedend, nun zumindest

dahingehend geändert hatte, dass eine Nichtzulassungsbeschwerde für Streitwerte über 20.000 Euro noch zulässig ist. Denn diesen Streitwert bekamen wir ja nie und nimmer zusammen. Augenblicklich kam ich mir ziemlich schwachköpfig vor und starb von daher anschließend wahrhaftig auch wieder einen „kleinen Tod". Geteiltes Haus: Meine innerliche Realität signalisierte mir noch immer überbordend-frohe Siegesgewissheit, meine äußere indes, zeugte schwarz auf weiß vom Gegenteil (Vgl. Mt 12,25). Drei Tage blieb ich in diesem zwiespältigen Zustand gefangen, dann erlöste mich daraus ein eher zufällig ausgesprochenes Wort, aus dem Mund unseres Anwaltes: „Verfassungsbeschwerde". Ein Wort, das ich bis dato oft gehört hatte, doch einen realen Bezug dazu, besaß ich nie. Das sollte sich nun ändern.

Die Verfassungsbeschwerde und das Bundesverfassungsgericht. „Eine heikle Sache", hörte ich von allen Seiten. „Nur 2% aller eingereichten Verfassungsklagen haben Erfolg", las ich in amtlichen Statistiken. Dementsprechend erfolglos fiel auch meine Suche nach einem entsprechenden Fachanwalt aus. Auch der eigene hob abwehrend flugs die Hände, als ich ihm von meinem Vorhaben erzählte: „Nein, mit dem Verfassungsgericht kenne ich mich nicht genügend aus. Wissen Sie, die sind da nicht gerade zimperlich mit uns Anwälten. Fragen an, ob wir

nicht in der Lage sind, einen Antrag korrekt auszustellen und dergleichen mehr …“

Zumindest aber verfasste und reichte er mir noch jene, für die Verfassungsklage notwendige, „Rüge wegen Verletzung des Anspruchs auf rechtliches Gehör“ beim Landgericht Leiden ein.

Und jene Fachanwälte, die ich im Anschluss daran bat, verlangten durchweg erst wieder Geldleistungen, allein nur für eine „Prüfung auf Erfolgschance“ in Höhe von fünfhundert Euro. Einen gab es gar, der vorab gleich einmal dreitausend Euro überwiesen haben wollte: „… dafür aber können Sie sicher sein, dass ich mich Ihrer Sache ganz annehme.“ Eine tief Einblick gebende Formulierung aus dem Mund eines Anwalts, so empfand ich. Glaubte ich doch bislang, dass dies ohnehin eines Juristen oberste Maxime sei – gänzlich unabhängig von Ansehen oder Geldmittel einer Person.

Am Ende entschied ich mich dann doch lieber dafür, nunmehr ebenso die Verfassungsklage ohne anwaltlichen Beistand zu verfassen und einzureichen. Letztendlich zeugte mir ja die geringe Erfolgsquote von nur zwei Prozent aller eingereichten Beschwerden quasi natürlicherweise davon, dass ebenfalls Anwälte vor diesem „höchsten Gericht“ nicht mehr ausrichten, wie ein Laie mit einem korrekt verfassten Antrag. Folglich ließ ich mich vollends auch auf diese Herausforderung ein. Hierfür lud ich mir zunächst aus einem anwaltlichen

Fachblatt den geforderten Antragsverlauf und adäquaten Wortlaut herunter, damit die Beschwerde nicht schon vorab wegen formeller Fehler abgewiesen werden konnte – und somit von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Eine ganze Woche lang vertiefte ich mich sodann, tagtäglich über zwölf bis fünfzehn Stunden hinaus, in die Ausarbeitung der Beschwerde. Wälzte Akten und studierte Gesetze. Und stellte zunächst einmal fest: Ja, es ist wahr! Eine Verfassungsklage zu verfassen ist keine Kleinigkeit. Akribische Detailtreue ist geboten, zudem müssen penibel präzise Formulierungen, teilweise nach strikter Vorgabe, erstellt werden. Dazu das Einhalten von Fristen für die Einreichung der verschiedenen Formulare beachtet werden. Ebenso Kenntnis über das Rechtsverständnis im Allgemeinen und im Einzelnen erworben werden und nicht zuletzt die gezielte Konzentration auf das Wesentliche der Beschwerde – die gerügten Rechtsverletzungen daselbst – berücksichtigt werden. Und all das, am Ende noch in einem angemessenen und ansprechenden Sprach- sowie Schreibstil.

Das ist für einen Laien nicht leicht, zumal in der Regel selbst Anwälte sich nicht in dieser Thematik auskennen: Immens viele Falschaussagen bekam ich im Vorfeld von diesen, wie ich schnell bemerkte, von daher folgte ich am Ende doch besser nur meinem eigenen Gefühl, und wendete mich ansonsten bei Formfragen stets direkt an das Verfassungsgericht.

Mit dem Ergebnis, dass die Klage zumindest unbeanstandet in das „Verfahrensregister unter dem Aktenzeichen 1 BvR 213/16“ eingetragen, „… und der zuständigen Richterkammer zur Entscheidung vorgelegt wurde.“ Kein geringfügiger Erfolg, demnach für mich.

Wieder folgte eine Zeit der frohen Erwartung. Indes diesmal nicht einmal einen Monat lang. Als ich dann am 10. Februar 2016 den vom Bundesverfassungsgericht mir gesandten dickbäuchigen DIN-A4-Umschlag in Händen hielt, pochte mir heftig das Herz in der Brust. Kein Wunder, sondern schlichte Vorahnung. Denn der Umfang des Briefes war erheblich zu dick, zeugte folglich unverkennbar jetzt schon von einer Ablehnung der Klage, bei der sämtliche Unterlagen anhänglich dem Verfasser zurückgesandt werden. Es dauerte Stunden, bis ich endlich den Mut fand, den Umschlag zu öffnen und mich dieser Realität zu stellen: Erneut fanden wir kein Gehör! Wurde das Fehlurteil des Richter Feiglein nicht eingestanden, zudem ohne jegliche Rechtfertigung dafür. In nur zwei Sätzen wird mir das im Wesentlichen mitgeteilt: „… die 2. Kammer des Ersten Senats des Bundesverfassungsgerichts durch die Richter … hat einstimmig beschlossen: Die Verfassungsbeschwerde wird nicht zur Entscheidung angenommen … Von einer Begründung im Übrigen wird nach § 93d Abs. 1 Satz 3 BVerfGG abgesehen.“

Ein herber Schlag für mich. Große Enttäuschung. Dass sich nicht einmal das „höchste Gericht“ dieses Landes bemühte, die Schriftsätze der Entrechteten einzusehen oder Verfahrensfehler von Amtsrichtern einzugestehen, schien mir bislang undenkbar. Doch erst einmal das Unvorstellbare angenommen, wurde ich reich beschenkt. Da kam mir eine innere Kraft zu, die ich mir zwar nicht erklären konnte, aber doch durchweg genoss. Ein Gefühl vollkommener Erlösung. Im Sinne von: Es ist vollbracht! Kein Wunder. Denn im Nu empfand ich mich befreit von einer über Jahrzehnte andauernden Täuschung meinerseits, in einem Rechtsstaat zu leben. Große Freude in mir, die mich in dieser Angelegenheit auch späterhin nie mehr ganz verlassen sollte. Im Gegenteil. Sie bestärkte mich darin, den einmal begonnenen Weg bis zu seinem Ende zu durchschreiten. Oder anders: diesen mir von Gott her bis zum Rand gefüllten Kelch, bis zum letzten Tropfen auszutrinken.

Praktisch bedeutete das: Auch wenn durch den Ablehnungsbescheid des Bundesverfassungsgerichts nunmehr das Fehlurteil des Amtsrichters Feiglein endgültig amtlich – und somit vollstreckbar – war würde ich dennoch der ungerechtfertigten Forderung aus der Heizkostenabrechnung nicht nachkommen. Denn Tatsache blieb bei allem: Die Vermieterin hatte nachweislich betrogen und in der Hauptverhandlung gelogen. Es hat nie einen Rechnungsbeleg über fünfhundert Euro gegeben. Ergo

zahle ich den Anwalt aus und jene Kosten, die zu dem gesamten Verfahren gehören, sie aber, erhält von mir keinen einzigen Cent. Und das selbst in Anbetracht der Gewissheit nicht, dass mir nun die Konfrontation mit dem Gerichtsvollzieher ins Haus stand.

Das erste Mal stand der Pfänder schon gut vier Wochen nach dem Endurteil des Landgerichts Leiden und just eine Woche vor dem Ablehnungsbescheid des Bundesverfassungsgerichts vor meiner Tür. Groß und von kräftiger Statur. Gepflegtes Äußeres, dazu ein resolutes Wesen und eine sonore Stimme. Er wartet nicht, bis ich ihn hereinbitte, sondern poltert unversehens – dabei eine junge Praktikantin im Schlepptau – durch die Wohnungstür und steht im Nu auch schon inmitten des Wohnzimmers. Eindringlich tönend wirft er mir geradewegs den Grund seines Besuches entgegen:

„… der Titel ist rechtskräftig … Forderung … Zahlung oder Abgabe Vermögensauskunft!“

Dabei erfüllt er bei seinem gesamten Gebaren nicht einen einzigen Regelpunkt aus der Gerichtsvollzieherverordnung korrekt. Legt am Ende nicht einmal den gültigen Titel des Gläubigers, der doch faktisch die Grundlage all seines Tuns darstellt, vor. Da er aber nun bei all dem großtuerischen Gehabe keinesfalls beleidigend wird, lasse ich ihn gewähren, bevor ich ihm schlicht die Vermögensauskunft ver-

weigere. Das tue ich an jenem Tag eher bangen Herzens, als gelassen, unter Berufung auf den noch ausstehenden Entscheid des Bundesverfassungsgerichts: „… der ja immerhin noch das gesamte Urteil kippen kann, nicht wahr?“, suggeriere ich dem Vollstrecker in scheinbar beherrschter Sinneshaltung.

Erst kurz irritiert lässt sich der Mann am Ende aber doch auf meinen Verweigerungsgrund ein, nachdem er einen aufmerksamen Blick in die eingereichte Verfassungsbeschwerde getan hat: „… gut“, entscheidet er, „dann gebe ich Ihnen Zeit bis Ende Februar – dann dürften Sie ja die Antwort haben …“

Jetzt hatte ich die Antwort. Und diese gab dem Gerichtsvollzieher nunmehr das Recht, erneut vor meiner Tür zu stehen. Indes, im Gegensatz zu unserer ersten Begegnung, fand ich mich deswegen jetzt nicht mehr aufgewühlt, sondern friedvoll gefasst. Im Grunde konnte er sich den Weg sparen, so sinnierte ich vorweg, er bekommt ja nicht von mir, was er verlangt. Weder eine Vermögensauskunft noch Geld. Andererseits hätte ich gern aber auch einen sogenannten „Schuldnereintrag“ in die „Schufa“ vermieden, denn es macht keinen Sinn, freiwillig für eine Geldangelegenheit einzustehen, die nicht selbst erzeugt wurde. Und da dem so ist, gibt es definitiv einen gangbaren Weg, folglich verlegte ich mich aufs Lauschen.

Eines Morgens wachte ich mit dem Wort: „Privatinsolvenz“ auf. Ein Freund von mir war vor Jahren diesen Weg vermittels Anwalt gegangen. Doch da ging es um einen sechsstelligen Absolutbetrag aufgrund eines Firmenkonkurses. Indes, dieser Betrag hier von eintausendsiebenhundert Euro, erschien mir viel zu gering, um erst groß einen Anwalt einzuschalten. Dennoch, der Gedanke gefiel mir ausgezeichnet. So bekäme eine Vermieterin auch weiterhin keinen Cent und den Pfänder wäre ich auch los. Folglich rufe ich kurzerhand den Gerichtsvollzieher an und frage nach, welche Möglichkeiten denn ein „mittelloser“ Mensch hat, eine Privatinsolvenz zu beantragen.

„Der kann zur Schuldnerberatung gehen …“, kommt die Antwort knapp.

„Aha, und gibt es eine in der Nähe von Leiden?“

„Ja!“

Geradewegs erhalte ich einen Namen und die Adresse dazu, sodass ich mir im Anschluss an das Telefonat unverzüglich die Telefonnummer im Internet heraussuche und dort anrufe. Es meldet sich ein höflicher Mann, der sich zwar am Ende über die „verhältnismäßig geringe Schuldensumme“ wundert, mich aber dennoch in meinem Vorhaben bestärkt. Zum guten Schluss erhalte ich einen zeitnahen Termin von ihm, der gar noch innerhalb der Frist des Gerichtsvollziehers liegt.

Vierzehn Tage später. Pünktlichst stehe ich an dem vereinbarten Tag vor der Tür des „Sozial- und Schuldnerberatungsverein e.V." und erlebe doch stehenden Fußes eine Überraschung: Mein Terminpartner ist nicht da! Der ist unverhofft in den Urlaub gegangen, so werde ich von der Dame am Empfang aufgeklärt, eine postalische Terminabsage hat mich offenbar nicht erreicht.

Nicht ernstlich tragisch für mich, zumal ich einen neuen Termin bekomme, der mir obendrein auf einem Abrisszettel, versehen mit dem Stempel der Geschäftsstelle und Unterschrift „… zur Vorlage beim Gerichtsvollzieher", bestätigt wird. Indes, der Tonfall und insbesondere die spezielle Wortwahl, mit der ich eingangs von der Dame empfangen wurde, berührten mich derart eigentümlich, dass ich im Anschluss nicht anders konnte, als mich augenblicklich in die nahe gelegene Klosterkirche St. Felix zu begeben, um hier in Ruhe über deren Bedeutung für mich nachzudenken: *„Sie fragte mich, wer ich sei … und als sie meinen Namen hörte, rief sie spontan, ja, fast überschwänglich deplatziert, aus: ‚Ah, nein, Sie sind hier völlig falsch!' … Wie aber kann ich denn völlig falsch sein, in diesem Hause, wo ich doch einen festen Termin hatte? …"*

Bald fanden sich in meinem Geist nur noch diese zwei Worte „völlig falsch" ein, tauchten darin pulsierend auf und ab, gleich jener Blubberblasen in

der Reissuppe auf dem heimischen Herd, wenn sie quellend aufkochte. Da hinein vertiefte ich mich – und schlagartig ging es mir auf: *„Aber ja doch! Natürlich bist du falsch dort – du bist ja keine Schuldnerin!“*

Halleluja! Was für ein Jubel in mir. Mit dieser Erkenntnis hatte ich nun endlich auch den Grund für meine latent anwesende Siegesgewissheit und -freude im Verlauf des gesamten „Nebenkostenabrechnungskrieges“ mit dem Vermieter, den Anwälten und Richtern gefunden. Nein, ich war keine Schuldnerin, sondern schlicht nur ein Opfer von Willkür in einem Land, das sich da beständig „demokratisch“ und „Rechtsstaat“ nennt, dabei aber doch längst nicht mehr ist. Welch großes Erwachen. Spontanheilung in mir: Niemand, so verstand ich jetzt zutiefst, würde mich je wieder mit dieser Lüge bluffen können. „Ja“, so bestätigte ich laut, in Richtung Tabernakel hin, „genug mit der Opferrolle, Herr, die mir die verschiedensten Staats-, Religions-, und Glaubenssysteme ein Leben lang aufgebürdet haben – Schluss damit! Ab heute werde ich meine Macht in Anspruch nehmen! Du allein sollst es noch sein. Und meine erste Aktion wird sein, diesen Termin bei dem höflichen Mann der Schuldnerberatung abzusagen.“

Und so vollzog ich es denn auch. Kaum wieder daheim, rief ich den Gerichtsvollzieher erneut an

und bat um Aufschiebung seines Besuches bei mir bis zum 08. März 2016, dem ursprünglichen Datum des Termins mit dem Schuldenberater. Darüber war dieser nicht erfreut, doch gewährte er ihn mir: „… in Ordnung, bis zum 22. März – mehr kann ich dann aber nicht mehr für Sie tun."

„Wunderbar!", so freute ich mich offen. „Bleiben mir ganze drei Wochen, um mich auf ‚das Schlimmste' vorzubereiten …"

„Das Schlimmste", was in diesem Geschehnis passieren konnte, war die Verhängung von Beugehaft. Nicht das ich sie ernstlich in Erwägung zog, doch sprach mir der tiefe Frieden, in welchem Herz und Seele sich verbanden, von der Relevanz dennoch darauf vorbereitet zu sein. Folglich formulierte ich in der nächsten Stunde die Terminabsage an die Schuldnerberatung, hielt den Brief indes bis kurz drei Tage vor dem anberaumten Termin zurück:

> „Sehr geehrter Herr Engel", so schrieb ich, „nichts im Leben geschieht zufällig, so glaube ich fest. Ihre Terminabsage hat mich nicht erreicht … Natürlich klärte sich im Anschluss alles bestens auf, aber der Ausruf Ihrer Kollegin blieb mir dennoch im Gedächtnis. So begab ich mich in die Stille, zu fragen, warum ich falsch war in Ihrem Haus. Die Antwort ist simpel: Weil ich keine Schuldnerin bin, sondern Opfer der

Willkür oberaalicher Gerichtsbarkeit.

Denn bei den vermeintlichen Schulden handelt es sich um Forderungen aus einer ‚nicht fälligen' Heizkostenabrechnung aus dem Jahre 2014. Wir sind damit bis vor das Bundesverfassungsgericht gegangen, doch fanden wir auch dort kein Gehör: Die Beschwerde wurde ohne Begründung schlicht gar nicht erst zur Entscheidung zugelassen.

Soll ich mich nun aufgrund einer willkürlichen Staats- und Gerichtspolitik zum Schuldner machen lassen? Nein! Habe ich mich entschieden. Ich bin eine unbescholtene Bürgerin, die fünf Tage die Woche allmorgens um 2:30 Uhr aufsteht, um kurz darauf ihren Dienst in der Backstube der hiesigen Bäckerei zu versehen, ihr tägliches Brot ehrlich zu verdienen.

Ich schulde also niemandem etwas, außer der Liebe vielleicht. Von daher sage ich den Termin zum 08. März 2016, 8:00 Uhr bei Ihnen ab, denn die Beantragung einer Privatinsolvenz käme einem Schuldbekenntnis gleich, ebenso wie die Unterzeichnung einer ‚Eidesstattlichen Versicherung'. Lieber bereite ich mich während dieser Zeit – vorsorglich schon einmal – auf ein halbes Jahr Haft vor …"

Im Anschluss daran brachte ich Stunden im Netz zu, zumeist auf juristischen Portalen, um mich mit

der Thematik „Gerichtsvollzieher“, „Verweigerung der Abgabe einer Vermögensauskunft“ und den Folgen daraus auseinanderzusetzen. Fazit: In letzter Konsequenz steht eine Beugehaft von – längstens – sechs Monaten.

Damit hatte ich gefunden, was ich suchte – sechs Monate sind keine Ewigkeit –, und entschied mich insofern einmal mehr, die Auskunft zu verweigern. Mein Statement dazu lag mir klar auf der Hand, deshalb verfasste ich es auf der Stelle und hinterlegte es bei Kalinka, für den Fall, dass ich wahrhaftig inhaftiert würde.

In den folgenden Tagen bereitete ich mich intensiv dementsprechend seelisch, vor allem aber ebenso praktisch auf eine Inhaftierung vor. Ernsthaft so, als hielte ich den Haftbefehl schon in Händen. Gänzlich ungeachtet der Tatsache, dass es mir unwahrscheinlich erschien, dass die Klägerin am Ende wahrhaftig dazu bereit war, vermittels Gerichtsvollzieher einen Haftantrag gegen mich zu stellen. Sie kannte ja die Wahrheit um ihren Betrug. Zu lügen war eine Sache. Indes wider besseres Wissen“ dem Nächsten die Freiheit zu rauben, ist für das eigene Gewissen wahrlich keine Kleinigkeit. Erst recht nicht für einen Menschen, der – wie diese über siebzigjährige Lügnerin – der christlichen Gemeinschaft angehört. Und darüber hinaus, so mutmaßte ich, dürften ebenso die per Gesetz „… vom Gläubiger in Vorkasse zu übernehmenden Kosten“, für eine zu beantragende

Beugehaft eine solide Hemmschwelle darstellen. Doch auf all diese Mutmaßungen ließ ich mich vorsorglich besser nicht ein. Stattdessen regelte ich meine „letzten Dinge“: Packte eine „Hafttasche“ mit allem Wesentlichen darin, wie erforderliche Ausweispapiere, notarielle Schriften, Stift und Schreibblock, Haarbürste. Daneben frankierte Umschläge und mein „täglich Brot“ – geistliche Schriftwerke (Kopien aus der Hl. Schrift und aus Werken von Hans Urs von Balthasar). Alsdann richtete ich Daueraufträge für sechs Monate auf meinem Girokonto ein, um sämtlichen finanziellen Verpflichtungen ebenfalls weiterhin pünktlich nachzukommen. Übertrug hierauf Kalinka uneingeschränkte Handlungsvollmacht über alle schriftstellerischen und privaten Belange. Kündigte unterdessen noch den einen oder anderen auslaufenden Vertrag auf und richtete einen „Autoresponder“ mit entsprechendem Textinhalt für eingehende E-Mails ein. Und erst jetzt, nachdem alles fein gerichtet war, informierte ich gleichfalls meinen Arbeitgeber des Morgens in der Backstube über mein Vorhaben und die mögliche Konsequenz daraus, notfalls „… für die gerechte Sache“, Beugehaft in Kauf zu nehmen.

Und siehe da. Nein, der Meister war nicht fassungslos darüber. Im Gegenteil. Als gestandener Mann waren ihm leidvolle Erfahrungen unter der „hoheitlichen Amtsvollmacht von Richtern“ – und hier insbesondere unter jener eines Amtsrichters

Feiglein – durchaus bekannt. Wir einigten uns darauf zu warten, und von jetzt an, von Tag zu Tag zu sehen, was geschehen würde:

„Ich komme Sie dann im Gefängnis besuchen", versprach er, und hielt sein Versprechen am Ende auch ein.

JUSTIZVOLLZUGS-
ANSTALT

In Windeseile vergingen mir die Tage dieser Vorbereitungszeit, in der ich jetzt nur noch den letzten Schritt zu wagen hatte: den vom Gerichtsvollzieher anberaumten Termin abzusagen. Folglich verfasste ich ein Schreiben gleichen Inhalts wie an den Schuldenberater nunmehr an den Pfänder, und legte vorsorglich ebenso eine „Abhandlung“ in der Gestaltung von Anträgen an den etwaigen Haftrichter (de facto ernstlich wieder Richter Feiglein) und Anstaltsleiter der Justizvollzugsanstalt anbei. Denn mit mir als Insassin in ihren Gefängnissen, würden sie es nicht leicht haben. Dafür stand allein schon die Tatsache, dass bei der Aufnahme in eine Vollzugsanstalt eine ärztliche Untersuchung Pflicht ist, diese an mir dagegen nicht durchgeführt werden darf: Meine Patientenverfügung, nach welcher mich kein Arzt je ohne meine Einwilligung anrühren darf, hinderte sie daran. Letztendlich habe ich mir dieses Grundrecht meiner „körperlichen Unversehrtheit“ (Art. 2, Abs. 2 GG) anwaltlich schon vor über einem Jahrzehnt schützen und 2013 – aus aktuellem Anlass – zusätzlich durch eine notarielle Beurkundung absichern lassen. Schlicht darüber hinweggehen folglich, ohne dabei selbst gegen das gültige Recht zu verstoßen, dürften die Justizvollzugsbeamten somit nicht. Da war es nur fair, so empfand ich, dass sie vorab schon Kenntnis über meine diesbezüglichen Versagungen besaßen, und damit bewusst ihre Entscheidungen im Pro oder Kontra für sich trafen.

Spannungsreiche Tage folgten, in denen war ich permanent am Lauschen war. Nicht das geringste Poltern auf dem Treppenflur unseres Wohnhauses entging mir, und klingelte es dann wahrhaftig darauf an unserer Wohnungstür, sauste mir doch augenblicklich immer auch sofort ein Schrecken durch die Glieder. Indes, nicht verwunderlich, so bedachte ich stets bei mir, im Endeffekt steht dir ja durchaus die Abholung durch exekutierende Personen bevor. Es ist das Wissen um das impertinent-grobschlächtige Gebaren von Machtbefugten, das mich jedes Mal zusammenfahren lässt. Steht es doch gänzlich entgegen aller Schönheit philanthropischer Natur. Bar aller Ästhetik, grässlich verzerrt in Ton und Maske. Nicht demnach das Gefängnis fürchtete ich, sondern gottfernes, sprich menschenunwürdiges Betragen vermochte es, mich zutiefst fassungslos zu machen.

Vierzehn Tage vergehen auf diese ungewisse Weise, dann erhalte ich einen Brief von dem Exekutor, in welchem er mir mitteilt: „… Sie sind in das Schuldnerverzeichnis einzutragen, weil Sie Ihrer Pflicht zur Abgabe der Vermögensauskunft nicht nachgekommen sind …".

Das bringt mich zum Schmunzeln: *„Aha"*, erfasse ich freudig, *„da steht dann also einzig drin, dass ich eine Vermögensauskunft verweigert habe, statt eines Eurobetrages, der mich unberechtigt als Schuldner ausgewiesen hätte …*" Hier zumindest obsiegte die Wahrheit.

Einen Tag später, es ist inzwischen der 22. April 2016, erhalte ich einen weiteren Brief, in welchem mir der Gerichtsvollzieher kurz und bündig mitteilt, dass ihm „… ein Haftbefehl des Amtsgericht Vogelrausch vom 13.04.2016“ vorliegt: „Ich bin beauftragt, Sie zur Erzwingung der eidesstattlichen Versicherung zu verhaften.“

Damit wusste ich jetzt mit Sicherheit, dass ich inhaftiert werden würde, und eigenartigerweise beruhigte mich das urplötzlich, sobald ich das Unfassliche, dass die Vermieterin in ihrem unwürdigen Handeln gar bis aufs Äußerste geht, überwunden hatte. Aus diesem inneren Frieden heraus, schrieb ich dem Exekutor eine Antwortmail, in der ich ihm mitteilte, dass ich zu keinem Termin erscheinen werde, er mir indes schlicht nur mitteilen möchte, wann und vor welcher Haftanstalt ich mich einfinden soll. Darauf erhalte ich keine Antwort, aber es passiert auch sonst nichts. Folglich rufe ich den Exekutor eine Woche später an, um ihm meinen Vorschlag – selbst zur JVA zu fahren – mündlich zu unterbreiten. Der jedoch lehnt rundweg ab: „… der Termin Ihrer Festnahme steht schon fest.“ Dann aber ist er doch wenigstens so freundlich, mir den Termin mitzuteilen, wozu er nicht verpflichtet ist, was ich ihm von daher hoch anrechne: „… 12. Mai zwischen 8:00 und 9:00 Uhr.“

So war es demnach beschlossene Sache. Nicht zu

fassen, aber doch wahr! Da wurde ich wegen einer nichtfälligen Heizkostenrechnung der Freiheit beraubt. In Vorgehensweise und Gefangennahme gar in allem dem Verfahren eines Verbrechers gleichgesetzt und ebenso behandelt: abgeholt, statt frei antretend die Beugehaft. Das ließ mir keine Ruhe. Aber wie damit umgehen? Protest? Oder darunterbleiben? Um diese Frage zu klären, zog ich mich wie gewohnt vor den Tabernakel zurück. Mit dem Ergebnis: Beides! Öffentliche Protestaktion, da es „… nichts Verborgenes gibt, das nicht bekannt werden soll, und nichts Geheimes, das nicht an den Tag kommen soll“ Mk 4,22; Lk 8,17). Und „darunterbleiben“, weil das die Bestimmung eines Kreuzträgers in Christus ist, die Sünde des Nächsten auf sich zu laden, sprich zu erdulden. Das lag hier auf der Hand. Denn wann immer ein Ereignis hanebüchen schräg ist, handelt es sich um die Handschrift Gottes. Wie jenes Geschehen um Johannes den Täufer unmissverständlich aufzeigt, der aufgrund seines Gerechtigkeitssinnes am Ende gar, um eines banalen Geburtstagstanzes wegen, enthauptet wird (Mt 14,3ff).

Ergo vollziehe ich auch beides. Verfasse eine Klage und reiche sie entsprechend am „Europäischen Gerichtshof“ ein, der höchsten und mir allerletzt möglichen Instanz, und lasse mich abschließend widerstandslos in Gewahrsam nehmen. Von einem Gerichtsvollzieher und zwei Polizisten,

ein Mann und eine Frau. Noch in der Wohnung lasse ich die erste Leibesvisitation durch die Polizistin und Durchsuchung meiner Reisetasche über mich ergehen, bevor ich abgeführt und im Anschluss mit dem Auto, in Begleitung dieser drei, zur Justizvollzugsanstalt gefahren werde. Eine friedliche Fahrt, bei der ich die gesamte Stunde über im Gebet verharre.

Indes kaum im Innern der Haftanstalt, ist es jäh aus mit der kontemplativen Stimmung. Schroffer Ton, rüdes Verhalten. Von einem Justizbeamten werde ich empfangen. Der nimmt zunächst meine Personalien auf. Die gefertigten Schriftanlagen sind mir vorausgegangen, doch anstatt sie einvernehmlich zu nutzen, gereichen sie hier zum Gegenteil:

„Wissen Sie, eine Nacht im Gefängnis wirkt Wunder … Sie werden schon sehen", frohlockt der Mann.

Ja, das ist mir bekannt, durch die Recherchen im Internet. Die Mehrzahl der Menschen die Beugehaft antreten, geben nach kurzem Aufenthalt in einer Gefängniszelle auf oder preis. Gering ist die Zahl derer, die sich bis zum Schluss nicht beugt. Nun, ich habe „die Kosten zum Bau dieses Turmes, genauestens kalkuliert und zudem sein Fundament allein auf den ewigen Vater in dem Namen seines Sohnes, Jesus Christus, erbaut" (Vgl. Lk 14,28-30), somit ist mir ein gottgewollt-vollendetes Werk sicher. Und ganz ehrlich, im Grunde freue ich mich gar auf die

Stille einer Einzelzelle – Zeit zum Lesen, Meditieren, Einfach-da-sein. Dazu eine Stunde am Tag an frischer Luft verbringen, ein Luxus, den ich mir im Alltag nur selten leiste. Nein, ein halbes Jahr Gefängniszelle ist mir kein Schreckgespenst, und ohnehin überschaubar.

All das spreche ich nicht aus, doch meine Haltung scheint entsprechend zu sein. Auf jeden Fall wird der Tonfall des Beamten jetzt noch grobschlächtiger und schlägt letztlich gänzlich ins Derbe um, als ich eine Unterbringung in der Gemeinschaftszelle rundweg ablehne und auf meine im Voraus eingereichten „Anlagen" hinweise, in denen ich unter anderem auch darauf verweise, dass ich im Falle einer Inhaftierung keiner ärztlichen Untersuchung zustimmen werde und zudem unverzüglich in den trockenen Hungerstreik (trocken = ohne trinken) treten werde.

„In Ordnung, Frau PPM, dann kommen Sie in den Bunker!", poltert er los. Indessen jene Justizbeamtin, die während des gesamten Gespräches etwas abseits des Mannes bislang nur stille an dessen Seite stand, augenblicklich zusammenzuckt.

„Nein!", flüstert sie erschrocken, derweil der Beamte jetzt telefoniert: „Tun Sie das nicht, dreiundzwanzig Stunden Einschluss und Kameras, da werden Sie vierundzwanzig Stunden am Tag beobachtet."

Achtsam höre ich mir an, was sie zu sagen hat,

lausche, doch da ist nur vollkommener Friede in mir. Weder das Poltern des Beamten noch der ehrliche Schrecken dieser Mitarbeiterin, vermochten daran etwas zu ändern. Ergo beruhige ich die Frau:

„Ist schon in Ordnung. Wissen Sie, ich muss tun, was ich tun muss und Sie, was Sie müssen." Augenblicklich entspannen sich die Gesichtszüge der fürsorglichen Beamtin. Am Ende blieb sie, die alle Gerda nannten, für die gesamte Zeit der Haft die einzig wahrhaft Achtsame.

Der Anstaltsleiter verfügt daraufhin die „Sicherheitsverwahrung" in den Bunker, mit der Begründung: „Einzelhaft kann nur der Arzt genehmigen. Gehen Sie zum Arzt, der kann die Einzelhaft genehmigen."

Ja, klar, denke ich bei mir, das würde euch gefallen, doch zieht euer Erpressungsversuch nicht mehr, denn das Ziel ist erreicht: Einzelhaft. Ob die Zelle nun im Keller oder auf einer Etage liegt, spielt keine Rolle für mich. Laut indes spreche ich aus: „Schon gut, ich gehe auch in den Bunker."

Doch bevor es soweit ist, erwartet mich noch die Entkleidung vor Gerda und einer weiteren Beamtin. Einer respektlosen Person, die sich nunmehr an ihrer Machtbefugnis – den Nächsten durch diese ohnehin schon entwürdigende Prozedur zu demütigen – regelrecht ergötzt. Eklatant totalitär erteilt sie ihre Befehle: „Ausziehen! … Zügig gefälligst! … Beine auseinander! … Umdrehen! … In die Hocke! …

Wäsche in Sack …“ Und es sind nicht die Worte oder das Geschehen „völlige Entblößung“ daselbst, die mich hier am Ende bis ins Mark zutiefst erschüttern, sondern jenes mir abgrundtief feindselige Wesen dahinter, dass mich regelrecht attackiert. Sicher nur wenige Minuten lang und doch empfunden einer Ewigkeit gleich. Wie in Trance nehme ich aus Gerdas Händen die Anstaltskleidung entgegen – weiße Baumwollunterwäsche, weißes T-Shirt, blaue Jeans und schwarze Halbschuhe. Schon brüllt die Respektlose wieder los: „Anziehen! … Los! … Ich hab nicht ewig Zeit!“

Zuletzt geht es mit ihr allein an der Seite hinunter in den Bunker. Wo es sich die Respektlose am Ende freilich nicht nehmen läßt, beim Verlassen des Raumes, die Zellentür nunmehr mit einem derart lauten Knall ins Schloss krachen zu lassen, dass die Vibration von Boden und Wänden her, mir wahrhaftig nadelstichstechend durch Mark und Bein fährt. Es dauert einiges, bis ich mich wieder gesammelt habe. Derweil mir jenes Schriftwort aus dem Epheserbrief Kapitel 6, Vers 12 vollends aufgeht: „Denn unser Ringkampf geht nicht wider Fleisch und Blut, sondern wider die Gewalten, wider die Mächte, wider die Beherrscher dieser Welt der Finsternis, wider die Geisterwesen der Bosheit in den himmlischen Regionen“ (Eph 6,12; ZB 1907-1931). Und mir den inneren Frieden wieder bringt. Mich ebenso in Folge, nie mehr verlässt.

Der Bunker. Sechszehn Fuß lang, achteinhalb Fuß breit. Weiß gefliest an den Wänden, zirka eins siebzig hoch, der Fußboden rosafarben gekachelt. Das Fenster, mit dicker Milchglasscheibe befüllt, bietet keinen Ausblick. Zu meiner großen Freude indes, ist es einen Spalt weit nach innen angekippt, sodass gleichmäßig Frischluft eintritt. Davor und dahinter Gitterstäbe. Neonlicht an der Decke, das sich ein und ausschalten lässt, über eine links der Zellentür befindliche Sprechanlage. Die Zellentür, blau, ist versehen mit klassischem Spion und Essensklappe. Rechts von ihr – ebenso zu meiner Beglückung – ein Hockklo aus Edelstahl in den Boden eingelassen (Hockklo's sind mir die sauberste und natürlichste Variante schlechthin, seine Notdurft zu verrichten). Und schließlich an der Wand, ein rundes Handwaschbecken, ebenfalls aus Stahl, aus dessen Wasserhahn dabei nur eiskaltes Wasser fließt. Direkt darüber in der Decke an der Wand, ist die Kamera angebracht, die von jetzt an, rund um die Uhr, jede meiner Handlungen aufzeichnen wird. An Mobiliar finden sich einzig ein achtzig Zentimeter breites Stahlbett – ausgestattet mit einer dünnen Schaumstoffmatte und Keilkissen, die beide mit einem cremeweiß abwaschbaren Überzug aus Weichplastik überzogen sind – und dazu ein kleiner, dunkelgrünfarbener, runder Gartentisch aus Kunststoff mit passendem Stuhl.

Da war ich nun. Setzte mich zunächst auf den Stuhl, direkt unter dem Fenster und lauschte, mit Blick zur Zellentür, von innen her in die Zelle hinein. Wind war zu hören, Vogelgesang, der Schrei eines Turmfalken, daneben das Gekrächze eines Raben. Eine Kirchenglocke in der Ferne. Mittagszeit? Keinerlei Besitz mehr, und sowohl der Zeit, als auch der Freiheit beraubt. Zudem keinerlei Hunger- oder Durstgefühl. Eindeutiges Zeichen, für das Vermögen den trockenen Hungerstreik durchzuführen. Wie froh war ich jetzt, dieses absolute Besitzlosigkeitsgefühl schon zu kennen: Allem Mammon lange vorweg schon freiwillig entsagt zu haben, vor meinem Auszug damals, nach Thailand. Von daher auch hier, kein Wunsch mehr in mir. Einzig Frieden. Gar Glücksempfinden, einem süchtigen Spieler gleich, der all seine Gewinne augenblicklich wieder verspielt, weil er zutiefst die Wahrheit hinter allem „Glimmer“ kennt: „Spieler, Spieler, komm rüber, komm rüber – denn erst wenn du nichts mehr hast, bist du frei!“

Indes macht dieses Wissen nicht etwa blind, gegenüber der Realität. So dass ich zudem ebenso den ekelig schmutzigen Zustand der Bunkerzelle erfasste. Wände, Fußboden und Mobiliar waren teilweise nicht nur schmierig mit einer Art Rußschicht bedeckt, sondern gar mit Blutspritzern. Folglich bestand meine erste Aktion im Gefängnis darin, einen Antrag auf Eimer, Putzmittel, Desinfektion und

Lumpen zu stellen, um die Zelle von Grund auf zu reinigen. Womit ich ergo im Anschluss Stunden beschäftigt war. Mit dem Endergebnis, mich nunmehr geradewegs wie „zu Hause“ in dem Bunker zu fühlen. Schnell hatte ich mich eingefunden in ihm, ebenso wie in den Tagesablauf, der sich logischerweise explizit überschaubar gab. Insgesamt: dreiundzwanzig Stunden Einschluss, eine Stunde Hofgang. 6:00 Uhr wecken, eine Wärterin erscheint kurz an der Zellentür. 11:00 Uhr Hofgang, betonierter Innenhof, umgeben von dicken Betonwänden mit Stacheldraht obenauf. Die Häftlinge laufen in dem abgeteilten Bereich auf und ab oder sitzen in Gruppen auf zwei Holzbänken oder einer schmalen, entlang der Gefängnismauer, von einem halben bis einem Meter Breite. Diese Stunde liebe ich fortan, indes nicht wegen des Kontaktes zu anderen Insassen oder Wärtern, sondern wegen der sauerstoffreichen Brise. Da sie zum einen meinem Körper in dem Hungerstreik enorm zuträglich war, mehr aber noch meiner Seele, denn eine volle Stunde am Stück pro Tag an frischer Luft zu verbringen, gönnte ich mir im Alltag „draußen“ nur selten. Im Anschluss an den Hofgang wurde mir stets ein Mittagessen in die Zelle gereicht. In reichem Maße, was ich nie anrührte. Ebenso wie das Frühstück, das Abendbrot und den Tee nicht. Alles ließ ich zurückgehen. Unberührt. „Warum“, so fragte ich eines Tages die Wärterin, „stellen Sie das Essen überhaupt rein? Ich werde es

nicht anrühren."

„Weil wir müssen!", lautete knapp die Antwort.

So lief ich folglich meine Runden (Gehmeditation) in der Zelle latent an den vollen Näpfen vorbei und empfand nicht ein einziges Mal den Drang, davon zu kosten. Zudem weder Abneigung, sondern gar freundliches Verstehen gegenüber der Gier bei der Essensverteilung meiner Mithäftlinge. Denn das Essen sah appetitlich aus und roch angenehm. Dass ich all den verführerischen Gerüchen nicht erlag, grenzte mir zuweilen groß staunend an ein Wunder. In welchem ich demnach nicht menschliches oder etwa eigenes Vermögen erkannte, sondern schlicht „Kraft Gottes", deren Anwesenheit mir unmissverständlich signalisierte, dass ich hier durchweg auf dem „schmalen Pfad der Wahrheit", der einzig mir der Vater in dem Sohn Jesus Christus war und ist, wandelte.

Des Morgens stand ich auf, betete und meditierte bis zum Hofgang. Im Anschluss daran las, schrieb, betete, meditierte ich weiter, manchmal sang ich zudem zwischendurch oder vollzog ein paar wenige Yogaübungen. All das, bis gegen 22:00 Uhr das Neonlicht ausging. Nachtruhe!

Und doch, bis weit in die Nacht hinein herrscht hier rastloser Betrieb. Die Häftlinge der Gemeinschaftszellen ein Stockwerk über mir, halten ihre Fernsehlautstärke explizit hoch aufgedreht. Stimmen,

Musik, Geräusche aus Filmen – alles querbeet durcheinander. Abrupt verstummen sie späterhin. Dafür klacken dann hier unten auf dem „Bunkergang“ enorm häufig die Zellentüren, schnelle Schritte, klirrende Schlüsselbunde, tobende Häftlinge: Schreie, Rufe, Weinen, Betteln, Husten, Würgen. Eine schier unendliche Bandbreite an Geräuschen, die teils ineinander, teils nebeneinander unter dem Gewölbe dieses Kellerganges im Innern der kahlen Zellen widerhallen. Und ist es dann doch einmal still, und ich eben am Einschlafen, da begibt sich mit Sicherheit mein Zellennachbar zu seinem Hockklo, um sich zum x-ten Mal zu übergeben. In den Zellen ist es extrem hellhörig. Was mich nicht weiter gestört hätte. Stefan war mit Rauschgift in der Tasche gefasst worden, und befand sich auf Entzug in dieser Zelle neben mir. Nur waren sämtliche Toilettenspülungen hier unten offenbar defekt, sodass es jedes Mal, wenn einer eine betätigte, den Eindruck erweckte, als donnerte eben mal ein Eisenbahnwagon mitten durch den Raum, nur um am Ende mit quietschenden Rädern „direkt vor deinem Bett“ abzubremsen.

Und trotz dieser Umstände im Bunker und meines trockenen Hungerstreikes, der durch die rundum Kameraüberwachung der Anstaltsleitung und dem Justizministerium unmittelbar übermittelt wurde, erging es mir körperlich und seelisch ausgezeichnet. Am Ende sehr zum Ärger des Vertretungsarztes des

Gefängnisdoktors. Jeden Abend, nicht selten noch nach 22:00 Uhr – des Nachts und in den frühen Morgenstunden vernahm ich das entfernte Kirchturmläuten deutlicher und vermochte es somit abzuzählen –, trat er ungebeten in die Zelle und verlangte mich zu untersuchen. Was ich ihm indes jedes Mal mit der inzwischen allen im Gefängnis bekannten Intention verweigerte: „… Ich gestatte mir mein Grundrecht aus unserem Deutschen Grundgesetz Artikel 2 Absatz 2, auf körperliche Unversehrtheit in Anspruch zu nehmen. Die dementsprechend notariell beglaubigte Patientenverfügung und Generalvollmacht liegt vor Ihnen auf dem Tisch. Daneben, wie Sie sehen, gleich der vorgefertigte Antrag einer Strafanzeige an die Staatsanwaltschaft wegen Körperverletzung, falls Sie mich dennoch anfassen."

Und jeden Abend aufs Neue, gab es hierüber nicht nur Gerangel mit dem Doktor, sondern von Anbeginn ebenso Gesetzesübertretung. Beim ersten Mal trat der Mediziner mit den Worten in die Zelle:

„Ich habe den Auftrag Sie anzusehen, ob Sie hafttauglich sind."

„Ja", gebe ich sachlich zurück, „ansehen dürfen Sie mich, aber nicht anrühren."

Da schnappt der Doktor hörbar nach Luft, dreht sich auf dem Hacken dabei um, wettert los: „Okay – alles klar … Haftfähig!", rennt aus der Zelle raus, und lässt ohne ein weiteres Wort hinter sich die Zellentür mit lautem Knall ins Schloss fliegen.

Und ich denke bei mir: *„Wow! Ob ich haftfähig bin? Fakt ist, da sie das nicht prüfen können, hätte des Arztes korrekte Diagnose ‚nicht feststellbar' lauten müssen, statt machtübergreifend schlicht ‚haftfähig'. Womit meine Inhaftierung hier von vornherein fragwürdig ist. Kein Zweifel, die sind hier völlig überfordert mit mir …"*

Tags darauf. Abrupt springt am Abend die Zellentür auf, schießt der Doktor buchstäblich in die Zelle. Übel gelaunt. Kein Grußwort, roh stellt er seinen Arztkoffer auf dem Tisch ab, meine Papiere liegen darunter, fahren knisternd zusammen. Um die Situation zu entspannen, ergreife ich lachend das erste Wort: „Ah, Sie wollen wieder mich ansehen?"

„Ja!", herrscht der Doktor barsch zurück. „Ich nehme an, Sie bleiben dabei?"

„Wobei?"

„Dass wir Sie nicht untersuchen dürfen."

„Ja."

Da wird der Doktor buchstäblich krebsrot im Gesicht, die Schläfenader tritt dick hervor, fahrig kramt er in seiner Tasche, zieht einen Fragebogen heraus, schleudert mir anschließend eine Frage um die andere daraus entgegen:

„Sie verweigern Blutdruckmessen?"

„Ja."

„Welches Datum ist heute?"

„Der 13.05."

„Verweigern Sie Blutabnahme?"

„Ja."

„Wissen Sie, wo Sie sich befinden?"

„In der JVA …"

Am Schluss klappt der Doktor Bogen und Tasche abrupt wieder zu und verlässt die Zelle derart wütend, dass er dabei fast den Tisch mit sich reißt. Der Vollzugsbeamte, der in der Zellentür steht, grinst zu diesem Auftritt amüsiert, derweil die Beamtin an seiner Seite irritiert dasteht. Am Ende bleibe ich zurück und frage mich ernstlich, wie jemand einen Häftling in „Sicherheitsverwahrung", folglich ohne Kalender, Zeitschriften, Fernseher, Computer noch sonstigen Medien, nach dem „heutigen Datum" fragen kann? Dass ich bei dieser Frage nicht passen musste, lag allein daran, dass ich Tagebuch schrieb.

An dem darauf folgenden Morgen werde ich zum Anstaltsleiter geführt, der mir nun ebenfalls ins Gewissen redet. Konziliant und freundlich, aber doch ebenso merklich unter Leistungszwang stehend, spricht er mir zu:

„Wissen Sie, ich verstehe Sie. Aber Essen ist notwendige Grundlage. Sie brauchen Stärkung um diesen Kampf zu meistern – körperlich wie geistig."

„Ja", bestätige ich, „das ist wahr. Doch meine körperliche und geistige Stärke beziehe ich nicht aus Essen und Trinken, sondern aus der Kraft Gottes,

vermittels Heiligen Geistes."

Mit dieser Antwort weiß der Anstaltsleiter nichts anzufangen, genant übergeht er sie: „Die JVA hat da ein Problem, sie ist für Ihren Schutz verantwortlich."

„Ja, das verstehe ich nur zu gut. Eine prekäre Lage für Sie … Und doch kann ich Ihnen da nicht helfen."

„Wer dann, wenn nicht Sie? Sie brauchen doch nur wieder zu essen!, stellt der Anstaltsleiter nüchtern fest, was mir von seinem Blickwinkel aus betrachtet auch durchaus stimmig erscheint. Indes von meinem her, stellt sich die Konfliktsituation schlicht konträr dazu dar:

„Das Problem ist nicht mein Nichtessen, das wissen Sie, sondern dass ich nicht hierher gehöre. Ich bin keine Kriminelle, sondern habe lediglich aufgrund eines Fehlurteils eine Auskunft über meine finanziellen Verhältnisse verweigert. Wenden Sie sich an den Haftrichter, wenn Sie dadurch Ihre Pflichten nicht erfüllen können."

Meine Entschlossenheit ist dem Anstaltsleiter nicht entgangen, diplomatisch lenkt er ein:

„Und wie lange wollen Sie das noch tun?"

„So lange, bis ich mir sicher sein kann, dass es ein Wiederaufnahmeverfahren gibt, an einem unabhängigen und fairen Gericht."

Da bot der Anstaltsleiter an, mir einen Pflichtverteidiger zu bestellen, um in meinem „Streitfall …

neue Impulse zu bekommen oder Möglichkeiten auszuloten".

Über dieses Angebot freute ich mich derart hoffnungsfroh, dass ich ihm am Ende gar versprach, nach seinem Wunsch, für ein „unverbindliches" Gespräch mit dem Anstaltspsychologen zur Verfügung zu stehen. Doch mit diesem Eingeständnis war ich noch lange nicht aus dem Diskurs entlassen. Denn der Herr Direktor hatte zwischenzeitlich den Sani in das Sprechzimmer holen lassen, damit der nun an seiner Stelle die Unterredung fortführte. Mich justament mit Argumenten „wenigstens zum Trinken", zu bewegen:

„Sie wissen schon, nach vier Tagen ohne Flüssigkeit gehen Ihnen die Nieren kaputt. Sie müssen trinken!"

Als ich das verneine, wird der Sani schroff: „Doch, das ist medizinisch bewiesen!"

Mir war nicht nach Streit zu Mute, mir wurde eben der Mund trocken, vom vielen Reden und ich sehnte mich nach dem Alleinsein. Ergo erklärte ich ihm kurzerhand, dass ich seine Sichtweise mühelos verstehe:

„Sie sind ein Anhänger der Medizin, ein Wissenschaftsgläubiger, Sie müssen so glauben – und folglich entsprechend handeln. Für mich selbst aber habe ich andere Erfahrungen in meinem Christusglauben gemacht. Ich bin nicht gestorben nach drei Tagen ohne Wasser, und nachweislich auch nicht

nach einundzwanzig …“

Das wollte der Sani aber nicht hören und wurde laut. Da fuhr ich energisch dazwischen und fragte kurzerhand zu dem beisitzenden Anstaltsleiter herüber: „Mache ich einen kranken Eindruck auf Sie? Oder halten Sie mich für geistig verwirrt?“

Der zuckt erst kurz zusammen. Sammelt sich dann aber, flugs Antwort zu geben: „Nein, im Gegenteil, auf mich machen Sie einen sehr mobilen Eindruck …“

„Genau!“, bestätige ich, nun wieder dem Sani zugewandt. „Also schlage ich Folgendes vor: Ich werde weiter nicht essen und trinken und auch weiterhin dem Arzt meinen unversehrten Körper verweigern, verspreche Ihnen aber, wenn der mich nach vier Tagen am Boden liegend findet, oder abnormal in der Psyche, dass ich dann zu trinken beginne.“

Damit waren sowohl der Anstaltsleiter als auch der Sani einverstanden. Letzterer brachte mich alsdann in den „Bunker“ zurück. Auf dem Weg dorthin befragte er mich erneut – und diesmal in einem friedlichen Tonfall –, wegen der einundzwanzig Tage in Thailands Bergwelt, verbracht „ohne Wasser und Brot“. Meine Erzählung schien den Sani nachdenklich zu stimmen, aufmerksam hörte er zu. Indes bei der Verabschiedung begehrte er dann doch noch einmal gegen die hohe Anzahl der „ohne Flüssigkeit verlebten Tage“ auf:

„… aber das ist medizinisch unmöglich!“

„Ja“, erwidere ich, „das dachte ich bis Thailand auch immer. Aber sehen Sie, hier stehe ich vor Ihnen – quicklebendig.“

Und derweil ich darauf wieder in der Stille meiner Gefängniszelle sitze, kommt mir der Gedanke in den Sinn, wie immens wesentlich doch die rechte Lebensgesinnung ist. Jeglicher Aberglaube – wissenschaftlich wie volkstümlich religiös – engt ein. Verhindert göttlichen Willensvollzug, macht den Menschen unfrei. In dem unerschütterlichen Vertrauen indes, dass „Gott allein genügt!“, gibt es für den Homo sapiens keinerlei Grenzen mehr, sondern einzig nurmehr, bedingungslos liebende Dienstbarkeit.

Nach dem Gespräch mit dem Sani und dem Anstaltsleiter war ich mir nun ziemlich sicher, hier keinen Mediziner mehr zu sehen. Doch da irrte ich. Noch am Abend des gleichen Tages suchte mich der Doktor wieder auf. Derweil dieses Mal eine andere „Umstimmungstaktik“ einsetzend. Freundlich grüßend betrat er die Zelle.

„Wie geht es Ihnen?“

„Ausgezeichnet, Danke!“

„Keine Schmerzen? Es ist ja schon der dritte Tag.“

„Nein, keine Schmerzen.“

„Darf ich Ihre Zunge sehen?“

„Wenn Sie so nett bitten …“

Was der Doktor dann sah, schien ihn zu überraschen. Er stutzte kurz, bevor er mich nachdenklich befragte:

„Haben Sie heute gegessen?“

„Nein, bin noch im Hungerstreik.“

„Aber getrunken …“

„Nein, auch nicht getrunken.“

„Hm …“, entfährt es ihm darauf, „ist unüblich.“

Was ich ihm unbesehen glaubte. Da aus medizinischer Sicht eine Zunge nach nunmehr drei Tagen Hungerstreik doch mindestens „trocken wie eine Scherbe“ und weißfarben belegt sein sollte. Beide Symptome indes fehlten. Meine Zunge fand sich rosarotfarben und feucht. Durchweg gesund aussehend, demnach. Ergo verlegte sich der Doktor am Ende dieses Besuches darauf, an mein Gewissen zu appellieren. Mit einem Seitenblick auf das unberührt in der Ecke stehende Tablett – einstweilen zuhauf bestückt mit den verschiedensten Brot- und Käsescheiben –, warf er mir beiläufig zu, unterdes er die Zelle gemächlich verließ:

„Wissen Sie, es gibt Millionen die Hungern …“

„Ja, das ist schlimm. Aber wissen Sie was, Herr Doktor, dann nehmen Sie es doch mit, für die Millionen …“

Darauf erhalte ich keine Antwort. Indes was der Doktor von mir hält, vernehme ich deutlich im Anschluss durch die geschlossene Zellentür: „Dumme

Person!“, zischt er dem Vollzugsbeamten, nun wieder zornig, zu.

„Naja …“, sinniere ich späterhin, „was ist dumm? Während eines Hungerstreiks auf Nahrung zu verzichten oder einem im Hungerstreik Befindlichen mit dem Argument ‚Welthunger‘ daherzukommen? Ist nicht der Streikende in letzter Konsequenz jedem unfreiwillig Hungernden weltweit um ein Vielfaches näher und somit in dessen Leiden durchweg mittragender verbunden, als jeder, der sich da eben prächtig den Bauch vollschlägt, während er das Elend anderer besinnt?“

Anderntags werde ich durch die Zellentürklappe um eine Urinprobe gebeten. Diesmal vom Sani:

„Nur um zu prüfen, ob Sie noch genug Flüssigkeit haben.“

„Ist das ihr Ernst?“, entgegne ich da überrascht zurück. „Natürlich nicht!“

„Aber warum denn nicht?“

„Also ich dachte, das haben wir gestern geklärt. Wir kommen da nicht zusammen! Sehen Sie, Sie halten sich allein an Zahlen. Glauben, wenn Sie etwas messen, dann ist das Gesetz. Das ist aber nicht meine Wahrheit. Ich glaube nicht an Zahlen, sondern allein an die Allmacht Gottes.“

Darauf schließt der Sani die Zellentürklappe jählings wieder und verschwindet, wortlos.

Späterhin besucht mich der vom Direktor

angekündigte Anstaltspsychologe. Kompetent und aufrichtig. Die Zelle liegt schon im Halbdunkel, ich habe das Licht nicht eingeschaltet. Relaxt sitzt der Psychologe auf dem Zellenbett, ich ihm frontal gegenüber, auf dem Plastikstuhl. Friedliche Stimmung. Sein Einstieg ist nicht gelungen, beginnend mit: „Sie müssen essen! Wie wollen Sie sonst die Haft überstehen …“ Am Ende aber gewahrt er doch das „Wesen aller Dinge“ und stellt die richtigen Fragen:

„Hat Ihnen Ihr Gewissen denn eine andere Alternative aufgezeigt, als diese?“

„Nein. Und da ich zudem weder Hunger noch Durst habe, ist klar, dass ich diesen Weg weiterhin begehen werde – solange Gott will.“

Ab diesem Zeitpunkt reden wir nur noch über den Glauben. Auch er ist eine Christusseele, wie sich schnell herausstellt. Ergo bitte ich ihn am Schluss noch um sein Gebet, für mich bei Gott:

„… nicht um dies oder das“, so unterstrich ich eigens, „sondern nur um den rechten Weg – allzeit, zu ihm hin.“

Das verspricht der Psychologe frohgemut – und strahlenden Blickes. Eine wohltuende Begegnung, bemerke ich bald darauf – „Salböl für meine Seele“.

Dann, wenige Stunden später – Nachtruhe, ich bin eben am Einschlafen –, da fliegt die Zellentür abrupt auf und ein erzürnter Doktor springt herein:

„Also mir reicht das jetzt mit Ihnen!“, brüllt der

los, kaum dass ich mich aufgerichtet habe. „Man hält das ja ziemlich lange aus, irgendwann aber wird man bewusstlos – und dann werden Sie zwangsernährt!“

„Oh“, falle ich behutsam, aber doch geradlinig ein, derweil innerlich die heftige Wutenergie des Doktors abwehrend, um ihr nicht gleichfalls zu erliegen, „das dürfen Sie nicht! Haben Sie meine Patientenverfügung vergessen?“ Unverzüglich klopfe ich mit ausgestrecktem Zeigefinger auf die Papiere, die seit meinem Einzug auf dem Zellentisch liegen: „Hier! Sehen Sie? So ist es notariell beglaubigt. Mein Wille, absolute Unversehrtheit, steht über allem. Um mir dieses Grundrecht zu sichern, hält meine Tochter die Generalvollmacht in den Händen – ergo, selbst bei Bewusstlosigkeit dürfen Sie mich nicht anrühren.“

Da wird der Doktor wieder krebsrot im Gesicht, bläht sich zudem dessen Schläfenader besorgniserregend auf, bevor er hysterisch losbrüllt:

„Doch! Kann ich und werde ich!“

Abschließend fliegt die Zellentür derart heftig wieder zu, dass selbst das Stahlgestell des Bettes hierüber erzittert.

*„Wow! Herr, was war das denn? … Muss ich mir da Sorgen machen?“, f*rage ich ernstlich erschüttert in die Dunkelheit hinein. Und zugleich wird mir zum ersten Mal seit meiner Inhaftierung bewusst, dass ich hier den „Beherrschern dieser

Welt der Finsternis“ (Vgl. Eph 6,12, ZB 1907-1931) vollkommen ausgeliefert gewesen wäre, wenn ich nicht zuvor in allem dem Willen Gottes nachgefolgt und bei Zeiten vermittels Patientenverfügung und Generalvollmacht vorgesorgt hätte. Würde der Arzt demnach dennoch seine Drohung verwirklichen, würde er sich per Gesetz der vorsätzlichen Körperverletzung strafbar machen, was ihm am Ende gar selber dann, ein paar Jahre Freiheitsentzug einbrächte. Aber mehr noch als dies, fragte ich mich, woher diese geballte Wut gegen mich kam. War denn nicht insgesamt ich hier diejenige, die über ihre Ohnmacht, um des Fehlurteils wegen und der Inhaftierung darob in einen Kellerbunker, in Zornesglut geraten sollte? In mir indes war Frieden. Warum? Weil ich mein Leben lang nichts anderes von Menschen erfahren habe, als eben nur Machtmissbrauch in sämtlichen Modifikationen. Dadurch aber auch, immer wieder neu, die absolute Vertrauensgewissheit erlangte, dass es in jedwedem Fall besser ist „sich auf den Herrn zu verlassen, als auf Menschen“ (Vgl. Ps 118,8).

Der Doktor nunmehr unterlag keinem Machtmissbrauch durch mich, sondern einem Machtentzug. Und das war sein Problem: Meine Verweigerung untergrub eines jedweden Mediziners Herrschaftsstellung als „Gott in Weiß“ in diesem Gefängnis, denn fast nichts innerhalb dieser Gefängnismauern manifestierte sich für die Häftlinge je ohne die

Einwilligung des Anstaltsarztes. Medikus – statt Gott – allmächtig, wurde hier praktiziert. Kein Wunder demnach, des Arztes Feindseligkeit mir gegenüber, wo ihm anderweitig „alles Volk“, im wahrsten Sinne des Wortes, hofierend zu Füßen lag.

Somit hatte ich über den Doktor nichts mehr zu bedenken, noch einen Übergriff zu befürchten. Schlussendlich blieb es unsere letzte Begegnung, sah ich ihn nie wieder.

Den amtierenden Anstaltsarzt lernte ich erst Tage später kennen. Genauer gesagt, an dem siebenten Tag meines Hungerstreikes. An jenem besuchten mich morgens zwei junge Rechtsanwälte, die mir am Ende der Beratung doch wahrhaftig einen gangbaren Weg zur Einleitung eines Revisionsverfahrens aufzeigten. Und mir im Endergebnis daraus, gar noch die Beantragung zu der Genehmigung dazu, bei dem zuständigen Gericht, zusicherten. Eine unverhoffte Offenbarung, inmitten einer wolkenlosen Begegnung hervorgebracht, in der gegenseitige Achtung, Lachen und tiefgründige Gespräche kurzfristig eine Heimat fanden. Die Zusicherung dieser beiden Anwälte verstand ich daraufhin als eindeutiges Zeichen, nunmehr meinen trockenen Hungerstreik zu beenden und wenigstens die nächsten Tage wieder Flüssigkeit zu mir zu nehmen. Und da niemand in diesem Gefängnis einen Gemüsesaft beantragen durfte, ohne des

Anstaltsarztes Genehmigung, stellte ich gezwungenermaßen einen Antrag, nun diesen Arzt zwecks „Gemüsesaft-Attestes“ aufzusuchen. Was mir auch genehmigt wurde, für den späten Nachmittag. Zuvor sandte mir dieser Mediziner noch seinen Sohn, ebenfalls Doktor, in die Zelle. Er wolle nur mal nach mir sehen, so sprach er, und war am Ende, ähnlich wie der Arztkollege davor, merklich überrascht von der „immer noch hohen Mobilität des Körpers“ und der rosarot-feucht gesunden Zunge in meinem Mund:

„Der siebente Tag – und Sie fühlen sich noch richtig gut?“

„Ja!“

Der Amtsarzt daselbst kam mir an diesem Tag durchweg väterlich entgegen. Zeigte sich verständnisvoll und einsichtig. Hörte sich aufmerksam meinen Vergleich von „Esau und dem Linsengericht“ (1. Mos 25,34) aus der Heiligen Schrift an und erwiderte dann schlicht:

„Ist mir gleich, warum Sie nicht essen. Wissen Sie, wenn ich Sie so sehe, dann ist da in mir …“, und dabei zeigt er auf seinen Brustkorb, „ein positives Gefühl – das reicht mir.“

Und derweil der Assistent von Leberwerten redet, die er „gern mal haben würde“, schauen der Amtsarzt und ich uns in die Augen – tief und still. Doch der mir fremde Sani-Helfer lässt nicht locker. Im Nu sind wir wieder beim Thema Blutabnahme.

Deren Verfahren und Notwendigkeit mir der Amtsarzt nunmehr ausführlich erklärt.

„Ja, ich verstehe schon“, unterbreche ich ihn, „aber ich kann dennoch nicht. Es käme mir wie ein Verrat an dem Herrn vor. Er hat mir Krebs geheilt, Lungenentzündung, Knochenbrüche und noch so vieles mehr, gänzlich ohne Einnahme von Mitteln jedweder Art … Wozu sollte ich also Zahlenwerte wissen wollen? Ich fürchte den Tod ja nicht.“

„Na, na“, bremst der Arzt ab, „so schnell stirbt es sich nicht.“

„Genau! Und ich fühle doch, dass alles in Ordnung ist in meinem Körper.“

„Dennoch, überlegen Sie es sich am Wochenende noch mal.“

„Hab ich schon. Es ist eine Frage des Vertrauens, Herr Doktor. Ich suche einzig nach dem Willen Gottes. Von daher habe ich schon darüber meditiert, ob ich eine Blutabnahme schlicht zulassen soll, weil Sie das Blut so unbedingt benötigen – für was auch immer …“

Da fährt der Amtsarzt wieder dazwischen, heftig den Kopf schüttelnd: „Nein. Zwingen werden wir Sie auf keinen Fall! Vom Justizministerium ist die Blutentnahme nur empfohlen, nicht verfügt, aus Gründen der Sicherheit für die Inhaftierten selber …“

Bedingungslos erhalte ich im Anschluss das Attest, anderenfalls hätte ich darauf verzichtet, das

erkannte der Arzt.

„Nein, dafür brauchen wir weder Blut noch Urin. Ich verschreibe Ihnen vorerst täglich einen viertel Liter. Welchen Saft mögen Sie?“

„Karotte, rote Beete, Tomate oder auch gemischten Gemüsesaft“, beeile ich mich vorzutragen, derweil innerlich schon Erleichterung verspürend, dass „diese Hürde“ genommen war. Und schicke mich eben zur Verabschiedung an, da wirft der Amtsarzt noch ein:

„Ich habe auch den ‚schwarzen Punkt‘ weggenommen. Das bedeutet: Einzelzelle im Gemeinschaftstrakt …“

Für einen Augenblick ist es mäuschenstill im Behandlungsraum. Eine Schwester aus dem Nebenraum kommt angelaufen, schaut den Arzt groß an, ebenso der Assistent, doch niemand spricht ein Wort. Und auch ich nicht. *„Aus dem Bunker raus?“*, durchzuckt es mich schmerzlich. An irgendeiner Stelle war der mir inzwischen ans sprichwörtliche Herz gewachsen. Von daher fällt meine Antwort zögerlich aus:

„Hm, geht das denn? Ich meine, ich werde ja auch weiterhin kein Anstaltsessen anrühren – und Sie bekommen auch kein Blut von mir. Allenfalls Urin …“

Da lächelt der Arzt belustigt: „Ja, ja, ist schon in Ordnung. Noch einmal: Niemand wird Sie zu etwas zwingen, was Sie nicht wollen. Aber der Bunker ist kein Ort für jemanden wie Sie.“

Folglich willigte ich ein. Da ich selber nie um eine Verlegung gebeten hätte, mir diese indes justament eben verordnet wurde, erkannte ich sie als „Wille Gottes“ für mich an. Und einmal durchdacht und entschieden, freute ich mich nunmehr auf die Mädchen, die ich allesamt schon von den täglichen Hofgängen her kannte. Nur eines erschien mir auch hier wieder nicht rechtens: Auch wenn ich den Amtsarzt ins Herz geschlossen hatte, so blieb dennoch die Tatsache bestehen, dass dessen Entscheidung gegenwärtig all jene Häftlinge in akute Gesundheitsgefahr brachte, die künftig gemeinschaftlich mit mir Küche und Bad teilten. Denn ohne Blutabnahme war nicht feststellbar, ob bei mir ansteckende Krankheiten, wie Aids oder Hepatitis C, vorlagen. Mir schien deshalb gaben sich die Helfer des Amtsarztes so bestürzt. Späterhin sprach das eine Wärterin genau so aus, als sie von mir erfuhr, dass ich verlegt wurde: „Wie jetzt? Ohne Blutabnahme?“

Die neue Zelle. Ein Stockwerk höher. Im Gegensatz zu unten, empfand ich sie geradewegs schrecklich, auf den ersten Blick. Die Zellenwände mit Farbe angestrichen, grün und ockergelb. Wie lieb waren mir im Bunker die hellen Fliesen an den Wänden und Kacheln auf den Böden ringsum. Hier lief ich auf dicken, verschlissenen Dielenbalken, gab es nur vor der Toilette und dem Waschbecken

Kachelfliesen, granitgrau meliert. Kein Hockklo, zu meinem Bedauern. Indes für jene Wärterin, die mich in die Zelle führte, ein „großes Geschenk“. Der Kloschüssel gleich, ebenfalls arg abgenutzt das Porzellan, findet sich ein Handwaschbecken an der linken Zellenwand. Ansonsten die übliche Einrichtung: Liege aus Stahl, deren Füße fest im Zellenboden verankert standen, ebenso Stahlschrank mit zwei Türen und Plastiktisch, samt adäquatem Stuhl davor.

Hier „oben“ nunmehr, begann für mich wieder ein völlig anderes Leben. Das eben vergangene, währte genau sieben volle Tage lang an. Ein Dasein, in welchem ich weder Flüssigkeit noch Nahrung zu mir nahm. Zudem dreiundzwanzig Stunden am Tag in einer Zelle eingesperrt ausharrte, andererseits indes für eine Stunde am Tag mit bis zuweilen an die fünfzehn Frauen gleichzeitig „Hofrunden“ drehte, dabei ein Gespräch um das andere führend. Und in all dem, fand ich mich nie allein, sondern latent von der Linse einer Kamera überwacht. Dass ich diese unwürdig-abnormale Realität dennoch friedlichen Herzens überstand, ist allein dem Willen Gottes geschuldet, der nie einen Auftrag gibt, ohne zugleich das Vermögen dazu, ihn auch auszuführen. Und nicht anders verlief es in meinem neuen Leben.

Das Neue legte sich nun gänzlich umgekehrt an. Denn in dem Gemeinschaftstrakt gestaltete sich der

Alltag ähnlich jenem einer Großfamilie oder Kommunität. Bäder, Küche und Arbeitsraum wurden gemeinsam genutzt, zu den Zeiten des Aufschlusses. Eine Gemeinschaftszelle mit drei Doppelstockbetten, langem Esstisch in der Mitte stehend und, an den Wänden verankert, schmale Stahlschränke, für jede Insassin einen. Während der Aufschlusszeiten wurde diese Zelle von den Bewohnerinnen der gesamten Abteilung gern als „Wohnzimmer" gebraucht, vorausgesetzt, es fand sich ein Fernseher darin. Was nicht immer der Fall war, da diesen die Einzelne eigenverantwortlich beantragen, und – bei Genehmigung – monatlich eine finite Gebühr dafür zu zahlen hatte. Ansonsten zogen die Frauen gemeinschaftlich vornehmlich stets in jene Einzelzellen ein, wo sich halt ein Fernsehgerät befand. Insgesamt vierzehn Einzelzellen säumten den langen Zellengang, linker und rechter Hand, dazwischen Wäschekammer, Beamtenzimmer, Küche, Arbeitsraum und Müllraum, gleich am Ausgang wieder befindlich. Stille oder Alleinsein demnach, fand ich für mich nur noch selten. Dazu gab es schlicht zu viele Aufschlusszeiten in diesem Gemeinschaftstrakt. Sobald die Türen offen standen, stürmten die Mädchen wie Bienen aus ihren Zellen, gab es ein Hin und Her von gegenseitigen Besuchen – und Aufträgen für mich: Briefe korrigieren, Gedichte formulieren „für den Freund, eine Etage höher …", Näharbeiten, Stilberatungen, Seelsorgegespräche,

Geburtstagskuchen backen und einiges mehr.

Die Frauen. Eine jede von ihnen hatte ihre eigene Geschichte. Vorwiegend saßen die meisten hier jedoch wegen Diebstahl oder Schwarzfahren in diesem altmäuerlichen U-Haft-Gebäude ein. Derweil diesen Delikten fast immer ein oder mehrere Vergehen gegen das „BtMG“ (Betäubungsmittelgesetz) vorausgegangen waren. Beschaffungskriminalität aufgrund von Abhängigkeit – Heroin und „Chrystal Meth“, eine chemische Droge. Zwei darunter „genötigte“ Dealerinnen, um des Geldes wegen. Insgesamt gab es hier nicht eine derzeit, die bei ihrer Inhaftierung nicht erst einen Entzug durchzustehen hatte. Und aus diesem Grund gab es ebenso kaum eine Inhaftierte, die nunmehr alltäglich etwa keine Tabletten einnahm. Ergo von daher unter einer ausgeprägten Abhängigkeit nicht nur von Arzneimitteln, sondern ebenso von Bohnenkaffee und Tabak litt. Zuweilen derart massiv, dass sich die eine oder andere gar flüssiges Desinfektionsmittel in den Kaffee mischte und trank, derweil übrige – insofern deren Tabakvorrat aufgebraucht war – sich aus alten Zigarettenstummeln neue Hülsen drehten oder schlicht den Inhalt von Teebeuteln rauchten. Und wo es ums Essen ging, sah es gleichfalls wenig anders aus. Um ihre Süchte zu stillen, belogen, betrogen und bestahlen sich die Weggesperrten gar gegenseitig. Keine hier vertraute folglich der anderen. So waren es letztlich nicht die

Gitterstäbe, die diese ansonsten rundweg normalen und liebenswerten Frauen verheerend versklavten, sondern ihre Süchte.

Süchte, von denen ich mich vollständig befreit fand. Meine letzte Abhängigkeit, durch die ich mich in der Vergangenheit immer wieder in Unfreiheit brachte, war noch das Essen. In diesem Gefängnis indes, neben dem auf Entzug befindlichen Stefan, im Bunker ausharrend, offenbarte sich mir diese Wahrheit; zeigte sich mir restlos das raffiniert versteckt agierende Gebaren aller Essenssucht auf Erden. Eine allumfassende Offenbarung unendlichen Ausmaßes für mich. Allein in nur acht Tagen Sicherheitsverwahrung, bei sieben Tagen ohne „Wasser und Brot“ und zusätzlichen fünf Tagen, in denen ich nur Saft oder Tee zu mir nahm. Ein Gnadengeschenk ohnegleichen, von dem ich heute noch zehre.

Und auch weiterhin verzichtete ich während der gesamten Dauer meiner Haft auf Gefängniskost. Ernährte mich unterdessen von Saft, Obst und Gemüse und ab und an von zwei Scheiben trockenen Brotes. Was den Mädchen nicht verborgen blieb. Am Ende schätzte mich die Mehrzahl unter ihnen um meiner Unabhängigkeit wegen. Bar sämtlicher Süchte, verweilte ich in ihrer Mitte, frei aller Schikanen oder Ansprüche mir gegenüber. Das imponierte ihnen, so dass die eine wie andere in kleinen Schritten nachzueifern begann. Instinktiv erfassten sie die Quelle

meiner Kraft, das Gottvertrauen, woraus sie zuweilen neue Hoffnung für ihr eigenes Leben schöpften. Auch wenn das selten lange anhielt in dieser Gefängnisrealität, die ihnen insgesamt nur Entbehrung und das überwältigende Gefühl der Ohnmacht darreichte. Letztlich konnte es übermächtig bedrückend sein, sich vorzustellen in einer geschlossenen Zelle zu sitzen, derweil etwa ein Feuer im Gebäude ausbräche. Von derlei Ängsten blieb hier drinnen niemand verschont. Der Unterschied einzig: Alldieweil sich meine Leidensgenossen von der, oder dem, diensthabenden Sani eine Tablette dagegen erbaten, wandte ich mich postwendend von derlei Gedanken ab, indem ich die Furcht daraus nahm und sie kurzerhand dem Herrn hinhielt, mit der Intention: „Fiat, Herr! Dein Wille geschehe!“ So verschwand die Bedrängnis, jedes Mal.

Und wie die Mithäftlinge, so ebenfalls die Vollzugsbeamten. Sie beobachteten jeden meiner Schritte. Folglich blieb auch ihnen mein suchtunabhängiges Wesen nicht verborgen. Was sich, zwingend anspornend nunmehr, erst recht auf diese auswirkte: sie explizit zum Nacheifern befeuerte oder dazu, mich – bzw. mein Gottvertrauen – bei jeder Gelegenheit herabzuwürdigen. Wobei insgesamt die „Schlüssel-Gewaltigen“ in diesem Gefängnistrakt, ohnehin erheblich zur Ausübung von Willkürakten neigten. Beständige Menschenfreundlichkeit oder Sanftmut

fand sich nur bei Gerda, jener Beamtin, die mich eingangs vor dem Einschluss in die Bunkerzelle warnte. Ansonsten extreme Launenhaftigkeit unter den Wärtern und Wärterinnen, nicht selten innerhalb nur weniger Stunden von einem Extrem ins andere schwankend. Da braucht es für einen Inhaftierten wahrlich ein unerschütterliches Glaubensfundament, um all die kleinen und großen Auswirkungen dieser Sprunghaftigkeit unbeschadet zu überstehen. Letztendlich waren es hier seltener die Häftlinge untereinander, als vielmehr die Vollzugsbeamten, die Missstimmung und Drangsal säten. Eine einzelne Beamtin hatte es zu jeder Zeit in der Hand, entweder für positive – sprich hoffnungsfrohe – Stimmung im Trakt zu sorgen oder für deren genaues Gegenteil. Da war es von Vorteil, wenigstens innerhalb eines festgesetzten Zeitrahmens von Auf- und Einschlussvorgaben den Gefängnisalltag zu erleben, an den sich der Argus auch mindestens hinlänglich hielt.

Um 6:00 Uhr in der Früh der erste Aufschluss. Samstag, Sonntag und an Feiertagen um 8:00 Uhr. Gleich darauf ein Gewusel auf dem Zellengang, hier und da Geplauder, Kaffeeduft in der Luft, Musik aus den Fernsehern ist zu hören, Geschnatter – Frühstückszeit! Verbracht wie es gefällt: zu zweit, zu fünft, zu zehnt oder allein in der Zelle. Davor, dazwischen oder im Anschluss: Wäschetausch, Zellenreinigung, Einreichung von Anträgen und Ähnlichem mehr. Die eine hat das zu tun, die andere

„schnell noch“ dies und jenes, bevor es hinterher, pünktlichst um 8:00 Uhr ans „Schaffen“ geht. Rossmann-Kämme im Stückakkord eintüten. Nur wenige Schritte von der eigenen Zelle entfernt, in einem Nebenraum. Je nach Schnelligkeit und harmonischer Zusammenarbeit der Arbeiterinnen – eine Gruppe von mindestens fünf bis zuweilen zwölf Frauen –, verdiente die Einzelne hierbei mitunter bis 120 Euro im Monat. Was aufgrund der unterschiedlichen Arbeitsmoral der jeweiligen Jobberin nur selten bewerkstelligt wurde. Von daher latent als Auslöser mannigfaltiger Denunzierungen, lautstarker Proteste und gar Kämpfe unter den Frauen agierte. Und doch, arbeiten hieß hier nicht nur „Geldverdienst“, sondern vor allem „Dahingehen von Zeit“. Blanke Tatsache: Durch diese Akkordarbeit verging der einzelne Gefängnistag wie im Flug – brachte den Gefangenen folglich, mindestens gefühlt, schneller seiner Entlassung entgegen. Derweil jene, die nicht arbeiteten, in ihren Zellen eingeschlossen blieben.

Gearbeitet wurde vormittags bis um 10:30 Uhr. Unmittelbar anhängend der Hofgang, eine Stunde später das Mittagessen, mit sich daran anschließender Mittagsruhe. Abermals Einschluss, bis um 14:00 Uhr. Nach diesem Aufschluss kurze Kaffeezeit und erneuter Arbeitsbeginn. Gegen 17:30 Uhr Abendbrot, abgehalten wie in der Frühstückszeit, in Gruppen essend oder allein. Unterdessen sich der letzte

Einschluss um 20:00 Uhr vollzog. Ausnahmen an den Sonn- und Feiertagen, da öffneten sich die Zellentüren um 8:00 Uhr und schlossen sich samstags, nach den sonst üblichen Mittagsschließzeiten, erst gegen 22:00 Uhr. In diesem festen Rahmen initiierte sich das Leben im Gemeinschaftstrakt. Spielten sich de facto sämtliche menschliche Dramen und Komödien ab, die ich ebenso „draußen" vernahm. Je nach Bewusstseinsniveau der handelnden Personen, hier Seifenoper, dort Klassiker. Indes alles nur auf engstem Raum und bei alltäglich wechselnden Akteuren. Selbst die Heilige Messe, die ich hier zu meiner höchsten Freude sonntags besuchen durfte, ließ mich – von den arg verhaltenen Singstimmen dabei einmal abgesehen – kaum einen Unterschied zu jenen außerhalb dieser Gefängnismauern erkennen. Auch hier wurden die Messen von den Insassen nur selten um ihrer selbst, sprich aus Gründen tiefer Religiosität, heraus besucht. Sondern advers zu jedweder Kirchengemeinde, die um ihrer selbst oder um der lehramtlich verordneten Sonntagspflicht in der Kirche erscheint, um des zelebrierenden Paters willen. Für einen jeden Süchtigen hier, ist der Gefängnisseelsorger erste und letzte Anlaufstelle, sobald dessen eigene Vorräte an Tabak, Briefmarken, Kaffee und dergleichen mehr aufgebraucht sind. Dieser Mangel bildete letztlich ebenso die Grundlage für die meisten Anträge an die Anstaltsleitung, mit der Bitte um ein Gespräch mit dem

Seelsorger. Was zur Folge hatte, dass der Pater zuweilen großem Zeitdruck unterlag. Wann immer der mich sah, rief er mir zu:

„Ich will unbedingt noch mit Ihnen reden …“, und gab ich indes jedes Mal lachend zurück: „Ja, Pater … Sie wissen ja, ich bin da – kann hier nicht weg!“

Doch zu einem Gespräch kam es nie. Dem Pater fehlte die Zeit und ich stellte nie einen Antrag, diesen zu sprechen. Da mir in meinem Anliegen, allein dem Willen Gottes nachzufolgen, jeglicher Griff nach einem Menschenwort nur zum Fallstrick würde, mich ablenkte vom Wesentlichen: des ewigen Vaters Wort. Und das war gut so, denn kaum ein Tag verging, an welchem ich mich nicht der Willkür, bzw. des Machtmissbrauches, durch Angestellte der Haftanstalt ausgesetzt fand.

Nein, auf Menschen vermochte ich wahrhaftig nicht zu bauen, das bestätigte mir ebenso dieses Dasein hinter Gefängnismauern wieder.

„Hier sind sie in Sicherheit!“, versprach mir der Anstaltsleiter eingangs gleich an die drei Mal. Und der Anstaltsarzt versicherte mir ebenso oft in jenen Tagen: „Niemand wird Sie zu etwas zwingen, was Sie nicht wollen.“ Letzten Endes aber gab der erste mich doch preis und der zweite nötigte mir gar in einem erpresserischen Akt – wodurch, gesetzlich betrachtet, der Tatbestand einer Körperverletzung

unmittelbar gegeben war – die Blutentnahme ab:

„Wollen Sie arbeiten? Wir brauchen noch helfende Hände“, spricht mich die leitende Vollzugsbeamtin eines Morgens an.

„Nicht zwingend“, denke ich, antworte aber: „Na ja, wenn Sie jemand brauchen – warum nicht?“

„Dann stellen Sie doch bitte gleich einen Antrag, der muss sofort weiter … Anstaltsleiter, Sicherheit und Arzt müssen den genehmigen.“

Das erfüllte ich, wie gewünscht, zumal mich täglich schon die Arbeiterinnen darum baten. Indes, in mir war nicht wahrhaftig Frieden. Vielmehr „geteiltes Haus“: Einerseits genoss ich das Alleinsein in der Zelle, vornehmlich in jenen Zeiten da die Mädels bei der Arbeit waren, andererseits mochte ich jede einzelne von ihnen, zog es mich ergo buchstäblich in diese ewig plappernde Frauenrunde hinein. Was bislang ferner nur zu der Zeit des Hofganges möglich war, da hierbei vollständig alle Frauen des ansonsten in zwei Stationen aufgeteilten und voneinander abgetrennten Gemeinschaftstraktes zugegen waren. Ein mir alltäglich heimlicher Genuss, in welchem ich durchgängig barfuß auf dem schmalen Rasenstreifen geruhsam auf und ab ging, unterdessen an meiner Seite, beschuht auf dem Betonboden laufend, stets eine oder zwei Frauen liefen oder in Gruppen an den Rasenenden standen, mich mit ihren Fragen, Albereien oder Gelächter zu empfangen. Da ich bei allem Lauschen

nun aber dennoch nicht zu einer klaren Sicht durchfand, verlegte ich mich aufs Abwarten: *„Herr, wie du entscheidest, so soll es sein!“*

Nach zwei Tagen hieß es, durch den Mund einer Wärterin, scharfzüngigen Tonfalls: „Der Antrag ist abgelehnt!“

Wer oder warum, erfuhr ich nicht. Was mich derweil nicht sonderlich störte, der Herr hatte entschieden und das genügte mir.

Indes, nur kurze Zeit später steht die leitende Beamtin vor mir und fragt nach, ob die Arbeitserlaubnis schon erteilt sei. Irritiert gebe ich zurück:

„Äh, nein? Die ist doch abgelehnt …“

„Was? Wieso?“, die Leiterin scheint empört.

„Das weiß ich nicht.“

„Warten Sie, ich rufe da sofort an.“

Wenige Minuten später steht sie erneut vor mir, spürbar erleichtert: „Das war die Sicherheit – die wussten noch nicht, dass Sie aus dem Bunker raus sind.“

„Aha, und nun?“

„Der Anstaltsleiter hat genehmigt, die Sicherheit auch. Fehlt nur noch die Genehmigung des Arztes, aber da mache ich mir keine Sorgen …“

„Nein, ich auch nicht“, gebe ich zutiefst überzeugt zurück. „Wir sind eines Sinnes.“

Doch da wurden wir beide postwendend eines Besseren belehrt. Keine Stunde später heißt es erneut:

„Der Antrag ist abgelehnt!“ Diesmal aus dem Mund der Leiterin daselbst: „Die ärztliche Genehmigung erfordert eine Untersuchung auf ansteckende Krankheiten, zum Schutz der Gefangenen, das heißt Blutentnahme.“

„Das hat der Doktor so gesagt?“, frage ich ungläubig zurück.

„Nein, der Sani.“

„*Ja*“, denke ich bei mir, „das erklärt alles, der war so gar nicht einverstanden mit meiner Verlegung in den Gemeinschaftstrakt, ohne Blutabnahme.“ Laut indes spreche ich aus:

„Ah, verstehe, dann wird das nichts mit uns. Erpressen lasse ich mich nicht.“

Denn nur zu gut war mir die Zahl der an Hepatitis C erkrankten Arbeiterinnen bekannt. Die Frauen hatten es mir persönlich erzählt. Eine von ihnen war gar als „Essensträgerin“ auf der Station tätig, was ja generell schon, per Gesetz, strengstens untersagt war. Und ebenso fehlten entsprechende hygienische Schutzmaßnahmen am Arbeitsplatz, sowie auf dem Trakt, dauerhaft und grundlegend, sodass eine Ansteckungsgefahr für die vereinzelt Gesunden unter den zahlreich Infizierten, aufgrund der geschlossenen Nutzung von sanitären Anlagen, Gemeinschaftsräumen und Küche, ohnehin immens hoch ausfiel. Faktisch lag hier der Fall genau umgekehrt, ich war hier diejenige, die beständig in unmittelbarer Gefahr schwebte, ihre Unversehrtheit an Geist und Körper

zu verlieren. Und folglich vor Ansteckung geschützt hätte werden müssen, insofern, dass man mich gar nicht erst in diesen Gemeinschaftstrakt hätte verlegen dürfen. Derweil, ich selber fürchtete Krankheit nicht, da mir alles Gottes war und ist. Von daher gab es für mich auch keinen Grund, den Umgang mit den Frauen zu meiden. So hatte der Herr endgültig entschieden, schlussfolgerte ich.

Indes, die Leiterin gab nicht auf:

„Bitte, Frau PPM, wir haben ganz klar Bedarf an ihrer Hilfe, fragen Sie doch den Doktor persönlich noch mal, ja?“

Ergo ließ ich mich auch darauf ein, denn noch immer war mir die klare Schau in dieser Angelegenheit verwehrt. Nur eines war mir gewiss, die Motive zu dem mir jetzt schon krankhaft anmutendem Interesse an meinem Blut, entbehrten jeglicher rechtlichen Grundlage. Und so lange, bis sich nicht Frieden einstellte, in mir, blieb mir eh nichts anderes übrig, als den äußeren Wegweisern zu folgen. Zumal ich mir, ebenso wie die Leiterin, nicht ernstlich vorzustellen vermochte, wie der Doktor urplötzlich wortbrüchig werden wollte, dieweil er mir dabei in die Augen schaute.

Am Ende aber fand ich mich auch hier wieder eines Besseren belehrt. Er fühlte sich nicht wohl, der Doktor, in seiner Haut, das war ihm deutlich anzusehen, und doch pflichtete er schlussendlich dem Sani bei, der ohnehin bei diesem Arztbesuch

der Gesprächsführende war. Derweil nicht redete, sondern, nachdem ich dem Doc rundweg erklärt hatte, lieber auf die Arbeitserlaubnis zu verzichten, als einer Blutentnahme zuzustimmen, nunmehr fast tobsüchtig schon, zu schreien anfing:

„In Ordnung, Frau PPM, dann schicken wir Sie wieder in den Bunker!“

Irritiert blicke ich den Doktor an: „Ernsthaft jetzt?“

Doch der erwidert meinen Blick gar nicht erst, sagt kein Wort. Derweil keift sich der Sani in Rage und ich verstehe urplötzlich: *„Kein Scherz, die meinen das ernst, Herr! Das ist die neue Wahl: Blut oder Bunker.“*

„Dass das Erpressung ist, wissen Sie schon – oder?“, werde nun auch ich laut.

„Sie lassen uns ja keine andere Wahl!“, brüllt der Sani zurück, derweil der Doktor zusammenzuckt.

„Aber wieso? Blutabnahme ist nur empfohlen, nicht aber vorgeschrieben … So haben Sie es mir doch auch bestätigt, Herr Doktor …!“

Kleinlaut stammelt der: „Ja, das stimmt ja auch, aber …“

Zu Ende stammeln darf der Arzt indes nicht, der Sani tobt dazwischen:

„Das geht Sie nichts an, Sie sind hier inhaftiert!“

Da brause nun auch ich auf. Ein Wortgefecht hebt an, zwischen dem Sani und mir. Verhärtete Fronten und keine Chance für mich, sie friedlich zu

durchbrechen. Ein Seitenblick auf den Doktor zeigt mir das deutlich auf. Der sitzt stumm dabei, schaut mich aus großen Augen leidenden Blickes an. Was in mir unmittelbar Mitgefühl für ihn erweckt. Um den Doktor zu erlösen, treffe ich blank eine Entscheidung und werfe sie scharftönend dem Sani zu:

„Gut, dann eben Bunker!"

Schon rufe ich die Beamtin aus dem Nebenzimmer, bitte sie, mich abzuführen, mit der Begründung: „Wir sind hier fertig!"

Die reagiert sofort, die erpresserische „Behandlung" war folglich auch ihr nicht entgangen, freundlich nickt sie mir zu, doch kaum hat sie ihre Hand auf der Klinke, durchfährt es mich wie ein Blitz: *„Das ist falsch! Niemals hättest Du, Herr, so gehandelt – das ist Deiner unwürdig!"*

Glasklar stand mir jetzt der wahre Weg vor Augen, der zugleich immer auch Wille Gottes ist: „Meide das Böse … suche Frieden und jage ihm nach!" (Ps 34,15; 1. Petr 3,11). Eine Verweigerung, selbst wenn ich per Gesetz im Recht damit war, gereichte hier niemandem zum Frieden. Im Gegenteil. Ergo drehte ich mich unverzüglich zu dem Arzt zurück, dessen Gesichtszüge mir nunmehr deutlich verkrampft entgegen prangten, und rief kapitulierend aus:

„Okay, Herr Doktor, um Ihretwillen … Dann entnehmen Sie mir halt das Blut!"

Augenblicklich entspannten sich des Arztes

Gesichtsmuskeln, fegte ein sanftes Lächeln allen Unfrieden aus dem Sprechzimmer, trat stattdessen Stille ein. Mit Bedacht zog er mir das Blut aus der Ader, bestätigte mir am Ende aber blank noch einmal, vermittels unbedachten Wortes, dass die Blutentnahme keinesfalls dem Zwecke der Arbeitsaufnahme oder gar vorsorglichem Schutz der Insassen diente, denn:

„Wenn Sie nichts mehr von mir hören", so versicherte der Arzt, „ist alles in Ordnung. Arbeiten können Sie aber jetzt schon, sogar als Kostträger …"

Und in der Tat trat ich am Folgetag meinen ersten Arbeitstag an, derweil der Befund erst zehn Tage später eintraf.

Der Laborbefund war „mehr als okay!", berichtete mir eine Wärterin. Folglich sah ich sowohl den Sani, wie auch den Doktor nie wieder. Dass ich vollkommen „clean" sei, sprach sich indes eilends herum unter den Frauen und brachte mir nunmehr deren uneingeschränkte Achtung ein.

Schnell gewöhnte ich mich unterdessen an dieses bar aller Freiheit beraubte Leben, in welchem „das Warten" – auf den Anwalt, die Verhandlung, die Verlegung, den Besuch, einen Brief oder ersehnte Nachricht von draußen und nicht zuletzt auf die Entlassung – die offenkundig größte Herausforderung, für einen jedweden darin Verwickelten,

darstellte. Nur wenige der Häftlinge kannten hier den Zeitpunkt ihrer Verschiebung in ein alternatives Gefängnis, oder Entlassung aus der U-Haft, definitiv. Einzig ein Tag um den anderen wurde harrend verbracht, derweil die Außenwelt allmählich verschwand – ein vollständig geschlossenes Dasein, mit keinem sonst verwandt. Mehr als einmal kam mir hier der oft so hochfahrend zitierte Vergleich meiner damaligen Mitschwestern zu deren Leben „hinter Gittern“ im theresianischen Karmelitinnenorden in den Sinn: „Wir sitzen freiwillig hinter Gittern!“ Welch ein Übermut, diese Parallele! Denn weder sind Ordensschwestern eines Rechtsbruches angeklagt, noch sind sie ihrer Freiheit beraubt – geschweige denn, ihrer Liebsten, die sie, insofern nicht ohnehin schon mit ihnen im Kloster lebend, wann immer ihnen der Sinn darnach steht, besuchen können. Einem Inhaftierten indes, ist es nicht einmal mehr gestattet, eigenen Willens eine Tür zu öffnen oder zu schließen.

Dann kam der sechsunddreißigste Tag meiner Inhaftierung. Der sich heiß und sonnig, eingangs nicht anders gestaltete, wie jene anderen vor ihm: Morgens stand ich auf, betete, meditierte, las in der Schrift und arbeitete später ausgelassen mit den Mädchen zusammen. Daran anhängend der Hofgang, wo ich noch wie gewöhnlich meine Barfußrunden auf dem Grünstreifen drehte. Doch kaum ist der

beendet, heißt es urplötzlich:

„Frau PPM, nach dem Mittagessen packen Sie bitte ihre Sachen, Sie werden entlassen!“

„Wow!“, entfährt es mir. Und doch kann ich es nicht fassen: „Ernsthaft jetzt? … Aber warum? Meine Zeit ist doch noch gar nicht um …?“

Da lacht Gerda, meine Lieblingswärterin, hellauf: „Weiß ich nicht … Und jetzt? Wollen Sie lieber absitzen?“

„Nein, natürlich nicht!“, beeile ich mich, zu antworten.

Und gleich darauf war die Freude in mir auch zweifellos derart überschwänglich groß, dass es mich nunmehr überhaupt nicht mehr interessierte, warum ich vorzeitig aus der Beugehaft entlassen wurde. Denn äußerlich betrachtet, konnte dafür vieles verantwortlich sein: die Klage beim Europäischen Gerichtshof, gestellte Strafanzeigen gegen beteiligte Richter, samt Vermieterin oder schlicht mein stetes Aufdecken von Missständen in der JVA insgesamt. Letztlich aber blieb mir doch nur wieder das Eine: Willen Gottes! Was sich erfüllen sollte, war offenbar vollführt. Das war alles, was ich zu wissen brauchte.

Und ebenso bei den Frauen: Schaulustig hatten sie mich an dem Tag meiner Inhaftierung empfangen, herzlichst verabschiedeten sie mich jetzt, eine jede einzeln, in der Stunde vor meiner Entlassung. Und wieder einmal erkannte ich hieran dankbar die

großen Gnaden, die meinen speziellen Ruf einer Wandereremitin allzeit begleiteten: an nichts und niemanden zu hängen, außer an Gott allein, in Ihm aber – justament – jeden und alles so zu lieben, als hinge mein Herz daran. Wodurch mein „Ja“ stets ein ganzes blieb, wie ebenso mein „Nein“.

So Knall auf Fall wieder auf freiem Fuß stehend, wusste ich zunächst nicht so recht, wohin mit mir. Nur eines erfasste ich deutlich: Von Herzen her, zog mich nichts mehr zurück in die gemeinsame Wohnung und zu Kalinka. Auch hier schien mir vollbracht, was erbracht werden sollte. Dieses neue Bewusstsein kannte ich schon aus der Haft her. Da ich mich da aber noch lange Wochen inhaftiert glaubte, verlegte ich die Neuorientierung „für das Leben nach dem Arrest“ auf später. Insofern blieb mir jetzt nichts anderes, als zunächst einen Platz vor dem Allerheiligsten in einer Kirche aufzusuchen, um mir Klarheit zu verschaffen:

„Herr, was nun?“, fragte ich in die Stille hinein. *„Was ist Dein liebster Wille? … Weißt Du wohin Du mich auch senden magst – der Ort ist mir völlig gleich, wenn nur allein Dein Wille geschieht …“*

Lange musste ich nicht Lauschen, der nächste Schritt lag offen vor mir. Allein der geografische Ort, samt neuem Wirkungsfeld, blieb mir verborgen. Doch davon jetzt schon zu wissen, war nicht

relevant. Von hoher Bedeutung indes die Gewissheit, dass es an der Zeit war, Kalinka wieder zu verlassen, die bis dato kaum eine Entscheidung eigenständig zu treffen wagte, mich latent daher selbst in die banalsten Angelegenheiten ihres Lebens noch mit einbezog. All ihre Hoffnung und ihr Vertrauen setzte sie noch immer in mich, den unbeständigen Menschen, den sie Mutter, sprich „Ma", nannte, statt auf Gott allein. Bliebe ich folglich weiterhin an ihrer Seite, verfehlte sie die Wahrheit. Oder anders: Unterstützte ich sie nach wie vor in ihrer Bequemlichkeit, nunmehr nicht eigenhändig den Weg aller einzig wahren Erfüllung eines jedweden Menschenherzens zu erkennen und alsdann selbstbestimmt wählen zu wollen, der für mich, Jesus Christus, in dem ewigen Vater ist. Das erkannte ich jetzt deutlich als vorderste Aufgabe einer gottgewollten Mutterschaft: das von Gott anvertraute Kind unter das heilbringende Kreuz Christi zu führen. Und das bedeutete in der praktischen Umsetzung für mich nun derzeit: radikaler Entzug meiner steten Entscheidungsbeihilfe! Hierzu blieb mir nichts anderes übrig, als Kalinka sowohl aus den Augen, wie aus dem Sinn zu verschwinden. Denn aus eigenen, freien Stücken gelang es ihr nicht, sich von mir zu lösen, folglich hatte ich hier diejenige zu sein, die eine Abnabelung in aller Konsequenz vollzog, damit Kalinka „weiterziehen konnte". Um sich in dem verherrlichten Namen Jesu Christi – ähnlich wie das hässliche Entlein aus dem

Märchen der Gebrüder Grimm in einen leuchtend weißen Schwan – am Ende von dem „Schoßkind“, das sie jetzt noch war, in eine mündige „Dienerin Gottes“ wandeln zu lassen.

Doch zunächst besaß ich nur die Verheißung für den nächsten Schritt, „die Kraft aus der Höhe“ fehlte noch (Vgl. Lk 24,49). Ergo machte ich mich im Anschluss noch einmal „nach Galiläa“, Kalinkas und meiner bis dahin gemeinsamen Wohnung, auf, um darauf zu warten.

Drei Monate bereitete ich Kalinka auf meinen Auszug vor. Folgte unterdessen zudem Schritt um Schritt den innerlich geistlichen Anweisungen. Die da nunmehr für mich nicht etwa „Kloster“, „Stadteremitin“ oder „Wanderschaft“ hießen, sondern im Gegenteil: „Eine Anstellung finden, einschließlich Logis in einem Personalzimmer“. Zudem diesmal nicht, wie vor zwölf Jahren auf „Schloss Elmau“, wo ich ein Jahr lang ausschließlich nur für Kost und Logis im Housekeeping arbeitete, um hierbei bedingungsloses Dienen zu erlernen, sondern jetzt für vollen Lohn. Diese Anweisung erstaunte mich anfangs immens, sodass ich fast schon gewillt war, sie als „bloße Gaukelei“ abzutun. Bald aber erfasste ich in ihr den simplen Sinn dahinter: Reinigung! Was die Welt und ihren Mammon anbelangte, war ich offenbar noch immer nicht im Reinen mit mir und der – mir Jahre vor meinen Eintritt in die Kirche –

erteilten göttlichen Unterweisung aus Matthäus 6,24: „Du kannst nicht Gott dienen und dem Mammon“.

So vollzog sich die Reinigung von aller Illusion offenkundig nicht etwa dadurch, dass ich die Konfrontation mit ihr glühend radikal vermied, sondern indem ich mich mit Haut und Haar in sie hinein begab. Eben so, wie ich es soeben in meinem Irrglauben an einen Rechtsstaat getan hatte. Bis zur Neige leerte ich diesen Kelch, mit dem Ergebnis, nunmehr restlos befreit, sprich erlöst worden zu sein, von diesem fatalen Aberglauben. Und am Ende griff hierbei doch die göttliche Gerechtigkeit: Veranlasst durch meine Strafanzeige, so teilte mir die Staatsanwaltschaft schriftlich mit, hatte die Vermieterin den Betrug vor dem Staatsanwalt „eingeräumt“. Aufgrund deren „reumütigen Geständnisses … höheren Alters“ und ansonsten „unbescholtenen Lebensweise“, nahm der Staatsanwalt aber doch von einer Strafverfolgung abstand. Gleich wie, mit diesem staatsanwaltlich bestätigten Bekenntnis, wäre es mir jetzt möglich gewesen, das Revisionsverfahren zu beantragen. Ja, in Anbetracht dessen, dass mich diese „feine Dame der Gesellschaft“ ohne Zögern, trotz detailgenauen Wissens um ihren hinterhältigen Betrug an Kalinka und mir, ins Gefängnis werfen ließ, wäre das nur zu folgerichtig. Doch lag mir das fern. Stattdessen fand ich mich überaus glücklich, dass diese Angelegenheit nunmehr friedlich abgeschlossen hinter mir lag. Folglich zerriss

ich die – von den zwei jungen Anwälten aus der JVA – beim Gericht für mich beantragten und letztlich genehmigten Revisionsanträge, und legte damit das Vorkommnis „Rechtsstaat-Sinnestäuschung“ ein für alle Mal ad acta.

Jetzt galt es für mich wieder weiter zu wandern. Nüchtern, als eine dem Tag angehörig: „angetan mit dem Panzer des Glaubens und der Liebe und mit der Hoffnung des Heils – als wie mit einem Helm“ (ZB 1907-1931, 1. Thess 5,8).

2016-2019

Vorab, das Kleid …

Als ich einst im April 2004 in den theresianischen Karmelitinnenorden eintrat, hatte ich lange zuvor schon allen Besitz aufgegeben. Da besaß ich nunmehr nichts weiter, als ein hellgrünes Trachtenkleid aus Veloursleder auf dem Leib, ein Paar Sandalen an den Füßen und einen kleinen Beutel, der zu meiner Bibel allein noch ein T-Shirt und Wechselwäsche für darunter enthielt.

Am Tag meiner Einkleidung nunmehr, ein Jahr später, erlaubte ich der Priorin – just in diesem Moment der hellsten Freude – das Lederkleid zu verschenken, da ich mich ja jetzt „… auf ewig, vom Geliebten“ eingekleidet fand. -Folglich mit jenem Hochzeitsgewand (= „Habit“, abgeleitet vom lateinischen „habitus“) das sich niemand selber zu nehmen vermag (Vgl. Mt 22,12); es sei denn, es wird ihm, im äußeren Zeichen entsprechend des inneren Rufes, vermittels dem zur Hochzeit „Ladenden“ – sprich dem Herrn daselbst – als reines, unverdientes Gnadengeschenk dargereicht.

In dem Kloster nun gehörte zu dieser Gewandung ebenfalls ein „Arbeitskittel“, gleichsam brauner Farbe, indes leichteren Stoffes, der sich mir von Anbeginn nicht nur immens bequemer, sondern rundum zweckdienlicher im Alltagsleben bewehrte. Diesen Kittel liebte ich. Folglich wunderte es mich so rein gar nicht, dass die Priorin mir diesen jetzt bei meinem Wiederaustritt aus dem Kloster, am 28. Dezember 2006, als Ersatz für mein nunmehr von ihr verschenktes Kleid anbot. Für mich gab es da kein Zögern in der Antwort, vielmehr reinstes Selbstverständnis und überreiche Beglückung im Herzen: „*Natürlich, Herr!*“, jubelte es in mir. *„Ich verlasse zwar das Kloster, aber eingekleidet bleibe ich dennoch – und zwar mit dem einzig mir passenden Habit!“*

Und diesen folglich trug ich auch an jenem Tage, da ich mich zu dem Vorstellungsgespräch in einem Fünfsternehotel, in Oberbayern, einfand. Seine verstofflichte Entsprechung, der Originalkittel des Konventes, hatte die Jahre bis dato zwar nicht überdauert, doch überreichte mir die Priorin einst, bei einem meiner Besuche 2012, unaufgefordert einen neuen mit der Bemerkung: „… der sieht schon schäbig aus, den tauschen wir jetzt aus!“

Ergo legte ich die mir damals durch die Einkleidung bestätigte „Berufsgewandung“ nie wieder ab. Denn deutlicher, so erfasste ich glasklar, konnte mir der Herr seinen Willen nicht kundtun. Auch wenn

ich mir in all den Jahren zuweilen gern einmal wünschte, mich lieber unauffällig durch das reale Leben zu bewegen, so vermochte ich es dennoch nie. So ebenfalls auch hier nicht, in diesem noblen Hotel vor einem Aquarium stehend, wartend auf die Personalleiterin, die lange auf sich warten ließ. Späterhin einmal verriet sie mir den Grund dafür: „Mein erster Gedanke, als ich sie sah, war: ‚O je, wie komme ich aus der Nummer wieder raus?' Dann aber sprach ich mit Ihnen und wusste definitiv: ‚Alles okay!"

Beworben hatte ich mich, wie viele andere auch, schriftlich per E-Mail. Ohne nennenswert meinen speziellen Ruf zu erwähnen. Auf dem Kopf des Lebenslaufes prangte allein ein Passfoto. Das geschah durch mich bewusst, um überhaupt erst eine Chance zu bekommen, und nicht schon im Vorfeld „ungehört" als Fanatikerin oder Ähnliches deklariert und somit aus dem Bewerberpool herauszufallen. Was sich dann vollzog, legte ich getrost in des Herrn Hände. Auch die Angelegenheit mit der Krankenversicherung. Rein rechtlich war ich nunmehr mit über 55 Jahren ja nicht mehr zu dem Abschluss einer solchen verpflichtet. Doch war ich mir, um der generellen „Angst-vor-Tod-und-Pro-Medizin-Einstellung" der meisten meiner Zeitgenossen in der Welt, nicht sicher, ob eine Erbringung dennoch verlangt wurde. Hier blieb mir ergo allein

dem Herrn zu vertrauen, denn dies hatte mich die Vergangenheit stets gelehrt: „Alles, was Gott will, das vollbringt er!“ (Vgl. Ps 115,3; Ps 135,6)

Tags darauf erhielt ich direkt einen Rückruf:

„Hallo Frau PPM! Hier ist … Wann können Sie vorbeikommen?“

„Wann wollen Sie denn?“

„Von mir aus sofort …“

Sofort ging nicht, das Hotel lag etliche Kilometer von der Wohnung entfernt. Am Ende einigten wir uns auf eine Woche später. Wo ich sodann stehenden Fußes:

„… bei gegenseitigem Interesse, versteht sich“, zwei Tage auf Probe tätig sein würde. „Und wenn dann alles stimmt, stellen wir Sie auch sofort ein.“

Und in der Tat, so mühelos vollzog sich das am Ende auch. Selbst zu dem Abschluss einer Krankenversicherung zwang mich hier niemand. Obgleich ich ihn – vermittels einer Auslandskasse mit monatlicher Kündigungsfrist – dennoch kurzzeitig tätigte. Einzig um die Personalleiterin von ihrer tiefgehenden Angst zu befreien, in welcher für sie ein Leben ohne steten Beistand eines Mediziners, samt dessen Arzneimittel, undenkbar schien. Indes, nach einem halben Jahr bereits erklärte sie mir lachend, dass ich diese Versicherung jetzt kündigen könne, denn sie hätte inzwischen „so einiges verstanden“. Ergo kündigte ich den Versicherungsvertrag postwendend

wieder. Da stand für mich also diese Tür „Berufstätige“ weit offen, folglich war das die Beglaubigung für den weiter von mir zu beschreitenden Weg. Zudem Freude und Kraft in mir. Fraglos alles eindeutige Indizien für den absoluten Willen Gottes, ansonsten wären hierbei sämtliche Eingänge fest verschlossen, empfände ich weder Beglückung oder mindestens Frieden darin, und mangelte es mir letztlich schlicht an der notwendigen Kraft, diese neuerliche Herausforderung jetzt entschlossen anzugehen. Doch schnell wurde mir ebenso bewusst, wie unendlich weit sich die bayrische Berufswelt innerhalb eines einzigen Jahrzehntes regelrecht zurückentwickelt hatte, bis in jene einhundertfünfzig Jahre andauernde Epoche des Mittelalters mit ihrer „Verfügungsbefugnis eines Leibherrn über einen Leibeigenen“.

Schon zu der Zeit meiner Probezeit wurde ich mehrmals gefragt, ob ich nicht lieber in einem anderen Metier des Hauses arbeiten wollte, „… als ausgerechnet in jenem eines Zimmermädchens“. Und auch jetzt, da ich den Arbeitsvertrag unterzeichnete, stellte mir die Personalleitung die gleiche Frage umschrieben erneut: „… der Chef hätte Sie ja gern als Hausdamen-Assistentin gesehen.“

„Nein, danke!“, war meine Antwort jedes Mal. „Wenn ich diene, dann gern am untersten Platz.“

Das war die Wahrheit. Ich liebte es, chaotische Zustände im Hintergrund in Ordnung zu bringen. Es

war mir eine reine Freude, derweil die Gäste unterwegs waren oder nach deren Abreise, alles Verschobene wiederum an seinen gegebenen Platz zu stellen und das Benutzte gründlich zu putzen, um „unliebsames“, entsprechend der Standards, wieder in „erquicklich“ zu verwandeln. Gleichsam so, wie ich es dreizehn Jahre zuvor auf Schloss Elmau handhabte. Bevorzugt in Eigenregie, wodurch ich mich praktisch in der einzig eines Menschen würdigen Lage fand, in Gänze Verantwortung für jedwede meiner Handlungen daselbst zu übernehmen. Indes, schon allein das, war mir vom ersten Tag an unmöglich. Und das nicht etwa, weil Eigenverantwortlichkeit vom System nicht gefordert wurde, sondern weil sie explizit durch desorientierte Arbeitsplanung permanent verhindert wurde. Zuweilen tummelten sich vier Frauen gleichzeitig in einem Gastzimmer, ein heilloses Durcheinander. Eine effiziente Koordination indes derweil unmöglich war da keine der Zimmerfrauen (oder -männer) der anderen Sprache spricht, dagegen die englische nicht beherrscht wurde. Kroatische, rumänische, italienische, slowenische und ungarische Wortlaute schallten hier durch alle Flure, doch kaum ein deutsches Wort. Und wenn, dann war es derart entstellt, dass es schmerzte in den Ohren. Letztlich war in diesem Housekeeping allein nur eine einzige Deutsche angestellt, die indes selten in den Gästezimmern zu finden war.

Chaotisch! Heute vier Mädchen, mit mal mehr oder weniger Liebe zum Detail angetan, morgen indes allein in bis zu dreißig Zimmern unterwegs. Zudem jeden Tag auf einer anderen Etage eingesetzt. Daneben kein einheitlich festgelegter Standard im Reinigungssystem, wie ohnehin absentes Anlernen seitens des Housekeeping-Managements. Arg defektes oder gänzlich fehlendes Arbeitsmaterial. Und als wäre das nicht schon genug, zu allem noch eine insgesamt unglückliche und von daher launisch willkürlich über „ihre" Abteilung herrschende Hausdame obenauf. Und all das, in einem 5-Sterne-Hotel. Hiermit hatte ich zunächst zu kämpfen. Inkompetenz von Führungskräften ist pures Gift für ein jedwedes Unternehmen, so meine Erfahrung, hier indessen hatte es förmlich Methode.

Denn genau so war es gewollt, wie ich glasklar bald erkannte. Nicht Einheit unter den Kollegen, damit die etwa geschlossen streikend öffentlich auf der Straße entlang marschierten, um einzufordern, ihre arbeitsvertraglich – und gesetzlich – verankerte Achtundvierzig-Stunden-Woche oder gar ihre Mittagspause. Nein, stattdessen wurden die Mitarbeiter gegeneinander aufgehetzt, sprich gemeinschaftlich mit den verschiedensten Mitteln – einbehalt von Trinkgeldern, Überstunden, Streichungen von freien Tagen – „bestraft", wenn der einzelne z.B. sein „Soll" nicht schaffte. Der Zeit- und Arbeitsdruck blieb bei allem derart unmenschlich hochgeschraubt,

dass den Angestellten keine Zeit zum Nachdenken verblieb: Wenn sie daheim ankommen, sind sie ausgelaugt, so erfahre ich späterhin von vielen. Empfinden sie sich demnach als „zu müde“, an Körper und Seele, um auch nur das kleinste geistige Fragment einer Hinterfragung ihres derzeitigen Soseins noch zu erschaffen. Denn eine Fünf-Tage-Woche, wie anstellungsvertraglich ausgehandelt, war für sie reine Fiktion. Stattdessen arbeiteten die Männer und Frauen selten unter acht, bis hin zu zwölf Arbeitstagen am Stück die Woche, bei daran anhängend mitunter nur einen einzigen Tag frei, bevor dieser unmenschlich lange Arbeitszyklus von Neuem anging. Das alltägliche Leisten von Überstunden wurde dabei ohnehin stillschweigend vorausgesetzt und kaum noch auf die Backlist der Mitarbeiter gesetzt. Und bei allem bekamen die derart Geschröpften nicht einmal Anerkennung – kein einziges Wort des Lobes, sondern alleinig Häme, Demütigungen und ansonsten Beschimpfungen zwielichtigster Art.

Wer hier folglich nicht Gott als Fundament seines „Berufslebens“ hatte, erkrankte schnell – zumeist ernstlich, physisch wie psychisch. Verließ das Haus darob bald, nur um in dem nächsten eben dieselben Bedingungen vorzufinden. Dann mitunter gar noch für weniger Geld, da eventuell der Sonn- und Feiertagszuschläge hinterlistig beraubt, durch Nichterwähnung und folglich entsprechender Weglassung

aus den Verträgen. Ein steter Rundlauf, ähnlich dem des Hamsters in einem Laufrad. Weitergebend an die nächste Generation. Die gesamte Arbeitswelt hatte sich im Verlauf von nicht einmal zwei Jahrzehnten komplett verändert. Von frühester Jugend (mit dreizehn Jahren) war ich es gewohnt hart zu arbeiten, selbst im Akkord. Was hier indes den Angestellten abverlangt wurde, war schier unmöglich zu schaffen. Schlicht ausgeschlossen, ein Zimmer oder Suiten von zwanzig, dreißig, sechzig, einhundert oder gar zweihundert Quadratmetern jeweils innerhalb gleicher Zeitstrecke in einem streng gesetzten Zeitrahmen exakt zu reinigen. Entweder leidet am Ende die Qualität oder eben der Gast darunter. Was sich summa summarum am Schluss verheerend auf die Psyche des Einzelnen auswirkt, da der seinen Arbeitsplatz stets mit dem Gefühl „nicht zu genügen", verlässt. Und damit nicht genug, erfährt er die volle Vereinnahmung seines Arbeitgebers zudem in den eigenen vier Wänden noch, vermittels firmeneigenem „Social Intranet". Ist folglich per App via Handy vierundzwanzig Stunden online mit der Firma verbunden. Womit das Zeitalter der Leibeigenschaft, wenn auch perfekt getarnt in dem schillernden Kleide namens „Network" und „Social Media" einer emotional gemeinschaftlich verordneten Sinnverfälschung von „Wir lieben uns alle", sprich „Wir sind ein Team", nunmehr vollends zurückgekehrt wäre. Ein Zeitalter, für deren dringende Beseitigung viele

Zeitgenossen des Mittelalters – und bis in die Neuzeit hinein – Drangsal, Gefängnis und Tod erlitten.

Nein, da stieg ich nicht mit ein, in diese Aufeinanderfolge. Denn im Gegensatz zu meinen ausländischen und deutschen Kollegen des Hotelbetriebes insgesamt, fehlte es mir gänzlich an nötiger Sorge, die Anstellung oder eben das „soziale" Leben zu verlieren.

„Die Zeit der Leibeigenschaft", so argumentierte ich einem jedem gegenüber, „ist vorüber. Ich habe einen Arbeitsvertrag geschlossen, nicht aber mein Leben dem Anliegen des Hotels oder dessen Besitzer verschrieben. Zu den vereinbarten Arbeitsstunden bin ich bereit alles zu geben. Bin ich ganz und gar da. Meine Freizeit aber, gehört mir und Gott allein."

Zudem kannte ich mich im Recht etwas aus. Folglich reichte ich unverzüglich schriftlich mein Veto bei der Personalleitung ein, gegen sämtliche Missstände, vor allem im Hinblick auf jene, die die Arbeitszeiten betrafen. Legte in letzter Konsequenz selber fest, nicht länger als sechs Tage die Woche meine Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen, doch in jedem Fall im Anschluss daran, die vereinbarten zwei freien Kalendertage am Stück zu nehmen. Indes, das zuletzt auch bei der Hausdame getreu durchzusetzen, kostete mich einige Wochen an Kampfesmut, letztlich aber blieb dieser keine andere Wahl. Denn wann immer sie mich für sieben und mehr Diensttage in ihren Wochenplan eintrug, teilte ich

ihr umgehend mit, dass ich ab dem siebten Tag nicht erscheinen würde, stattdessen meine zwei freien Tage nähme, und verteidigte mein Recht konsequent. Nicht zuletzt reduzierte ich unnötige Überstunden und hielt die Mittagspausen ebenfalls getreu ein.

All das blieb den Kollegen nicht verborgen. Das eingangs frostige Klima änderte sich geradewegs in sein Gegenteil. Getrauten sich die Gepeinigten nicht minder „das Haupt zu erheben". Immer mehr baten mich um Unterstützung in deren Angelegenheiten, in Streit- oder bei Unsicherheitsfragen. Folglich gab es Zeiten, in denen ich beständig „ein und aus ging" bei der Personalleitung. Sodass ich nicht selten annahm, „… jetzt feuern die dich!". Was, isoliert von der Allmacht Gottes her betrachtet, auch nur zu stimmig mit jener „Leibeigenschaft-Denkweise" der Firma gewesen wäre. Doch das Gegenteil trat ein. Die Probezeit war längst nicht vorüber, da hielt ich einen Festvertrag in den Händen und gesellte sich mir zu guter Letzt ebenfalls die Hausdame dazu, sodass ich phasenweise künftig erheblich mehr seelsorglich als putzend in den Gastzimmern tätig war.

An all dem erkannte ich deutlich: Ohne Unterjochung funktioniert das Leben nicht. Reibungslos, sprich gefahrlos für Körper, Geist und Seele, gelingt es derweil nur da für einen jedweden Erwerbstätigen, wo er sich freiwillig ihr beistellt. Der Arbeiter

Joch war ergo nur so hart für sie zu tragen, weil sie den falschen Dienstherrn gewählt hatten: einen Menschen, statt Gott allein. Denn das Wort aus Matthäus 11,28-30 ist absolut wahr, und das gänzlich unabhängig der Schwere aller Berufstätigkeit, die da just vom Einzelnen verrichtet werden muss, um sein Leben zu bestreiten:

„Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig; und ihr werdet Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht."

Das „wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, ist demnach allzeit in der Welt (Vgl. Joh 1,9), doch der Mensch liebt insgesamt „die Finsternis mehr als das Licht" (Joh 3,19), folglich kann „das Licht" ihn nicht aus seinem Elend erlösen. So die schlichte Tatsache.

Untergebracht fand ich mich zu dieser Zeit in einem kleinen Personalzimmer außerhalb des Hotels, dieweil keine fünf Gehminuten von diesem entfernt. Etwa zwölf Quadratmeter groß, zu ebener Erde in einem Haus, in welchem in weiteren vier Zimmern unterschiedlicher Abmessung, ebenfalls Betriebsangehörige einquartiert waren. Eine Mitarbeiter-WG

quasi. Bäder, Toiletten, Küche wurden gemeinschaftlich genutzt. Die einzelnen Zimmer fanden sich spartanisch nur mit Tisch, Stuhl, Schrank und einem Bett versehen, derweil ohne Waschbecken und WC. Der Standard demnach weitaus geringer noch als in der Gefängniszelle zuvor, dennoch behielt der Arbeitgeber dreihundert Euro Miete monatlich dafür ein. Die öffentlichen Räume und Flure starrten regelrecht vor Dreck bei meinem Einzug, folglich war auch hier erst wieder „Das gründliche Putzen“ angesagt. Späterhin kreierte ich einen Putzplan, an den sich bald ein jeder hielt. Kontakt untereinander indes gab es selten. Dafür sorgten schon die verschiedenen Dienstzeiten der WG-Bewohner. Wer im Service arbeitete, schlief zumeist am Tage und kam kaum vor Mitternacht erst heim oder war eingeteilt in einer Art Teildienst, der ihm nur mittags ein paar wenige Stunden Freizeit überließ. Für mich folglich stille Zeiten, in denen ich wie gewohnt ungestört meine Meditationen, Gebete und Spaziergänge verrichten konnte, da die meisten in dieser Wohngemeinschaft Lebenden vorwiegend im Service tätig waren. Wo es die Möglichkeit gab, an freien Tagen, empfing ich den Leib des Herrn in einer der umliegenden Kirchen, die für mich zu Fuß erreichbar waren. Entlangwandernd an Bach, Berg, See und saftig grünen Wiesen. Auf Wegen, die im Sommer grasende Rinder mit mir zusammen begingen oder im Winter bei hohem Schnee von Pferdeschlitten

flankiert wurden. Die gesamte Gegend war gewiss ein Traum, von daher wimmelte es zu Zeiten in ihr auch beträchtlich von Touristen aus aller Welt, dennoch fand ich bald die stillen Flecken heraus und nahm sie ein. Ich liebte dieses neue Leben restlos, so endlich wieder allein mit mir und dem Herrn.

Und so hielt ich ebenso den Auftrag um Kalinka konsequent ein. Bevor ich ausgezogen war, hatte ich sie darum gebeten, mich nicht mehr zu kontaktieren, was sie aber nicht einhielt. Ergo untersagte ich das Telefonieren gänzlich, ließ das Handy unterdessen grundsätzlich abgeschaltet, reagierte auf deren Mailbox-Nachrichten nicht. Und wann immer Kalinka daraufhin versuchte, mich nunmehr in verdeckter Schreibweise vermittels E-Mail dazu zu bewegen, ihr eine Entscheidung abzunehmen, fragte ich kurzerhand zurück: „Welchen Teil von: ‚Laß mich in Ruhe!', hast du nicht verstanden?" So stellte sie bald jeglichen Versuch, mir auch weiterhin die Verantwortung für ihr eigenes Leben zu übertragen, ein. Blieb folglich gezwungen, sich selbst an die Hand zu nehmen und dabei „auf Gott allein" ihr ungeteiltes Vertrauen zu setzen. Am Ende mit Erfolg.

Derweil wanderte ich bedacht weiter in diesem Leben als Berufstätige und fand mich alsbald eines Tages vor einer kleinen Wegscheide stehen. Da wurde mir unverhofft, quasi vermittels „Notlage

einer Arbeitskollegin“, vom Herrn eine Wohnung – direkt gegenüber dem Hotel liegen – buchstäblich auferlegt. Die Kollegin hatte dieses Fünfzehnquadratmeter winzige Apartment eben erst angemietet, für sich und ihre sechsjährige Tochter, derweil noch nicht bezogen. Aus heiterem Himmel rief die Familie sie in ihre Heimat, nach Kroatien, zurück. Die Kündigungsfrist für die Wohnung aber belief sich auf drei Monate und das Geld für die komplett an den Vermieter ausbezahlte Kaution benötigte sie dringend für ihre Rückreise. Sie bat mich um Unterstützung, einen Nachmieter zu suchen. Ergo schaute ich mir „die kleine Stube“, wie die Arbeitskollegin ihre Anmietung nannte, zunächst an, denn eine Empfehlung auszusprechen ohne das Objekt dabei zu kennen, wäre mir rundweg unmoralisch. Und bis zur Stunde dieser Objektbesichtigung kam mir nicht einmal ansatzweise in den Sinn, dass die Kollegin in mir ihren Nachmieter schon gefunden hatte.

„Ein schreckliches Haus!“, rufe ich aus, sobald ich davor stehe. Gewaltige Balkone vor den Fenstern, bayerntypisch, sprich dunkles Holz wohin das Auge schaut. Indes findet sich hier keine einzige Balkonblume, stilvolles Mobiliar oder gar kunstvoller Schmuck, dagegen Graffelwerk und Mülltüten obenauf stehend. Innen nicht weniger abstoßend für mich – durchweg schmuddelig-schummrig: Abgehalfterte Briefkästen, bar jedweder Form einheitlicher Namensschilder, im Eingangsbereich und den

Flur entlang dunkelanthrazitfarbener Bodenbelag, ein abgetretener Orientläufer darüber, flankiert von altersschwachen Möbelstücken, Plastikblumen und -pflanzen, die ihrerseits einen dickpelzigen Überwurf aus grauem Hausstaub tragen. Fünfzehn Apartments beherbergt dieses Haus auf drei Etagen. Vom Keller her durchzieht ein modrig-muffig riechender Ölgeruch den Luftraum über der knarzenden Holztreppe hinauf in den ersten Stock. Am Schluss noch ein regelrechter Schock: Nicht nur, dass das kaum zehn Quadratmeter kleine Zimmer mit dickholzigem Ikeabett rechts und Schreibtisch links bestückt ist, und somit nur einen schmalen Gang von einem Meter Breite Bewegungsraum bietet, findet es sich buchstäblich vollständig durchtränkt von beißendem Heizölgeruch. Ein riesiger Ölofen steht gehbehindernd fast mitten im Raum und leckt scheinbar seit Jahren schon vor sich hin. Die Wände dahinter rußverschmiert, das Parkett des Bodens darunter gerissen und dunkel mit Öl gesättigt. Und nicht einmal der Balkon ist frei zu nutzen, auch wenn er sich direkt in seiner Länge rund um das Eck des gesamten Zimmers zieht. Rechter Hand nimmt den Platz eine riesige Satellitenschüssel ein, linker Hand verhindert eine aus brandschutztechnischen Gründen eingelassene Bodenklappe und meterlange Leiter dazu, die ungehinderte Nutzung dieses Gebäudeteiles. Und zu allem liegen Wohnung und Balkon nicht nur direkt an der Hauptverkehrsstraße, sondern ebenso die

Fenster in deren Richtung. Blankes Entsetzen in mir:

„Das ist ein Loch, Ana, keine Wohnung! Wie konntest du das nur anmieten? Nein, tut mir leid, aber das empfehle ich keinesfalls weiter …“

Und ich war empört von diesem „bayerischen Volk“, welches ausländische Arbeiter in sein Land holte, um nunmehr jene die sogenannten „niederen Jobs“ verrichten zu lassen, die die eigenen Kinder längst nicht mehr anpacken wollen, und dann finden sich diese dermaßen unwürdig untergebracht. Dieses Quartier hier bot nicht einmal fließend Warmwasser und fand sich derart eng eingerichtet, dass es nirgends eine Gelegenheit zum Ausschreiten bot und selbst ein normales Umdrehen des Körpers oder Vorbeugen an einigen Standorten nicht ohne Quetschungen gelang.

Ana indes sah das nicht so:

„Du musst die Wohnung nochmal am Tage ansehen.“

„Nein danke, Ana, ich hab genug gesehen.“

Damit betrachtete ich diese Angelegenheit als erledigt. Selber suchte ich kein neues Obdach, das Personalzimmer hatte ich mir inzwischen gepflegt und praktisch eingerichtet und zudem eine Empfehlung nachfolgend selbst da nicht über die Lippen bekommen, wo ich explizit auf einen Wohnungssuchenden traf. Vierzehn Tage später indes wurde ich in der Nacht mit der Erkenntnis über die Sinnhaftigkeit

einer eigenen Behausung in dem derzeitigen Leben als Arbeitnehmer überrascht: „Unabhängigkeit von der Firma!“, leuchtete es in meinem Innern auf. *„Ja, das ist wahr“,* bestätigte ich still: „*Nichts ist so beständig in der Welt, wie die Unbeständigkeit eines jedweden Menschen darin. Von heut auf morgen konnte ich gekündigt werden und ebenso schnell dann aus dem Zimmer raus … Diese Tatsache brächte mich vielleicht einmal dazu, Kompromisse einzugehen. Sprich, deinen Namen, Geliebter, zu verleugnen …*“. Folglich breitete ich augenblicklich „den Teppich“ vor dem Herrn aus und versprach: „Herr, wenn ich morgen Ana kontaktiere und diese ‚Abstellkammer‘ ist noch frei, werde ich es anmieten, allein in Anerkennung Deines Willens dazu.“

Und so vollzog ich denn auch, wenn auch nicht himmelhochjauchzend. Entfernte als Erstes den Ölofen und öldurchtränkte Bodendielen daraus. Öffnete Wände und mauerte sie neu, malerte und beheizte das Apartment im Endeffekt nur noch per Radiator und brauchte dennoch ein volles Jahr, um den beißenden Geruch endgültig zu verbannen. Was die Einrichtung betraf, blieb mir keine andere Wahl, als sie stehen zu lassen, obgleich sowohl die Möbel als auch der Kühlschrank defekt waren, – der Vermieter weigerte sich, sie herauszunehmen. Ja, das schien mir einsichtig, denn gleichwie sicherte ihm doch dieser Hausrat den Wohnungsstatus „möbliert“ anzuzeigen und folglich für seine Behausung einen

Mietzins weit oberhalb der Grenzen des gesetzlich festgesetzten Quadratmeterpreises zu kassieren. Ungeachtet dessen aber, stellte sich bald wieder die weise Führung Gottes heraus – und damit zugleich die Dringlichkeit allzeit einzig nur auf dieses Führers Stimme zu hören, statt auf den Verstand oder Emotionen. Nichts in der Welt geschieht zufällig, ein jedes Ereignis steht miteinander in Zusammenhang, unaufhaltsam dem göttlichen Plan folgend, dabei gänzlich gleich ob den einzelnen Akteuren darin bewusst oder unbewusst. Aus freiem Willen Gottes Ratschluss zu folgen indes, ist die hohe Zierde eines jedweden Christen. Ist dessen Geburtsrecht, das er sich von niemandem streitig machen lassen sollte. Das WG-Haus wechselte bald wieder zurück in den Privatbesitz, folglich quartierten alle Mitarbeiter daraus in kürzester Frist aus.

Ein dreiviertel Jahr später. Der Monat Oktober hatte Einzug gehalten und mit ihm ebenso mein Jahresurlaub. Zeit Bilanz zu ziehen, so freute ich mich. Einfach da sein; Tagestouren, meditieren, ausgiebig die Schrift studieren, fasten, beten. Schweige-Exerzitien quasi. Die waren jetzt zwingend notwendig, so erkannte ich deutlich. Verschiedenste körperliche Symptome traten häufiger auf und in dem vorausgegangenen Monat erlebte ich bei der Arbeit etliche Male kleinere Unfälle. Da schlug ich mir etwa beim Betten abziehen urplötzlich mit der Hand gegen den

Unterkiefer, sodass ein Zahn abbrach. Quetschte mir den Fuß während des Einfahrens eines voll beladenen Wäschewagens in die Wäschekammer, erfuhr ich zuweilen heftige Kreuzschmerzen und erlitt einen deftigen „Hexenschuss“ (Lumbago) am Ende noch dazu. Körperliche Symptome oder äußere Inkonsistenz,nahm ich als unmittelbares Zeichen wahr innezuhalten und nach der geistigen Ursache zu forschen. Diese Auffälligkeiten bedeuteten mir stets den direkten „Hinweis von oben“, entweder die eingeschlagene Richtung des Weges zu ändern oder eben den Pfad gänzlich zu verlassen. Denn niemals gibt Gott einen Auftrag, ohne gleichzeitig das Vermögen dazu – sprich die nötige Kraft –, ihn auch vollendet auszuführen. Schwindet indes die Körperkraft unvermittelt, ist das ein sicheres Zeichen für eine Kursänderung. Bedeutet das glasklar, dass dieser Sendungsauftrag erfüllt ist. Da ich aber keinerlei dinghafte Anweisung erhielt, etwaig den Ort oder die Arbeitsstelle zu verlassen – an dem Dienst selber hatte ich nach wie vor meine Freude, es waren allein der psychische Druck und die hanebüchenen Arbeitsbedingungen, die das Symptom-Signal unterstützten –, verlegte ich mich direkt darauf „kürzerzutreten“. Ohnehin verdiente ich zu viel für meine Verhältnisse. Wollte ich letztlich nicht Gefahr laufen, in „Sattheit“ zu geraten, gleich allem Umfeld um mich herum und den Geliebten verleugnen, indem ich sprach: „Wer ist der Herr?“ (Vgl. Spr 30,8-9).

Ergo beantragte ich kurzerhand Teilzeitarbeit und kam damit durch. Indes, nicht im Housekeeping, hier wurde die Hausdame nicht einmal gefragt. Die Geschäftsleitung bat mich, künftig den Wellnessbereich des Hauses zu unterstützen.

Vertrauend nahm ich auch diesen Auftrag an, gleich im Anschluss an meinen Exerzitien-Urlaub. Für jeden anderen im Hotel bedeutete dieser Arbeitsplatzwechsel eine Art „Aufstieg", für mich indes stellte er einzig den „Willen Gottes" dar. Hier gaukelte ich mir nichts vor: Gleich an welchen „Pflug" der Welt der Wirtschaft einer heutzutage seine Hände auch legt, überall findet er dieselben grundrechtsverletzenden, den Einzelnen entwürdigenden und bedrückend konfusen Bedingungen vor. Einzig die Verrichtungen unterscheiden sich voneinander. Wenn ich vorher Gästezimmer in einer Größenordnung von dreißig bis dreihundert Quadratmetern putzte, reinigte ich hier auf einer Fläche von insgesamt dreitausend Quadratmetern: Saunen, Pools, Duschen, Toiletten, Ruheräume, Rezeption, Bar, Behandlungsräume, die Mitarbeiterküche und einen Teil des Gartenbereichs. Befüllte nebenher zudem Getränkeautomaten, Regale mit Decken und Frotteetücher oder Peeling-Salzen, faltete saubere Handtüchern in Container ein, verräumte derweil die schmutzigen in den Wäschekeller, gab Getränke aus und betreute nebenher kommunikativ Gäste wie

Behandler gleichermaßen. Deutschsprachig die Kollegen und – oberflächlich weltlich betrachtet – tätig in einem Umfeld hochstehenden Ambientes und doch, das Verfahren im Umgang miteinander gleichsam beschämend wie überall im Haus.

„Wir sind ein Team!“, tönt es aus allen Arbeitsbereichen. Und wehe jenem, der ausschert aus diesem „Wir-lieben-uns-alle-Gehabe“, in welchem einer über den anderen herzieht, von den Vorgesetzten statt Einklang oder Akzeptanz nur Häme und Hoffart forciert wird und letztlich anstelle von „Hand in Hand“ vorsätzlich gar gegeneinander gearbeitet wird. Tatsache bleibt bei allem, dass „Teamwork“ in unsrer Zeit nicht gewollt ist. Ansonsten würden Arbeitgeber nicht generell da, wo sie ursprünglich vorzeiten für ein Arbeitsfeld mindestens zwei bis drei Mitarbeiter einsetzten, heute nur noch einen beschäftigen. Der sich dann, vergeblich abmüht, die entsprechenden Anforderungen zu meistern. „Profit durch Personaleinsparung“, das ist die eigentliche Aussage hinter allem wirtschaftspolitisch-kollektivistisch verordneten Schlachtruf vom Teamwork. Und das so dermaßen unverhohlen, dass ich heute noch kaum Worte dafür finde.

Für die gesamte Spa-Landschaft jedenfalls waren eingangs fünf Reinigungskräfte eingeteilt, keine drei Wochen später derweil waren wir nur noch zu zweit. Verheerend! Sowohl für die Qualitätssicherung der hier gesetzlich vorgeschriebenen und hygie-

nisch penibel zu beachtenden Vorgaben, wie auch der physischen wie psychischen Belastung der Kollegen. Doch all dem schenkte die Geschäftsleitung keinerlei Beachtung. Schriftliche Eingaben oder Hinweise auf diese – nicht zuletzt ebenso die Gäste gesundheitsgefährdende – Art von Missständen, verursacht durch Personalmangel, wurden entweder der Lächerlichkeit preisgegeben oder rundweg negiert.

Bei einem derart hohen Arbeitspensum verstand es sich von selbst, dass es nicht innerhalb von sechs Arbeitsstunden zu händeln war. Ergo einigte ich mich mit dem Supervisor des Spa darauf, an vier Tagen acht Stunden zu arbeiten und an dreien im Anschluss daran frei zu haben. Das behielten wir bei. Indes sich mein Dienst im Verlauf von drei Monaten gänzlich weg vom allmorgendlichen Saunauzen, stattdessen hinein in den aktuellen nachmittäglichen Servicedienst am Gast verlagerte. Bei dieser Gelegenheit wurde ich oft von Saunabesuchern angesprochen, ob ich „Füße massiere". Zumeist in den späten Abendstunden, wenn die Behandler das Haus schon verlassen hatten. Stets verneinte ich das. Doch eines beschwingten Tages verriet ich dem Chef nebenbei:

„Theoretisch kann ich das. Ich bin ausgebildete Fußreflexzonen-Therapeutin – ist zwar schon mehr als ein Jahrzehnt her, aber ich habe den Schein gemacht …"

„Ach so? Und warum machst du das dann nicht?“

„Na ja, ist wirklich schon lange her und den Schein besitze ich auch nicht mehr …“

„Den kannst du doch nachmachen – ich reiche gleich einen Antrag ein, dann bezahlt die Firma …“

Dieses Angebot empfand ich zunächst als „nicht auf meinem Weg“ liegend. Es schien mir so atypisch z u meiner Beobachtung der evangelischen Räte der Armut und der Keuschheit zu stehen. Die Tugend der Demut bzw. Bescheidenheit war hier nicht gerade der Wellness-Therapeuten oberstes Anliegen. Diese trugen eher die Eitelkeit wie blendendes Geschmeide um den Hals zur Schau, wodurch sie blind blieben gegenüber den Nöten ihres Nächsten, selbst jenen aus dem engsten Umfeld. Nach ein wenig Gebet aber nur und Meditation stellte sich in mir überraschenderweise wahrhaftige Freude ein, dem Angebot nachzukommen. Folglich setzte ich unverzüglich die nötigen Schritte zur Umsetzung in dem sicheren Vertrauen, dass mir der Sinn dahinter schon zur rechten Zeit offenbar würde.

Kaum zwei Monate später massierte ich bereits neben den üblichen Diensten im Wellnessbereich offiziell Füße, sowohl von Gästen wie von Angestellten. Und wähnte mich in diesem Sein gänzlich angekommen. Nie wäre mir zu dieser Zeit der Gedanke gekommen, dass dieser Schritt – in heller Freude angepackt – am Ende vor Gott nichts als ein

Mittel zu jenem heiligen Zweck darstellte, meine Schulter restlos von der schweren Bürde eines Lebens in „ewiger“ Fronarbeit zu befreien. Meine Hände sollten „endgültig loskommen vom Lastkorb“ (Vgl. Ps 81,7). Doch das war mir bis dahin noch nicht offenbar. Derzeit gelang alles federleicht, gleich ob beruflich oder privat. Vergnüglich ließ ich mich auch hierauf ein, auf diese Gnadenzeit des ununterbrochenen Hochgefühls, in welchem sich unvermittelt eines klaren Sommertages auch Kalinka wieder einstellte. Die war mir nachgezogen, nunmehr ernstlich bereit, die nächste Stufe ihrer Reifung auf den ewigen Vater hin zu erklimmen, die da hieß: Bedingungslos (Gott) dienen lernen! Und wo gelang das besser als in einem Haus, in welchem es getreu des Wortes aus Lukas 17,7-10 („… Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen wurde, sollt ihr sagen: Wir sind unnütze Knechte; wir haben nur unsere Schuldigkeit getan.“) für einen Christen nichts weiter gab als exzessive Arbeitslast, bei null Gesten der Freundlichkeit oder etwa Anerkennung seiner Menschenwürde. Denn mit Jesus Christus zu gehen, bedeutet nicht, die Hände in den Schoß zu legen und auf Wachteln zu warten (Vgl. 2. Mos 16,11; 4. Mos 11,31ff), sondern: Dienst, Dienst, Dienst! Des Dienstes Lohn ist des göttlichen Vaters: Reinigung, Reinigung, Reinigung – mit dem Endziel der vollkommenen Erlösung aus allen Übeln der Welt. Der wahrhaftig

Liebende, gibt diese Unterweisung an seine Freunde weiter. Und die eigenen Kinder darin zu unterrichten, erkennt er als seine oberste Pflicht. Vor jedwedem Lehren indes steht die leibliche Erfahrung. Bevor Kalinka demnach göttliche Wahrheitstreue an ihre Sprosse weiterzugeben vermochte, musste sie diese zunächst erst an sich selbst real erfahren – sprich am Ende explizit –, jeglichen Dienst ohne Murren annehmen und ausführen lernen. Ergo vermittelte ich Kalinka der Geschäftsführung mit der Bitte um gleichzeitige Unterbringung ihrer in einem Personalzimmer.

Weit und mühelos sprang diese Tür auf. Ein Zimmer unter dem hauseigenen Dach wurde eben frei und für die Tagesbar suchte das Hotel händeringend Personal. Im Nu fand sich Kalinka eingestellt. Zunächst nur in Teilzeit, mehr war sie bis dato nicht bereit zu geben. Doch diese Gesinnung war sie bald gezwungen zu überdenken. Eines Tages hieß es unvermittelt aus dem Munde ihres Serviceleiters: „… entweder acht Stunden oder Kündigung!“ Nach einigem Ringen entschied sich Kalinka dann aber doch, die Herausforderung „unnützer Knecht“ in vollem Umfang anzunehmen.

Derweil Kalinka ihren „Unnützer-Knecht-Weg“ erst antrat, endete meiner abrupt. Der Auslöser schlicht eine freiberufliche Therapeutin, die im Spa Räume angemietet hatte und darin ihre speziellen

Bauchdiagnosen und -massagen an den Gästen ausführte. Eine ausnehmend charismatische Frau, unüberbietbar extravagant, schwärmerisch und diesseitig orientiert, dennoch mochte ich sie, denn in allem agierte sie grundsätzlich authentisch. Eine Dreiviertelstunde bei ihr kostete den Gast an die vierhundert Euro, und doch hatte sie rund um die Uhr zu tun. Ihre „Patienten" himmelten sie an, hielten ihr eisern die Treue, hofierten sie, selbst wenn sie trotz Termin mitunter Stunden noch auf „ihre Frau Doktor" warten mussten. Dafür arbeitete „Frau Doktor", die real keinen Doktorgrad besaß, hart, nicht selten bis weit nach Mitternacht. Das Los eines jeden Selbständigen. Deren Power und ihren Einsatz bewunderte ich, den Lohn dafür indes erachtete ich für wertlos. Ansehen und Geld beließen den Menschen in Unfreiheit, waren zudem der Vergänglichkeit unterworfen. Mein Eifer galt nicht dem Mammon der Welt – sondern ausschließlich dem ewigen Leben im Reich des ewigen Vaters, an der Seite des Sohnes Jesus Christus. Das war der einzige, aber entscheidende Unterschied zwischen der „Frau Doktor" und mir. Die im Kellergeschoss Därme massierte und im Anschluss daraus diagnostizierte, derweil ich in einem Behandlungsraum unmittelbar ein Stockwerk über ihr, dasselbe an den Füßen von Gästen und Angestellten tat. Auf Diagnosen indes, wie auf Gespräche allgemein, verzichtete ich bewusst sowohl während, wie auch nach

den Behandlungen. Nur da, wo ein Behandelter darum bat, ließ ich mich kurz auch darauf ein. Doch forcierte ich derlei emotionale Begehren nicht. Suchte ich ja nicht meine Ehre, sondern „einer war da, Gott, der diese allzeit für sich suchte“ (Vgl. Joh 8,50). Folglich bestand mein Ansinnen allein darin, Ihm, meinem Herrn und Gott, den Gast vermittels Fußreflexzonenmassage unmittelbar zuzuführen. Konkret in den Zustand der Tiefenentspannung hinein. Denn allein dieser Seinszustand ganzheitlicher Losgelöstheit – von Körper, Geist und Sinne –, schafft den Raum in welchem die Spontanheilungen Gottes einzig stattfinden. Und um nichts weiter als an Heilung für seinen geliebten Menschen ist es dem ewigen Vater gelegen: „Kehret zurück ihr Menschenkinder!“ (Ps 90,3) bittet er ohne Unterlass und nutzt von jeher explizit diesen „stillen Raum der Heilung“, sich bei seinen Kindern wieder in Erinnerung zu bringen. Und das am Ende auch stets mit Erfolg, gleich ob dem Empfangenden unmittelbar bewusst oder nicht. Und da es nicht einen jedem gegeben ist, sich selbstständig vermittels Meditation in diesen „stillen Raum der Heilung“ zu begeben, stellt die Massage – vorausgesetzt in dieser Intention vollzogen – ein zweckdienliches Hilfsmittel dar.

So ist es am Ende kein Wunder dann, wenn ein Mensch im Anschluss von der Massageliege aufsteht und verwundert ausruft: „Ich fühle mich wie neu geboren!“ Oder körperliche Symptome unverse-

hens verschwinden, selbst solche, die Jahrzehnte lang erlitten wurden. Da ist nichts Magisches oder Wundervolles dran, das ist einzig Gott. Und genau diese Tatsache nun mit jeder Faser seines Seins immer wieder klarzustellen, ist oberste Pflicht einer jedweden Magd oder Knecht Gottes in der Nachfolge Jesu: „Er muss wachsen, ich aber abnehmen." (Joh 3,30)

Indes die reine Wahrheit nun in einem Umfeld zu erheben, in welchem mit eisernem Zepter „König Mammon" regiert und das Ansehen der Person geradezu skrupulös zelebriert wird ist nicht möglich, ohne Kompromisse einzugehen und damit letztendlich sichere Gefahr zu laufen zum Lügner vor Gott zu werden. Den Herrn zu verleugnen aber, ist in letzter Konsequenz keine Option für mich. Wenn auch die Versuchung dazu in imposant schillerndem Kleide erscheint: scheinbar „Menschenfischer für Gott zu sein". Doch das ist eine Täuschung! Einmal mehr in einem Ambiente, wo allzeit der Name des Menschen statt der des Schöpfers geehrt und gepriesen wird.

Der Spa-Manager ließ sich eines Tages von mir die Füße massieren. Lediglich eine halbe Stunde, doch die reichte dem Herrn aus, um diesen von einer Flechte an dessen Fußsohlen zu befreien. Beseligt darüber behielt er diese Heilung nicht für sich, sondern erzählte sie im Haus herum, so erfuhr

auch „Frau Doktor“ davon. Die daraufhin postwendend sämtlichen ihrer „Patienten“ von meinen Fußmassagen vorschwärmte, sie ihnen in der Folge quasi regelrecht verordnete, obgleich sie selbst sie nie erfahren hatte. Urplötzlich fand ich mich hineingezogen in einen „Hype der Bewunderung“, kam ich kaum noch aus dem Behandlungszimmer heraus, tätigte von daher die allgemeinen Wellnessarbeiten nach Schließzeiten des Spa, fing vor Öffnung zu behandeln an oder setzte meine freien Tage dafür ein. Für ein paar wenige Monate bemerkte ich nicht einmal, wie ich in diesem Hype gefangen war. Ein immenser Energiestrom durchflutete mich, während der Massagen geriet ich zuweilen in eine Art Trance: Nichts wollend, nicht denkend, schlichtes Sein, das meinen Geist klar und still hielt. Ich liebte es, in dieser Stille zu verharren – gänzlich ungeachtet meiner Hände, die ihre Arbeit autodynamisch vollzogen – und am Schluss hoffnungsfrohen Glanz in den Augen der so von Gott Beschenkten aufleuchten zu sehen. Doch kaum war dieser Augenblick vorüber, hielt der Hype wieder Einzug, suchte der Mensch nach der Ursache seiner Seligkeit und da er das heilende Licht Christi vermittels Heiligen Geist nicht kannte, nahm er stattdessen meine Person als Erklärung dafür. Diese fälschliche Erhebung katapultierte mich stets in eine Entscheidung hinein. Instinktiv erinnerte sie mich an Jesu Versuchung in der Wüste: „Wiederum nimmt ihn der Teufel mit auf einen sehr

hohen Berg und zeigt ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sagt zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du dich niederwirfst und mich anbetest“ (Mt 4,8). Was ich sah, war verlockend, zeigte mir eine Zukunft auf, in der ich mich ähnlich wie „Frau Doktor“ im Glanze extravaganter Beliebtheit bei den Menschen und pompösen Wohlstands in der Welt aalte. Und diese nicht als fernen Traum, sondern definitiv in Gewissheit, denn sie hatte bereits begonnen. Es erforderte nur meine Entscheidung. Das war alles.

Aber was wurde mir da wahrhaftig geboten? Nach materiellen Besitztümern strebte ich nicht, und jedwede Ehrerbietung verabscheute ich. „Nicht ich bin der Heiler, Gott ist es!“ Doch diese Wahrheit nahmen die Beschenkten nicht an. Und das gänzlich unabhängig davon, ob sie die Behandlung nun kostenfrei erhielten oder fünfundneunzig Euro an das Hotel dafür bezahlten. Damit würde ich auf Dauer nicht klarkommen, darum wusste ich zutiefst, denn es verhinderte mir das Streben nach Wahrhaftigkeit. Schon jetzt gab es da immens Neid und Hetze unter den Kollegen mir gegenüber, die einstige Eintracht war gestört. Zudem wurde mir immer mehr Arbeit im Wellnessbereich auferlegt, da sich die Zahl der Spa-Besucher insgesamt unterdessen verdreifachte, doch zusätzliches Personal – um auch weiterhin Hygiene und zugleich Wohlfühlambiente zu sichern – wurde nicht eingestellt. Bald kam ich

aus dem emotionalen Zustand des „Fremdschämen“ nicht mehr heraus. Freude und Energie schwanden zusehends dahin, Unfälle häuften sich wieder, körperliche Symptome an der Bandscheibe stellten sich ein. Denn was ich nunmehr vorfand in diesem Dienstbereich, waren zudem nicht mehr die Bedingungen von einst – und Authentizität war mir verwehrt. Darauf reagierte ich zunächst mit einem erneuten Antrag auf Verkürzung meiner Arbeitszeit von sechs auf fünf Stunden, an die Geschäftsführung, indes bei gleichem Lohn. Denn abseits dessen hatte ich ja jetzt eine Zusatzausbildung und brachte dem Betrieb damit pro Tag mitunter bis an die fünfhundert Euro ein. Was nach göttlichem Ermessen sicher nicht erwähnenswert ist, indes nach weltlich-rechtlichem Maßstab in jedem Fall zu honorieren wäre. Die Antwort darauf: „Die Arbeitszeit dürfen Sie verkürzen, doch gibt es keinen Cent mehr!“

Bei diesem schroffen Statement, mir buchstäblich ins Gesicht geschleudert, verstand ich, dass ich im Grunde überhaupt nicht für ein System zu arbeiten imstande bin, in welchem der Einzelne nichts weiter darstellte als eine „Billigware“ vom Grabbeltisch: Wenig geschätzt, schnell aufgebraucht und empathielos am Ende flugs wieder entsorgt. Dieses Gebaren erinnerte mich des Gleichnisses von dem „verlorenen Sohn“ aus Lukas 15,11 der Heiligen Schrift: Wie dieser Sohn hatte auch ich in diesem

System mein ganzes Vermögen durchgebracht und war letztlich am Schweinetrog gelandet – ewig hungernd, da es die erhoffte Erfüllung, sprich Barmherzigkeit in dieser Arbeitswelt nicht gab. So entschloss auch ich mich augenblicklich wie jener, nun wieder zum Vater zurückzukehren. Kurzentschlossen stieg ich aus der Illusion „Unternehmen" aus.

Dann geschah Ungeplantes. Ab dem 01. Dezember 2018 stellte sich bei mir erneut das Mysterium der „Nahrungslosigkeit" ein. Einzig Flüssignahrung brachte ich eingangs noch in den Magen. Ein kaum zu beschreibender Zustand, in welchem ich mich da jetzt einfand: Abgestorben war ich allem geschäftlichen wie menschlichen Miteinander – restlos – und starb alltäglich um Längen weiter darin. Nunmehr saß ich in meinem kleinen Apartment und studierte ausschließlich noch die Schrift neben einem religiösen Text-Werk namens „Pistis Sophia". Die Welt verschwand, zum Vater zog es mich zurück, das nahm ich deutlich wahr – derweil sehenden Auges, dagegen vermochte ich nichts auszurichten, der Sog zog mit vorherbestimmter Kraft.

Diese Gewissheit war derart elementar, dass ich in den nächsten Tagen entsprechend frohgemut auch im Außen sämtliche „letzte Dinge" regelte. Kurzerhand Bankkonto, Strom und Internetanschluss zum 01. März 2019 kündigte. Einen Vorsorgevertrag bei einem Beerdigungsinstitut unterzeichnete

und das Geld für die Beerdigung in den „Sterntaler-Tresor“ deponierte, wo Kalinka jederzeit herankam. Jenem kleinen Stahlkasten, den Kalinka und ich einst erworben und anschließend kunstvoll verziert hatten, um die bis dato reichlich fließenden „Spendengelder“ darin zu deponieren. Die Wohnung kündigte ich ebenfalls, indes mit dem Vermerk, dass „die Tochter als Nachmieter“ ab März das Apartment übernehmen würde. Der Vermieter stimmte zu. Blieb mir nur noch das Zimmer leer zu räumen, zumindest von den privaten Dingen wie Bekleidung, angesammelte Unterlagen und Bücher. Nicht üppig, schnell war alles entsorgt. Einzig Bibel, Kleid, Schuhe ließ ich mir – in dieser Gewandung gedachte ich meine vermeintlich „letzte Reise“ anzugehen. Am Ende nicht mehr Besitz wie vor Jahren bei meinem Auszug nach Thailand oder bei meinem Eintritt in den Karmel.

Dann verlegte ich mich aufs Warten: Lesen, Meditation, Gebet und Aufnahme von kleinen Videobotschaften an Kalinka. Die Außenwelt betrat ich nicht mehr. Die körperlichen Kräfte schwanden zusehends dahin – was mich nicht weiter störte, der Leib wurde ja nicht mehr gebraucht –, derweil das Bewusstsein in gleichem Verhältnis an Klarheit zunahm. Ab dem 15. Dezember 2018 gelang mir ebenfalls das Trinken nicht mehr. Indes, weder Hunger noch Durst quälten mich. Stattdessen fanden sich Körper, Geist und Seele vollends auf das Ver-

lassen der Körperhülle eingerichtet, in vollkommener Eintracht miteinander, mich demnach permanent mit tiefem Frieden und unaufhörlich hochzeitlicher Freude beglückend; Schmetterlinge im Bauch: *„Herr, bald werde ich dich schauen!“*

Nur wenn ich mir eingangs erhoffte, den Herrn im Sitzen empfangen zu dürfen, so musste ich dieses Vorhaben jetzt aufgeben, mich dagegen auf das Lager legen. Eine Woche später gelang ich da nur „auf allen vieren“ wieder herunter, um mich zur Toilette zu hangeln. Was aber ebenso kein Problem darstellte, da Nieren und Blase kaum noch Flüssigkeit ausschieden. Einzig die Mundhöhle spülte ich ab und dann mit Säften, Tee oder Wasser aus, das mir von Kalinka gereicht wurde. Die hatte sich am sechzehnten Tag meiner auferlegten Abstinenz zu mir ins Apartment gesellt. Anfangs nur nach Dienstschluss, wenig später indes wich sie mir nicht mehr von der Seite. Worum ich sie nicht gebeten hatte, was mir eingangs gar deutlich quer stand. Es war nicht nötig, ich brauchte keine Pflege – war ja weder psychisch noch körperlich erkrankt, sondern einzig auf dem Weg nach Hause. So beabsichtigte ich demzufolge meinen vermeintlich „letzten Weg“ gern ohne die nunmehr schon 37-jährige Kalinka, am sprichwörtlichen Rocksaum hängend, zu beschreiten. Doch da waren höhere Kräfte am Wirken, wie ich bald bemerkte: Von sich aus schenkte der Hotelbesitzer Kalinka zwanzig bezahlte Tage zu de-

ren regulären Urlaubstagen dazu, damit diese unbeschwert „ihre letzte Zeit mit der Mutter“ verbringen konnte. Ein Phänomen, das nur die irdische Welt kennt. Sage dem Menschen: „Weißt du, Jesus Christus lebt!“, und du wirst im besten Fall ein müdes Lächeln ernten. Sag zu ihm: „Du, mein(e) … liegt im Sterben!“, öffnen sich augenblicklich sämtliche Türen, schenkt er dir alles, was er vermag. Nicht demnach die Worte „ewiges Leben“ locken ihn aus der Reserve, sondern der Begriff „Sterben“ – sprich die Erinnerung an die Unabwendbarkeit des „Loslassen müssens“ eines unbekannten Tages all seines Daseins und vermeintlichen Besitzes – bestimmt sein Handeln. Hierin findet sich seine größte Angst. Sie allein ist die Ursache seiner Motivation zu sozialen Werken, Geld- oder Sachspenden: Erhofft er sich doch dadurch freizukaufen von dieser Unausweichlichkeit. Bedingungslose Liebe indes kauft sich nicht frei, sie freut sich über das alltägliche Absterben und ersehnt den letzten Hingang. Folglich stellte ich mich nicht mehr gegen diese Verfügung. Somit verbrachten wir am Ende noch eine ausgesprochen ausgelassene Zeit miteinander, in welcher wir zahlreiche Gespräche unterschiedlichster Themen führten und insgesamt herzlich immens viel lachten.

Unterdessen „verfiel“ der Körper zusehends mehr: Schwarze Flecken bildeten sich an den Beinen, eingefallen zeigte sich das Gesicht – aschfahl

mit spitzer Nase, in weißem Dreieck liegend –, dieweil meine Zunge und Rachen sich trocken wie eine Scherbe aneinanderlegten und so ein Sprechen zuzeiten verhinderten. Und immer öfter und länger fand ich mich zuletzt in einer Art Trance-Zustand wieder, der meinen Geist zuweilen in höchste „Lichtebenen" anhob, getragen stet von dem Gefühl absolut bedingungslos und allumfassend ewiger Liebe, die der Vater in dem Sohn, Jesus Christus, in dem Verbund mit dem Heiligen Geist daselbst war und ist. Kein menschliches Wort vermag dieses Licht und/oder diese himmlische Liebe zu beschreiben, wo einer annimmt, er könne es, erfuhr er nie die wahre Liebe. Aber ebenso führten mich diese außerkörperlichen Zustände vom Lager aus an graue Orte und zu Menschen, die ich nicht kannte. Derweil allesamt in seelischer wie körperlicher Bedrängnis gefangen, in denen ich mich ein Wort sprechen oder eine Geste vollführen sah, die daraufhin schlicht die Loslösung aus deren misslicher Situation zur Folge hatte. Und wenn ich mich im Anschluss an diese Ausflüge bewusst wieder im Apartment einstellte, fand sich mein Geist ungetrübt, ja kristallklar vor, um Kalinka – zu deren Erbauung – von dem Erlebten zu erzählen.

Alles schien mir demnach in harmonischem Fluss, vollkommen in Einklang mit dem naturbelassenen Sein allen Lebens. Bar jedweder Medikamente oder Mittelchen lief ich diesen Weg gänzlich offenen

Herzens, sehenden Auges und lebendigen Sinnes. Frieden und Freude in mir, passend zu dieser Adventszeit, die der Kalender mir anzeigte.

Hoffnungsfrohe Erwartung: Mir den Heiligen Abend „Erscheinung des Herrn!“ unausbleiblich näher rückend, derweil mein körperlicher Zustand sich weiterhin verschlechterte. Und da ebenfalls die „universellen Reisezeiten“ stet länger wurden, kam ich in letzter Konsequenz mit dem Herrn und Kalinka überein, nunmehr den Priester zu rufen, um die „letzte Wegzehrung“, sprich Sterbesakrament zu empfangen.

Das geschah am 20. Dezember 2018, um 19:00 Uhr, dem bis dato zwanzigsten Tag ohne Nahrung und sechzehnten Tag gänzlicher Trockenheit. Welch ein erhabener Augenblick: Wer auf Erden vermag je die absolute Autorität und hochheilig-dreifaltige Wirkweise der Sakramente wahrhaftig erfassen? Gottesfülle in der Liebe Christi, wird je nach Grad der Reinheit des Herzens des jeweils Empfangenden erfahren. Und das zudem gänzlich unabhängig von dem Reinheitsgrad des geweihten Priesters, der je eigen das Sakrament stellvertretend spendet.

„Vielleicht sehen wir uns wieder …“, sagte dieser hier zu mir am Ende.

„Nein, gewiss nicht!“, antwortete ich bestimmt. Und doch erfuhr ich mich deutlich in gleichem

Maße aufgeschreckt: nicht hoffend, dass dies geschehen würde, aber doch zugleich ahnend, dass es so sein wird. Denn Fakt bei aller Heiligkeit um Gottes Willensvollzug herum, bleibt gleichwohl zu allen Zeiten: dass sie sich nicht an dem menschlichen Maßstab des Erfolges misst, stattdessen sämtlichst an dessen Gegenteil. Nur zu oft hatte ich am eigenen Leibe erfahren, was die gläubig empfangene Krankensalbung vermag – stets erfuhr ich Spontanheilung. Hier indes hatte ich „den Ältesten" nicht bemüht, weil mein Körper oder Geist arg erkrankt war (Vgl. Jak 5,14), sondern um mich für die Heimreise zu rüsten. Und darin erkannte ich nunmehr die Wahrheit hinter aller Niederlage: „Meine Gnade ist genug für dich, denn die Kraft erreicht ihre Vollendung in Schwachheit" (2. Kor 12,9).

Dreiundzwanzig Tage später, am 12.01.2019 – dem 46. Tag ohne Kost und 30. Tag bar jedweder Aufnahme von Speise und Trank –, trat unvermittelt die Wende ein. Da erwachte ich aus einem Kurzschlaf am Morgen mit einem schier unbändigen Verlangen einen Apfel zu essen. Das ließ sich nicht abweisen, ergo gab ich ihm nach, und knautschte wenig später an einem rotbackig-knackigem herum. Und wenn ich diesen Rotbackigen nun in der Folge auch nicht herunterbrachte, so war dessen Saft dennoch ein Fest für meinen Gaumen, woran ich unleugbar schlussendlich den Anbeginn einer neuen

Realität erkannte, und somit meine „Heimreise“ – bis auf Weiteres – verschoben blieb.

„Und nun Herr?“, so fragte ich erstaunt an. *„Was nun?“*

Die Antwort ließ noch einiges auf sich warten. Nur eines erfasste ich mit absoluter Gewissheit jetzt schon: *„Was du auch anstellst, du wirst in keinem Bett der Welt sterben! Der Glaube an einen Tod durch Krankheit oder Zerfall deines Körpers ist dir ein für alle Mal genommen. Und das ist nur zu logisch, denn der wahrhaftig Christ-Liebende verlässt die irdische Welt einzig vermittels Blutzeugnis – sprich angeprangert und angenagelt an das ihm vom Vater eigens bereitete Kreuz. So belegt Jesu Sterben explizit und ebenso das Ende sämtlicher Apostel-Jünger nach ihm … Es ist wahr: ‚Ein Jünger ist nicht über dem Meister noch ein Knecht über seinem Herrn …‘“* (Mt 10,24) *„Von daher, Herr: Fiat! Ich danke Dir aus tiefstem Herzen und freue mich jetzt schon außerordentlich, dieser unverdienten Gnade dereinst teilhaftig zu werden …“*

Die Tage des Sterbens hatten mich in letzter Konsequenz dem Herrn unaussprechlich nahe gebracht. So flammte in mir der Wunsch auf: *„Herr! Wenn ich nicht zu Dir kommen kann, dann lass mich hier unten allein Dir noch dienen … Allein Deinen Namen will ich fortan im Herzen und Mund noch tragen, Dich darstellen und in meinem Sosein alle*

Zeit verkünden – gleich ob gelegen oder ungelegen.“

Und da ich irrigerweise noch immer davon überzeugt war, nunmehr dafür die offizielle Anerkennung – in dem Sinne von Titulierung und somit Billigung – der Römischen Kurie zu brauchen, wandte ich mich schriftlich an unseren Papst Franziskus, über dessen Präfekten Kurienerzbischof Dr. Georg Gänswein. Der antwortete mir binnen zweier Wochen in einem handschriftlich-kurzen, aber doch zugeneigt verfassten Brief:

„Nach aufmerksamer Lektüre Ihres Briefes kann ich Ihnen nur einen Rat geben: Öffnen Sie sich einem Priester Ihres Vertrauens und bitten Sie ihn um geistliche Begleitung. Alles andere führt zu keinem vernünftigen Ziel.“

Ergo folgte ich diesem Rat. Begab mich auf die Suche nach einem Priester „meines Vertrauens“. Zunächst suchte ich gleich vor Ort, sprach den Geistlichen an, der seit neun Jahren in dieser Gemeinde als Kaplan tätig war. Der indes wimmelte mich postwendend ab:

„Nein, wir kommen da nicht zusammen. Sie sind mir zu spirituell, ich bin da eher materiell eingestellt … Und wissen Sie, Ihre Verweigerung einer Krankenversicherung oder Mediziner generell – das ist nicht katholisch, sondern Zeuge Jehova!“

Und am Ende erging es mir bei dieser Suche ähnlich wie mit diesem ersten, wen ich daneben auch immer ansprach: Einer um den anderen

weigerte sich rundheraus mich zu begleiten, oder redete sich mit allerlei Vorwänden, wie: „Anfahrtsweg für Sie zu weit“, „Ausgelastet!“, „Tut mir leid, aber ich muss Nein sagen lernen …“ und dergleichen mehr, heraus. Und jene Hirten, an die ich mich schriftlich wandte, antworteten gleich überhaupt nicht. Folglich wandte ich mich an das Erzbistum München daselbst. Das stellte mir Monate später, aufgrund meines Antrages zugleich um Anerkennung als „Diözesaneremitin“ vermittels eines Vorstellungsgespräches im „Erzbischöflichen Ordinariat München“, den Prälat Peter Neuhauser zur Seite. Einen durch und durch Christusliebenden. Einer, der alltäglich noch in der Heiligen Schrift las und infolgedessen alle Anforderungen seines Lebens am Wort Gottes maß, ausrichtete und meisterte. Weder folglich die Person ansah noch sich selbst, sondern sich vom Heiligen Geist des Herrn leiten ließ. Und wenngleich wir auch kaum mehr als eine Stunde zusammen verbrachten, so war ich mir im Anschluss daran doch gewiss, dass sich mit dieser Begegnung der Auftrag – einen Priester des Vertrauens aufzusuchen – direkt erfüllt hatte. Denn ohne es selber zu bemerken, öffnete mir der Herr Prälat in diesem Gespräch die Augen für diese letzte meiner Illusionen: Dass wahrhaftige „Jüngerschaft“ sich getreu wie die Berufung eines Menschen – dessen Erwählung und Autorisierung letztendlich ausnahmslos für und durch den ewigen Vater, in dem Sohn Jesus Christus, dem

Herrn daselbst vollzieht – nunmehr ebenso nur mit entsprechender Lizenz der Institution Kirche am und im „Leib der Kirche Christi“ vollendet. Das Gegenteil ist der Fall, zumindest da, wo Bischöfe und folglich Brüder nicht mehr der Lehre Christi nachfolgen, sondern nach eigenem Ermessen, bloß ihrer törichten Eigenwilligkeit. An ihren Werken war deutlich zu erkennen, dass sie längst nicht mehr mit dem Herrn sammelten, stattdessen zerstreuten (Vgl. Mt 12,30). Nicht zuletzt die Tatsache, dass ich der Mehrheit der Brüder als zu „spirituell“, „fanatisch“ und/oder zu „erzkatholisch“ galt und sich demnach kein Priester fand, der sich erbarmte „geistlich zu begleiten“, zeugte mir weithin davon. Wie konnte ich mich da freiwillig unter deren Gehorsam stellen? Das hieße, dass ich, wie dereinst die Vorväter, vom Herrn verlangte, mir einen König einzusetzen, der mich regieren soll, „wie es bei allen Völkern der Fall ist“ (Vgl. 1. Sam 8,1ff), obgleich Er mir doch persönlich allezeit zur Seite stand und steht. Vielmehr galt mir hier das Wort des Apostel Paulus aus dem 1. Brief an die Korinther 5,9-13: „… In Wirklichkeit habe ich euch geschrieben, ihr sollet nicht Gemeinschaft haben mit jemanden, der sich Bruder nennen lässt und ein Unzüchtiger oder Habsüchtiger oder Götzendiener oder Lästerer oder Trunkenbold oder Räuber ist; mit einem solchen sollet ihr nicht einmal essen … Schaffet den Bösen aus eurer Mitte hinweg.“ Da es aber zu viele

sind, ist es angebrachter, mich aus ihrer Mitte zu entfernen. Denn der ausschließliche Dienst am Herrn gelingt nur fernab aller, durch Menschenhand erzeugter, Maßregeln. Letztlich existiert die Kirche nicht zuletzt aufgrund ihrer Berufung als Bewahrerin der Sakramente, die das Heil meiner und der gesamten Welt bedeuten. Ergo fühle ich mich gezwungen, mit ihr zu verfahren, wie einst die drei Weisen aus dem Morgenland (Vgl. Mt 2,1ff) in Jerusalem mit dem König Herodes taten: mir aus ihrer Mitte zu holen, was nötig ist, um dem einzigen Licht meines Herzens zu huldigen, und im Anschluss daran „auf einem andern Weg" (Mt 2,12) in mein Land zurückzukehren.

Dies war der Zeitpunkt, an welchem ich ein für alle Mal meinen speziellen Ruf als „Wandereremitin" nicht nur vollumfänglich erkannte, sondern bedingungslos ebenso anerkannte: *„Herr!"*, so jubelte mein Herz. *„Ich brauche keinen Bischof, um Dir real meine Antwort zu geben, sondern einzig einen geweihten Priester, der sie Dir übermittelt … Und den hast du mir schon geschenkt – Danke, Danke, Danke – Amen!"*

Der Finsternis war ich folglich ein für alle Mal abgestorben. Unstreitig vielmehr, dass meine Hände jemals wieder zurück an den Pflug namens Mammon fassten. Da gab es nur einen einzigen Wunsch in mir, zu erfahren, wie sich bedingungsloser Dienst, in dieser Ausschließlichkeit am Herrn daselbst, wahrhaftig

anfühlte. Und um dies nunmehr zu erkunden, machte ich mich am 19. Juni 2019 erneut auf den Weg …

2. Pilgerreise nach Rom 2019

Köln
Dresden
Wrocław
Frankfurt am Main
Deutschland
Prag
Mannheim
Nürnberg
Tschechien
ROTTACH-EGERN
Stuttgart
Straßburg
Grafing b. München
Wasserburg/Inn
Wien
Rosenheim
Oberstdorf
Hausham
Memminger Hütte
Arzl
Zams
Graz
Schweiz
Pfunds
Merano
Österreich
Bozen
Ora
Salorno
Trento
Slowenien
Rovereto
Mailand
Venedig
Triest
Avio
Verona
Turin
Padua
Italien
Kroatien
Genua
Bologna
Brento
Monzuno
Madonna d. F.
Zadar
Olmo
Florenz
Figline e l. V.
Split
Arezzo
Umbertide
Morra
Assisi
Perugia
Adriatisches Meer
Foligno
Spoleto
Terni
Corse
ROM
Bari
Neapel
Pompei
Matera
Tarent
Sardegna
Tyrrhenisches Meer
Cagliari
ROMA

Tagebuchaufzeichnungen

Wie schon bei der Pilgerreise 2007, so hatte ich auch bei dieser 2019, nicht vor Tagebuch zu führen. Mir reichte der Pilgerausweis mit alltäglicher Abstempelung versehen, der mir jeweils Etappe und Ortsbezeichnung nachwies. Wenn am Ende ferner doch detailgetreue Aufzeichnungen über diese zweite Fußwallfahrt existierten, dann aus jenem Grund, dass ich Kalinka diesmal – je nach dem Willen Gottes – Brief oder Karten schreibend an dem Erleben teilhaben ließ, und zuletzt Kalinka selbst sich Notizen abfasste, zu der Zeit von Telefonaten mit mir.

So gänzlich anders gestaltete sich diese zweite Reise schon im Vorfeld. Mir fehlte sowohl ein inneres, wie geografisches Ziel. Die letzte Romreise trat ich mit der klaren Absicht der Anerkennung als „Diözesaneremitin“ durch die „Römische Kurie“ an, die nun einmal ihren Sitz in Rom hat. Diesmal wählte ich diese Stadt faktisch absichtslos letztlich nur, weil ich bis dato noch bar jener für mich alles entscheidenden Offenbarung lief:
Dass eine Wandereremitin kein derartiges Ziel braucht – ja, gar niemals ein solches haben sollte, so sie ihren speziellen Ruf vollkommen vollenden wollte. Jedwede andere Destination, als „Gott allein!“ in sämtlichen Gegebenheiten ihres Daseins, trennt sie vom Geliebten. Für jetzt aber hing ich noch blind der Konfession, an die Notwendigkeit

eines geografischen Start- und Endpunktes ‚an – für jeden Weg, ergo ebenso für jenen der Jünger Christi.

Zudem bewanderte ich 2007 ausschließlich Landstraßen und nur selten Waldgebiete. 2019 indes umgekehrt: über Alpen, Wald-, Berg- und Fahrradwege, da der Straßenverkehr auf den Außerortsstraßen – in den zwölf dazwischen liegenden Jahren – derart drastisch angestiegen ist, dass ein Begehen ihrer jetzt gar lebensgefährlich ist. Wanderer sind auf keiner Landstraße mehr akzeptiert, geschweige denn, wie 2007 noch, willkommen, stattdessen: schier unfasslich, wie rüde Autofahrer sie negieren.

Anders zu 2007 war ebenfalls, dass ich am Beginn der Fußwallfahrt einen Laufstopp in Wasserburg b e i meinem derzeitigen Lieblingspriester, Prälat Neuhauser, einlegte: den Reisesegen zu empfangen und in dessen Hände die „Gelübde einer Wanderereremitin“ (S. o. S. 449) abzulegen. Und nicht zuletzt gänzlich konträr stand es ebenso um meine finanzielle Situation. Hier gefiel es dem Herrn diesmal, mir stet die Taschen mit Spendengeldern zu befüllen. Allein das Startkapital betrug vierhundert Euro, was mich eingangs erheblich irritierte, empfand ich mich auf Wanderschaft doch zu jeder Zeit beglückter, wenn ich frei von allem Mammon lief. Zutiefst erfüllend dabei die Lebenseinstellung, sich nichts selber zu nehmen, sondern allein beschenken zu lassen. Unverdientes Gnadengeschenk: „Vor Dir, Herr, ist jeder Mensch ein Bettler!“ Keine Vorstellung demnach

eingangs in mir, wofür mir Übermaß auferlegt blieb: „Du Herr, wusstest es!“

Daselbst haftete ich bewusst keiner anderen Absicht an, außer eben der einen: zu erfahren, wie sich bedingungsloser Dienst, in Ausschließlichkeit aller eigenen Wünsche, am Herrn wahrhaftig anfühlte. Und hier nun wurde es über die Maßen fesselnd für mich, lernte ich die Wahrheit hinter dem Wort aus Jesaja 55,8-11 kennen und am Ende vollumfänglich lieben:

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken
und eure Wege sind nicht meine Wege -
Spruch des HERRN.
So hoch der Himmel über der Erde ist, so hoch
erhaben sind meine Wege über eure Wege
und meine Gedanken über eure Gedanken.
Denn wie der Regen und der Schnee vom
Himmel fällt und nicht dorthin zurückkehrt,
ohne die Erde zu tränken und sie zum Keimen
und Sprossen zu bringen, dass sie dem Sämann
Samen gibt und Brot zum Essen,
so ist es auch mit dem Wort, das meinen Mund
verlässt:
Es kehrt nicht leer zu mir zurück, ohne zu
bewirken, was ich will,
und das zu erreichen, wozu ich es ausgesandt
habe.“

Was das nun im praktischen Lauf meines Lebens

bedeutete, wurde ich nunmehr gründlichst belehrt und aufgeklärt explizit bei dieser Fußwanderung. Derart eindringlich, dass ich die ersten Wochen der Wegstrecke keinen Morgen ohne Übelkeit im Magen erwachte, ausschließlich vor Furcht: *„was wohl dieser Tag mir wieder an Demütigungen bringen würde“*. Ja, an dieses neue Leben mit Gott, in welchem es keine Regeln gibt und dennoch nicht ein einziges Gesetz gebrochen wird, musste ich mich zunächst erst gewöhnen. Keinerlei Sicherheit, außer der Gewissheit aus Psalm 23 um den Herrn als Führer vermittels „Stock und Stab“. Derweil hier gänzlich mittellos wandernd, dort hoch beladen an materiellen Gütern jedweder Art – augenscheinlich frei wandelnd und handelnd, in Wahrheit Bedienstete, ganz und gar gebunden an den Willen des Herrn …

Schritt für Schritt

19. Juni 2019 bis 07. August 2019

Start in Rottach-Egern: 19.06.2019 in Rottach-Egern, Bayern

„Aber wer mit dem Herrn läuft,
kann nicht scheitern.
Alles Scheitern ist dann Gewinn ;-)"

Postkarte aus Hausham,
Oberbayern: 2. Tag (20.06.2019)

„... morgen geht es über die Berge."

Postkarte aus Oberstdorf,
Oberallgäu: 4. Tag (22.06.2019) ...

Rom-Pilgerausweis Vorderseite ...

19.06.2019. Der Start ist alles andere als leichtfüßig. Gegen 7:00 Uhr von der Wohnung weg. Verabschiedung von Kalinka nicht himmelhochjauchzend, wie 2007, sondern eher wehmütig. Hier zeigt sich die Intensität der vergangenen Monate, die wir auf engstem Raum frohgemut und herzlich in unmittelbarer Erwartung meines vermeintlich bevorstehenden Heimganges verbrachten. Dennoch: *„Kein Zurück!"*, ermahne ich mich, derweil ich den verordneten Luxusgegenstand „Handy" in den Rucksack presse. Dieses alte Model der Marke „Samsung", klein im Format, einzig um Anrufe oder SMS zu empfangen und zu senden:

„Na gut, für Notfälle", so begründete ich, als Kalinka mich fragte, ob ich es mitnehmen würde und umgehend bemerkte, dass ich das im Grunde nicht wollte, aber doch keine Kraft besaß, es nicht zu tun.

Hier fand sich schon der erste Hinweis darauf, dass sich diese zweite Fußwallfahrt explizit nicht nach meinem Willen oder Wünschen gestalten würde.

16:00 Uhr. Heute Morgen nahm ich noch an, hilfreich ausgestattet zu sein, mit Wegbeschreibungen, die ich allesamt Google-Maps entnommen und ausgedruckt hatte. Jetzt, acht Stunden später – derweil ich in einem Gasthof in Hausham-Agathariedsitze –, ist mir schon hinlänglich offenbar, dass sie mir nichts nützen werden. Denn das System hatte hier nur überwiegend Schnellstraßen-Strecken ohne

Laufstreifen herausgesucht, trotz der Eingabe „zu Fuß“. Einzig die Chronologie der Namen der Etappenstädte geben mir nunmehr noch ein wenig das Gefühl, Rom am Ende zu erreichen.

Und dann: „Zeit spielt keine Rolle,“ bin ich mir durchaus bewusst, und doch fand ich mich aufgebracht vor Stunden, als ich feststellte, dass ich mindestens zweimal im Kreis gelaufen bin. Einen Waldpfad entlang, in dem ich von der Straße weg eingebogen bin, stet bergauf und bergab steigend, nicht aber wieder heraus. Die Hitze des Tages machte mir zu schaffen, flirrend heiß und trocken die Luft, selbst in der Waldung. Der Rucksack auf meinem Rücken trug sich bisher ungewohnt kantig, Beine und Füße schwollen schon nach wenigen Kilometern an.

„Nur die Ruhe! Der erste Tag ist immer der schwerste – und überhaupt: Ist dein Körper nicht eben erst vom Totenbett erstanden? Genau!“

„Schritt-um-Schritt-Gebet“ half mir heraus, aus der Unruhe: *„Mein Vater, mein Vater, Israels Wagen und sein Lenker! In deine Hände befehle ich meinen Geist – in, mit und durch deinen verherrlichten Namen, Jesus Christus, Jesus Christus, Jesus Christus, Amen!“ Oder kurz: „Jesus Christus ist sein Name!“*

20:00 Uhr. Übernachtung im Gasthof für 40,– Euro. Spartanisch eingerichtetes Zimmer, nicht eben penibel sauber. Wenn ich mich recht erinnere, gab es

derartige Pensionszimmer 2007 noch für 20,– Euro. Aber was soll's, es ist ja derzeit Überfluss vorhanden – je teurer die Unterkünfte, desto schneller ist es weg, und ich wandere wahrhaftig frei weiter „… *aber nicht, wie ich will, Herr, sondern wie Du willst, soll es sein!"*

Insgesamt ein eigenartiges Laufen heute, wenn der äußere Beweggrund fehlt, so bar jedweder Euphorie. Nüchtern schlicht einen Fuß vor den andern setzend, sich dabei der Tatsache vollauf bewusst, dass dir der Sinn dahinter gänzlich verborgen ist und bleibt, in des Schöpfers weisem Ratschluss: Er weiß warum ich laufe – ich nicht! Er kennt den Ausgang dieser Reise – ich nicht! Er kennt mein Herz – ich nicht! Alles was ich weiß, ist: Es gibt kein Zurück! Ergo schreite ich morgen weiter, Schritt um Schritt. Derweil Gottes Wort blind vertrauend – glaubend, hoffend, liebend –, so zu handeln hat sich noch immer als höchster Gewinn in meinem Leben bewährt.

20.06.2019. 20:00 Uhr. Übernachtung in einem Landgasthof nahe Westerndorf, Rosenheim …

Auszug Brief: *„Um 5:00 Uhr in der Früh aufgemacht. Gegen 9:00 Uhr in Au bei Bad Aibling eingelaufen. Große Überraschung: Stand unmittelbar vor der Pfarrkirche St. Martin und stellte hier überrascht fest, dass der Heilige Geist des Herrn mich*

doch direkt zu einem Fronleichnam-Gottesdienst geführt hatte. So blieb ich, feierte mit. Und wurde unverhofft reich beschenkt. Denn dieser Messe stand ein zutiefst spiritueller Priester vor. Einer, der sich nicht pikiert gab über meinen Wunsch, kniend per Mundkommunion zu empfangen. Im Gegenteil. In seiner Predigt bezeugte der Geistliche rundheraus: ‚Das ist nicht nur ein Heiliger Leib, wie manche es nennen. Auch in jeder Kommunion ist es der Fron-Leichnam des Herrn. Das heißt, jener, der sich hingegeben hat. Sein Leib für uns am Kreuz. Nichts ist sinnvoll daran oder schön! Also kein Grund zur Euphorie. Allein Anbetung ziemt hier. Sprachlose Anbetung. Kniend also, möchte ich Euch bitten, heute zu empfangen, weil es das Einzige ist, was wir ihm geben können – für den Augenblick der Handlung des Priesters'. Wie Salböl für meine Seele sind mir diese Worte … Aber in der Kirche, inmitten dieser Gemeinde, fühlte ich mich fremd …"

Und ich erinnere mich nur zu deutlich, wie befremdlich mir das Gefühl von „Fehl am Platze sein" unter den Brüdern und Schwestern in dieser Fronleichnam-Messe wirkte. Und wie schwer mir die zahlreichen missbilligenden Blicke im Anschluss meines knienden Empfanges des „Fron-Leichnam" auf den Schultern wogen. Eine eingeschworene Gemeinde, die selbst an diesem hohen Festtag ihrem

Priester auf dessen Bitte hin – und somit dem Herrn daselbst – statt Barmherzigkeit nichts außer nur ein Geld-Opfer darbrachte. Obendrein ein geiziges, denn im Kollektenkörbchen fanden sich nur wenige Münzen bei voll besetzter Kirche, derweil diese Kirchgänger doch zuvor in teuersten Autos gar bis vor die Kirchentür fuhren und einhergingen in edler Trachtenmode.

„Gestärkt beging ich folglich meine Straßen – Googles Landstraßen, andere gab es hier jetzt nicht. Ja, wirklich schade, dass es innerhalb Deutschlands offiziell nur so spärlich beschilderte Wanderweg-Verbindungen zwischen den einzelnen Städten gibt. Es war demnach nicht das sicherste Laufen heute. Zum Glück ist ja Feiertag, ergo nur wenig Verkehr auf den Straßen. Doch hat mir der heutige Tag aufgezeigt, dass ich die Google-Strecke nach Oberstdorf nicht weiter wandern werde, mich stattdessen per Bayernticket/Bahn dorthin begeben und dann den Fernwanderweg E5 über die Alpen nehmen werde. Diese Fernwanderwege sind sicherer, enthalten kaum Schnellstraßen und stören so den Fluss des Laufens nicht, propagieren die Wanderführer, die ich einst im Mai durchblätterte. Mal sehen, ob das stimmt …

Von den physischen Symptomen her, geht es mir heute besser als gestern. Morgen in der Frühe werde ich demnach in Amerang beim Prälaten einlaufen –

und dann weitersehen …

Ah, und einen ‚Wanderengel' traf ich heute auch schon. Er goss eben die Blumen auf dem Grab des Vaters. Und als ich nach der 'rechten' Richtung fragte, da sprach der Wanderengel – der eine Frau war: ‚Für heute sind Sie genug gelaufen, ich fahre Sie hin'. Ergo stieg ich folgsam ins Auto und ließ mich die letzten drei Kilometer fahren … Danke Herr! Und auch sei Ihm Dank für die Spenden, die mir bis hierher ebenso dienlich waren. Aber doch habe ich schon jetzt das Gefühl, dass es mir ohne Geld besser ginge … Weiß nicht, ob Du das verstehst, es führt mich unweigerlich nur wieder zu jenen Menschen, die mich im Grunde allesamt meiden, meines Glaubens wegen. Und dann komme ich mir so albern, so fremd vor, unter ihnen. Ich meine, selbst inmitten dieser Kirchengemeinde heute bei der Messe, erfuhr ich diese Ablehnung. Kein Lächeln, kein ‚Hallo', geschweige denn ein herzliches ‚Grüß Gott!'. Fußpilger nach Rom sind in Deutschland nicht gern gesehen, bin gespannt, wie es hierbei derzeit um Italien steht …"

Das war wirklich auffällig: Die „Brüder" gewährten mir kein Dach über dem Kopf, weil ich ihnen suspekt oder fanatisch in meinem Sosein erschien und die anderen, die Christus nicht kannten, fragten mich oder sich, warum ich „Tribut zollend" in einer Pension übernachtete, statt kostenfrei von einem

Kloster, Pfarrhaus oder Gemeindemitglied aufgenommen zu werden. Nicht verwunderlich demnach die Reaktionen so mancher Herbergsbesitzer auf dem Weg: Einer Solchen war gewiss nicht zu trauen, nicht wahr? – Aber solange sie den Preis bezahlt, ist alles in bester Ordnung.

„Von hohem Vorteil demnach, dass ich weder Ziel noch Ansehen mehr brauche. Allein dem Herrn gehe ich entgegen – und ich freue mich riesig auf unsere Begegnung.

Ups, hab grad erfahren, dass der Prälat nicht direkt in Amerang wohnt, sondern nur im Kreis. Das war Heiliggeist geführt: Mir kam in den Sinn, ihn doch anzurufen vorweg und siehe, da stellt sich heraus, dass er nicht im Pfarrhaus wohnt, wie ich stets annahm, sondern 12 Kilometer weit weg von dort. In einem winzigen Ort, mit kaum mehr als fünf Gehöften darauf. Der liegt im Grunde näher an Wasserburg als an Amerang dran. Da komme ich jetzt ohne Wanderkarte nicht weiter. Ergo Kursänderung: Zunächst in die Stadt, entweder Karte besorgen oder an einen Computer ran. Der Prälat erwartet mich morgen um 14:00 Uhr. Das ist zu Fuß gar nicht zu schaffen. Alternativ bleibt mir, dem – mir nunmehr prophetisch anklingenden – Fingerzeig des ‚Wanderengels' beim Abschied zu folgen: ‚Es fährt ein Bus von hier nach Rosenheim rein und von dort ein Bus quer herüber nach Amerang und

Wasserburg …‘ Ja, so werde ich das machen und gehe die restlichen elf Kilometer dann zu Fuß. Wird auch knapp, aber schon klappen, wenn der Herr will.

Siehst Du, so ist es immer, wenn wir Ziele oder Zeitvorgaben haben, es braucht immer Geld – Bus, Wanderkarte oder Internetcafé. Nein, für mich selbst will ich das alles nicht mehr. Doch nicht wie ich will, sondern wie der Herr will, nicht wahr?“

21.06.2019. 11:00 Uhr Wasserburg am Inn. „Herr, deine Wege … Wer kann sie ergründen?“

Eben steige ich aus dem Bus und bin auf dem Weg zum Infopunkt, da treffe ich einen Uraltbekannten. Hans Georg, ähnlich wie ich, ein Spätberufener – derweil Konvertit. Er war derjenige, der mich einst bei meinem „Wesensnamen“ nannte, ohne zu verurteilen und mir dadurch die Möglichkeit zur Selbstvergebung offenbarte, die ich postwendend annahm. In zwanglosem Gespräch hatte ich ihm ein wenig aus meinem Leben vor der Taufe erzählt, aufmerksam hatte er zugehört und am Ende nüchtern festgestellt: „Ah, du bist eine Maria Magdalena …“

Nur wenig gesprochenes Wort und doch unermesslich die Heilung: „Ja! Ich bin eine Maria Magdalena.“ So simpel, so schlicht die Wahrheit und so gewaltig das zutiefst beglückende und befreiende Wesen des Erbarmens: Ja, das war ich – und doch

bin ich geliebt von Gott. Unendlich! Und mehr noch: „Ihre vielen Sünden sind ihr vergeben, denn sie hat viel geliebt …“ (Lk 7,47).

Indes Hans Georgs Leben sich nicht immer leicht gestaltete. Er haderte zuweilen mit dem Herrn seiner Berufung wegen, die ihm für gewöhnlich eher überwiegend unerquickliche Reaktionen statt Sympathiebekundungen einbrachte. Verständlich, wer lässt sich schon gern von einem Fremden waschen. So ist dieser Ruf unter den Brüdern kaum bekannt, und da, wo dessen tiefenreinigende Auswirkung am eigenen Leibe erfahren wird, wird er (der Ruf und somit ebenso Hans Georg) zumeist oder zumindest doch zunächst vehement abgelehnt. Unerkannt oder absichtlich negiert – aus Furcht oder mangelnder Demut, sprich Liebe Gott gegenüber –, nennen die Brüder diesen Ruf von daher auch nie bei seinem wahren Namen „Vollstreckerengel“, sondern vornehmlich gern, dann nur unheilig belegt, in negativem – ergo gottfernem – Hintersinn. Somit ist Hans Georg freilich einer, der vom Herrn her dazu ausersehen ist – und aufgrund dessen nie anders in Erscheinung zu treten vermag –, alles Unreine im Menschen – gleich welchen Standes oder Ort stehend – augenblicklich aufzudecken: „Denn nichts ist verborgen, was nicht offenbar werden wird, und nichts geheim, was nicht bekannt werden und an den Tag kommen wird. Gebet nun acht, wie ihr hört! Denn wer hat, dem wird gegeben werden, und wer nicht

hat, dem wird auch das genommen werden, was er zu haben meint“ (Lk 8,17-18).

Wo Hans Georg demnach auftritt, da kracht es mitunter gewaltig. Selten eine Familienfeier, so erlebte ich es, die nicht durch ihn gesprengt wurde: Heuchelei, Hoffart, verdeckter Stolz, Geiz oder schlicht Lieblosigkeit dem Nächsten, und somit Gott gegenüber, offenbarte er „vor aller Augen“ stet postwendend da, wo sich einer in Selbstbeweihräucherung zu überheben versuchte. Aber auch Gemeindemitglieder, Ordensleute und Priester blieben nicht verschont, wo diese etwa der Völlerei, Unkeuschheit oder Lüge anhängend, sich nunmehr in frömmelndem Hochmut vor dem Nächsten gaben. Und generell stimmgewaltig durch Hans Georg wurden ohnehin all jene Hirten erbarmungslos des Ungehorsams oder Unglaubens an Gott, dem ewigen Vater, überführt, welche nach einer Beichte ihm, oder grundsätzlich Pönitenten, die ersehnte Absolution nicht vermittels korrekter Absolutionsformel erteilten. Unabdingbar folglich zu unser aller Seelenheil und somit unschätzbar hoch, dieser spezielle Dienst Hans Georgs im Herrn.

Fünfzehn Jahre sind es her, seit wir uns das letzte Mal sahen. Hans Georg war es, der mich 2004 im Kloster „abgab“, mit den Worten: „Dann wirst du noch reiner …“ Und das zu sagen, war er auch befugt, denn er hatte zuvor das Fundament dazu gelegt: mich in nur sieben Wochen grundlegend in die

unabkömmliche Wesenheit aller christlichen Authentizität eingeführt. Da versteht es sich von selbst, dass ich auch heute noch jedes seiner Worte – an mich gerichtet oder über mein Handeln – ernst nehme.

Auszug Brief: *„Wasserburg. Habe Hans Georg getroffen. War eine herzliche Begegnung. Er fährt jetzt Taxi, schon 3 Jahre, hier in Wasserburg. Zuvor war er 10 Jahre Mesner in dieser Pfarre. Kennt hier jeden und alles – und ist, wie wir, weiterhin auf seinem speziellen Weg im Herrn. Wir sind alle Gefangene des Herrn. Aber das zeigt auch deutlich auf, wie sehr wir von Ihm geliebt sind.*

H.G. chauffierte mich dann mit dem Taxi zum Prälat Neuhauser. Bevor er mich fuhr, schenkte er mir 50,– € mit der Begründung: ‚Damit du das Taxi zahlen kannst, den Rest darfst du dann behalten …' Er ist angestellt, darf den Taxameter folglich nicht ausschalten und meldet ebenso die Fahrt ordnungsgemäß an … So ist er, stets korrekt. Morgen in der Frühe mag er mich unbedingt noch zum Bahnhof ‚München-Grafing' fahren, mit dem Privatwagen, damit ich ‚unkompliziert' nach Oberstdorf komme …

Beim Prälaten – war es ergreifend schön! Ein Priester, dem das Wort Gottes noch was zählt. Er nahm mir mein Gelübde ab …"

Gelöbnis einer Wandereremitin

Hiermit gelobe ich, PPM:
Mein Herr und mein Gott,
Allheiligste Dreifaltigkeit,
Licht der Lichter,
ich gelobe Dir hier und jetzt
durch die Hände dieses von Dir zu Deinem Dienst bestellten Priester,
Prälat Peter Neuhauser,
nach Deiner Gnade und Geheiss,
vollkommene Entsagung der Welt – mittels der drei evangelischen Räte,
Keuschheit, Armut und Gehorsam –,
allzeit nach Deinem Willen allein nur Deinen Willen zu tun.
Du allein BIST und sollst es immerdar für mich SEIN – Amen!

„Unterdessen mir der Prälat segnend darüber die Hände auf den Kopf legte, kniete ich vor einem Kreuz, das laut Prälat ein echtes ‚Kreuzpartikel' enthält. Was mir als ein unmissverständliches Zeichen gilt. Unermesslich die Freude darüber in mir: ‚Ja, Herr, was sonst!' Erhaben der Moment, vom ersten bis zum letzten Augenblick. Im Anschluss daran schrieb der Prälat noch eine lange Widmung unter das schriftlich verfasste Gelübde: ‚Frau PPM hat vor mir als Priester ihr Gelübde abgelegt als

Privatgelübde. Gott segne und führe sie in der Liebe im Glauben und in der Hoffnung', Ort, Datum und letztlich Unterschrift. Hierauf führten wir noch ein ausgiebiges Gespräch über Gottes Wirken am Menschen. Er freute sich über meinen Pilgerpass, der nun schon 4 Stempel aufweist …"

… und fragte zudem unvermittelt an, ob ich eine Tasse ‚für Wasser unterwegs' und ein ‚Handy' dabei hätte, was ihm äußerst wichtig erschien. Beides bejahte ich lachend und führte ihm die rote Emaille-Espressotasse und das Handy vor. Es war mir eigenartig amüsant, dass der Prälat ausgerechnet nach diesen Dingen fragte, die mir selber eher unpassend meines Rufes erschienen. „Aber immerhin", so erklärte ich ihm abschließend zu dessen offenkundiger Erleichterung, „ohne das Handy hätte ich nicht erfahren, dass ich Sie hier und nicht in Amerang finde …" Die Tasse indes entsorgte ich zwei Tage später gleich wieder, ersatzlos. So ist das stets auf meinen Wanderschaften, jeden Tag entferne ich ein wenig mehr Ballast aus dem Rucksack. Bis am Ende nur noch das darin verbleibt, was mir wahrhaft überlebensnotwendig erscheint: Die Heilige Schrift, das Regencape und Wechselwäsche.

„Bevor mich der Prälat zurück nach Wasserburg fuhr – sein Haus steht wirklich 11 km von Wasserburg entfernt, aber nun weiß ich ja, warum ich

unbedingt über Wasserburg ‚einlaufen' sollte –, legte er mir noch einen Zwanzigeuroschein in die Hand und gab die Bestimmung dazu: ‚… für's Übernachten!' So sitze ich jetzt wieder im Trockenen und kann den Brief noch beenden …"

Im „Huberwirt" – reinlich und moderat –, indes auch hier nicht nur für zwanzig Euro, sondern für fünfunddreißig.

„Alles, alles nicht so geplant – demnach mit Sicherheit SEIN Weg und Wirken. Meine große Übung: immer mehr IHN, den Herrn, machen zu lassen. Die Dinge, die sein sollen, kommen dann von selbst auf mich zu. Auf jeden Fall bin ich ab morgen zielfrei! Sprich allein mit dem Herrn als Ziel (der Prälat hat das sofort verstanden)."

Am frühen Abend noch mit Hans Georg getroffen, in einer Bar bei Tee und Kerzenschein über „alte Zeiten", „neue Lebenswege" und „Gott und die Welt" gesprochen. Gegen 23:00 Uhr zurück im „Huberwirt". Schriftlesung, Gebet, Meditation. Am Ende glücklich ins Wirtsbett gefallen und in einen Tiefschlaf versunken …

22.06.2019. 6:00 Uhr am Morgen, noch im „Huberwirt“ in Wasserburg.

Das Geräusch von klackenden Türschlössern holt mich aus dem Tiefschlaf. Die ersten Gäste rüsten sich zum Frühstück. Belagern derzeit Toiletten und Duschen, die sich hier jeweils auf den Fluren befinden. Erstaunlich reinlich, zu meiner Freude, dennoch die sanitären Anlagen. Indes, mich drängt es nicht zur Eile, Frühstücksbuffets, zumindest in Deutschland, interessieren mich nicht und H.G. wird nicht vor 8:00 Uhr erscheinen. Ergo gebe ich mich ganz meinem Wonnegefühl hin, indem ich es sich schreibend ergießen lasse …

Auszug Brief: *„Bin gänzlich erfüllt von Gottes Gnade aufgewacht. In Licht getaucht. Er ist sehr, sehr groß – unermesslich groß und derart langmütig, dass ich keine Worte für all das finde.*

Allein schon in diesen drei wenigen Tagen hat mich der Herr so vieles gelehrt. Gestern war es ein einziger Satz aus H.G.’s Mund gesprochen, der mich z. B. die Erbärmlichkeit meiner einmal mehr noch tiefer erfahren ließ, als ohnehin schon alltäglich. Der Satz selber klang für andere Ohren nahezu banal und auch H.G. äußerte ihn eher nebenbei als bewusst platziert: ‚Du hast dich wirklich verändert, nicht wahr? Frei von allem – keine Abhängigkeiten mehr! Damals hast du noch geraucht wie ein

Schlot. Warst richtig begierig danach …‘

Nun, ich hatte vergessen inzwischen, dass ich vor 15 Jahren noch rauchte, und es war auch nicht so sehr die Tatsache daselbst, dass ich es getan hatte, die mich vor Scham am liebsten in den Boden versinken ließ, sondern vielmehr die Stimmlage bzw. der Ton, in welchem er hervorgebracht wurde, der mich traf: Angewidert, würde ich beschreiben. Und urplötzlich sah ich meine Armseligkeit in so manchen Begebenheiten meines früheren Lebens wieder: Wie viele Menschen fanden sich darin, die mich, zuweilen ausweglos vom Herrn regelrecht dazu genötigt – wie Simon von Cyrene dereinst das Kreuz Jesu mittrug (Vgl. Mt 27,32) –, zu ertragen hatten, derweil ich mir selbst himmelsgleich erschien? Faktum ist: Vor Gott bin ich ein Wurm, der nichts Edles hervorzubringen vermag. Allein der Tatsache, dass des ewigen Vaters einziger Sohn uns liebt – mich liebt –, ist es zu verdanken, dass ich nicht, gleich einer Obdachlosen in einer der Städte Deutschlands, dahinvegetiere. Ja, einzig diesem einen Umstand, dass der ewige Vater mich schon immer geliebt hat und mich der Sohn, Jesus Christus, nie aufgegeben hat, danke ich es, wenn ich jetzt Hoffnung hege, auf ein ewiges Leben in Seinem Reich. Kein eigenes Werk – es ist eh alles Sein – befähigt dazu: allein bedingungsloser Glaube, der letztlich auch nur wieder der Seine ist. Ganz fest also werde ich mich allein nur an Ihn binden. Und das nicht, weil ich glaube Seiner würdig zu sein – ich

bin und bleibe ein Wurm –, sondern weil Seine Liebe die einzige hier auf Erden ist, die stark genug ist, meine Armseligkeit zu ertragen – eben zu lieben.

Und ein Bild dazu, hat er mir gestern schon auf den Weg mitgegeben: In der St. Jakobskirche meditierte ich vor einer Statur des gegeißelten Heilands, aus Stein gefertigt. Lebensgroß, auf einem Baum oder Felsen sitzend. Unter dessen Füße – nackte Füße! –, Steine. Mir am bedeutsamsten derweil die Handhaltung – über Kreuz in den leeren Raum vorgehalten. Aussage: Gebunden! Armseligkeit annehmend, auf den Vater hin, vor aller Welt Augen – ohne sich dafür zu schämen, um der Liebe des Vater willens, schwach. Und mir gleichzeitig damit von der Tatsache zeugend: Ohne Ihn, Jesus Christus in dem Vater, bin ich nichts! Buchstäblich ist alles Sein und ist Er. Ich indes habe nicht einen einzigen Anteil an dem, was ich bin oder was ich nicht bin. Ich bin ein Würmlein, das im Nu zertreten würde und wird, sobald ich außerhalb dieser Liebe, die der Vater in Jesus Christus daselbst ist, (m)einen Weg beschreite.

So werde ich folglich weitergehen, und mir meine Erbärmlichkeit vor Gott auch weiterhin – immer noch ein Stück weit detaillierter – aufzeigen lassen. Letztlich bin ich Sein ‚Projekt' und werde dahingehend am Ende auch vollendet werden – wie Er es will, Amen!"

Bahnhof Grafing-München. Die Verabschiedung

von Hans Georg verläuft ebenso herzlich wie gestern zuvor das Wiedersehen. In slawischer Sprache – er hat einige Zeit in Medjugorje, einem Marienwallfahrtsort in Bosnien-Herzegowina gedient – betet er das „Ave Maria“ und zeichnet mir anhängend segnend das Kreuz auf die Stirn. Am Schluss tauschen wir unsere letzten Fragen aus, derweil wir auf den Zug warten. Die erste stelle ich:

„Hans Georg, du weißt, dein Wort ist mir wichtig. Kannst du bitte lauschen: Ist da irgendein Veto in dir, was mich oder meinen Weg betrifft?“

Ernsthaft lauscht Hans Georg, bevor er bedacht antwortet: „Nein, da ist nichts. Es ist alles in Ordnung … Nur eines frage ich mich: Wieso läufst du nicht von hier aus nach Rom, da bist du doch im Nu da?“

Das war eine Frage, die ich mir auch schon gestellt hatte, doch am Ende nicht weiter verfolgte, da ich auffällig ausschließlich zu dieser Wanderroute, dem „Fernwanderweg E5“, geführt wurde. Gefühlsmäßig hatte ich mich dafür entschieden, vorweg im Gebet und Lauschen zu der Zeit der Suche. Und diesen letztlich ab Oberstdorf zu begehen, ebenso. Das war alles, wie immer.

Ergo antworte ich:

„Na ja, Zeit spielt ja keine Rolle … Einfach gehen, der Herr weiß schon, nicht wahr?“

„Ja“, rief Hans Georg da freudig aus, „genau dafür bewundere ich dich – bin fast neidisch …“

„Musst du nicht!“, gebe ich lachend zurück, wissend, dass es alles andere als leicht ist, auf diese Art zu wählen und zu leben: „Brauchst nur selber zum Herrn … Dich ganz geben. Was hält dich ab?“

Da werden Hans Georgs Augen dunkel, die Stimme leise, der Tonfall traurig: „Weißt du, ich habe Angst vor ihm …“

Und wie gern hätte ich darauf noch geantwortet, doch da fährt der Zug ein. Hektisch wird es jetzt auf dem Bahnsteig und laut. Eine kurze Umarmung, das Versprechen, ihn anzurufen, „sollte ich in Not geraten“. Schon tönt die Ansage über die Lautsprecher: „Bitte einsteigen, Türen schließen selbsttätig!“

Ein letzter Blick, bis der Bruder im Herrn den Augen entschwindet. Und gleich darauf ist es mir so, als läge diese Begegnung eben Jahre zurück, hält mich die Gegenwart wieder fest in ihrem Bann.

„11:00 Uhr Oberstdorf. Menschenmassen hier, wohin das Auge auch schaut. Bei meinem Eintreffen sind alle Pfarreien geschlossen. Ein Pilgerbüro ist hier niemandem bekannt. Pfarrer nicht erreichbar. Ergo „Pension Binz“, eine Empfehlung der Tourist-Info, für 45,– €. Verwinkelt eng das Haus, zudem dunkel, Zimmer winzig, dafür aber die Wirtsleute zuvorkommend nett … Sitze eben in dem Hofgarten der Pension. Zwergig klein, indes liebevoll bestückt und gepflegt. Gediegener Holztisch steht dicht an der

Hauswand dran, flankiert von zwei Bierbänken, Platz für höchstens sechs Personen. Heimliche Freuden: Sitze allein, einen großen Becher Kräutertee vor Mund und Nase. Auf dem Tisch Schreibpapier und Wanderkarte ausgebreitet. Auffallende Stille in diesem Gärtlein. Sommerfrische, blauer Himmel, lauer Windhauch, fühle mich heimisch, wie in Omas Garten vor Zeiten. Gedanken fließen, führen mich kurz zurück zu einer Begegnung im Verlauf der Bahnfahrt … Wundersam Herr, Deine Führung heute, hab Dank dafür …

Ich wusste nicht, dass der Fernwanderweg so extrem steil über die Berge geht. Da kennt meine Naivität wohl nie Grenzen. Bei der Bezeichnung ‚Fernwanderweg E5' dachte ich zwar an Berge, doch eher an jene, die wir zu Hause besteigen, quasi überwiegend ‚fußschmeichelnd' bereitet und kaum 2000 Höhenmeter überschreitend. Geruhsam hatte ich mir den Überstieg vorgestellt. Doch da erzählte mir ein Manager von ‚REWE' – neben mir auf der Fahrt nach Oberstdorf im Zug sitzend –, der eben vier Tage darauf unterwegs war, anderes: ‚Keine Ruhe auf den Hütten', beklagte er sich. Und dann: ‚Da oben liegt teilweise noch Schnee, da kommen Sie nicht in Sandalen rüber …' Und augenblicklich wusste ich, warum ich in der Fülle stand. In Oberstdorf angekommen, kaufte ich folglich Hochgebirgswanderschuhe. Denn: ‚Jedes Wort, ist Dein Wort, Herr …', deutlich vernahm ich diese Wahrheit hier –

und zudem war Frieden in mir.“

Der Manager jedenfalls war fix und fertig. Rückenschmerzen, Knie angeschlagen. Brach die gebuchte Bergtour ab, nach dem Aufstieg zur Memminger Hütte. Der Abstieg über die Seescharte nach Zams (Österreich) geht über sieben Stunden, das wollte er seinem Körper ‚nicht antun‘. Ließ sich letztlich per Taxi herunterfahren, ab einem definierten Rastplatz-Point, der nur über die Aufstiegsstrecke erreichbar ist. Dadurch hätte er jetzt wenigstens noch einen Tag zum Relaxen, bevor es am Montag dann für ihn wieder an die Arbeit ginge.

„Wow, was sich der Mensch alles antut, in seiner kostbaren Freizeit! Also ich will nur auf dem sichersten Weg nach Rom, das ist alles.

Ich gebe zu, ein wenig Furcht treibt mich um. Doch wann immer ich auf meine Armseligkeit schaue – die noch immer nicht genug armselig daherkommt – und auf Dein Bildnis von dem ‚gegeißelten Heiland‘, weiß ich wieder, wo ich stehe.

‚Am Start‘, so der Manager, ‚sind erstmal Massen‘ … Was soll’s, Herr, Du allein bist und sollst es immerdar sein. Danke, Danke, Danke – Amen!“

23.06.2019. Gegen 8:00 Uhr. Bushaltestelle „Spielmannsau“. Am Fuße zur Überquerung der Allgäuer Alpen nach Holzgau, vorbei an der „Kemptner Hütte“.

Nicht zu frühstücken hat nur Vorteile. Körper und Geist verweilen mir in der Gelassenheit, verbrauchen nicht unnötig Energie für die Verdauung von Speisen oder Getränke. Für mich eben insbesondere von Nutzen, da ich dadurch unabhängig aller Zeitvorgaben bleibe. Verlasse die Pension gegen 7:00 Uhr, in der Wirtschaft noch absolute Stille. Schlage mich durch bis zum Busbahnhof. Ein Shuttlebus fährt mich direkt bis zur „Spielmannsau“. Mit mir nur vier Menschen am Aufstieg. „Massen am Start“ bleiben mir somit erspart. Selbst in der „Au“ scheint man eben erst zu erwachen – schon klar, heut ist Sonntag.

Auszug Brief: *„Gegen 11:00 Uhr ‚Kemptner Hütte‘. Der Anstieg gelang mühelos. Anfangs bei leichtem Nieselregen. Bald bei strahlendem Sonnenschein. Natur pur – okay versteht sich von selbst, in den Allgäuer Alpen. Nach nur wenigen Metern keine Menschenseele mehr zu sehen. Und auch das passende Schritttempo – damit mir der Atem nicht stockt – stellte sich wie von selbst ein. Bis hier rauf jedenfalls (1844 m ü. NHN), so empfinde ich, wären mir die teuren Bergschuhe entbehrlich gewesen.*

Die „Kemptner Hütte“, bei meiner Ankunft menschenleer, der Wirt unhöflich:

„Grüß Gott! Haben Sie einen Stempel für mich?“, frage ich vergnügt.

„Da hinten!“, raunzt der Wirt grußlos und zeigt ungehalten mit dem Finger auf einen Schrank in der hintersten Ecke. „Macht hier jeder selber!“

„Okay!“

Schnell verlasse ich die ungastliche Hütte gleich wieder. Halte stattdessen Rast auf einem kleinen Plateau, dabei jetzt mein erstes Mahl für diesen Tag einnehmend: Apfel, ein paar Mandeln und Fenchelsamen. Aus einer Felsspalte dringt Wasser, davon trinke ich.

„Mein erster Berg. Bin jetzt in Holzgau ‚Pension Knitel‘. Gegen frühen Nachmittag lief ich hier ein.

Der Abstieg gelang nicht mehr so unbeschwert, musste mich arg konzentrieren nicht abzurutschen, von dem Steingeröll oder blank getretenem Gehölz. Da schwante mir schon, dass sich Alpinwandern erheblich anders gestaltet als zuvor alljährlich bei meinen wöchentlichen Wanderungen über die Tegernseer Bergwelt. In meinen Schenkel- und Wadenmuskeln zieht es gerade heftig verkatert.

Auf dem Berg war es mir einmal so, als bliebe ich am liebsten auf ihm. Die Nacht unter sternenklarem Himmel zu verbringen. Aber das war – wenigstens für heute – nicht des Herrn Wille, das

empfand ich deutlich, ergo gab ich mich hin und traf hier unten auf Frau Knitel, von der ich ursprünglich nur einen Stempel wollte. Dann aber entpuppte sie sich als ein Engel auf dem Weg. Lud mich postwendend ein, in ihrem Haus zu übernachten – unentgeltlich. Da sich das ‚ja wohl von selbst versteht – bei Rompilgern', so begründete sie. Ein gemütliches Zimmer, hell, warm und liebevoll eingerichtet. Später saß ich behaglich mit Frau Knitel in deren Stube zusammen, wo sie mir ausführlich über die Historie ihres Hauses und des Ortes erzählte: Wundersame ‚der Liebe Herrgott' Geschichten. Eine tiefgläubige Frau … Christ-Seelen-Begegnung: seltenes, und von daher kostbares Geschenk für mich … Danke, Danke, Danke, Herr!"

24.06.2019. 5:30 Uhr. Noch in Holzgau.

Aufgewacht mit dem Gedanken, zumindest für die Alpintour, ein wenig mehr zu essen. Der Energieverbrauch für den Körper ist enorm, schon jetzt finden sich meine Knie auffallend „weich".

Gegen 6:00 aufgemacht. Frau Knitel habe ich nicht mehr gesehen – macht nichts, wir hatten uns gestern Abend mit einem herzlichen „Vergelt's Gott!" und Segen ausgiebig in den Armen gelegen. Einzig der Bäcker des Ortes brauste gerade heran. Unterdessen ich die Pension verließ, stellte er einen

Wäschekorb – prallvoll mit Backwaren, gar noch warm dampfend, und würzig duftender Brote – vor der Haustüre ab. Versuchung groß in mir, ein Brötchen zu entnehmen, dafür einen Euro in den Korb zu legen, entschied mich dann aber doch dagegen: „Besser nicht, Herr, wer weiß, das fehlt später noch einem Frühstücksgast und das fiele dann auf Frau Knitel zurück …“

Zu warten, bis Frau Knitel oder ein Bäcker öffnet, fehlte mir die Kraft. Ähnlich einem Kind auf seinen nächsten Geburtstag freute ich mich auf das Gehen. Frische Morgenluft, bei strahlend blauem Himmel, leere Straßen, der Ort noch nicht aus dem Schlaf erwacht: einzig auf den Feldwegen, die ich beseelt passiere, ist in der Ferne ein Anwohner mit seinem Hund zu sehen. Einsam von außen betrachtet – und doch nicht allein. Wie lieb sind mir diese frühen Stunden und diese Art des Wanderns, bei dem ich losgelöst – da der Weg offen vor mir liegt – schlicht nur einen Schritt um den andern setze: mit dem Geist meditativ im Geliebten verweilend, derweil mit beiden Beinen fest auf dem Ackerland irdischen Jammertales stehend.

Und diese Glückseligkeit erfuhr an diesem Morgen gar unverhofft noch eine Steigerung: Ein Brunnen erregte meine Aufmerksamkeit, folglich steuerte ich ihn an, um vor dem baldigen Aufstieg noch ein wenig zu trinken. Dahinter eine Pension, „Petra“

benannt. Ein Fenster im Erdgeschoss weit geöffnet, im Innern eine Küchenzeile, darauf eine Schale mit den leckersten Äpfeln zu sehen, zudem Mehl ausgebreitet und geformte Brötchen. Da erscheint just die Bäckerin, flugs frage ich an, ob ich ihr einen Apfel abkaufen kann. Hell lacht diese auf: „Aber nein, kaufen können Sie keinen, aber schenken darf ich Ihnen einen …“. Und steht kaum zwei Minuten später schon neben mir, in den Händen nicht nur einen Apfel, sondern dazu ein warmes Weizenbrötchen, darauf ein Herz gezeichnet. Liebe pur! Beides verstaue ich, das Essen im Rucksack, die Liebe im Herzen – für später, denn da heißt es wieder „Glück auf!“, was übersetzt für mich den Abschied von aller Glückseligkeit bedeutet, stattdessen vollste Hinwendung auf das Tagesbewusstsein durch Beanspruchung des Leibes vermittels steilen Aufstiegs bis 2242 m zur „Memminger Hütte“ hin.

Doch zunächst erschien noch ein Pensionsgast an der Haustür, seine allmorgendliche „erste Zigarette“ zu rauchen. Mit dem kam ich ins Gespräch und erhielt zwischendurch die Eingebung: „Lass ein Foto machen und per Mail von dem Mann an Kalinka versenden.“ Ergo bat ich den Fremden darum, der meinem Wunsch in heller Freude nachkam, obgleich es nicht einmal 7:00 Uhr am Morgen war.

So ward mir diese Verfahrensweise in die Hand gegeben, wann immer sich künftig auf den einzelnen

Etappen die Gelegenheit dazu ergab, Kalinka auf diese Weise an der Reise teilhaben zu lassen. Die mir hier eh schon – extrem konträr zu 2007 – vom Herrn als fester Bestandteil beigestellt worden war. Hatte Er sie doch eingesetzt – so verstand es Kalinka zumindest –, die mir, über sie, vermittels unterschiedlichster Menschenhände derzeit so üppig zufließenden Spendengelder per Brief nachzusenden. So hatten wir es vereinbart: anhand der vorgezeichneten Reiseroute entlang des Fernwanderweges einen Ort herauszusuchen und die Spendenbriefe jeweils alle sechs bis sieben Tage an das dortige Pfarrbüro zu senden. Vorausgesetzt Pfarrer oder Sekretärinnen erklärten sich damit einverstanden, blieben die Sendungen folglich sicher hinterlegt, bis ich sie abholen kam. Das Einverständnis dazu holte sich Kalinka zuvor telefonisch oder per Mail. Ob das nun in der Praxis funktionierte, würde sich erst zeigen – mir selber an dieser Stelle eh nicht wesentlich. Für mich hieß es zunächst, unbeschadet bis zur „Memminger Hütte“ hinauf zu gelangen und am Tag darauf über die Seescharte (2599 m) wieder hinab, nach Zams.

„Schönen Gruss aus dem Lechtal“ Vor der Pension Petra, Lechtal: 6. Tag (24.06.2019)

Auszug Brief: *„14:00 Uhr. ‚Memminger Hütte', nur rauf. Bin fix und fertig! Bei diesem Aufstieg wurde mir urplötzlich klar, dass faktisch jedwede Kreatur nicht aus eigener Kraft läuft. Alpinwandern ist absolut menschenunfreundlich, dem Menschen selber verheerend: Würde der Herr ihn nicht halten, er fiele in die Schluchten. Doch das weiß er nicht, er ist so stolz auf seine vermeintlich eigene Leistung. Gibt sich so, als handelte es sich um eine Kleinigkeit, stet in hohen Schritten, derweil mit schweren Schuhen an den Füßen bergauf zu kraxeln. Aber das ist es nicht. Es ist extremste Überanstrengung für Leib, Geist und Seele. Bergsteiger nennen das ‚Herausforderung' und ‚an körperliche Grenzen gehen'. Für mich ist das Versuchung Gottes hoch zehn: Übermut! Einmal mehr heutzutage, da es für den Zeitgenossen nicht einen einzigen plausiblen, sprich überlebenswichtigen Grund gibt, Gebirgspässe überhaupt zu überqueren. Auch meiner, ‚von dem vermeintlich sicheren Wanderweg nach Rom im Vergleich zu arg frequentierten Landstraßen', hat sich als vollkommen haltlos herausgestellt. Lebensgefährlich sind beide: Der eine vermittels aggressiver Fahrweise der Autler, der andere durch den Berg daselbst, der von Hause aus nun einmal latent bestrebt ist, alles Überflüssige – sprich Bewegliche – von seinem Rücken abzuwerfen. Das stellt er unverhohlen und unmissverständlich bei jedwedem Schritt, den du setzt, klar. Ebenso wie der Autofahrer auf*

der Schnellstraße, fragt auch er den Fußwanderer: ‚Was willst du hier? Wir haben einander nichts zu geben … Pass auf! Das werde ich dich lehren …‘“

Und so ist es wahrhaftig. Auf dem Berg gibt es nichts, was den Zeitgenossen am Leben erhält, ebenso wenig wie auf einer Autostraße. Alles, was der Mensch für den Erhalt seines Leibes braucht, muss er zuvor mühevoll selber nach oben auf den Gipfel schaffen – Essen, Trinken, Ausrüstung oder eben Holzhütten, um die Nacht sicher zu überstehen – sogar reines Wasser, zu Zeiten. Und die Aussicht? Ja, die ist imposant eindrücklich zuweilen. Und doch, nur weil sie existiert, heißt das noch lange nicht, dass sie auch für unsere Augen geschaffen ist. Zumal einmal mehr da nicht, wo sie uns in Versuchung bringt, das uns geschenkte Leben dafür aufs Spiel zu setzen. Letztendlich ist es doch so: Hätte der ewige Schöpfer gewollt, dass sein Mensch die Welt aus der Vogelperspektive besieht, hätte er ihm Flügel gegeben. Nun aber besitzt er keine und klettert somit folglich unter Aufbietung all seiner Willenskraft, selbst bei höchster Gefahr an Leib und Leben, die nackten Felsen hinauf – und sei es dabei auf allen vieren, gleich Murmeltier und Gams.

„Jene auf jeden Fall, die ich hier oben ankommen sah, waren allesamt restlos entkräftet, teilweise gar arg verletzt an Knie, Beinen oder Armen. Und doch

beglückwünschten sie einander, schlugen sich anerkennend auf die Schultern: ‚Gut gemacht! Darauf lasst uns essen und trinken. Wo ist der Wirt? Her mit der Weißwurscht und dem Maß Bier'. Auf mich wirkt das Gebaren der Bergwanderer – und allen voran ihrer Bergführer, hier mindestens vier, darunter eine Frau und etwa drei bis vier Gruppen von unterschiedlicher Größe – bin die einzige Alleinwanderin – wie eine Tragikomödie. Allesamt auf engstem Raum zusammengepfercht, wird von ihnen das Spiel ‚Wir lieben uns alle' oder ‚Wir sitzen alle im gleichen Boot' aufgeführt, doch bleibt derweil die Luft in der Hütte buchstäblich zum Schneiden dick: angespannt und gestresst."

Was nun wahrlich kein Wunder ist, denn die zuvor überdimensional körperlich und psychisch aufgebaute Anspannung kann hier nicht entweichen. Stattdessen neuerlicher Stress, jetzt heißt es in einem fort Schlange stehen: bei der Bettenvergabe, vor den Toiletten und Duschen, an den Steckdosen, um das Handy aufzuladen, am Tresen, Getränke und Duschmarken zu erwerben oder am Schluss die Hütten-Rechnung zu bezahlen. Die verordnet unbedingt erst ‚vor dem Schlafengehen zu zahlen ist'. Zudem nirgends ein stiller Raum, um den Geist und somit überdies den Körper sich regenerieren zu lassen, dagegen ohrenbetäubender Lärm, wohin der geschundene Leib sich auch wendet. Und das bis

22:00 Uhr!

„Nein, absolut kein Highlight, wenigstens nicht für eine wie mich, die Stille und Alleinsein liebt. Ein Freak unter den Bergwanderern, was mich die meisten hier oben auch direkt bemerken lassen: Weder Gruß noch Lächeln, Blickkontakt wird vermieden, werde rundweg ignoriert oder bestenfalls grimmig angeschaut. Speziell von einem jungen Bergführer. Der hatte mich beim Aufstieg mit seiner kleinen Gruppe (etwa 12-15 Leute) kurz vor Erreichen der Hütte überholt. Als ich ihn freudig begrüßte und anschließend nachfragte, wie weit es noch bis zur Berghütte wäre, schnauzte der mich an: ‚Ich habe Sie laufen sehen – das geht gar nicht!' Und zog darauf schlicht an mir vorüber, ohne Antwort auf meine Frage, nähere Begründung oder gar dienlichem Rat für mich. Hier schwante mir schon, dass ich absolut nicht der gängigen Norm entsprach: im Alleingang unterwegs, ohne Bergführer und bar jedwedem Bergsteiger-Outfits. Folglich fragte ich späterhin bei dem Hüttenwirt nach, ob irgendetwas dagegen spräche ‚für eine wie mich', den Abstieg nach Zams anderntags zu schaffen. ‚Wieso?', fragte der zurück: ‚Sie haben es doch auch rauf geschafft, da kommen Sie auch wieder runter.'

Ein Bett aber konnte mir der Wirt um 14:00 Uhr noch nicht geben: ‚Gegen 18:00 Uhr vielleicht', offeriert er mir nüchtern. ‚Sie sind ja weder

angemeldet noch Vereinsmitglied.‘ Eine ganz neue Welt für mich, die ich hier betrete. Nicht eben erquicklich für mich, im Ganzen, zumal ich doch ein wenig gehofft hatte, mich gleich zurückziehen zu können … ‚Aber gut, Herr, wie Du willst! Nutze ich die erste Stunde, um mich abzuduschen und das Kleid auszuwaschen.‘“

Das Kleid zu waschen, erschien mir absolut notwendig zu jener Stunde. Nicht, weil es sich verschwitzt fand, sondern rundum eingeseift mit Bergschlamm, von einem mit matschig-schmuddeligen Schnee bedeckten Abhang, den ich aufzusteigen hatte. Meine erste echte Glaubensprüfung bei diesem Überstieg. Weder Fußspuren noch Wegzeichen fand ich hier vor. Da wurde ich über die Maßen nervös. Stürmisch rief ich in die Stille hinein: „Herr, in welche Richtung?“ Derweil wallende Hitze in mir aufsteigt und Schweißperlen sich auf der Stirn versammeln. Keine Menschenseele zu sehen: „Herr, wir sind allein!“ Oder doch nicht? Hoffnungsvoll begeben sich die Augen auf die Suche – nichts! Einzig graue Felsen um mich herum, einer gigantischer als der andere. Was für ein Anblick! Ungeheuerlich! Unheimlich! Blankes Erschauern in mir, zutiefst offenbarend: Wie überdeutlich ist doch die epochale Majestät des Schöpfers aller Dinge in der Gestalt des Alpengesteins gegenüber des Menschen Körperlichkeit. Fühle mich mikroskopisch klein, in

jenem Moment, und erbärmlich dümmlich: „Herr, warum nochmal habe ich diesen Fernweg genommen? … Ah ja – ich dachte, ich gehe mal eben über die Alpen, weil die Landstraßen zu gefährlich sind, aber das ist nicht der wahre Grund, nicht wahr?“

Da passierte es: Eine fahrige Drehung des Körpers, just lag ich auf dem Rücken und rollte unverzüglich den Berghang etliche Meter wieder herunter. Ein weiches Rollen, bemerkte ich, aber ebenso auch glitschig nass und schlammig. „Schneeschmelze!“, deutete der Verstand derweil. „Klar, es ist strahlender Sonnenschein.“ Und kaum wieder Halt gefunden, geht mir just der Segen hierbei auf: „Danke, Herr, du hast mich bewahrt – schneefrei wäre mir das Geröll des Hanges zum Verhängnis geworden!“

Am Ende sah das Kleid aus wie das Fell eines Ferkels, nachdem es sich in seiner Suhle gewälzt hat. Doch was bedeutete das schon – ich blieb unverletzt!

Jetzt abzubrechen und umzukehren, waren demnach keine Optionen mehr für mich, auch wenn der Verstand das kurzzeitig suggerierte. Innere Sammlung, Erhebung des Herzens zum Herrn und ein kurzes Stoßgebet, führten mich sicher zurück in meine Glaubensgewissheit: dass der Herr niemals einen Auftrag gab, ohne zugleich das Vermögen dazu, ihn auch vollendet auszuführen. Indes war mir hier schon klar, dass ich die Alpenüberquerung nicht zu Ende führen würde. Der Schnee lag

streckenweise noch kniehoch, verdeckte dadurch die mir erforderlichen Wegzeichnungen. Allein schon diese Tatsache, deutlicher Hinweis für mich – zweifellos –, da alternative Kennzeichnungen fehlten. Jemand der regelmäßig hier stieg, kannte den Wegverlauf zur „Memminger Hütte“, ohne Frage. Doch wir anderen? Die Strecke zur „Kemptner Hütte“ auf und ab nach Holzgau, tags zuvor, gelang mir nur problemlos, da hier uns „Unbedarften“ sichtbar Fähnchen in den Schnee gesteckt worden waren, die uns die Richtung auswiesen. Hier indes nichts dergleichen. Fazit: Es ist ja ohnehin schon ein naives und gefährliches Unterfangen, Bergketten zu überqueren, es wissentlich blindlings derweil zu tun, ist Versuchung Gottes. Bis zu dieser Stunde hatte es dem Herrn gefallen, mich auf diese Art unwissend-lauter in die Bergwelt und jene der Bergwanderer einzuführen – was notwendig war, denn aus eigenem Willen hätte ich sie nie erkundet. Jetzt dagegen war ich nicht mehr unbedarft und somit autorisiert, folglich unverzüglich von dieser Selbstüberhebung „Alpinwandern“ abzustehen. Obgleich, wie dringlich gar dazu verpflichtet, ging mir restlos erst am Folgetag auf, beim Abstieg über die Seescharte.

„18:00 Uhr. Die Hütte füllt sich zusehends mit Menschen. Sitze derweil etwas abseits der Gaststube in einer Art Bierzelt; etliche Bankreihen darin, aber

noch menschenleer. Letzte Gelegenheit ein paar Zeilen zu schreiben, vermute ich …

Die Gaststube dagegen ist dicht besetzt mit Halbpensionsgästen. Hier oben sind die Essenszeiten unterteilt: Wer Halbpension gebucht hat, isst um 17:30 Uhr und à la carte-Gäste ab 18:30 Uhr. Die Preise empfinde ich in Anbetracht dieses eher ‚Massenabfertigungsstiles' überzogen: Übernachtung 26,– € (verlangte der Wirt von mir, allein für einen Schlafplatz im Bettenlager), Duschen 3,– (trotz kaltem Wasser), Tee 3,–, Essen am Abend 29,– (Halbpension, Suppe, Haupt-, Nachspeise – nur zwei Auswahlmöglichkeiten), Frühstück einzeln 9,50 (für 2 Scheiben Brot/Auflage und Heißgetränk), und jedes Extra, selbst Kaffee nachschenken, kostet extra. Da bin ich schon froh, dass ich mit einem Minimum an Nahrung auskomme. Dennoch muss ich mir später etwas zu essen bestellen, fühle ich, der Abstieg morgen dauert 7 Stunden! Es wird im Übrigen mein letzter sein. Denn abgesehen von meiner Erkenntnis, dass Bergsteigen menschenunfreundlich ist, ist mir vorhin doch bestätigend ein Engel gesandt worden. Just in jenem Moment, da ich den Abhang heruntergerollt war und zuvor weder Weg, Kennzeichnungen noch Menschen vorfand. Urplötzlich stand er vor mir, wies mir unaufgefordert die Richtung durch den Schneelauf und fragte mich am Schluss, wieso ich den Weg nach Rom über die Alpen nähme. ‚Weil ich nicht dichtbefahrene Landstraßen

bewandern will', antwortete ich kurz. Und da sagt der doch zu mir: ‚Das brauchen Sie auch nicht, da gibt es einen Radweg nach Italien, der geht über Zams …' Halleluja! Welch eine Freude in mir, denn in Zams lande ich ja morgen … Ja, Herr, danke, ich habe verstanden! Ich werde mich also unten im Dorf beim Pfarrer melden, Unterkunft suchen und dann mir in Ruhe diese neue Rom-Strecke raussuchen.

19:30 Uhr. Habe eben einen Schlafplatz erhalten, im Bettenlager. Wow! Noch so etwas, was mich regelrecht befremdet und woran ich nicht gedacht habe. Die liegen da dicht an dicht, ähnlich toter Sardinen in einer Blechdose … Nein, da bin ich gleich wieder raus und runter zum Hüttenwirt. ‚Geht ja gar nicht!', flehe ich den an: ‚Habe Gelübde abgelegt … verbietet mir das Keuschheitsgelübde … Schlafe woanders, auch in der Wäschekammer, wenn sonst kein Platz ist …'

Der arme Mann, vollkommen überrumpelt hab ich ihn damit, und er verstand auch nur die Aussage: ‚Geht nicht!', von daher reagierte er zunächst auch nicht begeistert: ‚Ich verstehe kein Wort! Im Trockenraum geht nicht… Schlafen Sie oben.'

Ehrlich, selten in meinem Leben habe ich mich da so verzweifelt erlebt. Die Vorstellung, mich zwischen zwei fremde Männer legen zu sollen, bar jedweder Notwendigkeit, machte mir buchstäblich den

Garaus. Ergo blieb ich flehentlich vor dem Wirt stehen: ‚Bitte! Mir reicht auch eine Ecke im Keller oder ich bleibe vor dem Haus auf der Bank …‘

‚Draußen?‘ Dieser Vorschlag schien ihn zu empören, scharfsinnig schaut er mir in die Augen. Bleibe standhaft. Eisiges Schweigen. Zeit steht still, eine kurze Ewigkeit lang, dann die Erlösung: ‚Na gut, Trockenraum, aber nicht vor 22:00 Uhr!‘

Unendlich müde fühle ich mich zwar, dennoch jetzt überbordend glücklich: Lieber wenige Stunden Schlaf, dafür aber erholsam!“

Später aß ich noch eine Art vegetarischer Pizza in der Gaststube. Die sich inzwischen bis zum letzten Platz angefüllt hat – ohrenbetäubender Lärm, grölend die Stimmen, überspannt das Lachen, laut die Musik. Bier, Wein und Schnaps werden konsumiert wie Wasser. „Wie die wohl morgen den Abstieg schaffen,“ frage ich mich. An sämtlichen Tischen wird gefeiert, nur an meinem nicht. Hier setzt sich einer nur, um „schnell mal zu essen“. Das finde ich lustig und durchaus verständlich, denn da sitze ja ich – allein mit einem Becher Tee und meiner Reisebibel vor der Nase. Nicht einsam, das bleibt hier niemandem verborgen, sondern im Gegenteil – restlos glücklich darüber, aus all diesen Welten erlöst worden zu sein. Vom Wort des Herrn erfüllt, darf ich letztlich gar noch verkünden – einem Pärchen zum Beispiel oder einer verspätet

eintreffenden Vierergruppe –, von der Liebe, die mich beseelt und allzeit weiter trägt: Jesus Christus. Und ehe ich mich versehe, ist es 22:00 Uhr, bringt mich der Wirt in den Trockenkeller, wo er mir schlicht eine Matratze auf den Boden legt, für 6,50 Euro. Dann nur noch Frieden, restlos: Bergfrieden außen, Seelenfrieden in mir.

Memminger Hütte
2242 m
MEMMINGER HÜTTE
... und zur Memminger Hütte ...
06. Tag (24.06.2019)
OBERSTDORF
(815)
Kemptner Htt.
Spielmannsau
1894
Aufstieg über die Allgäuer Hochalpen
von Oberstdorf über die Kemptner
Hütte nach Holzgau ...
05. Tag (23.06.2019)
Memminger Htt.
2242
Variante
Württemberger Htt.
Seescharte
2664
Lochbachtal
Zams
(780)
... bis hinauf zur Seescharte!
07. Tag (25.06.2019)
2600 m
SEESCHARTE

„Und der Berg fragt: ‚Was willst
du hier, wir haben einander
nichts zu geben. Pass auf! Das
werde ich dich lehren!'"

Abstieg nach Zams ...
07. Tag (25.06.2019)
... 3 Nächte
in Zams.

25.06.2019. Abstieg von der „Memminger Hütte“ über Seescharte.

4:00 Uhr. Durchgeschlafen. Erholt, voller Energie und tiefer Freude im Herzen aufgewacht. Gebet, kurze Schriftlesung, Meditation, dann schnell in den Waschraum, bevor die Bergwanderer kommen. Eben ist es noch still im Haus, doch kaum bin ich retour, klacken die ersten Türen, sind Schritte auf den Treppenfluren zu hören. Flugs sind meine drei Sachen verstaut und die Matratze zurück an ihren Platz geräumt. Da erscheint der Wirt in der Tür:

„Oh, Sie sind schon auf?“, staunt er.

„Ja, bin fertig, will auch gleich los …“

„Kein Frühstück?“

„Nein, danke! Aber vielleicht verkaufen Sie mir noch zwei Stöcker?“ Platze ich heraus, ohne recht zu wissen warum. Denn bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich nie das Empfinden, derlei Wanderhilfen zu brauchen. Indes nach dem Aufwachen eben, erschien mir nichts dringlicher.

„Hm“, der Wirt stockt, legt eine kurze Denkpause ein, bevor er bedacht weiterspricht. „Früher haben wir welche verkauft, heute nicht mehr.“

Und schon will er sich abwenden und mich stehen lassen, da erfasse ich augenblicklich die Situation: Mein emotionaler Ausbruch meint nicht die Stöcker, zumindest nicht in erster Linie, sondern eine Gelegenheit für den Wirt, Barmherzigkeit an mir – und

somit am Herrn – auszuüben, ähnlich wie bei der Bettenvergabe geschehen. Ergo helfe ich nach, denn ich mag diesen eher brummeligen Wirt, der mir nicht zuletzt – und das gänzlich ohne Einwand – den Abstieg zutrauend bestätigte:

„Schade", werfe ich ein, „aber vielleicht steht irgendwo noch ein verwaistes Paar?"

Nachdenklich schaut der Wirt mich an, zögert, winkt mir dann aber doch zu, ihm zu folgen. Läuft sodann schleunigst mit mir im Schlepptau Kammern und Nischen ab und wird am Ende noch fündig: Ein betagtes Wanderstockpaar, zudem längst nicht mehr perfekt intakt – dennoch frohes Feixen in mir: „Herr, er hat bestanden …"

Und wenn nun auch der Wirt streng genommen seine Prüfung nicht mit Bravour absolvierte – er behielt 10,– Euro dafür ein –, so rechnete ich ihm doch seinen Einsatz für mich, beim Abstieg späterhin, hoch bei dem Herrn an. Denn wenn im Endeffekt auch nur ein Stock den steilen Bergabsturz der Seescharte überlebte, so entpuppte sich der andere für mich doch als echte Stütze.

Gegen 6:00 Uhr verlasse ich die Hütte – unterdessen sich der Rest des Hauses eben noch zum Frühstück rüstet– folglich als Erste und allein. Und nie vergesse ich dieses Gefühl bei meinem Austritt aus der Berghütte und gemächlichen Aufstieg zur Seescharte hin: „Herr? … Als ob mir da hundert

Augenpaare im Nacken sitzen … “

Wie real das war, erfuhr ich bald im Verlauf des Abstieges. Zunächst überwältigt mich die Klarheit dieses Morgens, der Himmel wolkenfrei, strahlende Helle und der Schnee auf dem Hang und zur Scharte hinauf noch fest, unberührt und glitzernd. Meine Augen umfangen das Etappenziel, nicht weit entfernt, scheint es, doch bergauf zählt mir jeder Meter mindestens doppelt lang: „Was soll’s, nicht nachdenken“, ermahne ich mich. „Schritt um Schritt – durch dich Liebster, mit dir und in dir.“

Augenblicklich Frieden in mir, auch im Außen empfängt mich Stille. Keinerlei Bewegung am Himmel, zu meinen Füßen vereinzelt Murmeltiere, die eine flinke Geschäftigkeit an den strahlenden Morgen legen. Indes nur nahe der Hütte, je weiter ich mich von ihr entferne, wird es lebloser um mich herum, bis ich urplötzlich gänzlich von jener sprichwörtlichen Lautlosigkeit des Felsgesteins (Bergfrieden, Totenstille) erfasst werde. Magischer Augenblick. Absolute Regungslosigkeit. Zugleich steigt aus der Tiefe des Unterbewusstseins ein Wissen auf: „… die Ruhe vor dem Sturm!“ Und ehe ich mich versehe, hält mich die blanke Bergrealität fest in ihrem kalten, unnahbaren Griff. Zunächst mit der Erkenntnis über die in der Sonne glitzernde Unberührtheit der Schneedecke am Morgen: Es finden sich keine Wegspuren darauf! Ebenso liegen

sämtliche eventuell vorhandene Kennzeichnungen an den Gesteinen vermittels Schneeschicht verborgen. Was zur Folge für mich hat, dass ich mich jetzt zunächst erst querbeet über den Hang bewegen muss, um an die in dessen Mitte aufgestellten Wegweiser zu gelangen. Ein Pflock, viele Schilder daran, in alle Richtungen weisend. Von Weitem sind die Aufschriften nicht zu lesen, ergo schlage ich mich durch. Der Schnee kniehoch. Sinke beständig ein, komme kaum vorwärts, vermag das Gleichgewicht nicht zu halten, falle alle Nase lang oder schwanke wie ein Strohhalm im Wind dahin. Keine Frage, mir fehlt eindeutig die Erkenntnis, wie man sich als Zweibeiner in den Alpen bewegt, einmal mehr in Schneelagen. Und doch, inmitten aller Unwegsamkeit, bewege ich mich dennoch unaufhaltsam aufwärts, am Ende gar gezielt in Richtung Seescharte. Erleichterung in mir: „Herr, ich habe erkannt, Du stehst mir zur Seite – Amen-Halleluja!“ (Vgl. Ps 56,10) „Hab tausend Dank dafür …“

Bald darauf lädt mich ein Felsvorsprung zum Verweilen ein, um das Panorama zu erkunden. Imposant die graue Gebirgskulisse ringsum, derweil mir in der Tiefe, unbewegt liegend, ein kleiner Bergsee das Azurblau des wolkenlosen Himmels in unverzerrter Farbenpracht widerspiegelt. Tauche ein in diese Stimmung: Erhaben! Und doch empfinde ich deutlich auch hier wieder jene zuinnerst passive Distanziertheit der Beschaffenheit aller Felsformationen

gegenüber jedweden Geschehens um sie herum: Unheilvoll! „Nein, Herr, es bleibt für mich dabei: Der Mensch ist hier fehl am Platz!“ Und kaum habe ich dieses Zwiegespräch zu Ende gebracht, tritt mir das Felsgestein umgehend den Beweis dafür an: Ist es urplötzlich vorbei mit der Besinnlichkeit. Und das bleibt auch so, für die nächsten acht Stunden.

Stimmen sind zu hören, die erste Gruppe hat mich eingeholt. Ja richtig, denke ich eben noch bei mir, die haben ein straffes Tempo infolge ihres Zeitplanes, da ergießt sich unverhofft ein heftig grimmiger Wortschwall über mir aus. Just von jenem jungen Bergführer, der mich beim Aufstieg und auf der Hütte zuvor schon latent aufs sprichwörtliche Korn genommen hatte:

„Das ist unverantwortlich, was Sie hier machen!“, wettert der los, kaum dass er vor mir in Hörweite steht: „Allein diesen Abstieg zu wagen, ohne Bergführer …“

Der Tross hinter ihm kommt abrupt zum Stehen, schaut betreten drein.

„Ja“, entgegne ich erschrocken, „so ist das nun mal. Was soll ich denn jetzt anderes tun? Zurückgehen ist ja genauso unverantwortlich – also dann doch lieber vorwärts, nicht wahr?“

Da wird der Bergführer regelrecht zornig: „Sie sind eine Gefahr für alle anderen – der Abstieg dauert sieben Stunden, glauben Sie ernstlich, dass

Sie den schaffen?“

„Ja, mit Gottes Hilfe – ich denke schon … Warum nicht?“

Da lacht er höhnisch auf – und mit ihm ein paar Jugendliche aus der Gruppe: „Und ich sage Ihnen, dass Sie da niemals heil herunterkommen …“

Da fühle ich mich entwaffnet, die unerbittliche Autorität in der Stimme dieses Bergführers irritierte mich und zudem dessen Aussage, eine Gefahr für andere darzustellen. Doch nur einen Moment anhaltend, denn Schuldgefühle einreden, gelang bei mir schon lang nicht mehr. Mein Leben ging nur Gott und mich etwas an. Und überdies hatte ich dem Herrn meine naive Überheblichkeit in Sachen Alpenüberquerung daselbst ausgiebig eingestanden und erhoffte mir von daher augenblicklich ebenso nichts sehnlicher, als von diesem Bergrücken erlöst zu sein, doch da waren mir nun einmal die Hände gebunden: unabwendbar an den Willen des ewigen Vaters, vermittels meines Herrn und einzigen Führers, Jesus Christus.

Folglich ja, was den Bergführer als Ortskundigen betrifft, der die erste Schneespur setzt, damit Ortsunkundige dieser nachfolgen können, behält der Mann unbestreitbar recht. Was indes die Unversehrtheit des Einzelnen anbelangt, den er hinter sich herlaufen lässt, in langer Menschenschlange, irrt er gewaltig. Denn da ist und bleibt ein jeder Bergwanderer dennoch auf sich allein gestellt: Knickt mit

dem Fuß um, überlastet Kniescheibe, Gelenke und Rücken, rutscht vom Hang ab und schrammt sich die Haut, oder fällt hintenüber mit dem Kopf an einen Felsen, gar bis tief in die Schlucht. Derweil mitunter andere Wanderer vor und nach ihm mit sich reißend, unterdessen er, der Bergführer, „irgendwo da vorn vorausgehend", diesen Vorfall kaum einmal bemerken kann, geschweige denn, verhindern. Ebenso vermag er keinen Steinschlag von oben zu stoppen, gleich gar nicht eine Lawine oder dergleichen mehr. Vielmehr: Alles ist Gottes! Und dementsprechend wahrhaftig entgegne ich dem Zornigen auch abschließend.

Im Anschluss daran stapft der Bergführer samt Gruppe zügig an mir vorüber – derweil teils Unmut, Zustimmung oder Neugier mir signalisierend – und ich hintendrein. Genötigt nunmehr, deren Tempo einzuhalten, da dicht mir auf den Fersen, schon die nächste Gruppe ansteigt. Gottlob nur wenige Meter, dann ist die Seescharte erreicht.

Auszug Brief: „*Stau vor dem Pass der Seescharte. Teils, weil die Leute in dem schmalen Felsentor stehen bleiben und erst gemach die Fernsicht fotografieren, mehr aber noch, da der Abstieg dahinter, zumindest bis zum Beginn des Abhanges, nur vermittels Seilführung (rückwärts absteigend) gelingt.*"

Und wenn es mir bis hierher noch den Umständen

entsprechend erquicklich erging, so war das nunmehr ein für alle Mal vorbei. Der Anblick des jetzt vor mir liegenden, mindestens wadentief schneebedeckten und dabei extrem steilen Abhanges – am sogenannten „Schweinerücken“ zum „Lochbach“ herunter – schockte mich zutiefst. Im Nu fand ich mich wie paralysiert, Todesangst packte meine Seele ganz: „Herr? Wie soll ich da heil runterkommen?“

So blieb ich zunächst stehen, auf Erlösung wartend – eine gefühlte Ewigkeit lang. Doch die blieb aus. Kein Frieden, stellte sich ein, da war nur dieses unheimliche, abgrundtief beklemmende Gefühl des namenlosen Grausens. Ein Blick auf die Umstehenden zeigte mir Ähnliches: blankes Entsetzen in vielen Gesichtern.

Eine Dreiergruppe, zwei Männer und eine Frau, erlösen mich unverhofft aus meiner Lethargie:

„Das schaffen Sie schon! Wir gehen voran, dann können Sie in unsere Fußstapfen treten.“

„Ja, danke!“, stottere ich, noch immer hoffnungslos irritiert: „Aber gehen Sie ruhig Ihr eigenes Tempo – dass ich Sie sehen kann, reicht mir schon …“

Da staksen die drei auch schon los und ich hintendrein. Doch während diese den Hang in absoluter Trittsicherheit, scheinbar spielend und wie im Flug nehmen, werden mir die Knie butterweich. Erfasse ich zugleich glasklar: „Hier ist mir ein Kelch angefüllt – unentrinnbar – nicht wahr, Herr?“ Und dabei ist mir so unsäglich bang im Herzen, dass ich

augenblicklich das Gefühl habe, mich übergeben zu müssen. Doch da sehe ich just die drei Wanderer schon weit unten angelangt und relaxed beisammen stehen, dieser Anblick bringt mich direkt wieder in die rechte Ordnung zurück: „Ja, Herr, Du hast recht – wie immer! Das Ziel kann ich nicht verfehlen … Also Fiat! Den Helikopter kann ich mir eh nicht leisten …“

Auszug Brief: *„An dieser Stelle lernte ich die Vorzüge der Wanderstöcke dankbar anerkennen. Obgleich ich dennoch konstant das Gleichgewicht verlor und alle paar Schritte einknickte. Es gelang mir einfach nicht, mich auf diesem Hang im Schnee aufrecht zu halten. Ebenso bewahrten sie mich nicht vor dem Fallen. Indes bei ‚Robbenrollen‘, den ‚Schweinerücken‘ entlang abwärts, stoppten sie mir zuverlässig das rasante Tempo, sodass ich vermittels ihrer – zwischendurch – wieder auf die Beine kam.*

Eine Gruppe stampfte in sicherer Entfernung an mir vorbei, angespannt, aber doch aufrecht. Zu gern hätte ich erfahren, wie sie das schaffen, doch es gelingt mir nicht, querbeet zu ihnen zu stoßen. Es geht immer nur abwärts. Einmal derart schnell, dass ich glaube, ‚das war’s!‘“

Das ganze Szenario ist mir hanebüchen peinlich. Teilweise sause ich den Hang auf dem Hosenboden

rutschend herunter, in einem derart hohen Tempo, dass ich ewig keinen Halt finde. Dabei verbiegt sich der eine Wanderstock, der andere saust mir unerreichbar den Abhang runter. Dann wieder verliere ich den Hut, derweil ich rolle. Er bleibt liegen, an jener Stelle, da ich fiel: „Sorry, Herr, aber ohne ihn geht nichts, die Sonne scheint mir jetzt schon sengend heiß." Ergo hangle ich mühevoll den Hang wieder rauf, auf allen vieren. Hiefe mich sodann hoch auf die Beine, nur um sogleich abermals – einem Betrunkenen gleich, heftig schwankend – in den Schnee zu fallen und loszurollen. Niemand sonst veranstaltet einen derartigen Tanz auf diesem Abhang, nur ich allein. Denn bis auf eine einzige Gruppe, stehen sämtlichst alle anderen noch immer hoch oben an der Scharte, schauend auf mich herab. Allen voran, der zornige Bergführer, der mit seinem vorwiegend jugendlichen Gefolge eben pausierend, derweil unverhohlen belustigt auf einem Felsvorsprung sitzt.

„Wow, Herr!", erfasse ich da: „Herold Gottes – Du führst mich direkt vor!"

„Doch das stört mich nicht im Mindesten, denn zugleich offenbart sich mir auch die Wesenheit jedweder Angst, auf eine mir vollendete Weise: ‚Die Furcht des Herrn ist der Anfang aller Weisheit … Nur Toren verachten Weisheit und Erziehung' (Ps 111,10; Spr 1,7). Tatsache ist: Vermittels des

Berggesteins hat mich Gott das rechte – sprich Ihn ausschließliche (Vgl. Lk 12,4-5) – Fürchten gelehrt.

Von daher bleibt es mir jetzt erst recht dabei, dass es unverantwortlich ist – Versuchung Gottes –, die Berge zu ersteigen. Das kann nur ein Blinder tun. Erstaunlich was sich hier der Erwerbstrieb für ein perfides Gebäude unter dem Decknamen „Outdoor-Branche" erbaut hat. Bekleidungs- und Ausrüstungsindustrie, Gastronomie und Hotellerie, Bergführer, Bergwacht, Pharmaindustrie und Mediziner samt Helikopter bilden hier zusammengenommen ein perfekt geschlossen funktionierendes Wirtschaftssystem, in welchem ein jeder Investor darin hohe Gewinne einstreicht. Derweil auf Kosten derer, die sich vermittels gezielter Werbung, Vorenthaltung von Tatsachen und Vortäuschung falscher Sicherheit, dazu verleiten lassen, ihr Leben auf's Spiel zu setzen.

Und das ist wahr. Die vermeintliche Trittsicherheit, die jedwedem Übermütigen, neben einem Bergführer, als Sicherheitsgarant verkauft wird, ist reine Fiktion. Es gibt sie nicht. Nirgends! Dafür stehen fraglos die zahlreichen Helikopterflüge heute über mir, die Verletzte vom Berg holen mussten. Allein Gott gibt es, auf allen Straßen, Pfaden und Bergen. Du allein bist es, Herr, der den Menschen an sein Ziel führt oder eben nicht. Basta!"

Und dann, ehe ich es so recht bemerke, liegen

„Seescharte“ und „Schweinerücken“ hinter mir. Finde ich mich urplötzlich am „Lochbach“ stehen: Überglücklich!

„Geschafft!“ Abstieg von Memminger Hütte (Lechtaler Alpen, Tirol, Österreich) - nach gemeistertem Überstieg über die Seescharte: 7. Tag (25.06.2019)

Auszug Brief: *„Das Foto nahm der Mann eines Ehepaares mit seinem Handy auf. Die waren ebenso glücklich wie ich, den Abhang hinter sich zu haben. Sie bestätigten mir, gar als erfahrene Bergwanderer: ‚Das eben, war wirklich gefährlich – na ja und es geht noch weiter, was noch vor uns liegt, ist nicht sehr viel leichter'.*

Und das stimmte. Schnee gab es zwar nicht mehr, aber saftig grüne Bergwiesen, auf denen es sich samtweich wie auf dicken Florteppichen wandert, gab es im Anschluss äußerst selten noch. Stattdessen ging es überwiegend steil in Serpentinen weiter hinab, auf schmalen Pfaden, Felskletterpartien, die zum Teil nur mit Seilführung, rückwärts hangelnd, zu nehmen waren. Fellsgeröllabhänge, Schottergestein und dickes Wurzelwerk. Zudem bei sengender Hitze – mindestens 35 Grad im Schatten.

Mit Erholung hatte das nichts zu tun. Ein Blick in die Gesichter der Wanderer reicht aus, um das bestätigt zu finden: Durchweg angespannt, hoch konzentriert oder schmerzverzerrt. Kein Lachen, alles ausschließlich ernst. Um die Aussicht zu genießen, musst du vollends bewusst stehenbleiben, ansonsten riskierst du einen Steinrutsch. Jeder Schritt muss gezielt gesetzt werden. Das gelang mir immer besser, die Knie erlangten ihre Festigkeit wieder. Und doch, die Ehrfurcht wich mir nicht einen Augenblick von der Seite. Und ich war heilfroh, dass ich überwiegend allein mit dem Herrn

abstieg und nicht in einer Gruppe, so konnte ich mich vollkommen auf das Wesentliche konzentrieren: Gebet und nächster Schritt. Auf ein „Trance-Wandern" war so natürlich nicht zu hoffen. Doch damit befand ich mich in Frieden, hier und jetzt galt einzig: ‚Herr, lass uns bitte heil unten ankommen!' Das war mein Gebet für die nächsten Stunden.

Und offenbar nicht nur meines. Denn wann immer ich auf einen Wanderer traf, der mich ansprach, erfuhr ich dasselbe, nur eben mit anderen Worten. Überhaupt hatte sich das Verhalten der Leute mir gegenüber nunmehr grundlegend geändert. Viele bekundeten mir ihre Bewunderung: ‚Wie schaffen Sie das, so ganz allein?', fragten sie. Meine Antwort immer gleich: ‚Nur mit dem Herrn!' Und nicht einem verhehle ich die Wahrheit über unsere – seine und meine – ‚Versuchung Gottes', überhaupt die Berge zu besteigen. Worin ich ausnahmslos bestätigt wurde. Der eine oder andere überlegte gar offen, ob er, wie ich, ab Zams nicht besser abbrach. Und wenn ich dachte, ich sei die Einzige, die hier zum ersten Mal diesen Fernweg nahm, irrte ich mich gewaltig. Für die Mehrzahl war es das erste Mal Alpinwandern überhaupt. Und ich dachte an den Manager auf der Fahrt nach Oberstdorf, mit seinem verletzten Knie: ‚Bloß gut Herr, dass er sich zur Umkehr entschieden hat', so freute ich mich für ihn, ‚dieser Abstieg gelingt nicht mit einem angeschlagenen Knie'. Auch jene Knieverletzte von der Memminger

Hütte sah ich nicht mehr, womöglich zählte sie zu jenen Verletzten, die so zahlreich heute der Helikopter abtransportierte. In jedem Fall war die Stimmung mir gegenüber jetzt in das Gegenteil zu gestern umgeschlagen. Stell Dir vor, wenn ich jetzt auf eine Gruppe traf, die eben pausierte, so rutschte die dicht zusammen, um mir auf den schmalen Plateaus einen Sitzplatz anzubieten. So gab es zahlreiche Gespräche und – vor allem – Gelegenheiten für mich, von Gott und seiner Allmacht und/oder Liebe zu künden. Da sah ich kein Hohn mehr in deren Augen, sondern Offenheit, für die Wahrheit. Hier fand sich dann immer auch Lachen wieder, wenn ich zum Beispiel gefragt wurde, was ich hier oben suchte und ich stets antwortete: ‚Ich bin Rompilgerin … Die vollen Straßen erschienen mir zu gefährlich, da dachte ich: gehst halt mal eben über die Alpen – nicht wahr …' Das brachte mir immer einen Lacher ein, weil ja nun ein jeder hier erfahren hatte, was Alpinwandern von Hause aus ist: mithin keinesfalls ungefährlicher. Eher das Gegenteil, wie einer der Männer mir noch bestätigte: ‚Wir haben Glück, dass es nicht regnet … Hier oben schlägt das Wetter schnell mal um, ein Gewitter wäre heftig.' Ja, da gruselte es mich gleich noch einmal mehr, um meiner Naivität willen, denn die Unberechenbarkeit ‚Wetterlage', war mir bei allem nicht einmal in den Sinn gekommen.

Alles andere als Erholung demnach, so ein Überstieg. Und das wissen auch die Bergführer. Sie stehen in der Verpflichtung, die Erwartungshaltung an sie ist hoch. Kein leichter Job. Indes, auch deren Verhalten mir gegenüber hat sich unterdessen gänzlich gewandelt, sie schneiden mich nicht mehr. Zunächst bemerke ich einen, der an explizit gefährlichen Klippen mit Seilführung (rückwärts hangelnd), versteckt erst nach mir schaut und wartet, bis ich unversehrt durch den Engpass gelangt bin, bevor er mit seiner Gruppe weiterzieht. Ein anderer bekundet mir auf einem Rastplatz erstaunt ‚ein beachtliches Tempo', und noch einer erkennt freudig: ‚Um Sie müssen wir uns nicht kümmern – Sie wandern ja nicht allein, nicht wahr?'

Ja, genau! Da hat er recht, um mich kümmert sich der Herr, weil ich auch nur Ihm vertraue.

Irgendwann komme ich an der ‚Unterjochalm' an. Einem kleinen Imbissstadel, vor dessen Fenster die Berggruppen vorbestellte Brotzeiten einnehmen. Herrlich flaches Gelände, kurze Verschnaufpause für die Füße, freue auch ich mich. ‚Einen Tee, Herr?', frage ich. Doch die Terrasse vor dem Stadl ist voll besetzt. Geräuschvolle Kulisse, Klappern von Geschirr, Stimmengewirr – in all diesem Grün mutet sie mir surreal an. Ein Empfinden, das sich flugs immens noch steigert, als ein Hubschrauber dicht bei der Alm landet. Laut knatternd, zudem Windwirbel verbreitend, um einen jungen Wanderer

abzuholen, der eben schlicht nur ‚restlos am Ende' ist, wie er den Sanitätern schreiend zuwirft. Ja, nur zu mühelos kann ich dessen Entscheidung verstehen und sicher nicht nur ich. Von daher bin ich in jenem Moment unendlich dankbar, dass ich – zumindest bis hierher – heil angekommen bin. Ergo meine Schuld vom Herrn nicht angerechnet wurde, mein Übermut vergeben, somit die Sünde bedeckt bleibt (Vgl. Ps 32). Und derweil ich noch überlege, wie ich dieser Dankbarkeit nunmehr Ausdruck verleihen kann, entdecke ich ein Marterl unweit der Almterrasse stehen. Der Hubschrauber hebt ab, unterdessen ich mich flugs zum Wegkreuz begebe. Aller Augen schauen alldieweil auf mich, doch das ist mir gleich, ebenso wie der nunmehr ohrenbetäubende Lärm. Beseelt falte ich die Hände, fühle mich zuinnerst reich beschenkt und gezogen – darf direkt vor dem Herrn jetzt stehen: Ihm danken, danken, danken, danken. Die Welt um mich herum versinkt derweil. Für wie lange kann ich nicht sagen. Nur das sich diese dann an irgendeinem Zeitpunkt forsch wieder in mein Gedächtnis schleicht. Indes jetzt nicht mehr lärmend voyeuristisch, sondern vermittels absolut andächtiger Stille! Mucksmäuschenstill. Was für ein erhebender Augenblick: nur sekundenlang und doch dabei zutiefst von der Unendlichkeit aller Zeiten getragen, geprägt und letztlich darin, in der Ewigkeit geborgen.

Am Ende begab ich mich frohgemut zu dem

Ausschankfenster hin, ließ mir für auffallend kleines Geld einen Kräutertee aufbrühen und setzte mich auf die Ecke einer freistehenden Bierbank, die den Wandergruppen eben als Ablage ihrer Rucksäcke diente. Lang allein saß ich da nicht, bald kamen vereinzelt Wanderer auf mich zu, mich zu befragen, über das unsichtbare, aber doch unentbehrliche Wesen von Gottvertrauen in der Welt oder um von sich selbst zu erzählen, wie einer der Bergführer: ‚Wissen Sie, das wollte ich auch schon immer mal machen, diese Tour allein.'

Na dann ‚Glück auf!' Antwortete ich dem Mann: ‚Ich für meinen Teil, habe die Lektion ‚Hochgebirge' eindeutig gelernt: Wir haben hier nichts zu suchen! Dass wir alle noch leben, verdanken wir allein dem Herrn …'

Resümee: Zumindest die Bergführer werden uns nicht so leicht vergessen. Denn im Gegensatz zu jenen, die mich verhöhnt, verspottet und sich gewünscht haben, dass ich den Abstieg nicht schaffe, bin ich – bis auf eine Schramme am Unterarm – unversehrt in Zams angekommen. Indes jener Zornige nicht."

Und dann gab es da zum Finale unverhofft eine wahrlich überwältigende Überraschung für mich, die mir am Schluss doch noch Tränen in die Augen trieb: Die Innbrücke in Zams lag hinter mir, benommen marschierte ich eben zäh unter glühend heißer

Sonne die Hauptstraße Richtung Kirche und Tourist-Info entlang, da stoppt neben mir ein silberner Mercedes-Kombi. Ein blonder Mann, um Mitte dreißig herum, springt heraus, fragt mich unvermittelt: ‚Sind Sie Nonne?"

„Nein!", gebe ich lachend zurück, in der Annahme, wieder einen Neugierigen vor mir zu haben, „ich bin Wandereremitin …"

„Ah ja, dann warten Sie bitte, ich habe da was für Sie …"

Flink beugt er sich in das Fahrzeug hinein, öffnet das Handschuhfach, greift etwas heraus und rennt zu mir her. Steckt mir wortlos alsdann ein kleines Kästchen und ein buntes Plastikkärtchen zu, dreht direkt wieder ab und ist im nächsten Augenblick auch wieder verschwunden.

Verdutzt öffne ich meine Hand, und erfasse als Erstes das Kästchen, in welchem säuberlich eingelegt und edel nach Rosenöl duftend, ein Rosenkranz liegt. Indes auf dem Kärtchen mir eine goldene Medaille mit dem Bildnis des „Barmherzigen" entgegen prangt, darüber in fettgedruckten Lettern geschrieben steht „Wenn du wüsstest, wie sehr ich dich liebe, würdest du vor Freude weinen."

Und das tat ich denn auch – ausgiebig – dabei die mir unüberbietbare Anspannung der letzten neun Stunden restlos loslassend.

25. – 26.06.2019. Zams Kloster, „Barmherzige Schwestern“ Mutterhaus

Auszug Brief: *„Seit gestern, späten Nachmittag, befinde ich mich im ‚Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern‘ in Zams. Eine riesige Klosteranlage mit Gästetrakt und Schule im Anhang. Nur eine Handvoll Schwestern, wie überall, vom Altersdurchschnitt die sechzig längst überschritten. Somit eher Wirtschaftsbetrieb, denn Kloster, von Verweltlichten bewirtschaftet.*

Nach dem Liebesgruß vom Herrn gestern, gab es im Anschluss kaum noch Erbauliches für meine Seele. Zams selbst empfing mich unterkühlt mit unverhohlenem Argwohn, allen voran die Schwestern im Kloster.“

Das Pfarrbüro fand ich zwar geöffnet, doch darinnen einzig einen Pastoralreferenten, der mir auf meine Frage hin, ob ein Priester vor Ort sei, kurz und knapp die Tür wies: Er sei hier zuständig, „einen Priester gibt es nicht“, begründete er.

Ergo lief ich einmal quer durch den Ort, in einzelnen Pensionen nach einem Zimmer für die Nacht zu fragen. Überall ein knappes „Nein!“ Oder schlichtes Kopfschütteln, begleitet von einem empörten oder ungläubigen Gesichtsausdruck, als hätte ich die Wirte um deren Erspartes, statt um Herbergsanmietung ersucht. Zuletzt befragte ich eine Dame der

Tourist-Info, wo mir unverhofft zugleich dieser Ausdruck aufgeht:

„Nein, keine freien Unterkünfte … Wissen Sie, es ist Hauptsaison, da reserviert man vorweg!“

„Ja, mag sein“, entgegnete ich müde, „für jedermann mag das gelten, nicht aber für eine Rom-Fuß-Pilgerin – die sorgt nicht vor, die verlässt sich auf ihren Herrn …“

Da hellte sich just der Dame Gesichtsausdruck auf: „Wissen Sie, ich bin vor Jahren den Jakobsweg gegangen, ich weiß, was Sie meinen – da fällt mir ein, versuchen Sie es doch mal im Kloster, die nehmen auch Gäste auf.“

Schon hielt ich einen Stadtplan in der Hand, darauf eigenhändig von der Dame den Weg dorthin verzeichnet.

Auszug Brief: *„Bei meinem Eintreffen an der Pforte empfing mich absolutes Geschäftsgebaren. Kein Lächeln oder gar freundliches Willkommen, stattdessen sachlich die Frage:*

‚Sind Sie Bittsteller oder Rompilgerin?‘ Worüber ich zunächst irritiert bin, und folglich gegenfrage, ob das nicht gleich ist, weil wir doch vor Gott alle Bettler sind. Antwort: ‚Bittsteller erhalten kostenloses Essen und gehen dann wieder. Rompilger dürfen an der Pforte übernachten – zum Sonderpreis.‘ … ‚Wow! Ohne Worte, Herr‘, dachte ich da. ‚Aber Du wolltest, dass ich hier anklopfe und

einkehre.‘ Der Sonderpreis – für eine Nacht, einen Tag und eine Nacht – 60,– €. Das allgemeine Begriffsvermögen für einen zu Fuß wandernden ‚Rompilger‘ hat sich seit meiner ersten Reise offenbar grundlegend in sein Gegenteil verändert. Na ja, gottlob befand ich mich gestern nicht mittellos, so fand ich Aufnahme. Untergebracht indes wurde ich nicht etwa im Gästetrakt, obgleich ich ja zahlender Gast bin, sondern in jenem Zimmer gleich neben dem Pforten-Einlass, in welchem normal die ‚Bittsteller‘ – rund um einen massiven Holztisch für acht Personen sitzend – gespeist werden. Die Tür des Zimmers erinnerte mich sogleich an meine Gefängniszelle 2016, ein Türspion darin angebracht, der nur von außen, nicht aber von innen her abzudecken ist. Da fühlte ich mich dann doch ein wenig beleidigt – und klebte als Erstes diesen Spion mit einem Pflaster zu.“

Ein großes Zimmer. Ausgestattet mit zwei Betten, jeweils einzeln längs an Wand und quer an Fensterfront stehend. Zudem passend zum Esstisch mit schlichter Anrichte und Kleiderschränken bestückt. Und letztlich ebenso, zu meiner Freude, mit einer kleinen Nasszelle versehen, Dusche, Waschbecken und WC.

„Anschließend habe ich – in heller Vorfreude darauf, mich sogleich in das Bett unter der

Fensterfront zu legen – flugs den Rucksack ausgepackt, geduscht und – erneut – das Kleid gewaschen. Indes, kaum fertig damit, klopft es an der Tür. Wird mir bestimmend mitgeteilt, dass das Abendbrot für mich bereitsteht. Kurzes Aufbegehren in mir – kann mich fast nicht mehr bewegen, vor Schmerzen in Beinen und Gesäß –, mich zieht es nur noch ins Bett, doch ein Blick auf das schlichte Holzkreuz an der Wand weist mich augenblicklich in die Schranken. Mich schämend, leiste ich ergo Folge. Das dann aber, wie stets beim Herrn, unterm Strich allein nur zu meinem Besten, denn – Amen Halleluja! Oder ‚Freude schönster Götterfunken' – es gibt vegetarisches Essen: Salat, Brokkolisuppe, Gemüsespätzle. Danke, danke, danke, Herr!

Derweil, ins Bett darf ich im Anschluss an noch immer nicht. Um 19:00 Uhr, so erhielt ich während des Mahles die Weisung, hatte ich mich noch einmal an der Pforte einzufinden, bei einer Schwester Soundso ‚… zum Gespräch'. Diese Schwester, so wurde ich von der Dame am Einlass aufgeklärt, versieht statt ihrer am Abend den Pfortendienst für eine Stunde, bevor das Kloster dann um 20:00 Uhr verschlossen wird. Tagsüber betreut folglich nicht der Konvent die Pforte, sondern Angestellte im Wechsel. Wie überall, mithin desgleichen hier. So wartete ich auch noch diesen Auftrag ab, stellte mich zur angewiesenen Uhrzeit der Ordensschwester vor, gespannt darauf, den Grund dieser Begegnung

zu erfahren. Denn die Verfahrensweise an mir war mir schon verwirrend, wenn ich bedachte, dass ich ja nur als zahlender Gast und nicht als mittellose Pilgerin, geschweige denn Wandereremitin, aufgenommen wurde. Indes, worum es bei dieser Zusammenkunft ging, eröffnete sich mir beim besten Willen nicht. Wir hatten uns nichts zu sagen, die Schwester und ich, die sich mir nicht mit Namen, stattdessen damit ‚die Älteste im Konvent' zu sein, vorstellte. Derweil ohne Altersangabe – schätze an die neunzig heran. Nach einer viertel Stunde entzog ich mich diesem, mir peinsamen, Beisammensein, in welchem allein nur Hoffart miteinander geteilt wurde. Verlor ich schlichtweg die Geduld noch länger mit schmerzverzerrten Gliedern aufrecht zu sitzen."

Jene Nacht nach dem Abstieg von der „Memminger Hütte" war mir die ärgste unter allen Nächten dieser Reise. Der Schrecken des vergangenen Tages saß offenbar immens tief: Kaum begann das Tagesbewusstsein sich zu verflüchtigen, beschwor das Unterbewusstsein sogleich wieder die Todesangst-Bergerfahrung, bzw. das Gefühl der Ohnmacht, Ausgeliefertsein und/oder absolute Ehrfurcht vor dem Unbekannten, herauf und ließ mich dann jedes Mal, hellwach, das Geschehen erneut erleben. Dazu latent das klackernde „Teppichklopfer-Geräusch" eines Helikopters bei An- und Abflug auf

dem Landeplatz des unmittelbar an das Kloster angrenzenden Krankenhauses, der mir die gesamte Nacht über im Einsatz erschien.

Beklemmend wirkte dieser Ort auf mich und ausgesprochen unwirtlich kam mir die Schwingung in dem Zimmer entgegen: dämonisches Gewusel, was mir verdeutlichte, dass in diesem Hause und/oder Ort, so einiges im Argen lag.

*„**26.06.2019**, 13:00 Uhr. Die Nacht war grausig! Ein einziges schaudervolles Spektakel gepaart mit den eigenen Schrecken vom Abstiegserlebnis. Blieb aber dennoch liegen, so dass sich wenigstens die muskelverkaterten Glieder etwas erholen konnten. Der Morgen derweil verlief nicht besser an. Keine Frühmesse, erfahre ich – ‚heute überhaupt nicht', weder im Kloster noch im Ort. Und während des Frühstücks schwelte der Spuk dieses Hauses verwirrend weiter: Da bemerke ich in der Ecke des Raumes eine Ordensschwester auf einem Stuhl sitzend. Unbewegt beäugt die mich. Weder Mimenspiel noch Lächeln, zeichnen sich auf deren Gesicht ab, selbst auf mein freundlich grüßendes Kopfnicken hin nicht. Kurz darauf steht sie auf und verlässt wortlos den Raum. Wow! Später erfahre ich, dass es sich bei der ‚Nonne in der Ecke' um die Oberin handelte, die sich vergewissern wollte, ob der ‚vergünstigte Pilgerpreis' für mich gerechtfertigt ist.*

Im Anschluss wanderte ich gemütlich in den Ortskern, mir in der Tourist-Info eine Karte von dem Fernradweg nach Italien (über den Reschenpass) zu besorgen. Er nennt sich ‚Passo di Resia'. Ah, die italienische Sprache – sie klingt mir immer so unbeschwert, in dem, was sie beschreibt. Aber darauf falle ich nicht mehr rein, bleibe lieber nüchtern, bar jedweder Vorstellung und somit Erwartungen. So vollzieht sich Ganzhingabe leichter, wie mir nicht zuletzt gerade die Alpin-Fernweg-Erfahrung bewies.

Wieder zurück im Kloster sprach mich eine junge Praktikantin an, die bei den Schwestern ihr soziales Jahr absolviert. Ist auf der Suche nach ihrem Platz in der Welt, erzählte sie mir: ‚Hier ist der aber auf keinen Fall', schob sie gleich nach, vielleicht überhaupt nicht in einem Orden'. Ja, ihr Unbehagen ist mir nur zu gut bekannt. Wer wahrhaftig berufen von Gott und demzufolge nicht nach den Gütern der Welt, sondern einzig nach Ihm auf der Suche ist, kann nicht anders, als dem Lebendigen – sprich Jesus Christus in dem ewigen Vater – vornehmlich nur in geistlicher Ausrichtung nachspüren. Allein in IHM erweist sich unsere Freiheit. Das ist nur zu logisch, denn Gott ist Geist (Joh 4,24). Und wie Er, folglich ebenso auch ein jeder, der von Ihm berufen ist. Wahrhaftige Geistlichkeit indes, ist in den Klöstern – und offenbar auch hier – nur selten anzutreffen. Wenn überhaupt, dann nur

kurzzeitig, nie von Dauer – nicht unter den heutigen, so zumindest meine Erfahrung bis heute. An erster Stelle steht in den Orden die Gemeinschaft, mit ihren latent eigenproduzierten Relevanzen – Sorge um den Lebenserhalt und/oder Ansehen in der Welt –, nicht der Lebendige. Dessen Name ist zwar in aller Munde, wird derweil aber unheilig nur noch als Mittel zum Zweck für eigene Interessen missbraucht. Der Name, der wahrhaftig angebetet wird, lautet: Community. Und das vollzogene Werk darin ist von daher: Geschäftsgebaren statt Spiritualität, Absicherung statt Hingabe an das Kreuz Christi, Werkgerechtigkeit, anstelle von grundgütig vollführter Barmherzigkeit. Aber das wissen sie selber nicht. Von daher ist es auch nicht möglich, sie um Rat anzugehen oder bei ihnen fündig zu werden. Dennoch können diese Erfahrungen nicht gemieden werden, denn sie zeigen uns stets explizit auf, was der Herr eben nicht ist – oder wo. Wahrheitsfindung vollzieht sich in der Stille des Seins: im Alleinsein mit dem ewigen Vater, in dem Sohn. Nicht verwunderlich also, dass ich bei der Praktikantin Aufmerksamkeit erregte, sie wollte von mir wissen, ‚wie Alleinsein mit Gott in der Praxis geht'. Ergo erzählte ich ihr aus meinem Leben. Und je mehr ich davon preisgab, desto strahlender wurde ihr Blick, erhellte bald das gesamte noch jugendfrische Gesicht. Derweil die Seele ‚Wasser voll Freude schöpfend' (Vgl. Jes 12,3) – sprich neue Hoffnung. In dieser

hoffnungsfrohen Erleuchtung erinnerte mich die Praktikantin lebhaft an den Anfang meiner eigenen Suche vor zwanzig Jahren. Und ich freute mich riesig mit ihr, in der Gewissheit darum: dass da zwar noch ein weiter Weg vor ihr lag, sie aber doch in jedem Fall das Ziel ihrer Sehnsucht ‚Vereinigung mit dem Geliebten, Jesus Christus', erreichen wird. Eine herzliche Begegnung am Ende, in der es zwei Beschenkte gab, aufgrund eines harmonischen Austausches von Geben und Nehmen – in gegenseitiger Achtung.

Vor dem Mittagessen am Stundengebet teilgenommen, keine wahrhaftige Stimme vernommen, einzig routinierte. Was mir das Unbehagen der Praktikantin erneut vor Augen führte, aller Dank- und Lobpreis findet sich da schon von vornherein im Keim erstickt. Urplötzlich erscheint das christliche Sein in der Nachfolge Christi nur bleiern schwer, eben hoffnungslos. Das Kreuz aber zu schultern, ohne Hoffnung auf die Auferstehung zu ewigem Leben, ergibt nicht nur keinen Sinn, sondern wirkt sich am Ende gar noch tödlich für den Menschen aus, gleich welchen Standes. Allein das Tragen eines Habits oder Rezitieren des verherrlichten Namens, kann dies nicht verhindern (Vgl. Mt 7,21-23). Unsere Aufgabe ist es, uns gegeneinander allzeit diese Hoffnung von der Auferstehung durch das Kreuz zu bringen und/oder in dieser zu

stärken.

20:00 Uhr. Nach dem Mittagessen aufs Bett gelegt und erst zum Abendessen wieder aufgestanden. Nicht wirklich erholt. Ist in der Tat ein ausgesprochen wuseliger Ort und durch das Krankenhaus nebenan, ohnehin nicht friedlich, hektisches Treiben um den Eingangsbereich herum: Krankenwagen, Sirenen, Privatautos, ein stetes Kommen und Gehen, begleitet von der dröhnenden Vibration des Hubschraubers, der auch heute wieder arg im Einsatz ist. Dazu sengende Hitze, schon den gesamten Tag über, und nicht der kleinste Lufthauch durchweht dieses Zimmer. Und doch bin ich glücklich, denn ich bin allein, mit mir und dem Geliebten.

Und das Essen? Wie in allen Klöstern, so ebenso hier – Völlerei: Vier Mahlzeiten am Tag, üppig mit Unmengen an Fett, Zucker und Salzen verarbeitet und dargereicht und zudem nicht nur mittags warm, sondern ebenfalls am Abend. Vegane Küche ist überwiegend unbekannt, bis verschmäht, vegetarische indes ist mittlerweile akzeptiert und zuweilen vorzufinden. Wie am Abend meiner Ankunft hier. Auffällig in diesem Kloster ist derweil die Darreichung, der Essplatz findet sich stets aufgedeckt wie in einem Sternrestaurant. Hergerichtet nicht nur mit stilvollem Essgeschirr, sondern ebenso mit Saftkaraffe, Wasserflaschen, Obst oder Brotkorb

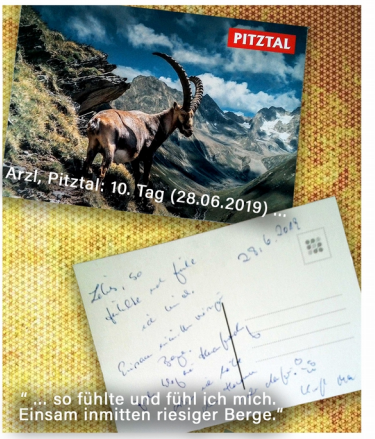
und frischen Blumen neben bunten Servietten.

Eine nette Geste, doch bleibt es dabei: ‚Der Mensch lebt nicht vom Brot allein' (Lk 4,4) … Und ‚Barmherzigkeit ist besser als Opfer' (Mt 9,13; 12,7) … ‚Man muss das eine tun, ohne das andere zu lassen' (Mt 23,23).

Fazit: In letzter Konsequenz bleibt es fraglos wesentlicher, üppig die Seele denn den Bauch zu nähren: ‚Denn das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist' (Röm 14,17).

22:00 Uhr. Selbst Schriftlesung und Meditation gelingen mir hier nur zäh. Ergo gehe ich jetzt zu Bett. In der Frühe, so Du willst, Herr, geht es zunächst nach Arzl herüber, dann wieder nach Zams zurück und übermorgen auf den Radweg weiter …"

2 Nächte im Kloster bei den
„Barmherzigen Schwestern“
7.-9. Tag (25.-27.06.2019)


PITZTAL
Arzl, Pitztal: 10. Tag (28.06.2019) ...
“ ... so fühlte und fühl ich mich.
Einsam inmitten riesiger Berge.“

PITZTAL

Auf der Benni-Raich-Brücke in Arzl, Pitztal: 10. Tag (28.06.2019)

27.06.2019. Arzl im Pitztal ca. 4 Stunden zu Fuß 19 Kilometer von Zams (Tirol)

Nach Arzl zu wandern, war nicht von mir geplant. Das hatte Kalinka entschieden, indem sie unbekümmert den ersten Spendenbrief an die dortige Pfarrei versandte, statt direkt nach Zams. Was mich einstweilen in einen nicht geringen Zwiespalt brachte. Das bedeutete für mich, einen Umweg von vierzig Kilometern in Kauf zu nehmen: Zwanzig hin und im Anschluss, erzwungenermaßen, wieder zurück nach Zams, da der „Passo di Resia", den ich nunmehr anstelle der Alpenüberquerung bewandern wollte, entgegen Arzl verlief.

Doch war es weniger das „Umweglaufen" an sich, was mir Unbehagen bereitete, sondern vielmehr der Anlass dazu: der fett den Namen „Mammon" trug. Was rational zweifelsohne angebracht erschien, denn es fanden sich nur noch drei Euro in meinem Besitz. Emotional-geistlich indes, mutete mir dieser Beweggrund gänzlich konträr zu jenem real vollzogenen Leben aus der Vorsehung Gottes heraus an. In mir zutiefst die Gewissheit, dass ich den Mammon nicht brauchte, um nach Rom zu gelangen; das hatte ich nicht zuletzt explizit zu der Zeit meiner ersten Pilgerreise 2007 erfahren. Besitzlos erlebte und erlebe ich mich permanent wie der „Hans im Glück", aus dem gleichnamigen Märchen der Gebrüder Grimm, der sich am Ende seines

Weges – gänzlich frei – nunmehr sorglos Gottes Wunder bestaunend und besingend findet. Dieses Wandern liebte ich folglich über die Maßen. Und doch, hier und jetzt fehlte mir Kraft, dem Mammon den Rücken zuzukehren. Denn die Realität zeugte mir diesmal von anderem: An einem jeden Ort, den ich durchquerte, begegnete mir der „Gegeißelte“ – auf den Straßen, in kleinen Kapellen am Wegesrand, in den Kirchen – überall. Ja, noch nie zuvor in meinem Leben, kam mir der Heiland in dieser Erscheinungsform so dauerhaft präsent entgegen. Gebunden sein! Davon sprach Er mir und um mich an ihn binden zu lassen, war ich letztlich ja auch ausgezogen. Dazu hatte ich dem Herrn mein „Fiat“ gegeben:

„Amen, amen, ich sage dir:
Als du jünger warst, hast du dich selbst gegürtet und gingst, wohin du wolltest.
Wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken
und ein anderer wird dich gürten und dich führen, wohin du nicht willst.“
(Joh 21,18)

Als „Hans im Glück“ lebte ich quasi für mich selbst. Und das sollte und durfte ich auch, bis hierher, definitiv. Jetzt aber galt es, Christi Liebeslauf zu vollenden, da nichts mehr in mir aufs Irdische

sann. Eine „Gesandte in Ketten“ – folglich – um des Evangeliums willen (Vgl. Eph 6,20). Bedingungslos!

Ergo verließ ich das Kloster gegen 8:00 Uhr und wanderte nach Arzl rauf. Die Wegstrecke landschaftlich durchgängig naturschön. Ein müheloses Wandern, bei Sonne und doch leichtem Wind, wenigstens am Vormittag. Wie absolut genoss ich es, mich beim Laufen mal wieder gänzlich „fallen lassen“ zu können, in das meditative Schrittgebet. Trancewandern, derweil über die Maßen reich beschenkt. Ein paar kurze Gespräche mit Wanderern oder Ortsbewohnern. Darunter ein Kindergärtner, der mich ansprach, unterdessen die Kinder auf dem Spielplatz tobten, und auffallend wissensdurstig mich befragte, speziell über Gottes Wirken im Alltag einer Wandereremitin.

Enorm viele Trinkwasserquellen am Wegesrand, einen Apfel und ein paar Mandeln zum Mittag – es mangelte mir an nichts. Rundum glücklich …

Auszug Brief: *„Wenn ich in den Alpen annahm, ärger kann es nicht kommen, dann stimmt das sicher, denn Todesangst hatte ich heute nicht. Und doch, was es da zu erleben gab, bei meiner Ankunft in Arzl, war zumindest nicht minder eindrucksvoll für meine Seele. Reinste Achterbahn der Gefühle.*

Sitze soeben im Schatten einer kleinen Kreuzwegkapelle, von der aus ich einen mir wohligen

Einblick in die Ortschaft habe. Die findet sich just menschenleer, liegt friedlich zu Füßen dieser Anhöhe. Passend zu meiner inneren Stimmung, jetzt, da es keinerlei weiterer Anforderungen an mich gibt, als einzig zu warten. Ergo Zeit, um zu beten, zu lesen und Dir etwas ausführlicher zu schreiben …

Um 14:30 Uhr kam ich in Arzl an. Ausgenommen sanfte und naturbelassene Wegstrecke – sattes Grün ringsum. Nur die letzte Stunde ging es einmal steil bergauf, bei sengender Hitze. Auch die Pfarre, gleich neben der Kirche, steht auf einer Anhöhe, just unterhalb dieser Kapelle. Altes Haus, deren Haustür nur über eine lange, nicht gering steil ansteigende Steintreppe zu erreichen ist. Auf mein Klingeln reagiert erst niemand. Gerade will ich die Steinstufen wieder hinab, da öffnet sich in der oberen Etage abrupt ein Fenster. Es ist der Pfarrer: ‚Das Büro ist derzeit nicht besetzt', ruft der mir zu. Kurzum erkläre ich ihm mein Anliegen, da macht er sich auf den Weg nach unten, an die Haustür. Ein hochaufgewachsener Inder mit graumeliertem Bart, ausgenommen schlank, gepflegt und anmutig in der Bewegung. In sich ruhend, wie es nur eine meditative Seele vermag. Warm-sanftes Wesen und zugewandt, wenn hier auch zunächst verhalten. Denn: Nein, an ein Telefongespräch mit Dir kann er sich nicht erinnern.

Dennoch lässt er mich, nach einem prüfenden

Blick, in das urige Pfarrhaus ein. Das sich in seinem Innern geräumig findet: Büro, Küche und sanitäre Anlagen, alle Räume großzügig gestaltet. Treppauf scheint der Pfarrer sein Domizil zu haben. Eine Sprechanlage, hinter der er sich verstecken und somit den Lebendigen leugnen kann, gibt es hier nicht. Dieser Priester muss gar jedes Mal, wenn das Büro nicht besetzt ist, erst viele Treppenstufen herabsteigen, um dem Herrn zu öffnen … Ich weiß nicht warum, aber das freut mich zutiefst für ihn.

Er bittet mich in das Büro, wo er beflissen die Post vom Tage durchschaut. Erfolglos. Im Anschluss telefoniert er nach allen Seiten hin, ob wer einen Brief liegen hat auf meinen Namen, bekommt indes stets eine abschlägige Antwort. Und mit jeder Absage schaut er mich argwöhnischer an. ‚Herr, sehen wir schon wieder aus, wie ein Streuner?', sinniere ich. ‚Ah, wie ich diese Blicke fürchte, sie beschämen zutiefst …'

Erneut sieht der Priester die Post durch: ‚Nein, da ist kein Brief!'

Schon macht er Anstalten, mich zu verabschieden, doch besitze ich nicht die Kraft, das zuzulassen. Stattdessen erwidere ich:

‚Oh, dann wird er wohl erst morgen kommen. Wissen Sie, er ist in jedem Fall abgeschickt worden, das wurde mir versichert … Sollte eigentlich schon längst hier sein … In dem Brief befinden sich Spendengelder, von daher bleibt mir nichts anderes, als

auf ihn zu warten …‘

‚Ach, das müssen Sie nicht‘, wehrt der Priester ab, ‚den können wir Ihnen ja nachsenden – wenn er denn hier ankommt …‘

Und es ist dem Geistlichen deutlich anzumerken, dass er jetzt kaum noch Zeit übrig hat für mein Anliegen. Das kann ich nur zu gut nachempfinden, doch ihn zu entlassen, ist mir nicht möglich. Stattdessen strafft sich mein Körper, bleibe ich wie angewurzelt vor ihm stehen:

‚Ja sicher, nur macht das keinen Sinn … Ich bin Rompilgerin, fußwandernd unterwegs. Das heißt, ich laufe mit dem Herrn! Konkret aus der Vorsehung heraus, folglich weiß ich nie im Voraus, wann oder wo ich einlaufe …‘

‚Na gut, dann kommen Sie eben morgen wieder‘, lenkt der Priester ein, erleichtert jetzt, scheint es mir, in Anbetracht vermeintlicher Bewältigung einer Hürde und somit Erlösung aus unpässlicher Situation. Und wie gern hätte ich ihn augenblicklich von mir erlöst, doch es ist noch immer nicht vorbei für ihn:

‚Ja, danke!‘, freue ich mich ehrlich über dieses Zugeständnis. ‚Aber da ist noch ein Problem, ein Zimmer mieten geht momentan nicht … Gibt es in der Pfarrei ein Pilgerzimmer, Waschküche oder Ähnliches, für eine Nacht?‘

Da gibt sich der Priester geschlagen. Kurzentschlossen ruft er eine Dame an, die ‚sich

hier besser auskennt'. Denn er, ‚Pfarrer Saji', wie er sich mir nun namentlich vorstellt, ist erst seit kurzem in der Pfarrei und überhaupt insgesamt, erst seit zwei Jahren Weltpriester. Abschließend setzt er mich kurzerhand in die Küche, bietet mir Wasser, Saft, ein gekochtes Ei und Süßes an, verlässt mich sodann mit den Worten:

‚… da kommt gleich jemand, wir finden eine Lösung.'

Eine halbe Stunde später. Das der Pfarrer Saji erst kurz in der Pfarrei ist, erfahre ich nunmehr explizit an dem Gebaren jener Dame, die er angerufen hat. Die stürmte urplötzlich in die Küche, pflanzte sich in kräftiger Statur vor mich auf und donnerte in autoritärer Stimmlage los:

‚Kein Brief! … Kein Zimmer! … Was wollen Sie hier überhaupt?'

Unterdessen nicht der leiseste Anflug eines Lächelns, ja geschweige denn Friedensgruß – im Nu werde ich zur ‚unmöglichen Person' degradiert, die ergo mindestens verrückt oder ein Landstreicher ist, was der Dame offenbar nicht behagt. Und ich weiß ja, sie hat recht, beides stimmt – und doch fuchst es mich in jenem Augenblick enorm, so derart anmaßend vor dem Herrn abgekanzelt zu werden. In scharfem Tonfall gebe ich zurück:

‚Was ich hier will? Nur einen Brief abholen! Aber wissen Sie, Sie brauchen nichts für mich tun,

ich schlafe auch gern vor dem Haus auf der Bank da unten. Es ist Ihre Chance, nicht meine!'

Darauf dreht sie ab. Wendet sich dem Pfarrer zu, der eben die Küche betretend noch meinen Satz hörte. Sofort wurde die Dame etwas gemäßigter, zog sich mit dem Pfarrer kurz ins Büro zurück. Später gesellte sich der Pfarrer allein zu mir, fragte mich in seiner sanften Art, warum ich überhaupt auf diesem Weg war. Meine Antwort: ‚Ich weiß nicht? … Genau um dies hier zu verstehen? Daran zu wachsen? Am Ende weiß das nur Gott allein … '

Da ging der Priester erneut telefonieren. Diesmal mit dem Pfarrrat der Nachbargemeinde (Wald), wie er mir erklärte. Und da er den Verantwortlichen da wohl nicht erreichte, bat er um Rückruf. Das ist der Stand jetzt. So landete ich hier oben. In diesem Standby-Modus im Schatten einer Kreuzwegkapelle. Wie passend, finde ich. Der Gegeißelte hatte sich mir schon zuvor auf dem Weg nach Arzl in Erinnerung gebracht. Lebensgroß in einer Art offenem Pavillon aus Stein. Über ihm die Aufschrift: ‚Was habe ich euch getan?' An der Seite stand: ‚Der Weg ist schmal, der zum rechten Pfad führt …' Daneben eine Zeichnung mit Knute und Stecken darauf, mich an Psalm 23 erinnernd und daran, dass sich ‚Zuckerbrot und Peitsche' auf dem gesamten Lebensweg eines jedweden Menschen latent einander ablösen. Insgesamt indes, im Miteinander, am Ende zu dem ersehnten Ziel hinführen: Dass mir das ewige

Leben in der Herrlichkeit Gottes in dem geliebten Sohn, Verherrlichten namens Jesus Christus, ist. Ich war folglich vorbereitet, und doch wieder erschreckte mich jene böswillige Schroffheit – sprich schieres Desinteresse am Schicksal des Nächsten – zutiefst. Noch immer erwarte ich anderes vom Mitmenschen, speziell da, wo sie sich Christen nennen. Es war wahrhaftig an der Zeit, jedwede Erwartungshaltung Menschen gegenüber loszulassen: ‚Herr, ich hoffe, dass mir dieser Irrweg am Schluss der Reise auf immer, unwiderruflich, versagt bleibt. Danke, danke, Amen!'

Die erzürnte Dame traf ich noch einmal beim Verlassen des Pfarrhauses im Flur an. Kurz nickte ich ihr zu und sie zurück. Immerhin, wenn auch nicht freundschaftlich, so waren wir uns doch jetzt wenigstens gewaltfrei gesinnt.

21:00 Uhr. Was für ein Tag! Sitze jetzt in dem unbewohnten Pfarrhaus der Nachbargemeinde Wald. Pfarrer Saji fuhr mich her.

Zuvor: Zweieinhalb Stunden verbrachte ich wartend neben der Kapelle oder direkt in der Kirche sitzend. Dann war das Okay zu meiner Übernachtung gegeben. Pfarrer Saji verlangte von mir dafür, den Personalausweis nicht nur zu sehen, sondern gar als Pfand einzubehalten. Morgen bekäme ich ihn wieder, versicherte er mir. Wow! Das hatte

zuvor noch niemand von mir gefordert, und Du weißt, in wie vielen Häusern – selbst Privatanwesen – ich schon allein übernachtete. Entweder sind die Menschen hier überaus misstrauisch dem Leben – und somit dem Herrn – gegenüber oder ich habe wahrhaftig den denkbar schlechtesten Eindruck auf sie gemacht. Dabei handelt es sich hier doch nur um eine Briefsendung. Wie dem auch sei, bekam ich nicht einmal einen Schlüssel in die Hand: ‚Wenn Sie morgen das Haus verlassen, ziehen Sie die Tür hinter sich zu.‘

Na ja, da empfand ich mich schon a bisserl beleidigt und kämpfte gewaltig mit mir, nicht schlichtweg dem Ort den Rücken zu kehren, oder mindestens unter freiem Himmel zu nächtigen. Was ich ohnehin lieber getan hätte, denn die Nächte sind lau derzeit. Aber dann doch: ‚Verzeih Herr! Nicht mein Wille, sondern deiner geschehe – Amen!‘

Bevor mich der Pfarrer hier ablieferte, kaum zehn Autominuten von Arzl entfernt, lud er mich noch zum Essen ein. Nicht unbedingt von mir gewollt, ich sehnte mich danach, den Tag abzuschließen, da wurde ich wieder reich belohnt. Denn just erfuhr ich mich arg an die vergangenen Berliner Zeiten mit dem Kaplan erinnert. Denn auch dieser Priester hier, kochte jetzt selbst und offenbar gern. Nur dass der, gänzlich im Gegensatz zum Kaplan, mich derweil befragte, ob ich dies oder jenes überhaupt essen mag. Nun, ich hätte ohnehin ‚Ja‘ zu

allem gesagt, aber hier war es mir äußerst leicht. Kochte der Geistliche doch indisch, folglich exakt mit den gleichen Gewürzen und Beilagen (Naan-Brot), wie wir daheim – bis auf das Fleisch. Ergo: Heimliche Freude! Und selbst das zerkleinerte Schweinefleischfilet briet er in Kokosöl, sodass mir auch dieses noch durchweg erlesen am Schluss – nicht nach Schwein, sondern zarter Hühnchenbrust – schmeckte.

Dazwischen unterhielten wir uns. Er erzählte mir verhalten aus seinem Leben, ich ihm ungezwungen aus meinem. Spontan fragte er mich dabei, ob ich schon einmal ehrenamtlich gearbeitet hätte. Und da war ich so überrascht, dass ich doch ernstlich erst überlegte, ob ich das je getan hatte. Mir war gänzlich entfallen, dass ‚unentgeltlich dienen' ohnehin zu meinem Ruf gehörte, ich ergo, bis auf fünf Jahre, nie anders gedient hatte, seit meiner Taufe 2002. Wie erstaunlich erschien mir das jetzt, aber auch, wie maßgebend normal. Wie auch immer, eine derartige Gesprächsführung vermittels eines Geistlichen ist äußerst selten. Von daher war es mir ein rundum harmonisches Mahl, nicht zuletzt, da sich dieser Priester zu allem keineswegs schwatzhaft gab. Zwischen den einzelnen Fragen und Antworten schwieg er bisweilen länger anhaltend. Was für einen Normalbürger mitunter sicher schwerer zu ertragen ist, ich indes liebe. Jenes Stillschweigen, das nicht peinlich berührt, sondern

getragen ist, von einer geistig-geistlichen Kraft in einem wachen Verstand.“

Wie erheblich wach und/oder in der Stille des Geistes sich des Priesters Verstand fand, zeigte sich späterhin ebenso an einem kleinen Zwischenfall, beim Ein- oder Ausparken seines Wagens, da gab es eine derbe Schramme im Blech. Und doch, er blieb in der Ruhe. Stieg aus, schaute, stieg wieder ein in das Auto: „Ist wirklich kein Problem“, beruhigte er mich, die ich mich nunmehr wortreich schuldig erfuhr, da er ja einzig um meinetwillen losgefahren war.

Auszug Brief: *„Im Gemeindehaus angekommen, öffnete mir der Pfarrer nur noch die Tür, zeigte mir kurz Toilette, Küche und Bett für die Nacht und verschwand flugs wieder.*

Eben kommt mir in den Sinn, dass er sicher – ebenso wie ich – froh jetzt ist, diesen Tag mit mir hinter sich zu haben. ‚Hat sich wacker geschlagen, nicht wahr, Herr? Und doch, bei allem kam er mir auch ein wenig dienstbeflissen vor, distanziert statt vertrauend. Aber Du kennst die Herzen, Herr, alles ist gut. Lass niemanden zuschanden werden in mir, so bitte ich Dich, der Dir vertraut. Danke, danke, Amen!‘

Auch dieses Haus ist groß. Zweistöckig. Bekam das untere Areal zugewiesen.

Geräumige Wohnküche mit Speisekammer dran, daneben das ‚stille Örtchen', stehend in einem winzigen Gelass. Gemeinschaftsraum, gleich neben der Eingangstür des Hauses, der offenbar einem Pfarrer hier vor Zeiten, gleichzeitig als Büroraum diente. Urgemütlich, mit stattlich-massiver Sitzecke für mindestens zwölf Personen und zudem passendem Schrankanbau über die gesamte linke Wandfläche. Sämtliches Mobiliar ist aus stämmigem, dunkelbraunem Holz gefertigt. Gediegene Handwerksarbeit, wie mir scheint. Betagt jetzt, aber vollkommen in Takt erhalten, liebevoll gepflegt. Fühle mich rundum wohl hier. Das nicht zuletzt in der Schlafkammer – kein externer Zugang, sondern einzig über diesen Raum, direkt hinter der Sitzecke, zu begehen. Die empfing mich unmittelbar in jenem bescheiden-demütigen Fluidum einer Klosterzelle, in welcher eine Nonne oder Bruder Jahrzehnte ihres Lebens dienstwillig im Ringen um Heiligkeit mit Gott verbracht hatte. Äußerlich zu sehen: Schrank, Bett, Stuhl, kleines Handwaschbecken. Innerlich zu erfassen: mehr beanspruchte ein früherer Priester nicht!"

Das rührte mich augenblicklich an, sofort erlebte ich mich restlos geborgen in dieser Kammer. Und freute mich am nächsten Morgen riesig darüber, in diesem Bett – schmal und uralt, wie es mir erschien – nunmehr königlich, in der Gesinnung eines demütig

vor Gott wandelnden Priesters, übernachtet zu haben.

28.06.2019. Gemeinde Wald im Pitztal (Tirol)

Auszug Brief: *„Gegen 8:00 Uhr erst aufgewacht. Jetzt – nach Gebet, Lesung, Meditation – ist es 9:30 Uhr.*

Tief und fest geschlafen. Kein Wunder, dieser Ort scheint gänzlich eingetaucht zu sein, in erhaben tragender ‚Bergfrieden-Lautlosigkeit'. Nicht jedermanns Sache, gewiss nicht – läuten deshalb hier die Kirchenglocken alle viertel Stunde? Kleiner Wermutstropfen. Die Kirche steht kaum drei Schritte vom Haus entfernt, von daher dringt das Glockengeläut hier gänzlich ungefiltert in das Gehör ein. Liebe ja die Stille, musste mich ergo erst an die latente Unterbrechung ihrer gewöhnen. Derweil, der Ton des Geläuts ist mir angenehm: volltönender Schlagton, ausgenommen harmonisch klingend im Nachhall.

Meine Stimmung am Morgen? Dialog mit dem Herrn: In mir bangt es, Herr. Erneut vor Pfarrer Saji und seiner Bürodame zu erscheinen, fällt mir schwer. Er fragte mich gestern: ‚… und was ist, wenn der Brief nicht ankommt?' Tja, gute Frage – heute habe ich keine Antwort darauf. Auf jeden Fall müsste ich dann wohl bis morgen (Samstag) hierbleiben – ob draußen oder hier drinnen, weißt Du allein.

Wenn ich dagegen die Wahl hätte, würde ich gern weiterziehen, den Staub abschütteln …

Müssten wir nicht heute noch zurück nach Zams, auf den Radweg nach ‚Martina' rauf? Erneut ein heißer Tag. In der Mittagshitze loszulaufen, ist nicht ersprießlich, oder? Ja, schon klar, fühlt sich nicht so an. Denn freilich laufe ich wieder auf den Straßen, damit Du mir auch weiterhin jeglichen Eigenwillen unter den Füßen wegziehen kannst. Kein Weg, keine Richtung – jeder Aufbruch eine Hinrichtung, ein Sterben. Herr, das ist gruselig – und doch weiß ich nicht anders, als Dir zu folgen, einzig mit Dir zu gehen.

19:00 Uhr. Der Brief ist nicht angekommen. War darauf vorbereitet. Zu meiner Nervosität heute Morgen, erhielt ich in der Schriftlesung das Wort aus Hiob 36,15: ‚Den Geplagten rettet er durch seine Plage, öffnet durch Bedrängnis sein Ohr.' Ergo hoher Segen. Was ist schon eine kurze Geißel im Vergleich zu der Möglichkeit, an Gotteserkenntnis zu wachsen?

Die Wegstrecke zum Pfarrer Saji (ca. 30 Minuten zu Fuß) führt zunächst idyllisch über die ‚Benni-Raich-Brücke' (habe Dir Postkarte beigelegt), bevor sie dann im Vorort mit einer Reihenhaussiedlung endet. Hier sah ich das Postauto fahren, gar unmittelbar neben mir stehen, doch war ich nicht zu bewegen, nachzufragen. ‚Dein Wille geschehe,

Herr! Auch wenn ich den Grund für mein Feststecken nicht kenne, so ist doch Friede in mir.‘ Und wenn ich doch ruhelos wurde, schaute ich flugs auf die Figur des Gegeißelten aus der St. Jakobs Kirche in Wasserburg, und schon wusste ich wieder, wo mein Platz ist.

Die Dame, die Edith heißt, wie sie mir am Ende unserer Begegnung verriet, empfing mich bei meiner Ankunft schon an der Tür des Pfarrhauses. Anfangs noch frostig knirsch, doch dann taute sie auf. Erfasste wohl mein authentisches Bedauern, derweil sie mir mitteilte, dass ‚kein Brief da‘ war.

‚Vielleicht will Sie der Herr prüfen?‘, versuchte sie mich zu trösten.

‚Ja‘, bestätigte ich schlicht.

Und da war das Eis zwischen uns buchstäblich gebrochen. Führten wir nunmehr Gespräche über Gott und die Welt, bis der Pfarrer kam, auf den ich letztendlich noch zu warten hatte, um meines Ausweises wegen.

Der kam rein – schick und äußerst gepflegt, wie am Vortag, nur jetzt im Feuerwehrmann-Outfit – und rief postwendend aus: ‚Ah, dann senden wir Ihnen den Brief nach!‘

Diesmal war es Edith, die für mich in die sogenannte Bresche sprang, indem sie sagte: ‚Wir brauchen das Pfarrhaus im Moment eh nicht.‘

Ja, ‚nachschicken‘ fand auch ich nicht passend. Da liefe ich doch ewig dem Brief hinterher, da war

es schon besser, ihn zurückzusenden. Oder eben an einem anderen Orte weiter zu warten. Doch da enthüllte sich unverhofft, warum der Brief nicht angekommen war. Die Pfarre Arzl wurde nicht alltäglich vom Postauto angefahren, da sie eben auf dem ‚Berg' stand.

‚Donnerstag und Montag …', so klärte Edith den Priester und mich jetzt auf.

Folglich war heute keine Post zu erwarten und auch am Samstag nicht. Wow! Diese Unwägbarkeit überraschte mich in der Tat vollends, als Städterin wäre sie mir nie in den Sinn gekommen.

Nun, zunächst tat der Pfarrer ähnlich wie gestern. Er setzte mich in die Küche, ‚frühstückte' mit mir ‚seine erste Mahlzeit für diesen Tag', gegen 13:00 Uhr: ein Ei und ein Toast, zudem Tee und Süßes. Und erneut befragte er mich – heute schon deutlich interessierter –, warum ich das mache. Meine Antwort folgte prompt: ‚… um Mut zur Demut zu lernen.' Sodann gab ich ihm ein paar konkrete Beispiele dazu, ebenso jenes von gestern, mit der Lehre von der Barmherzigkeit, die in ihrer Vollendung stets nur eines meint: Herz! Und dann erst den Verstand – selbst wenn der noch so wach und in der Ruhe weilt –, indes einzig dem Empfindungs- und/oder bzw. Entscheidungsvermögen des Herzens untergeordnet.

Dann fragte er mich nach dem Ziel des Ganzen. Und da musste ich passen, ihm ehrlich gestehen:

‚Ich weiß es nicht! Es gibt kein Ziel oder Wofür hierbei. Wahr ist, ich kann nicht anders – das ist alles … Kann nicht abbrechen, um irgendwohin umzukehren, obgleich ich nichts weiß; nicht warum – und mit welchem Ergebnis schon gleich gar nicht …‘“

Und das ist die Wahrheit. Belanglos, ob der Priester das nun verstanden hat oder nicht. Denn es gibt keine maßgeblichen Benennungen und Zahlen da, wo es um göttliche Züchtigung zur Selbstentsagung geht. Der Weg, „der schmale Pfad“ in der vollkommenen Nachfolge Christi, lässt sich nicht vermessen. Sich niemals, so schätze ich, gänzlich ausloten.

„Ja, so ist es! Ich kann nicht abbrechen, selbst wenn ich wollte. Denn mehr als nach allem anderen auf Erden, sehne ich mich nach Dir, Herr. Und wenn das der einzige Weg ist, auf dem ich zu Dir gelange, dann begehe ich ihn, koste es, was es wolle – Amen!

Jetzt ist es gleich 20:00 Uhr. Bis um 17:30 hielt ich mich noch vor und in der Pfarre Arzl auf. Betrachtete ich in der Kirche des Herrn und meine gebundenen Hände, oder meditierte im Schatten der kleinen Kapelle. Den Ausweis gab mir der Priester nicht wieder, forderte mich stattdessen auf, zu warten. Nein, ich wartete nicht. In mir war es

vollendet friedlich, im Gespräch mit dem Herrn. Die Zeit verging wie im Flug. Unverhofft tauchte dann der Pfarrer in der Kirche auf und holte mich heraus, mit den Worten:

‚Also ich habe mich da sehr für Sie eingesetzt … Sie können bis Montag im Pfarrhaus Wald bleiben … Wir stellen Ihnen Frühstück, aber mehr geht nicht.‘

Er sagte das ausgenommen freundlich und doch empfand ich die Bedeutungen dahinter urkomisch in mir: ‚Nun Herr, was immer. Du allein kennst die Herzen aller …‘

Somit bin ich wieder hier, im Gemeindehaus Wald. Noch immer ohne Ausweis, dagegen jetzt mit Schlüsselgewalt angetan und ‚aufgestiegen‘ – eine Etage höher, in dem Haus. Die Schlafkammer war ursprünglich nicht für mich vorgesehen, ein Versehen von Pfarrer Saji. Aber was für ein erfreuliches, gell? Danke, Herr!

Eine Art Ferienwohnung hier oben. Zwei Räume und ein modernes Bad dazu. Geräumiges Wohnzimmer, Mobiliar ähnlich wie unten, alles aus Holz und aufmerksam gepflegt. Ein großer runder Tisch bildet den Mittelpunkt des Raumes, gepolsterte Stühle daran, gar ein Ohrensessel in der Ecke stehend. Lange Fensterfront, nach zwei Seiten hin. Eine direkt zur Kirche, die andere zum Wald hinauf. Schlafraum wie üblich, mit Bett, Schrank, Stuhl und einem kleinen Waschbecken versehen … Herr, Deine Wege!

Nie sind sie zu verstehen.

Die Administratoren (Ehepaar), die mich in das Haus einließen, freuten sich ehrlich über mein Hiersein. Echte Herzensmenschen, vor allem die Frau. Und – absolut biblisch – liegt doch auf dem Kühlschrank ein 1 Kilogramm riesiges Brot, dazu Butter, Marmelade und eine volle Box Kräutertee."

Fülle! Aber mehr noch die Zeichenhaftigkeit des Brotes! Als ich den großen Brotlaib sah, hüpfte mir buchstäblich das Herz in der Brust. Erfuhr ich mich zutiefst angerührt: Nackenhaare stellten sich auf, Schmetterlinge schwirrten mir im Bauch. Warum? Seit zwei Jahrzehnten höre oder lese ich mindestens einmal im Jahr in dem Buch 1 Könige 19, das Geschehen um Elija. Meine Lieblingsepisode: Wie Elija sich den Tod wünscht und darüber zum Herrn spricht: „Es ist genug! So nimm nun, Herr, mein Leben hin, denn ich bin nicht besser als meine Väter." (1 Kön 19,4) Dann legte er sich unter einem Ginsterstrauche schlafen: „Auf einmal berührte ihn ein Engel und sprach zu ihm: Steh auf und iss! Als er sich umschaute, siehe, da fand sich zu seinen Häupten ein geröstetes Brot nebst einem Krug mit Wasser. Da aß er und trank und legte sich wieder schlafen. Und der Engel des Herrn kam zum zweiten Mal, berührte ihn und sprach: Steh auf und iss! Sonst ist der Weg für dich zu weit. Da stand er auf, aß und trank und wanderte dann kraft dieser Speise vierzig Tage und

vierzig Nächte bis an den Gottesberg Horeb.“ (1 Kön 19,5-8)

Und jedes Mal dachte ich da bei mir: „… das würde ich gern mal erleben, Herr – Brot und Wasser, geradewegs so, mir unverhofft hingestellt von einem Engel …“

„Heute wurde mir das Brot dargereicht, gleich von zwei Engeln – und ich werde davon essen, damit für mich der Weg nicht zu weit ist. Ebenso wie Elija, bevor der sich aufmachte zum Gottesberg hin … ‚Danke Herr, für diese Liebesbotschaft!‘

Nicht das einzige Geschenk heute. Bekam in einem Naturladen, in welchem ich nach dem Weg zu der Poststelle fragte, ein Fläschchen Arnika-Lotion geschenkt. ‚Gegen Muskelkater‘, erklärte schmunzelnd der Inhaber. Einfach so, ungefragt – also danke, Herr. Und einen Handkuss gab es später noch dazu, von einem älteren Österreicher, nach einem kurzen Gespräch über meinen Glauben. Reich beschenkt heute …

Und die Administratoren wollen nicht, dass ich putze im Haus ‚oder Ähnliches‘. Stattdessen erhielt ich die Anweisung: ‚Machen Sie mal Urlaub!‘

Ergo werde ich das tun. Lasse mir jetzt ein Bad ein – baden, welch ein vornehmer Luxus – und gehe dann zu Bett … ‚Danke Herr! Dein Segen über alle, die sich heute mühten. Ich liebe Dich! … Und es bleibt dabei: Nimm alles mir, was mich hindert zu

dir und gib alles mir, was mich hinführt zu dir – Amen!‘“

29.06.2019. Noch immer Arzl – Gemeinde Wald im Pitztal (Tirol)

Auszug Brief: *„Dialog: ‚Warten? Nein, ich warte nicht, ich bin schlicht da. Gebunden an Dich, Liebster. Unbedarft, im Lauschen auf deine Stimme. Was jetzt, Herr?*

Es ist ein absolut neues Sein für mich. Das da eben in mir heranwächst – seine ersten zarten Blätter mir und Dir entgegenstreckend. Ein vages Erahnen auf Zukünftiges hin, derweil extrem flüchtig. Nicht zu beschreiben, nicht dingfest zu machen. Es ist ein ‚Einfach da Sein‘, in Dir. Im Grunde wollte ich ja nie anderes in meinem Leben. ‚Einfach da Sein‘, war stets meine Antwort, so mich wer als Kind nach meinem Berufswunsch befragte. Und wie oft wurde ich da nachsichtig belächelt oder mir daraufhin bedauernd über den Kopf gestrichen. Doch so wie die Erwachsenen damals, verstand ich meinen Wunsch nie. Mein ‚Einfach da Sein‘ hat mir auch heute noch nichts mit Faulenzen oder Schmarotzertum zu tun. Die alten Propheten waren durchweg vertraut mit diesem Seinszustand. Sie lebten ihn – in, durch und mit Dir, Herr –, absolut. Allein lauschend auf Dein unmittelbarstes Wort, den nächsten Auftrag. Propheten! Nirgends

eine bleibende Stätte auf Erden, und doch aufs Äußerste tiefenentspannt, in Dir, Liebster … So zart, dass Pflänzchen in mir – muss es in Ruhe wachsen lassen.‘

17:00 Uhr. Diese Stille hier ist einmalig. Es gelingt mühelos in dem Zustand inneren Friedens zu verweilen. Den Vormittag habe ich auf einem Hügel unweit eines kleinen Wasserfalles verbracht. Ein wenig steil bergauf- und absteigen geübt, um in der ‚Bergmann-Form‘ zu bleiben, denn entledigt bin ich nur der Alpen, nicht der Berge generell. Im Anschluss daran kaufte ich mir von dem letzten Geld einen Apfel, Nudel und – stell Dir vor – ein kleines Gläschen Kokosöl dazu. Die Butter bekam ich wahrhaftig nicht herunter, ebenso nicht die Milch. Hab von beidem ein winziges ‚Anstands-Bisserl‘ genommen. Für jetzt ist es jedoch kein Muss, darüber hinauszugehen, von daher gelingt es nicht weiter. Da, wo mir ein Gericht direkt vom Koch oder Köchin vorgesetzt wird, ist alles gut, wo ich indes die Wahl habe nicht. Auch so etwas, was wohl kaum je ein Ungläubiger verstehen wird – und doch, es ist wie es ist: absolut real!

Nein, ich kann nicht sagen, dass ‚ich heute ein König bin‘. Genauso wenig, wie ich gestern sagen konnte, ‚heute bin ich ein Bettelmann‘. Alle Tage im Herrn bin ich immer alles zugleich und doch auch wieder nichts von all dem. Ist das Leben von daher

also schön? Ist es schlecht? Es Ist einfach – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Was mein Leben – dieses Leben – soeben ist, lässt sich nicht in Worte kleiden. Oder doch nur dem einen: ‚Jesus Christus'.

Um mich herum viele Marienkapellen. ‚Maria hat geholfen!', ist häufig zu lesen. Nein, Herr, ich will nicht um etwas bitten – allein nur den Willen des Vaters vollziehen. Das ist der kürzeste Weg nach Haus. Wofür mir nicht zuletzt eben die Gottesmutter am vortrefflichsten Zeugnis steht. Die Welt hat mir nichts zu geben. Nichts! Sie ist zweifellos packend – und gar elysisch da, wo sie bar jedweder Beeinflussung durch Menschenhand existiert. Sie ist es Wert, geliebt zu werden, samt jenen darin, die Du mir, Herr, gegeben hast. Aber ich hänge nicht in gleicher Weise an ihr, wie an Dir, mein Geliebter. Du bist der Schönste, von und unter allen!

Ein Gebetsbuch lag da neben einem Schrein. Beim Durchblättern erinnerte ich mich wieder: Wenn ich so in manche Bücher schaue, was empfohlen wird zu beten, graust es mir. Sind mir allesamt eine Aufforderung zur Kreuzverweigerung. Auf das Kreuz hin aber bin ich getauft und ebenso ausgesendet, vermittels Heiligen Geist. Wie sollen wir in das Reich des Ewigen eintreten, ohne zuvor unser Kreuz dorthin getragen zu haben? Nein, prüfe ich lieber jedes Gebet am Gegeißelten und Gekreuzigten ab, bevor ich es ausspreche. Oder

besser, belasse ich es schlicht bei meinem einzigen Herzensgebet – ‚Dein Wille geschehe …' Wie der Geliebte uns einzig gelehrt hat zu beten in Matthäus 6,9ff.

Um 19:30 Uhr gibt es eine hl. Messe. Gleich nebenan in der Kirche. Da freue ich mich riesig drauf. In Österreich scheinen die Gemeindemessen eher am Abend und über die Woche spärlicher gefeiert zu werden, als in Deutschland. In Tegernsee sind wir da folglich verwöhnt. Indes vom Alltag her, ist hier alles Bestreben, just wie überall sonst auf Erden. Derweil eingekesselt von Berggestein ringsum, Herr, zählt nicht zu meinem liebsten Lebensraum. Wahrhaftig nicht. Massives Gebirgsgestein wirkt psychisch – und damit ebenso physisch – schon enorm auf den Menschen in deren Reichweite ein. Wann immer ich die Augen zum Schlaf schließe, überfällt mich dieses Fallen und Rutschen, Kampf um Standfestigkeit mit dem Felsgestein generell. Der Berg ist schroff. Und in Verbindung mit Elektrizität – riesige Strommaste stehen hier inmitten der üppig grünen Landschaft – und Wasser, nebst Dörfern in den Tälern, ergibt das Lebensumfeld eine Mischung für mich, die ich offenbar nicht lange aushalte, ohne Schaden an Körper und Geist zu nehmen. Energetisch ist und bleibt der Berg ein Monster für den Menschen. Kaum zu verkraften. Dafür stehen wohl auch die höheren Suizidraten bei Talbewohnern, wie z.B. in der Alpenwelt des

Karwendels in Mittenwald. Einmal mehr für den, der nicht wenigstens am Fuße eines Berges geboren und folglich an dessen Schwere und dünner Luft in den Höhen gewöhnt ist. Ich bin es nicht. Freue mich von daher, die Bergwelten in absehbarer Zeit auch wieder verlassen zu dürfen. Die Bergschuhe zumindest, habe ich eben schon einmal vorsorglich in den Container vor dem Pfarrhaus entsorgt. Denn für meinen weiteren Weg sind sie mir jetzt vornehmlich Ballast. Selbst wenn es späterhin noch ein paar ‚Tausender' zu besteigen gibt, erklimme ich die dann lieber in Sandalen und/oder barfuß, da fühle ich mich beweglicher.

19:00 Uhr: Und jetzt bereite ich mich auf die Messe vor … Schlaf gut! Und so Gott will, bis morgen dann …"

30.06.2019. Noch immer Arzl – Gemeinde Wald im Pitztal (Tirol)

Auszug Brief: *„9:30 Uhr. Erneut ein wolkenloser Morgen. Überhaupt habe ich seit meinem Start nicht einen einzigen Tag ohne Sonne und extremer Hitze erlebt. Bin schon froh, den Strohhut bei mir zu haben. Heute wird er indes nicht ins Freie getragen. Habe mich entschieden, schlicht im Haus zu bleiben. Es besteht keine Notwendigkeit derzeit, mich an die Luft zu begeben – bin weder Sonnenanbeter*

noch Tourist auf der Jagd nach Animation. Stattdessen genieße ich die Kühle des Raumes, der mir mittels blickdichter Vorhänge passend zu verdunkeln war.

Vor dem Haus findet gerade eine ‚Herz-Jesu-Prozession' statt. Die kennen wir in Deutschland so nicht. Wird in Tirol traditionell jährlich zwei Wochen nach Fronleichnam gehalten. Äußerlich ist mir da kein Unterschied zu diesem Festzug hier auszumachen. Denn der Pfarrer Saji trägt die Monstranz, versehen mit dem heiligen Leib des Herrn, durch den Ort. Vor ihm her Musikkapellen, Schützenkompanie und/oder Jägerzunft (kann ich nicht ausmachen, von hier oben), Trachtenverein, Standartenträger. Wie wir es von Bayern her kennen. Hintendrein noch das Fußvolk, welches sich hier eher spärlich findet. Die Trachten derweil sind ein Hingucker, aufwendig gefertigt, erstklassige Stoffe, penibelste Detailtreue, gar bis in die Haarspitzen rein, vornehmlich bei den Damen, die allesamt Blumengebinde in ihren Händen tragen.

Der Spielmannszug daselbst erinnert mich an meine Jugendjahre in Wittenberg, in denen ich einst ebenso in einem derartigen Zug Fanfare spielte. Eine angenehme Erinnerung, obgleich ich mich damals zum Spielen darin quasi gezwungen fand. Normal meide ich jegliche Art von Aufmärschen. Sie sind mir von jeher, und das buchstäblich körperlich, energetisch kaum zu ertragen. Denn gleich

welchen Interesses oder Absicht veranstaltet, kommt sie naturgemäß stets mit einem hohen Maß an Leidenschaft – Anspruch – daher. Leidenschaft indes ‚… ist Knochenfraß' (Spr 14,30), ‚… tötet den Narren' (Hi 5,2), ‚… ist hart wie die Unterwelt' (Hld 8,6).

Und die Schutzengelfigur (jene Darstellung mit dem Kleinkind an der Seite) fehlt auch nicht. Wird von den Männern vorausgetragen … Ein Schutzengel. Wofür? Wo doch der Herr mitten unter ihnen weilt. Bitte um Abschirmung? Vor oder für wen?

Na ja, da kann ich eh nicht konform gehen, mit den Brüdern. Ergibt mir wenig Sinn, auf der einen Seite zu beten: ‚mein Vater … Dein Wille geschehe', und auf der anderen derweil Engel und Heilige anzuflehen, mich vor dem Willen des Vaters sicher zu bewahren oder mir zu geben, was mir von diesem her versagt bliebe. Tatsache bleibt indes: Nicht die Gottesmutter, nicht die Engel und schon gleich gar nicht Heilige finden sich dazu in der Lage, auch nur das Geringste gegen einen Beschluss Gottes auszurichten. Selbst ein Satan hat keinerlei eigenständige Machtbefugnis, wie unschwer an Hiobs Reinigungsprozess (Hi 1,1ff) zu erfassen ist.

Wer sich schützen will, lehnt Gottes Zucht ab. ‚Und nur ein Tor verschmäht die Zucht seines Vaters.' (Spr 15,5)

Aber irgendwie passt das zu der Predigt gestern. Immer wieder: ‚Jesus, der uns allen Brot gibt', und ‚dass wir alle satt sind und ein Dach über dem Kopf haben, obwohl Sünder …' Das Thema Essen scheint mir dem Pfarrer immens wichtig … ‚Wohlergehen', ‚Gesundheit', usw.: ‚Alles für Euch!', wiederholte er mehrmals eindringlich. Dabei war's mir unbehaglich zumute. All diese Dinge sind mir nicht wesentlich und von daher fiel es mir schwer, zu verstehen, wie der Priester sie permanent mit dem Herzen des Geliebten, Jesus Christus, zusammenbrachte. Der da selbst doch nie müde wurde seinen Jüngern zu verkünden, dass ‚der Mensch nicht vom Brot allein lebt' (Mt 4,4), sie zuerst das Reich Gottes suchen sollen (Mt 6,33), alles andere derweil strikt hinter sich lassend. Und nicht zuletzt, sich überhaupt nicht darum sorgen, was sie essen, trinken oder anziehen sollen (Mt 6,25).

Sich ohne Nahrung, Kleidung und Obdach zu finden, ist von daher inakzeptabel für einen jedweden Christen? Du, Liebster, ergo einzig ‚Brötchengeber'?"

Inzwischen habe ich kurz mit Kalinka telefoniert und mir – in Ermangelung jeglichen Informationsmediums, wie Computer, Liturgiekalender oder dergleichen – von ihr das Tagesevangelium geben lassen, Matthäus 16,13ff …

„Und danke, danke, danke, Herr, dadurch ging es mir auf. Als Du in das Gebiet von Cäsarea Philippi kamst, fragtest Du Deine Jünger: ‚Für wen halten die Menschen den Menschensohn? Sie sagten: Die einen für Johannes den Täufer, andere für Elija, wieder andere für Jeremia oder sonst einen Propheten' … Und nur einer kannte die Antwort. Petrus, der Dir antwortete: ‚Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!"

Ja, Herr: Das bist Du! Und das allein ist der Grund, warum ich einzig Dir folge – und keinem Menschen sonst. Ja, Liebster, ja: Das bist Du. Jedoch nur für mich! Ansonsten bist Du für jedweden Zeitgenossen und/oder Bruder durchweg ein anderer. Dem einen rundum ‚Lebensmittellieferant', dem nächsten ‚Leibwächter' – einzig aller Kreatur zur Seite gestellt zum Schutz vor des Vaters Züchtigung – oder ‚Wachmann' über Heim, Hof, Gesundheit und dergleichen mehr.

Großer Friede in mir damit. Alles kann und darf bleiben, wie es ist. Ich danke Dir aus tiefstem Herzen für diese Offenbarung. Glaubte ich doch bislang, dass Du für jeden derselbe sein müsstest und folglich bist. Nein, dem ist nicht so. Und das Beste daran ist, dass es keine Rolle mehr für mich spielt, für wen oder was ein anderer Dich hält. Wichtig ist allein, was Du, Liebster, je für mich warst und bist: Sohn des lebendigen Gottes. Der Christus! Und wer Dir nachfolgt, Geliebter, so

bestätigt das heutige Evangelium ebenso, der hat keinen Ort, wo er sein Haupt hin legen kann. Und das – explizit real – ist nur echt, wo es wahrhaftig genau so gelebt wird, im Innern, wie im Außen. Folglich braucht ein Jünger Christi auch niemanden um Schutz für Besitztümer oder Gesundheit bitten – keinen in den Himmeln, wie ebenso auf Erden nicht. Er besitzt ja nichts. Wunderbar! Denn wenn auch die Konsequenz aus der Nachfolge Christi bedeutet, Ablehnung für Obdach- und Mittellosigkeit zu erfahren, so bleibt doch all dies nur äußerlich erfahrbar, rührt die Seele indes nicht an. Die Frucht daraus ist Liebe – bedingungslose Liebe im Verweilen Deines ewigen Reiches, Geliebter.

Herr, da kommt mir eben in den Sinn; diese Prozession, die Menschen hier, die sie stattfinden lassen – und/oder allzeit den Himmel anstürmen, um der Erfüllung ihrer Wünsche wegen – es ist das, was ich spüre abends: Furcht vor Aderlass! Entsprungen aus einem tief sitzenden Aberglauben heraus, namens Misstrauen,Dir, bzw. Gott, gegenüber. Statt Ehrfurcht treibt den Geber seine Bangnis vor Bestrafung an. Verlustangst ist die Antriebsfeder für Freundlichkeit. Deshalb findet man allerorts zwar ‚gute Werke' – hier erhielt ich gar ein riesiges Dach für mich allein über dem Kopf –, doch kaum bedingungslose Liebe vor. Der Dienst am Bruder somit einzig Mittel zum Zweck ‚gut' vor Dir zu gelten. Indes, eine derartige Strichliste kennst Du

nicht. Du, Herr, schaust allein auf das Herz – die Motivation – des Gebers …

Weiter hast Du, Liebster, Deinen Jüngern aufgetragen, es niemandem zu sagen, dass Du der Sohn Gottes bist. Verzeih, aber ich glaube kaum, dass Ohren da wären, zu vernehmen diese Frohbotschaft. Denn ist es nicht so, dass Du – in dem ewigen Vater – all jenen erst die Ohren öffnen müsstest? Und wenn sie offen sind, die Ohren, ist es dann nicht ebenso an Dir, jenen zudem ein resistentes Herz gegenüber der Schmähungen ihrer, aus dem eigenen Umfeld, zu geben? Da doch Nachfolge explizit verlangt, alles, was dem Menschen zuvor lieb und teuer oder ihm zumindest nicht unangenehm vertraut war, restlos aufzugeben? Ist das nicht der Grund, warum eine heilige Teresa von Avila Dir einst die Antwort gab: ‚Darum hast Du auch nur so wenige', als Du ihr offenbartest: ‚So behandle ich alle meine Freunde'? Angst bzw. Furcht vor Dir – in dem ewigen Vater – ist demnach nicht unbegründet, finde ich. Aber genauso: Nie nimmst Du, ohne gleichzeitig zu geben! Du bist ja kein Mensch, der da beständig Aufträge an seine Freunde verteilt, entsprechende – oder mindestens doch ausreichende – Mittel dazu, derweil vorenthält, verweigert oder gar noch entzieht. Nein, Du gibst stets alles: den Willen und zugleich das Vermögen hinzu, sämtliche Anforderungen Deiner, vollkommen zu erfüllen. Es braucht allein das ‚Fiat!' – das absolute ‚Ja' – dazu.

Und das ist es, nicht wahr, was uns in letzter Konsequenz vor Furcht erzittern lässt: das Ausschließliche.

Da fällt mir eben wieder Hans Georgs Antwort ein, als ich ihm riet, sich an Dich zu wenden: ‚Weißt du, ich habe Angst vor ihm …' Bin froh, dass die Einfahrt des Zuges mich daran hinderte, darauf zu reagieren. Denn jetzt verstehe ich die Art seiner Verlustangst zutiefst. Es ist jene eine, vor der dem Menschen am meisten graut: Nicht beachtet, nicht anerkannt, ja letztendlich – von niemandem mehr – gesehen zu werden. Er fürchtet sich, weil er sich verloren glaubt, sobald er keinerlei menschliche Zuwendung mehr erhält."

Mit dieser Furcht bin ich gar bis ins Detail vertraut, wie ich eben erkenne. Denn von klein auf zog ich mich zwar gern ins Bett zurück, um mich meinem Umfeld zu entziehen, indes einzuschlafen in der Nacht versuchte ich mit allen Mitteln zu verhindern. Mir graute es alltäglich vor der Dunkelheit. Nicht der Schwärze wegen, sondern des „Nichts" halber. Ein riesen Dilemma für mich, das meiner Familie verborgen blieb. Auf der einen Seite introvertiert, am liebsten gänzlich verschwinden wollend aus aller Menschen Gesichtskreis, andererseits überbordende Panikattacken, wenn ich des Nachts nunmehr Gefahr lief, während des Überganges von der Wach- in die Schlafphase, in die ausschließliche Leere zu fallen. Nichts und niemanden zu sehen,

war nicht mein Problem, sondern nicht das Geringste zu hören noch wahrzunehmen. Jeden Abend starb ich diesen schwarzen Tod: Verlassen zu sein, und damit – nicht existent. Paradoxon – wachen Geistes bewusstlos. Das hielt knapp bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr so an. Dann erfuhr ich das unmittelbar Göttliche in einem einzigen Ton, hervorgebracht aus einer Fanfare. Von diesem Tag an, gab es keine Panikattacken mehr für mich, auch wenn ich weiterhin allnächtlich starb. Jetzt aber in dem Bewusstsein: „Nein, ich bin nicht allein! Da ist eine Präsenz, die dich unaussprechlich liebt, das hast du erfahren …“

Ja, diese Angst, nicht beachtet bzw. angesehen zu werden, scheint mir in letzter Konsequenz der Urgrund allen Übels, sprich Leidens, in der Welt zu sein. Darunter litten nicht zuletzt all jene Angehörige von an Demenz erkrankten Menschen, die ich befragte, stets zuerst und nicht selten am meisten: dass der Partner, Vater oder Mutter sie nicht mehr erkannten.

Doch diese Tatsache erst einmal angenommen, ist der menschliche Geist offen, für eine gänzlich andere Erfahrung: Dass ein jeder einzelne von uns ein Liebesgedanke Gottes ist! Wäre dem nicht so, existierten wir nicht. Stattdessen sind wir ausschließlich von Gott und ebenso ausschließlich auf Ihn hin geschaffen. Folglich gibt es naturgemäß kein „wir“. Sondern einzig das „Du“ in und auf den

ewigen Vater hin: In, mit und durch dessen verherrlichten Namen – eingeborenen Sohn – Jesus Christus. Nachweislich, wie ein jeder von uns nur zu mühelos alltäglich erfährt. Denn in der vom Erwerbstrieb erdachten und per Menschensatzung eingeforderten „Wir sind ein Team!"-Familien- und Firmenpolitik oder „Wir lieben uns alle!"-Mentalität, erleben wir uns – und das mit jedem neuen Tag ein wenig mehr noch – nurmehr latent überfordert, einsam und verloren.

Im ewigen Vater indes finden wir uns allesamt geborgen, erfahren wir uns nie allein; und ist nicht zuletzt alle Furcht vor einem „unerkannt" sein oder bleiben, ein für alle Mal überwunden.

Auszug Brief: *„Ja, es ist wohl wahr, vom menschlichen Standpunkt aus gesehen, ist die Angst vor dem Absoluten durchaus begründet. Und doch ist die Überwindung ihrer für einen Jünger Christi der einzige – zudem der kürzeste – Weg zum ewigen Vater hin. Durch Dich, Geliebter! Der Vater hat Dich nicht geschont. Du selbst hast Dich nie geschont. Da sollten Deine Jünger verschont sein? Aber ebenso: Wir sind verschont! Warum? Weil uns nicht Fleisch und Blut geoffenbart hat, wer Du bist, sondern Dein Vater, Liebster, im Himmel – Heiliger Geist Gottes! Somit tragen wir allzeit die göttliche Kraftquelle und einen Frieden in uns, wie ihn die Welt nicht zu geben vermag (Joh 14,27). Diese*

Quelle nährt und erquickt uns alltäglich. Gleich wie es im Außen auch um uns stehen oder aussehen mag.

Und es steht auch fest für mich, dass der Vater diese Menschen hier liebt oder doch mindestens einige von ihnen, wie den Pfarrer Saji. Sonst hättest Du mich hier – in dieser vollkommenen Besitzlosigkeit – nicht festgesetzt.

Und ja, es fehlt mir schon, das Laufen. Obgleich die Hitze hier schier unerträglich ist. Aber in Dir sitze, stehe und gehe ich – bin ich – alles ist gut … Hab Dank dafür!

12:00 Uhr. Bin wahrhaftig heute gefangen im Haus. Bis jetzt auf jeden Fall. Draußen feiern sich die Leute noch gegenseitig. Ein paar wenigstens. Eine ‚Feier danach' scheint es nicht zu geben. Der Pfarrer fuhr eben allein wieder fort …

17:00 Uhr. Habe den Tag heut ausschließlich drinnen verbracht. Ein wenig geputzt und schon Rucksack gepackt. Die Zeit fließt und ich mit ihr. Bin nun wahrhaftig gespannt, wie der Weg für mich ab morgen weitergeht: Was und wie viel wird mir genommen werden, an ‚altem Sauerteig'. Und was und wie viel mir im Austausch dafür geschenkt, an neuer Erkenntnis Gottes, sprich Glaubensgewissheit vermittels lebendiger Erfahrung ihrer?

21:00 Uhr. Ein wenig graust mir vor morgen.

Nein, nicht wegen des Umschlags – da oder nicht –, sondern erneut vor dem Pfarrer zu stehen und dessen Mitleid zu erfahren, so kein Brief bei ihm angekommen ist. Hatte ich ihm doch am Freitag gesagt, dass ich am Montag auf jeden Fall weiterziehen werde ‚… auch ohne einen Cent in der Tasche'. Worüber er mir just sensibel berührt erschien, fast besorgt. Verglich er meine Armut mit jener bettelarmen in seinem Heimatland, oder hatte er hier eigene Erfahrungen? So fragte ich mich urplötzlich in jenem Augenblick.

Gleich wie, ich wähne mich nicht arm, im Gegenteil. Von daher fällt es mir schwer, der Menschen Projektion ‚Mitleid' auf mich auszuhalten.

Und dann, eh die Post in Arzl überhaupt „durch" ist, ist es nach 10:00 Uhr. Das heißt: mich erst um die Mittagsstunde wieder auf den Weg machen zu können. Auch das nicht optimal …

Ah, aber ich will mich nicht beschweren bei Dir, Geliebter. Alles ist gut so, wie es ist. Du weißt alles. Und was immer da kommt, führt mich nur dem Vater zu, sprich, meiner Vollendung in Dir, näher. Nichts dauert ewig an – außer das Leben, das Du mir und allen Brüdern und Schwestern – in Ihm – verheißen hast. Danke, danke, danke – Amen!"

01.07.2019. Arzl – Zams (Tirol)

8:00 Uhr. Wenn ich die Wegetappen mit einzelnen Titeln versehen hätte, stünde jetzt an dieser Stelle: ‚Von einer, die auszog, das Fürchten zu lernen.' Denn in der Nacht war ich mit dem Gedanken an die Tatsache eingeschlafen: dass vor aller alltäglicher Auferstehung – göttliche Erkenntnis, Bewusstseinserweiterung, Erhebung des menschlichen Geistes über die Materie – naturgemäß erst das Kreuz – väterliche Züchtigung vermittels Ohnmachtserfahrung, sprich Durchkreuzung des Eigenwillens – steht. Wahrlich nicht der passendste Gedanke für die Nacht offenbar. Denn gegen 5:00 Uhr wachte ich mit einem Schrecken im Herzen und arger Übelkeit im Magen auf. Nervös, hoch sensibel, und dem innigsten Wunsch „unbedingt flüchten" zu müssen, vor Gott, meinem Schöpfer – weit fort, in die Wüste … Aber zugleich die absolute Gewissheit: „Das geht nicht! Wohin ich auch fliehen würde, Du, Herr, wärst immer schon vor mir da!"

Da hatte ich ergo über Nacht gelernt, dass „… die Furcht des Herrn rein ist und ewig bleibt; die Rechte des Herrn Wahrheit sind, und allzumal gerecht". (Vgl. Ps 19,10)

Und folglich jetzt mit diesem Wissen auf die Bühne des Lebens treten zu sollen, ließ mich aufs Äußerste lampenfiebern, ähnlich einem sensibel-demütigen Künstler vor einem Auftritt auf öffentlicher

Bühne. Und doch, nie flieht der Performer, obgleich er den Drang dazu deutlich in sich wahrnimmt.

Warum nicht? Weil er zutiefst auch diese Wahrheit kennt: Sobald er jene Bühnenbretter, die seine Welt bedeuten, betritt, übernimmt ein anderer und schenkt Gelingen. Einzig ein erster Schritt, wird ihm abverlangt, als Willensbekundung – doch der kann sich mitunter endlos lang und peinvoll anfühlen. Und nicht zuletzt gelingt er nur, wo das Selbstverständnis gänzlich fallen gelassen ist: Sich der Performer freiwillig ergibt, der immensen Vielzahl an Unbekanntem in allem Geschehen. Fiat!

Von diesem Tage an, war ich mir dessen nunmehr unwiderruflich bewusst, dass ich von jetzt an ausschließlich gebunden im Geiste nach Rom ziehe,

„… ohne zu wissen, was mir dort begegnet –
außer dass der Heilige Geist von Stadt zu Stadt mir bezeugt,
dass Fesseln und Trübsale auf mich warten …“
(Apg 20,22)

Und das strebte ich ehrlichen Herzens zu erlernen an, wenn auch überaus bangen Gemütes noch:

„Aber ich achte mein Leben nicht,
wenn ich nur meinen Lauf und den Dienst
vollenden kann …“

(Apg 20,24)

Auszug Brief: *„19:00 Uhr. Zams ‚Postgasthof Gemse' …*

Was war das für ein Tag! Achterbahn der Gefühle: Gestern und heute Morgen habe ich dem Herrn alles gegeben. Und jetzt? Da nahm Er es nicht, sondern gab stattdessen noch reichlich dazu. Vorweg: Der Brief ist angekommen, doch erst gegen Mittag. Wäre schon am Freitag dagewesen, aber der Postbote fuhr letzte Woche Arzl nur am Dienstag und Donnerstag an. Nun gut, ich dachte mir ja schon, dass Er mit Sicherheit weiß, warum ich überhaupt hier gelandet bin. Um Pfarrer Saji kennenzulernen? Ingeborg oder jenen Kameramann vom Oberland-TV eben? Alles bleibt Geheimnis, ist des Herrn allein – und das gefällt mir.

Zuerst lernte ich Ingeborg, die zweite Pfarrsekretärin von Arzl kennen. Reiner Balsam für die Seele, diese Schwester im Herrn: Herzensgüte. Kommunikation von Christ zu Christ – zunächst über das Herz und dann erst, daran orientiert, den Verstand. Welch eine Freude für mich, die ich ausgiebig genießen durfte, denn der Postwagen ließ noch bis zum Mittag auf sich warten.

Pfarrer Saji sah ich indes nur kurz. Er gab mir den Ausweis zurück, dann verabschiedeten wir uns mit einem schlichten ‚Ade'. Erst jetzt geht mir auf,

dass es keinen Reisesegen gab, wie sonst üblich in Pfarreien, in denen ich länger als einen Tag verweile. Stattdessen erhielt ich eine Geldspende: „Zwanzig sind von mir und dreißig vom Pfarrer Saji persönlich, für Dich", klärte mich Ingeborg auf, derweil sie mir beim Abschied einen Fünfzigeuroschein übergab. Na ja, er scheint mir auch mehr Eremit, als Weltpriester zu sein. Im Besonderen anders – eben speziell berufen, offenbar.

Und der Kameramann ‚vom Regional-TV im Tiroler Oberland', wie er sich mir vorstellte? Der polterte mit seiner Ausrüstung ausgiebig in der Kirche herum, während ich darin in der Heiligen Schrift las. Es war angenehmes Sitzen, das im Grunde ein Warten auf den Postmann sein sollte. Doch so erfuhr ich mich nicht, zumal ich eben aus einem intensiv-spirituellen Gespräch mit Ingeborg kam. Wundersam tiefenentspannt erlebte ich mich stattdessen. Da hinein sprach mich der TV-Mann an. Sofort erinnerte ich mich. Der hatte mich zuvor mit Ingeborg auf der Treppe vor der Pfarrhaustür stehen sehen und schon hier sein Interesse an uns – mir – bekundet: ‚Ah, das ist aber ein schönes Bild', rief er zu uns herauf. Ingeborg übersetzte, ich verstand den Dialekt nicht. Jetzt sprach er mich an, provokativ, aber wenigstens jetzt Hochdeutsch redend:

‚Wollen sie hier beten?'

‚Na ja, ist halt ein Gotteshaus? … Wie wäre es mit ein wenig Achtung?‘

‚Ha‘, provozierte der Mann laut lachend weiter, ‚so entstehen Glaubenskriege!‘

Doch das brachte mich nicht aus der Fassung. Diese Art Konversation kannte ich von Berlin her zu Genüge und lernte von daher damals fruchtbringend mit ihr umzugehen:

‚Sorry, aber mit Kirchenpolitik habe ich nichts zu tun. Christlicher Glaube ist immer ein rein persönlicher Glaube, zielt einzig auf Gottes Willen hin.‘

‚Also ich bin da eher ein Ungläubiger!‘

‚In Ordnung. Warum nicht? Wenn Sie glücklich und zufrieden damit sind …‘

Und so ging es geraume Zeit weiter. Der reinste Schlagabtausch. Und normal hätte ich den längst beendet, doch provozierte der Mann nicht nur gezielt, sondern hörte ebenso aufmerksam meinen Antworten zu. Ergo blieb ich drunter, dem Herrn das Schlusswort überlassend. Indes, statt ein Ende zu bekunden, fragte mich der Kameramann urplötzlich:

‚Hätten Sie den Mut, das alles nochmal vor der Kamera zu sagen?‘

Ein kurzes Stoßgebet zum Geliebten hin ‚… Dein Wille, Herr?‘ Und schon antwortete ich:

‚Ja! Vorausgesetzt es gibt keinen provokativen Schlagabtausch …‘

Das versprach er. Unverzüglich wurde ich ergo verkabelt. Derweil bat ich still noch um Übernahme des Geschehens durch den Heiligen Geist – und schon hörte ich den Kameramann das erste Wort sprechen. Und dann mich antworten. Hin und her. Was ich zurückgab, weiß ich nicht mehr. Hoffe nur, ich hab dem Herrn nicht seinen Auftritt verpatzt. Vom Gefühl her wenigstens, erfuhr ich mich selbst als absolut ungenügend. Bin wahrlich kein Rhetoriker, aber letztlich ist alles des Herrn, Sein Wille geschah hier und geschieht ebenso weiterhin – in jeder Sekunde. Diese Tatsache empfinde ich als immens befreiend. Von daher ist dieses Interview schon wieder raus aus dem Kopf und – vor allem – Herz. Obgleich es lang andauerte. Schätze so an die fünfzehn Minuten?

‚Damit er was zum Schneiden hat', verteidigte sich da der TV-Mann. Und wies mich am Schluss darauf hin: ‚Wenn Sie die Sendung verpassen, können Sie die im Internet ansehen …'

Nein danke! Nicht wahr, Herr, das brauche ich nicht … Wozu? Deine Gnade genügt mir!

Und kaum war das Interview beendet und der TV-Mann polternd wieder aus der Kirche raus, kam Ingeborg herein und übergab mir den Brief. Gemeinsam zogen wir noch ein letztes Mal in Arzl's Pfarrbüro ein, um meinen Rucksack zu holen, dankten gegenseitig in dem Herrn, und umarmten uns

nach allem zum Abschied herzlich.

Kaum wieder auf der Straße geht mir auf, auch meine Sorge um die Mittagshitze gestern erwies sich für heute als unbegründet, stattdessen Gewitter und Regen – herrlich! Ohne Worte all das, Herr. Und mir bleibt nichts weiter, als mich hinzugeben – trotz allem und auch weiterhin. Danke Liebster, von Herzen Dank für all die Kraft. Amen!

Fuhr dann mit dem Bus nach Landeck und von hier aus lief ich zu Fuß – nur 3 Kilometer weit – erneut in Zams ein. Entschloss mich, hierzubleiben, noch eine Nacht. Für heute erschien es mir zu spät, den Reschenpass-Fernradweg noch anzugehen. Ins Kloster wollte ich nicht wieder. Fragte kurzerhand in diesem Gasthof nach. Liegt direkt an der Straße und ist immens laut von daher. Witzig, ebenfalls 36,– €, mit Kurtaxe, wie im Kloster – dagegen ohne Kost. Was mir diesmal überaus lieb ist, da ich morgen endlich wieder ‚on Tour' bin und sein darf. Mag da kein Völlegefühl im Magen.

Das Gasthaus daselbst ist gänzlich auf die Bedürfnisse von Bergsteigern abgestimmt. Bad und Toilette auf dem Flur. Insgesamt mir ein wenig zu ‚alt-düster', auch nicht mehr sonderlich geliebt, so scheint es mir – sorgsam sieht anders aus. Und doch, schlicht mühelos fand sich auch hier keine Aufnahme, selbst nicht nach Erwähnung, dass ich ‚zahlungsfähig' bin. Da wurde erst gezögert, dann

lange überlegt, am Ende vorsichtshalber die Chefin geholt, zu meiner Begutachtung. Die wollte von mir wissen, wo ich herkäme und wo es hingehe. Prüfung bestanden! Inzwischen habe ich geduscht und einen Apfel, Avocado und ein trockenes Brötchen dazu gegessen.

Auf den Fluren ist's hier wie auf der Hütte. Türenklacken, hektisches Treiben – hin und her, treppauf treppab –, lautes Stimmengewirr, Plappern, Gackern, Bergsteigergruppengewusel halt …

Werde jetzt noch ein wenig lesen, meditieren, beten und ansonsten mich freuen, in dem Herrn. Ja, Liebster, ich danke Dir für diesen Tag, ich lege ihn in Deine Hände zurück. Was darin gut war, das nimm zu Deinem Ruhm und wo ich gefehlt habe, das wandle bitte in mir, zu meinem Heil, auf dass es am Ende ebenso, Deinem Namen allein zur Ehre gereiche. Gedenke aller, die Du mir bis hierher gegeben hast. Bewahre mich weiterhin vor aller Illusion der Welt. Und lass niemanden zuschanden werden in mir, der an Dich, Liebster, glaubt – Amen!"

02.07.2019. Auf dem Reschenfernradweg („Passo di Resia“) – von Zams nach Pfunds (Tirol, 32 km)

5:30 Uhr. Arg schlecht geschlafen. Zams ist mir kein Ort der Ruhe und Erholung. Es ist laut, selbst die Nacht hindurch. Überwiegend dunkle, schwerfällige Energie. Nicht mein Ort …

Gesicht heut Nacht: Schwamm mit Kalinka im Wasser, fröhlich plaudernd dabei. Im nächsten Augenblick bemerke ich, dass ich nicht mehr schwimme, sondern eben am Ertrinken bin. Sanft, aber doch vollends. Überraschung, Kalinka bemerkt das nicht, redet munter weiter. Ergo keine Hilfe für mich, registriere ich. Bin allein! Warum wundert mich das? Aufblick zum Geliebten, stilles Gebet, gleichzeitiges Erfassen: Ah, Herr, Du allein bist und sollst es immerdar für mich sein! Und just bemerke ich, dass mir das Wasser keine Gefahr darstellt: Ich atme darin – und doch auch wieder nicht. Es fühlt sich fremd an, dieses neue Ausströmen an Leben, aber nicht unangenehm. Unendliche Glückseligkeit, Frieden in mir.

Ja Vater, Du allein! Nichts geschieht grundlos oder ist vergebens. Liebe ist es, durchgängig Liebe, mit der Du uns alle trägst. Diese Pilgerreise ist mit der anderen nicht im mindesten zu vergleichen. Eine Bekehrungszeit, so scheint es mir, bin gebunden an

Dich – jeder Schritt hat etwas zu bedeuten.

Auszug Brief: *„6:30 Uhr. Erneut Lampenfieber, die Bühne der Welt zu betreten. Setze dennoch den ersten Schritt von Zams weg und rauf auf den Reschenfernradweg nach Pfunds, allem Unbekannten entgegen.*

In der Nacht hat es heftig geregnet. Die Luft ist folglich seidig und angenehm warm, das Grün ringsum satt-saftig. Ein erquicklich-frohes Wandern.

Gegen 11:00 Uhr in ‚Prutz' eingelaufen. Über die alte Römerstraße ‚Via Claudia Augusta'. Direkt neben einem riesigen Campingplatz ein Rastplatz mit überdachter ‚Sauerbrunn Quelle', die derweil aus zwei Wasserhahnlauf-Ausgängen fließt. Menschen kommen von überall her, um gleich literweise randvoll Plastikflaschen oder Kanister mit diesem Wasser zu befüllen. ‚Heilwasser', klärt mich ein Mann auf, als ich mich eben von der Quelle abwenden will, da es mir zu viele Behälter sind, die er da für sich abzufüllen gedenkt, ‚müssen Sie unbedingt probieren.' Meine 0,5l Flasche ist leer. Ergo reihe ich mich ein. Hier wartet ein jeder geduldig, das Wasser läuft nur mit geringem Druck. Ein Kommen und Gehen. Einzelne Gespräche. Dabei erfahre ich:

‚... ein ganz besonderes Heilwasser mit vielen Mineralien. Von den Ärzten bestätigt. Macht gesund!'

‚Ah, interessant, aber ich bin nicht krank.‘

‚Na dann hält es Sie gesund und macht, dass sie 100 Jahre alt werden.‘

‚Oje, das klingt bedrohlich …‘, seufze ich und schaue ernst in die Runde.

Für einen kurzen Moment herrscht absolute Stille, als wäre da grad Ungeheures geschehen. Ein helles Lachen löst den Bann, lässt alle Umstehenden mit einstimmen, einschließlich mir.

Am Ende indes bin ich nicht begeistert: schmeckt mir das angepriesene Nass zu schwefelhaltig und ist mir obendrein zu sprudelig. Arg kohlensäurehaltig: mich ‚sauer‘ machend. So ist dieses Wasser ergo nichts für mich, die ich gern basisch verbleibe in meinem Leibe. Von daher füllte ich meine Wasserflasche, im Nachhinein, doch lieber mit dem Leitungswasser vom Campingplatz auf.

Gegen 14:00 Uhr in ‚Tösens‘ (ca. 9 km weiter). Zwangsstopp unter einem Garagenvordach.

Hier ‚töst‘ es wahrhaftig gewaltig: Wolkenbruch, Donner, Blitz und Regenguss wie aus Kannen. Aber alles Warten hat bald ein Ende, da, wo ich nicht warte, stellte ich hier wieder fest. Stehend meditieren, schlicht bei Dir sein … Suche den Frieden und jage ihm nach (Ps 34,15; 1 Petr 3,11) – ja, in jeder Situation und noch einmal speziell in jener, die mir nicht behagt.

20:00 Uhr. 32 km Fußmarsch liegen hinter mir. Gegen 16:00 Uhr kam ich in ‚Pfunds' an. Die Strecke insgesamt ist mühelos zu laufen. Einen Fernradweg zu bewandern, ist wieder noch speziell anders. Im Nu gelingt das ‚Fallen lassen' in das Trance-Gebet-Wandern. Kein Suchen nach Wegzeichen. Mitunter kilometerlang kein Abzweig und da, wo einer ist, ist die Beschilderung ausgezeichnet. Der Weg unter den Füßen fliegt nur so dahin, und damit quasi ebenso die Anzahl der Kilometer. Und nicht zuletzt sind Radfahrer ein weitaus entspannteres und somit netteres Völkchen als die Bergsteiger. Indes, wie alles, so gibt es auch hier einen Preis zu zahlen. Es fehlt überwiegend an Schatten und Wasserquellen – zumindest für einen Fußwanderer, einem Radfahrer ist sicher beides ausreichend –, was zu dieser Jahreszeit enorm zu Buche schlägt.

Und leider kein einzig passendes Ruheplätzchen für die Nacht erspäht. In Österreich ist es schwieriger, in Vororten draußen zu nächtigen. Überall nur einsichtige Plätze, selbst auf dem Friedhof. Und sobald ich einen Ort betrete, schauen die Leute ohnehin gleich. Wenn ich da erst ein paar Mal hin und her laufe, um einen Flecken zu finden … Nun, es ist nie gut, wenn jemand mitbekommt, ‚dass da wer unter freiem Himmel nächtigt'. Ebenso sind hier die Kirchen zu oder, wenn sie offen sind, halt der Priester nicht zu erreichen, da entfernt vom Ort ansässig, usw. Ergo sitze ich jetzt erneut in einem

geschlossenen Raum – diesmal für 44,– € … Herr, Du allein weißt, warum Du mich immer wieder zu den Menschen führst. Na ja, und dann ist es eh Dein Geld. Wofür sollte es jetzt sonst gebraucht werden? Weiß keinen anderen Verwendungszweck. Und ja, diese Pilgerreise unterscheidet sich gänzlich von jener zu 2007. Wenn das demnach Dein Wille ist, dann ist ja alles gut. Danke!!! Mir geschehe einzig nach Deinem Wort. Und bete ich nicht auch täglich das Gebet einer Eremitenseele? Namentlich dem ‚hl. Nicolaus von der Flühe' zugeschrieben:

„Mein Herr und mein Gott, nimm alles von mir,
was mich hindert zu Dir.
Mein Herr und mein Gott, gib alles mir,
was mich hinführt zu Dir.
Mein Herr und mein Gott,
nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen Dir."

Diese Worte stellen mir indes nicht Gebet, sondern vornehmlich mein alltäglich gegebenes ‚Fiat!' dar: Zu dem, was Du, Herr, ohnehin an mir vollziehst. Ergo vertraue ich auf dieses – Dein! – Wort.

Die ‚Pension Gabl' ist ein durchweg gepflegtes, freundlich-helles und von der Besitzerin geliebtes Haus. Zimmer ist mit Dusche und WC – und Frühstück."

Was ich diesmal annahm, da ich ohnehin frühestens erst gegen 9:00 Uhr wegkam. Zum einen, weil ich mich dazu entschieden hatte, den Reschenpass nicht per Fuß, sondern mit dem Bus zu überqueren, bis „Martina".

„Baustelle an Baustelle", so wurde ich gleich von zwei Einheimischen gewarnt, „da sollten Sie jetzt nicht laufen."

Grundlegend aber, weil Kalinka – in Anbetracht der Komplikationen mit der Briefsendung nach Arzl – kurzum beschlossen hatte, die Sendungen künftig in die zu den jeweiligen Orten gehörenden Tourist-Infos zu versenden:

„Die erhalten fast täglich Post und haben auch Wochenende geöffnet", so Kalinkas Argumentation. Demnach lag im Info-Point von Pfunds ein weiterer Umschlag zur Abholung bereit. Ob dem so war, würde sich zeigen, indes öffnete das Büro erst gegen 9:00 Uhr.

„Und heute hörte ich das erste ‚Ciao Bella!' wieder. Ah, da war gleich wieder Vorfreude in meinem Herzen. Die Italiener, sie sind mir so herrlich sonnigen Gemütes. Nichts ist erdrückend an ihnen oder gar – schon von Hause aus – muffelig. So wenigstens habe es ich 2007 noch erlebt.

Essen? Gibt hier nur einen ‚Spar'. Klein, keine Bioprodukte. Ist gleich! Habe mir einen Apfel und

eine Dose Erbsen gekauft, um Eiweiß für den Körper zu haben. Ohne geht es diesmal nicht, dass merke ich …

Und körperlich? Den Füßen geht es ausgezeichnet. Nicht die kleinste Blase. Auch sonst schmerzt nichts. Einzig müde fühle ich mich … Folglich gehe ich jetzt zu Bett …“

„Berge, Berge, Fels, Fels und wieder Fels an Fels. Und dazwischen das Dorf ..“
... Pfunds: 15. Tag (03.07.2019)
Pfunds 971 m. Tirol
Richtung Bozen: St. Zyppriankirchlein in Tiers, Südtirol: 16. Tag (04.07.2019) ...
SÜDTIROL
... Erst so, die Strecke am Etschradweg entlang und dann der Hammer Bozen“:
In Bozen (Südtirol) angekommen: 16. Tag (04.07.2019)
Bolzano - Bozen
„Bozen! Schreckliche Vorstädte. Laut und schmutzig - Alles Beton, Hochhäuser ...“
Piazza Walter, Walterplatz
SÜDTIROL ALTO ADIGE
We love this man
ÖTZI the Iceman from Southtyrol
Museo Archeologico - ÖTZI Archäologiemuseum - ÖTZI

03.07.2019. Von Pfunds nach Merano (über Reschenpass)

Auszug Brief: *„7:00 Uhr – noch in der ‚Pension Gabl' in Pfunds. Morgendialog mit dem Herrn: Oh Herr, erneut mit Lampenfieber aufgewacht. Was wird der Tag bringen? Vom Herzen her ist Frieden. Der Verstand schlottert vor Furcht, malt mir Schreckensbilder von Virtualitäten auf dem vor uns liegenden Pfad. Bangnis vor dem Unbekannten: ‚Alter Ego' ist tüchtig am Sterben, aber da muss es jetzt durch. Denn auf dem direkten Weg der Nachfolge darf es weder Gedanken über das Künftige noch um das Vergangene geben, das wäre Gift für eine mit Dir aufstrebende Seele. Ergo vermeide ich es strikt, daran zu denken. Oder mir Fragen dazu zu stellen. Schlicht Schritt um Schritt in Dir. Auf Dich nur schaue ich Liebster. Denn in Dir allein erweist sich meine Freiheit. In dieser weiß ich nichts und erfahre doch alles. Gebunden an Dich, Geliebter … Fiat! So lass uns gehen, fest aneinandergekettet, von Gefängnis zu Gefängnis. Derweil muss ich mich nicht rühren, alles wirkst Du. Hier stehen die Türen des Zuchthauses offen, dort fest verschlossen, gleich wie, Du richtest allzeit auf – und aus. Halt mit Stock und Stab. Alles was ich zu tun habe, ist laufen. Einen Fuß vor den andern setzend, bis Du sagst: ‚Es ist vollbracht! Genug gelaufen!' Das Laufen liebe ich. Die Hitze, das Schwitzen und das Essen- und*

Schlafenmüssen, eher weniger. Aber ich will mich nicht beschweren bei Dir … I.l.D. – Amen!Die Nacht war stille. Dennoch, die Berge schlagen auf's Gemüt. Bin halt ein Stadt/Land-Kind …"

9:00 Uhr, in der Tourist-Info. Der Brief war noch nicht da, als ich eintraf. Nutzte die Wartezeit, sprach eine der vier Damen am Schalter an, um mich zu vergewissern, ob ich den Herrn recht verstanden hatte, bezüglich des weiteren Verlaufes:

„Was meinen Sie? Komme ich zu Fuß in Sandalen über den Reschen?"

„Nein!", kam die Antwort prompt zurück. „Nicht wegen der Sandalen, sondern weil Sie da über lange Streckenabschnitte auf der Bundesstraße gehen. Und in Martina gibt es derzeit eine Baustelle, da kommen Sie nicht durch …"

Damit waren mir die Aussagen vom Vortag bestätigt. Gleich darauf trat der Postbote zur Tür herein, überreichte den Brief. Damit war mein Auftrag in Pfunds erledigt, freute ich mich, nunmehr „terminlos" voran zu können. Die nächste Briefsendung würde mich erst in Verona, der nördlichen Region Italiens, erreichen. Und so kalkulierte ich ursprünglich bei mir, mit dem Bus bis nach Nauders zu fahren und von da aus dann per pedes weiterzuziehen – Richtung Merano „…soweit ich halt komme". Doch eines menschlichen Verstandes Gedanken, sind nicht die Gedanken Gottes und des Menschen Wege nicht

die Wege des ewigen Vaters. (Vgl. Jes 55,8)

„15:00 Uhr Merano. Es ist immer wieder verblüffend, wie einfach sich der Tag gestaltet, sobald ich alle Angelegenheiten darin in Deine Hände lege. Dir überlasse, was geschehen soll.

In der Tourist-Info in Pfunds erinnerte mich die Dame am Schalter an den Sommerpass (Kurtaxe), mit welchem: ‚Kurgäste kostenfrei nach Nauders fahren'. Folglich lief ich die kurze Strecke zur Pension zurück und ließ mir den Pass ausstellen (kleiner Zettel mit Namen und Geburtsdatum darauf). Eigenartig ist das schon. Kurtaxe wurde mir stets abverlangt (zuzüglich zum Zimmerpreis), indes nicht einer legte mir von sich aus die Karte dazu. Auch die Dame des Hauses ‚Gabl', war nicht wirklich erfreut über meine Bitte:

‚Da muss ich jetzt erst ausfüllen. Das dauert!'

‚In Ordnung, Zeit habe ich', beharrte ich.

Und das war richtig so, denn so sorgtest Du dafür, dass ich bis Merano – ja, wahrhaftig, ich bin schon in Merano – fast umsonst fuhr. Auf der Strecke selber ist Schienenersatzverkehr. Das letzte Stück, ca. 30 Minuten bis Merano, fuhr ich mit einer Art ‚Bob-Bahn' und zahlte dafür nur noch 5,50 €. Überhaupt saß ich jedes Mal, ohne es vorweg zu wissen, im richtigen Bus, ohne erst noch lange in Nauders aus- oder umzusteigen. Der Brief war gegen 9:00 Uhr in der TI in Pfunds und schon kurz

nach 10:00 Uhr fuhr ein Linienbus nach Martina. Von da 1x kurz umsteigen, in den ‚Bus nebenan' – und schon ging es über Nauders den Reschen rüber. In den TI's Landeck und Pfunds wurde mir gesagt, hier müsse ich ein weiteres Mal umsteigen. Aber da haben die nicht mit Dir, Herr, gerechnet. Dir gefiel es nämlich, mich noch vor dem heftigen Gewitter in Meran ankommen zu lassen. Alle Anschlüsse liefen nahtlos ineinander über. Und unterdessen der letzte Bus nonstop fährt und fährt und fährt, frage ich doch einmal beim Busfahrer nach, welchen Busbahnhof er anfahre. Antwort: ‚Merano!' … ‚In Ordnung, Herr, wie Du willst!'

Am Morgen liebäugelte ich noch damit, über den Berg zu steigen, um der Unabhängigkeit wegen. Doch wie froh war ich später darüber, in einem Bus zu sitzen, als ich erkannte, dass ein Großteil der Strecke (Serpentine) direkt eine dicht befahrene Bundesstraße entlang führt. Bar eines Seitenstreifens oder mindestens Trampelpfades. Auf dieser Radstrecke hatte wahrlich kein Fußgänger etwas zu suchen. Die war selbst mit dem Rad nur hochgradig gefährlich und körperlich über die Maßen anstrengend zu nehmen. Das war deutlich an den Gesichtern und Körperhaltungen der Radfahrer zu erkennen, die den Reschen hier, ähnlich wie Bergsteiger, ebenfalls in Gruppen nahmen. Und beim Anblick der immensen Höhen und den Tiefen seitwärts von mir, wurde mir übel.

‚Baustellen …, Bundesstraße …, nicht begehbarer Weg …‘ Ja, das alles sah ich vom Bus aus. Das ist es folglich nicht, was mich zu Dir führt. Nicht diese Anstrengungen, diese massiv körperlichen Überanstrengungen – ich habe auch die Wanderer gesehen (etwas abseits der Straße, innen gehend), teilweise leichenblass. Dabei heute unter bewölktem Himmel bergauf oder -ab sich fortbewegend.

In Meran angekommen, gab ich erneut alles Geschehen in Deine Hand: Weiterlaufen?

Herberge suchen? Draußen schlafen? In jedem Falle erst die TI aufsuchen, es sei denn, ich stolpere über eine Pfarre. Ist die TI geschlossen, ziehe ich weiter. Ist sie geöffnet, frage ich nach einem Pilgerheim oder Unterkunft.

Nun, Meran ist halt Stadt – Südtiroler Charme? Sicher – aber doch Stadt. Und in der TI nahm die Dame schnell – und somit unmissverständlich für mich – alles in die Hand.

Pilgerheim gibt es nicht. Jugendherberge ‚… ist leider ausgebucht, aber ich schaue nach einem günstigen Zimmer. Wird schwer! Aber wenn Sie auch Toilette und Dusche auf dem Gang akzeptieren?‘ … Fiat, Herr!

Eine halbe Stunde später fand ich mich – von der TI-Dame vorangemeldet – in der Pension eines ehemaligen Restaurants namens ‚Ressmair‘ ein. Für den Preis von 35,– € (ohne Frühstück, mit wären es 41,– gewesen) führte mich die Betreiberin

in eines ihrer Zimmer im ersten Stock. Offenen Herzens und rundweg freundlich. Eine spirituelle Seele, zweifellos. Einzig Deinen Namen, Herr, noch nicht kennend. Das Haus selber ist ‚uralt' und doch durchweg geliebt, das spürt man sofort. Ebenso das Zimmer, alt die Ausstattung, indes mit behaglich wohnlichem Flair bedacht – und, zu meiner großen Freude, mit dünnen Bettdecken. Zudem gibt es eine Dusche innen. Einzig die Toilette findet sich auf dem Flur. Und das Fenster zum Innenhof heraus, folglich vom Lärmpegel her verhaltener.

Als ich nachfragte, wo ich einen Salat oder überhaupt etwas zu essen kaufen könne, antwortete die Wirtin: ‚Ich habe gerade Spinatknödel gekocht und einen grünen Salat auch noch – ich schaffe das ja nicht, wenn Sie mögen?' … Oh Herr! Ob ich mag? Du weißt es – Danke, Danke, Danke! Die Knödel waren so lecker. Und Du ließest mich sogar noch wählen, zwischen Butter oder Öl darüber. Öl, verstand sich von selbst, bin doch in Italien! Am Ende alles für 14,– €, moderat, empfinde ich. Ergo bleibe ich heute hier – wandern wir morgen weiter. Der Etsch-Radweg geht unweit von hier ab, führt direkt bis nach Verona.

Werde jetzt noch ein paar Karten schreiben, an all jene, denen wir einen Gruß versprochen haben …Und später, samt Aufzeichnungen an Kalinka, in die Post werfen … Ob es unterwegs wohl eine hl. Messe gibt für mich, heute?

19:00 Uhr. Nein, keine hl. Messe. Und die Kirchen sämtlichst verschlossen. Fiat, Herr! Dein Wille geschehe …

Stattdessen Gespräch mit Claudia, der Betreiberin der Pension. Irritierend empfand ich deren Aussage, dass Meran zwar Südtirol ist ‚… faktisch aber Niemandsland zwischen Südtirol und Italien' sei. Zum hohen wirtschaftlichen Nachteil wohl für Gewerbetreibende hier, da sie die ½ Steuern Tirol entrichten müssten und den anderen ½ Teil Italien. Die Begründung: ‚Weil die Italiener hier nicht arbeiten können, ist zu heiß.' … Wow! Wurde hier ‚Einer Trage des andern Last' … (Gal 6,2) doch a bisserl falsch verstanden? In jedem Fall, so erzählte mir Claudia, läge hierin der Grund dafür, dass sie das Anwesen nicht mehr als Restaurant führen …

Dieses Haus hier existiert schon seit 1400. Von Generation zu Generation weitergeführt. Claudias Mutter – die derweil, über achtzigjährig, autoritär vom Stammtisch aus der Tochter Anweisungen erteilt – hat es von der Großmutter übernommen. Und Claudia, hochintelligent, fügt sich, wie alle vor ihr, ein … Herr, Du kennst die Herzen aller. Große Achtung hege ich vor dieser Hingabe! Claudia hätte auch studieren können, aber nein, sie steht an der Seite der Mutter, in der Wirtschaft. Inzwischen selber als Ehefrau und Mutter einen eigenen Stand führend. Doch niemals außerhalb dieses Hauses,

fern von den Eltern oder eben ihrer Gebärerin, sondern gleich hier, über der Gaststube. Das folglich vernahm ich bei meinem Eintreten in diese Pension: Hier wird gelebt, statt ausschließlich nur ein Geschäft betrieben. Eine wohnliche Sphäre, die nicht trennt, stattdessen ein Gefühl von Vertrautheit vermittelt. So quasi mitten im Wohnzimmer der Wirtin sitzend. Das ist auch Liebe, Herr, nicht wahr? Jahrzehnte an ein und demselben Ort. Claudia hat sich damit arrangiert. Beständigkeit. Das habe ich immerdar bewundert an Menschen, wenn sie die Kraft besaßen zu bleiben, während andere in aller Herren Länder umherzogen. Und lange haderte ich darüber mit meinem eigenen Ruf, mich da so unstet in meinem Leben vorzufinden. Gar mittlerweile die unzuverlässigste Person auf Erden zu sein, weil ich Dich, Du Ewiger, allein nur noch liebe. Da steckt halt ein jeder in seinem Gefängnis. Doch da bin ich inzwischen versöhnt mit Dir und meinem Ruf, da ich erkannt habe, dass diese Verschrobenheit nicht meine Schuld, sondern Deine ist – denn Du, mein Herr und mein Gott, hast mich zuerst geliebt und ergriffen. Amen!"

21:00 Uhr. Eben mit Kalinka telefoniert. Meine heimliche Freude, terminfrei zu wandern, ist mir soeben genommen worden. Per E-Mail hat Kalinka, beim Pilgerzentrum in Rom, eine Sonderkarte für die Gruppen-Papstaudienz am 07.08.2019 beantragt. Die

hält der Papst eigens für Rad- und Fußpilger, wobei letztere mindestens 150 km zu Fuß nach Rom gelaufen sein müssen. Als Nachweis ist der entsprechend abgestempelte Pilgerausweis vorzulegen.

Eine Sonderaudienz folglich, für Rom-Fuß-Pilger. Ja, das freute mich, denn bislang hatte ich bei dieser Wanderung nicht den Eindruck, dass derartige Rompilger in den Herzen der Kurienmitglieder überhaupt noch existierten, geschweige denn, willkommen geheißen wurden: Da Pilgerheime oder -zentren weltweit geschlossen werden, kaum mehr finanzielle Unterstützung finden; Kirchen allerorts verschlossen bleiben oder nur vermittels Eintrittsgeld zu betreten und zudem Priester vor Ort, für einen Pilger, nurmehr höchst selten noch zu erreichen sind. Folglich ein Grund mehr für mich, fleißig Stempeln zu lassen. Das heißt, faktisch der einzige Beweggrund nunmehr, denn schnell bemerkte ich, dass der Besitz eines gültigen Pilgerpasses heutzutage keineswegs Türen öffnete, wie da vom Pilgerzentrum so aufwendig angepriesen. Im Gegenteil, so meine Erfahrung, das Vorzeigen des Passes bei der Herbergssuche unter den Brüdern, brachte mir bis dato insgesamt nur noch weniger Sympathien ein, als ohnehin schon. Indes, dass ich die Strecke bis zum 6. August gemeistert haben würde, um vorab noch die Karte aus dem Pilgerzentrum zu holen, dessen war ich mir sicher. Lief ich 2007 doch die gesamte Wegstrecke in nur 31 Tagen, jetzt stand ich

ja fast schon auf italienischem Boden.

Und dann noch ein weiterer Termin. Ein Telefontermin, mit der Sekretärin des Herrn Generalvikar vom Erzbischöflichen Ordinariat München. Die bat mich über Kalinka um Rückruf, zwecks eines Gesprächstermins mit Prälat Kastenhofer, bezüglich meiner Anerkennung als Diözesaneremitin. Dieser Anruf zum jetzigen Zeitpunkt irritierte mich leicht. Denn Monate lang hatte ich auf ihn gewartet. Jetzt, da ich außer Landes war, traf er ein … „Fiat, Herr! Lege ich alles in Deine Hände – Amen!"

04.07.2019. Von Merano nach Bozen – auf dem Etsch-Radweg (30 km)

Gegen 5:00 Uhr aufgewacht, erneut mit Lampenfieber. Symptome sind in der Tat auch mit jener Morgenübelkeit in der Schwangerschaft zu vergleichen … Aber gottlob, das Kind wird doch geboren, so oder so! Alles eine Frage der Zeit.

Gegen 6:00 Uhr los, in der Hoffnung, langen Verabschiedungen entwischen zu können, doch das gelang nicht. Im Gegenteil, sie dauerte „einen Becher Tee lang" an.

Auszug Brief: *„Die erste Strecke auf dem Etsch-Radweg lief sich durchweg mühelos. Und dieses Stück Südtirol ist mir schlichtweg bezaubernd. Links*

und rechts vorbei an riesigen Apfelbaum-Plantagen. Leider sind die Früchte daran noch nicht reif. Ohnehin sind die Anlagen zwar zu begehen, doch finden sich ‚Betreten Verboten'-Schilder davor … Ergo: Fiat, Herr!

Für Radfahrer ist dieser Fernradweg ideal ausgebaut. Wer ihn zu Fuß begeht, muss seine Füße in der Tat erst an den Untergrund gewöhnen. Auf Asphalt läuft es sich halt ‚platt' und somit anstrengender für den Fuß, als über Berg und Tal. Dafür aber psychisch enorm entspannter, weil entschieden ungefährlicher. Und im Vergleich zum Wandern auf einer Landstraße, läuft sich der Fernradweg fast ebenso gefahrlos, schließt mir im Gegenzug aber jegliche Hoffnung auf einen ‚Autofahrer-Engel in scheinbarer Ratlosigkeit' von vornherein aus. Was am Ende ein nicht zu unterschätzendes Defizit ist, denn die Radstrecken ziehen sich teilweise kilometerweit abseits von Städten oder Dörfern entlang. Keine andere Chance folglich für Fußpilger, welche die Nacht überrascht oder deren Füße ernsthaft streiken, als an Ort und Stelle buchstäblich festzusitzen. Alles Dingliche auf Erden, beinhaltet eben stet Vor- und Nachteil zugleich. Wesentlich ist einzig, die eigenen Prioritäten zu kennen und dementsprechend seine Wahl zu treffen. Ergo: Das Verweilen in Dir, Liebster, ist mir das Erheblichste auf Erden, von daher bleibe ich auf diesem Pfad, bis Du es anders verfügst."

Gegen 9:00 Uhr halte ich Rast. Rufe unterdessen im Ordinariat an. Die Sekretärin kommt gleich zum Punkt:

„Zwei Termine für Sie … Nächste Woche, entweder Dienstag oder Freitag, 11:00 Uhr. Danach geht es nicht mehr, der Prälat geht in Urlaub. Da wäre der früheste Termin dann erst wieder ab dem 03. September …"

Ups, damit hatte ich nicht gerechnet … *Was jetzt Herr? … Abbrechen?, f*rage ich still. Laut spreche ich aus:

„Oh, diese Entscheidung fällt grad nicht leicht. Ich befinde mich gerade zu Fuß auf dem Weg nach Rom – am 07. August bin ich zur Gruppenaudienz angemeldet … Aber ich kann natürlich auch umkehren, wenn Sie es für angemessener halten."

Nein, hielt die Sekretärin nicht. Sie riet mir gar explizit davon ab und wünschte mir gar Gottes Segen mit auf dem Weg. Den 09. September, 11:00 Uhr indes, schrieben wir fest.

„Im meditativen Gehen ist mir das Umfeld fern, das solange, bis mich etwas oder wer anspricht. Hier war es Lois, der mich ansprach und gar von seinem Rad abstieg, um mit mir ein Stück des Weges gemeinsam zu gehen. Ein pensionierter Banker, sportliche Figur, Freizeitradler, glücklich verheiratet, zwei erwachsene Kinder. Ein echter Tiroler, aus einem Dorf in der Nähe stammend, das seine Kirche

1x komplett abgetragen hatte ‚… weil der Turm schief war', und wieder aufbaute ‚… eben mal so!' Ein sorglos-zufriedener Mensch, den wir wohl tief beeindruckt haben, Herr. Aufmerksam auf uns, wurde er ‚… durch das Kreuz an Ihrem Rucksack – oder auf Ihrem Kleid?' Sodann fragte er mir buchstäblich ‚Löcher in den Bauch'. Über Dich, Liebster, mein Verhältnis zu Dir oder zur Kirche. Erzählte derweil auch aus seinem Leben. Darin hast Du ihn, so schien mir, nicht nur an materiellen Gütern, sondern zudem auch reich an geistigem Vermögen beschenkt. Insgesamt eine mir durchweg spirituelle und bereichernde Begegnung. Danke, Herr! Was Lois indes kaum wahrzuhaben gedachte, war die Tatsache, dass ich ‚… so wie ich bin, zuzüglich Bergschuhen' ein Stück Alpe überquert hatte. Hier fragte er mehrmals nach, ob das wahrhaftig stimme und wie das genau ging: ‚Nur mit und durch den Herrn!', war die einzige Antwort, die ich ihm darauf geben konnte. In der Tat, wie schwer ist es doch, für einen materiell Begüterten, in aller Konsequenz, sprich sämtlichen Belangen seines Lebens, zu Dir, Herr, vorzudringen.

Indes, Du hast ihn lieb, sonst hätte er uns nicht angesprochen. So wünsche ich mir sehr für ihn, dass er in dieser Begegnung in Besitz zu nehmen vermochte, was er von Dir her erhalten sollte.

Am Ende wurde es noch lustig, da sagte er:

‚Sie sind sehr schön und klug und gottgläubig,

darf ich das sagen?‘

Ah Herr, als Teenager habe ich mir sehnlichst gewünscht, das zu hören, doch niemand sprach so zu mir. Heute indes, wo es nicht mehr wichtig ist, höre ich es. Aber ja, nicht wahr, Herr, die Dinge und Menschen, die Du gestaltest, sind alle so: rundweg undefinierbar schön. Von daher ist es für mich auch absolut nicht von Bedeutung, was Zeitgenossen von mir halten. Deren Zeugnis nehme ich nicht an, denn gleich in welche Richtung – sogenannt positiv oder negativ –, ist und bleibt es unstet, heute so, morgen so.

Letztlich gab es noch eine spontane Einladung zum Essen von Lois: ‚… meiner Frau würde das sicher gefallen.‘ Doch dazu hätte ich erst Kilometer weit mit ihm zurücklaufen müssen. Das sah selbst Lois ein, dass das nicht sinnvoll ist, für einen Pilger. Zumal ich nun doch nicht mehr vollkommen unbedarft wanderte, des Termines wegen … bis Rom war es noch weit.

Bis 13:00 Uhr blieb es windig, ein angenehmes Schreiten, ab dann wurde es heftig heiß, erschöpfend auf der letzten Strecke vor Bozen. Kein Tropfen Regen – und doch finde ich mich durchnässt vom Zeh bis in die Haarspitzen hinauf.

Kurz vor der Großstadt sehe ich einen perfekten Baum zum Übernachten am Wegrand stehen, der erste und einzige auf diesem Abschnitt heute. Leider

aber schon besetzt, von zwei Radfahrern … ‚Warten, Herr? – bis sie den Platz räumen? … Nein!', empfinde ich, ist nicht so effektiv vor den Toren einer Stadt zu logieren, dann geht es in den Morgenstunden erst ewig durch Autolärm und Menschenmassen hindurch, besser ist es, früh aus ihr heraus.

Um 14:00 Uhr in Bozen eingelaufen. Wow! Was für ein Schock, Herr. Grässlich abstoßende Vorstadt. Gigantische Hochhausbauten in steingrau gehalten, verschmutzte Straßen – Papier, Plastikflaschen, Zigarettenstummel, Müll … alles querbeet verteilt. An nicht wenigen Stellen riecht es beißend nach Urin, zudem dauerhaft Motorenlärm, mit insgesamt enorm hohem Geräuschpegel. Die Luft indessen staubig, in Folge von Trockenheit unter Sonnenglut."

Das hat mich immer schon fasziniert auf meinen Pfaden mit dem Herrn, eben noch waltet göttliche Ordnung – Natur ist Natur –, im nächsten Augenblick herrscht Chaos – Mensch ist halt nur Fleisch, ohne Gott. Welch ein unwürdiges Dasein führt er da, im Gegensatz zu jeglichem Getier – freilebend – in Wald und Flur.

„In all dem Staub und Lärm muss ich mich erst zurechtfinden. Bis zur City sind es noch einmal gut 6-7 km. Sengende Hitze, Füße angeschwollen, dicke

Blase auf dem Ballen, Achillessehnenschmerz. In einem Geschäft erkundige ich mich folglich nach dem kürzesten Weg in die Stadtmitte oder einer Kirche. In der Hoffnung auf eine heilige Messe am Abend oder ein Beichtgespräch. Derweil lungert eine Horde Mittdreißiger dicht neben der Eingangstür in einem schwarzen Pick-up herum. Grölen laut, bei meinem herantreten. Hören, was ich frage und was mir die Verkäuferin antwortet. Als ich wenige Kilometer später einen Tee in einer Tankstelle trinke, trifft unverhofft auch jene Horde da ein. Kaum dass sie mich sieht, verspottet sie mich: Schneidet Grimassen, mimt Gebetshaltungen nach, pöbelt lauthals los: ‚… weit ist die Nonne ja nicht gekommen … Will sie doch lieber einen Mann und keinen Priester … ? Wir sind noch zu haben …' Unbewegt schaue ich mir das Theater an, reagiere äußerlich in keiner Weise, innerlich aber schießt es mir in den Sinn: ‚Im Trupp fühlen sie sich unbesiegbar, später aber, wenn der ewige Vater sie wegen dieses Übermutes einzeln züchtigt, werden sie winseln wie kleine Hundebabys … Denn so hat es der Schöpfer aller Dinge von jeher verfügt: Jedwede Handlung im Leben hat ihren adäquaten Preis – und das 1:1. Dass sie das nicht jetzt erkennt, liegt einzig am Zeitfaktor, der für den Ewigen naturgemäß ein gänzlich anderer, als jener für den Menschen ist.' Und just, ganz so, als hätte ich das eben laut ausgesprochen, lässt die Horde abrupt von mir ab,

springt flugs in und auf den Pick-up und ist im Nu wieder verschwunden.“

Im Anschluss an dieses Erlebnis irre ich zwei endlose Stunden in den Straßen von Bozen umher. Finde Kirchen, manche offen, indes keinen Priester und nirgends einen Hinweis auf eine Hl. Messe. Auch das hat sich grundlegend geändert mit den Jahren. Priestermangel global! Und jene wenigen, die noch da sind, betreuen heute enorm viele Pfarreien auf einmal, so wohnen sie heutzutage überwiegend zentral, um möglichst allen gerecht zu werden. Von Vorteil für die Gemeinden, verheerend für einen Fußpilger …

„Finde mich völlig erschöpft jetzt. An einen Rückzugsort für die Nacht mangelt es in dieser Großstadt komplett. Letztlich bleibt mir nichts anderes, als mich an die Tourist-Info zu wenden. Die schickt mich zunächst in eine ‚katholische Einrichtung‘. Hier zeige ich der Dame gar wieder den Pilgerpass vor, doch die Antwort darauf ist: ‚Nein, wir haben hier keine Unterkunft für Sie – die Zimmer hier sind ausschließlich nur für Gäste von Veranstaltern.‘ … Wow, Herr! Und das in einem riesigen Haus, mit der öffentlichen Bekundung ‚christlich-katholisch‘ zu sein – da ist nicht das kleinste Fleckchen frei? Aber gut, Herr, Du weißt es! Ich will mich nicht beschweren … Laufe erneut zur TI. Erfahre: ‚Jugendherberge ist ausgebucht, aber da

gäbe es noch einen Gasthof zum schmalen Preis' … Fiat, Herr!

Den Gasthof ‚Schwarze Katz' finde ich zuletzt ein Stück weit bergaufgehend, in ‚Sankt Magdalena', einem Weindorf in Rentsch, das ein Stadtteil von Bozen ist. Dessen Gaststube ist rustikal gediegen eingerichtet, wirkt behaglich, der Empfang aber ist im wahrsten Sinne des Wortes garstig, obgleich ich – vermittels TI – angekündigt eintrat. Eine Frau hinter breitem Tresen stehend, mustert mich zunächst von oben bis unten, dann herrscht sie mich grußlos an: ‚Ausweis!'"

Auch das anders zu 2007. Wenn ich damals nur ein einziges Mal in dreißig Tagen nach dem Pass gefragt wurde, gab es diesmal dagegen noch nicht einen einzigen Tag, an dem ich nicht aufgefordert wurde, den Ausweis vor- oder gar zu hinterlegen.

„Wortlos lege ich ihn vor. Genauestens studiert die Frau Daten und Bild darauf, bevor sie weiter bellt:

‚42,– Euro mit Frühstück!'

‚Ah, Frühstück können Sie abziehen', entgegne ich freundlich, ‚ich bin schon vor 7:00 Uhr raus.'

‚Nein, keine Ausnahme!'

‚In Ordnung. Ich zahle gleich … Und den Tee vom Frühstück brühen Sie mir bitte heute Abend noch auf. Ja? … Danke!'

Stumm nickt die Frau, füllt beflissen sodann eine Quittung aus und führt mich schließlich wortkarg zum Zimmer:

‚Dusche und WC sind auf dem Flur … Ihren Tee können Sie sich in zehn Minuten abholen.‘

Das war's. Mehr vernahm ich von der Frau nicht.

Ungastlich wie die Wirtin kommt mir auch das Zimmer entgegen: alles andere als behaglich. Dunkel, hallend, kahl und karg eingerichtet. Empfinden von Kälte. Lieblosigkeit. Hier wird offenbar mehr das Geld, denn der Gast geachtet …

Indes: Herr, Du kennst die Herzen! Lass niemanden zuschanden werden in mir, der an Dich glaubt … Doch müsste hier auch ein Dich suchendes oder liebendes Herz zu finden sein – sonst wäre ich nicht hier, nicht wahr?

21:00 Uhr. Hab' es entdeckt! Das liebende Herz steckte in Kochkleidung und werkelte in der Küche. Als ich meinen Tee holte, bemerkte es mich, kam zum Tresen vor und begrüßte mich herzlich. Fragte dann freundlich an, ob es mir ein Lunchpaket für morgen ‚… statt des Frühstücks‘ bereiten solle. Was ich dankend ablehnte, der Hitze wegen, denn, so scherzte ich: ‚Was immer auf den Broten liegt, schwimmt ja binnen weniger Minuten weg, nicht wahr …‘ Da lachte ‚das Herz in Kochjacke‘ hell auf, und ich mit ihm. Letztlich fielen auch hier nicht

viele Worte – und doch, wie gehoben das Empfinden, wo ein Schweigen gütig-väterlichen Blickes und herzenswarm daherkommt. Danke, Herr! So strömt neue Hoffnung den Kranken – und Pilgern wie mir – zu.

Körperlich: Die Füße schmerzen arg, sowohl an Sehne als Ballen … In den Papierkorb habe ich warmes Wasser eingelassen und ein Fußbad genommen. Ein wenig Linderung. Ansonsten ist alles bereitet für morgen, Herr. So lege ich jetzt auch diesen Tag wieder in Deine Hände zurück, zu Deinem Ruhm, Geliebter – und wo ich gefehlt habe, das wandle Du in mir. Gedenke aller, denen ich heute begegnet bin – gleich ob Freund oder Feind –, lass niemanden verloren gehen, der an Dich glaubt, und bewahre mich auch weiterhin vor aller Illusion der Welt … Danke, Danke, Danke, Liebster! … Ich liebe Dich – Amen!"

05.07.2019. Von Bozen nach Ora (Auer) Etsch-Fernradweg (19 km)

5:00 Uhr. Lampenfieber und heftige Schmerzen in den Achillessehnen beider Füße, besonders der linke schmerzt enorm. Hervorgerufen durch die Blase am Ballen, dadurch krampfte der Fuß beim Laufen und zog sich so offenbar eine Entzündung hinzu.

Dennoch, gleich gegen 6:00 Uhr verließ ich die

„Schwarze Katz“ und schlug mich erst noch gut 1 ½ Stunden durch Bozen durch, bis ich endlich, befreit von der Großstadt, nunmehr erneut die wundersam sanfte und hell strahlende Natur Südtirols genießen durfte. Das Alpengestein zieht sich noch immer an der Wegstrecke entlang, indes vom Radfahrweg aus erquicklich anzusehen. Ebenso flankieren den Radweg jetzt nicht mehr Apfelobstanlagen, sondern Weinplantagen. Eine vollkommen eigene Welt, die Weinbergdörfer. Sibyllenhafte Stille umgibt sie, so ganz und gar nicht erdrückend, stattdessen erhebend klar, hoffnungsfroh. Leichtigkeit des Seins mir vermittelnd. Und wie eigentümlich berührt es mich, hier soeben jene Namen vor den einzelnen Plantagen angeschlagen zu sehen, die ich über Jahrzehnte allein nur auf Etiketten von Weinflaschen oder Menükarten in Restaurants fand. Da erfuhr ich mich ähnlich einem Stadtmenschen, der auf dem Land zum ersten Mal in seinem Leben leibhaftig erkennt, dass und wie die Milch, die er da alltäglich aus dem Tetrapak trinkt, erdverbunden aus dem Euter einer Kuh rinnt. So empfand ich mich staunend wie ein Kind: „Ah, hier also kommt dieser oder jener Wein her …“ Und ein wenig bedauerte ich es, dass die Reben längst noch nicht reif hingen. Gern wäre ich zur Weinernte geblieben.

Auszug Brief: *„Meinen Füßen geht es gar nicht gut. ‚Hätte ich doch den Termin bei dem Prälaten*

wahrnehmen sollen?', so fragte ich mich kurz – ließ indes aber gleich wieder los: ‚So etwas geschieht nun einmal beim Wandern!' Zudem gewahrte ich weder Frieden noch ausreichend Kraft in mir, zurück nach München zu fahren. Ergo: ‚Augen zu und durch. Basta!' … Ja, Liebster, tief nimmst Du mich mit hinein, in den Prozess vollkommener Selbstentsagung. Und doch: ‚Ja, ich will!'

Heidi, eine 76-Jährige Radlerin aus Zürich (Schweiz), begleitete mich heute ein Stück des Weges. Wir waren uns gestern schon begegnet, tauschten ein paar freundliche Worte miteinander. Sie ist mit einer Freundin unterwegs – per gebuchter Rundum-Radtour. Die allerdings nahm heute die Bahn für die nächste Teilstrecke, so sprach Heidi mich an und wanderte in meinem Schritt mit, derweil ihr Rad mit Leichtigkeit schiebend. Und wieder erstaunen in mir, wozu ein über siebzigjähriger Körper fähig ist, obgleich nicht von sportlicher Statur. Und dann von der Schweiz bis zum Gardasee mit dem Fahrrad? Das wäre mir zu anstrengend. Und zudem Versuchung Gottes: bar jedwedem direkten Bezug des physischen Leibes zu ‚Mutter Erde'. Nicht Fisch noch Fleisch, weder Fliegen noch Gehen. Schon ein kleiner Kiesel kann die gesamte Gerätschaft mit Karacho kippen lassen und verheerenden Schaden anrichten, und das zumeist – wie obendrein – dann nicht nur für den Radfahrer

daselbst. Aber von diesen Gedanken erzähle ich Heidi nicht. Die ergeht sich unterdessen herzlich offen in ihrer oder der Freundin Lebensgeschichte. Teilt mit mir ihre Vorfreude auf ihren 3-Tages-Aufenthalt am Gardasee und letztlich auch wieder auf ihr Zuhause. Hier trafen ‚Marta und Maria' aufeinander, würde ich sagen, und das war enorm bereichernd. Höchst erstaunlich wird mir auf ewig diese latent vorhandene Vielheit an Daseinsformen bleiben, Geliebter: Einen jeden von uns führst Du ausdrücklich auf einmalig exklusivem Weg durch sein irdisches Leben – keines gleicht dem anderen –, und doch stehen wir am Ende alle gleich vor dem ewigen Vater da, in dem alltäglichen Kampf um das Absterben unseres Unglaubens an Ihn.

All das ist zu groß, als dass es mein Verstand wahrhaftig erfassen könnte. Von daher genoss ich schlicht diese Begegnung und ließ Dein Geheimnis darin, sich unbeobachtet an ihr und mir auswirken. Nach einer Weile dürstet es Heidi. Unsere Wasserflaschen sind leer, eine Quelle am Wegesrand fehlt. Doch sind wir nur wenige Meter von Ora (Auer) entfernt, so dass wir spontan beschließen vom Radweg abzugehen und in einem Gasthof Rast zu halten.

Doch es dauerte noch an, ehe wir saßen. Wir hatten die Siesta nicht bedacht, die speziell hier im Süden nahezu expressiv gehalten wird. Ab 12:30 Uhr bis 16:00 Uhr gleicht dieser Ort (darin jedem

anderen in Italien gleich, mit Ausnahme der Metropolen) einer Geisterstadt: Sämtliche Geschäfte geschlossen, ebenfalls die Restaurants wie Fensterläden an den Häusern und kein Anwohner auf der Straße zu sehen. Wenn da wer läuft, dann mit Sicherheit ein Tourist. Und es ist wahr, zu dieser Jahreszeit sind die Tagestemperaturen um die Mittagsstunden herum am höchsten. Herrscht flirrende Hitze – schier unerträglich … Da fällt mir Claudia mit ihrer Beschwerde um die Steuerteilung ein – hier aber erlebe ich jetzt life die andere Seite: Es ist unzumutbar, bei derartigen Wärmegraden überhaupt jemanden auf die Straße schicken zu wollen, geschweige denn, ihn arbeiten zu lassen …

Jetzt war es 13:00 Uhr. Hatten wir dennoch eine Chance? Überlegten wir. Oder sollte Heidi weiterradeln, derweil ich mich auf die Suche nach einer offenen Kirche begebe, um die Siesta betend, lauschend oder meditierend darin zu verbringen? Okay, noch zwei- bis dreihundert Meter weit – wenn wir da nichts finden, dann! Und justament, nur wenige Schritte vollzogen, finden wir die Eingangstür des Hotels ‚Villa Groff' offenstehen. Die Freude ist groß, als wir die Wirtin sagen hören ‚… natürlich werden Sie hier bedient!' Heidi bestellt sich eine kalte Apfelschorle, ich mir einen heißen Tee …"

Italien und Tee … 2007 war es kaum möglich, in Bars oder Restaurants einen Tee zu bestellen und wenn, dann zumeist nur schwarzen. Jetzt gibt es ihn allerorts in mehr als mindestens zwei Sorten, gar in Kräuter und Bioqualität.

„Schließlich plaudern wir noch über eine Stunde lang, einstweilen relaxt auf der lauschigen Terrasse des Hauses unter grünem Blattdach sitzend. Nicht wesentlich Tiefgründiges, schlicht im Miteinandersein, der Trägheit des Körpers willfahrend, dösigen Geistes. Am Ende spendiert Heidi den Tee und steckt mir beim Abschied noch ihre Adresse zu. Was sie mit ‚… für den Notfall' begründet. Dann trennen wir uns, nunmehr entgegengesetzte Richtungen einschlagend. Heidi biegt sausend auf den Radweg ein, ich in die Straße zur Kirche – indes hinkenden Schrittes, mein linker Fuß streikt komplett. Von daher Vorfreude in mir, auf den Moment des Anblickes einer Kirchenbank, möglichst direkt vor dem Tabernakel stehend, doch ist jenes Kirchengebäude, das mir exklusiv beides beherbergt, fest verschlossen. Ergo humple ich zurück zur ‚Villa Groff', frage die Zimmerpreise an: ‚… 90,– € das günstigste'. Kurzer Aufblick zum Herrn: Sprengt unser Budget – oder? Die Antwort folgt prompt, direkt aus dem Munde der Rezeptionistin:

‚… da gibt es noch eine Pension, die Straße rauf, wenn Sie wollen, rufe ich da an.'

‚Ja, das wäre sehr nett von Ihnen, Danke!‘

Schon steht die Verbindung, fragt die freundliche Dame um ein freies Zimmer an und zugleich den Preis dafür, hält die Hand auf die Telefonmuschel und flüstert mir zu:

‚Für 40,– Euro die Nacht?‘

Freudestrahlend nicke ich … Danke Herr!

Kurz darauf erhalte ich Namen und Adresse, mache mich unverzüglich auf den Weg dorthin.

Das Haus ‚Garni Rizzolli‘ kommt mir hell und freundlich entgegen. Ein kleines Gartengelände hinter dem Haus beherbergt einen Pool, deren Nutzungsberechtigung mir schnörkellos von der Wirtin erteilt wird. Schnell sind die Formalitäten erledigt, wird mir das Zimmer gezeigt. In den Fluren, wie auch in dem Zimmer, ist es angenehm kühl – und enorm still. Die Ausstattung ist werthaltig, Dusche und WC sind auffallend reinlich. In dem Preis ist gar noch Frühstück enthalten, lasse mich darauf ein, da die Post erst 8:20 Uhr öffnet, ich hingegen unbedingt den überschüssigen Ballast – dicke Socken von der Alpenbesteigung – an Kalinka senden mag.

Jetzt ist es 16:00 Uhr. In meinen Füßen pocht und brennt es heftig. Ergo werde ich mich zur Apotheke schleichen – Schmerzgel und Pflaster kaufen, anschließend ausgiebig duschen und schleunigst heut zu Bett gehen …

18:00 Uhr. 21,– € für Minitube Schmerzgel und Pflaster bezahlt. Wow! Aber gut, Herr, alles Geld ist Dein Geld und Du kannst damit machen, was Du willst. Auf jeden Fall ruht der Fuß jetzt und es geht ihm auffallend besser wieder. Er ist enorm dick, schmerzt aber nicht. Von daher habe ich die Salbe nicht benutzt. Morgen schaue ich weiter.

Und gegessen habe ich eben noch ein Weizenbrötchen und eine Dose Kichererbsen. Jetzt bin ich übersatt – und müde. Für heute scheint alles getan zu sein … Danke, Liebster, für all Deine Liebe … Und Bitte, nimm mich mir allezeit und gib mich ganz zu eigen Dir – Danke, Danke, Danke – Amen!"

Grüße aus Ora, Südtirol: 17. Tag (05.07.2019)

„Bin grad in Ora ... die Menschen hier sind sehr offen + fröhlich – Schönes Dörflein ;-)"

Übernachtung in den Weinbergen bei Salorno vor Trient (Nachstellung): 18. Tag (06.07.2019)

06.07.2019. Von Ora (Auer) bis Weinberg 28 km vor Trentino (35 km)

7:00 Uhr. Tief und fest durchgeschlafen. Erholt an Körper und Geist erwacht. Lampenfieber nur spärlich heut morgen. Der Fuß wieder schlank, selbst auftreten gelingt schmerzfrei … Wow, Herr! Das ist mir ein kleines Wunder, denn gestern war ich kurz geneigt, den enormen Schmerz als Zeichen zum Abbruch für diese mir doch so gänzlich andere Wallfahrt mit Dir zu nehmen. Doch es ist umgekehrt, nicht wahr? An irgendeiner Stelle des Weges bin ich erneut zu der Beobachtung der Quanten zurückgekehrt, statt in Dir zu verweilen: Kilometer, Stunden, Tageszeit, Termine. Bloßer Zahlenwert brachte mich circengleich illusorisch dazu, mich ihm devot unterzuordnen und somit den rechten Weg zu verfehlen. Nein, hier gilt stopp ab heute wieder. Denn Du, Liebster, hast mich herausgeführt aus eben diesem Sklavenhaus, da werde ich nicht so unklug sein und mich erneut – freiwillig gar – da reinstellen. In Dir allein, dem lebendigen Gott, erweist sich meine Freiheit. So ist es und so sei es denn: Ich muss nirgendwo hin und nichts muss ich sein, als allein Dein! An Dich will ich gebunden bleiben, allein an Dich, Geliebter. Alle Macht sei Dein!! Nimm mir alles, was mich hindert daran und gib mir nur das, was mich hinführt zu dieser Art von Selbstentsagung „bis hin zum letzten Hemd“.

Arm, gänzlich arm im Geiste will ich sein: Du musst wachsen, Herr, ich aber muss abnehmen (Joh 3,30) – Amen!

Auszug Brief: *„18:00 Uhr, in einem Weinberg sitzend, etwa 28 km vor Trentino …*

So, Liebster, das war mir mal wieder ein Tag, wie ich ihn aus alter Pilgerzeit her kenne. Freiheitlich sorglos: nichts erwartend und doch alles erhaltend – ein Bett im sattgrünen, weichen Moos eines Weinberges … Danke, Herr! Wie sehr liebe ich das hier …

Mein Fuß hatte sich erholt, ist jetzt indes wieder ein wenig angespannt, vom Laufen auf dem Radweg. Liegt aber nunmehr hochgelegt und erhält ohnehin gleich seine wohlverdiente Nachtruhe.

Gegen 9:00 Uhr heute Morgen von Ora los, und knapp zur Siesta in Salurn (ca. 17 km weiter) eingelaufen. Nette Überraschung auf dieser Strecke: ein kleiner Obststadl direkt am Fernradweg aufgestellt. Urgemütlich mit Bierbänken und -tischen hinter dem Stand, freundlich einladend Rast zu halten und einen frisch gepressten Apfelsaft zu trinken. Der Betreiber ein Christ, somit gab es obendrein noch ein hoffnungsfrohes Gespräch über unseren gemeinsamen Glauben dazu – und am Ende einen Apfel frei Haus. Ja, Liebster, da habe ich es verstanden: Du allein willst für mich sorgen! … Vergib

mir bitte, dass ich heute Morgen zwei Äpfel gekauft habe, statt nur einen einzigen – nur für diesen einen Tag – in der Meinung, für Sonntag vorsorgen zu müssen. Wie schnell die Hand zugreift, sobald sie Geld in ihren Fingern hält, habe ich nicht bedacht. Dabei ist sie mir doch so immens langweilig, diese Form von Austausch. Da bekomme ich nur, weil ich zuvor gebe. Das fördert Anspruchsdenken und die Illusion, die Begebenheiten des Erdenlebens selbst zu steuern. Wie grundlegend anders dagegen das Empfangen in Dir, Geliebter. Es ist quicklebendiges Erleben, aufregendes Abenteuer, in dem ich nie weiß, wann oder womit Du mich als Nächstes beschenkst. Nur eines ist darin gewiss: Was immer ich empfange, ist stets genau das, was ich eben für ein gesundes Wachstum brauche, demnach prinzipiell bereichernd für meinen Körper, Geist und die Seele. So gänzlich gegensätzlich folglich zu jenen Zurüstungen, die ich mir da – vermittels Geld – selber nehme, um eines Sicherheitsdenkens wegen oder – unbewusst – aus der Macht einer Gewohnheit heraus. Nein, ohne Mammon ist mir das Wandern mit Dir durchweg erfüllender. Aber für jetzt gehört er offenbar unverrückbar zu dieser Pilgerfahrt, ergo werde ich lernen, trotz seiner Anwesenheit nicht vorzusorgen. Amen.

Salurn ist ein adrettes Städtchen, nur die Menschen darin begegneten mir auffällig grummelig bis

patzig … Diese Aggressivität mir gegenüber, meines Zeugnisses wegen: Herr, ich denke nicht, dass diese sich gegen Dich richtet. Dich kennen sie ja nicht! Sie sagen ‚Christ' oder ‚Christin', nennen Deinen Namen zu jeder ihnen genehmen Stunde – hier mit Verachtung, dort heroischen Stimmklanges – und zielen dabei doch nur auf die eigenen Interessen ab. Sie verwechseln Dich – sprich den absolut persönlichen Glauben in, mit und durch Dich, und damit wieder allein auf Dich, in dem ewigen Vater hin – mit dem seit Äonen gottfernen Gebaren der Institution Kirche. Und da der Weltkirche Handlungsweisen von Epoche zu Epoche geldgieriger, und damit der gesunden Lehre gegenüber je nur noch abtrünniger und entgleister werden, steigt in gleichem Maße die Feindseligkeit gegen jeden, der Deinen Namen bekennt. Denn um diesen herum, Geliebter, hat sich die Kirche mit den Jahrhunderten in ignorant übermütiger Selbsterhöhung, ein gigantisches Gebäude errichtet: Einen hohen ‚Turm zu Babel', infolge dessen die Menschen jetzt verwirrt und über die ganze Welt hinaus zerstreut sind (Vgl. 1 Mos 11,1-9). Da es nun einmal nie der Weltkirche Auftrag war, noch je sein wird, auf Erden ein egozentrisches Selbstzeugnis zu errichten, sondern einzig zu bewahren, was da schon von Anbeginn aller Zeiten IST – das unaussprechlich Heilige: ‚Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem

Vater; durch ihn ist alles geschaffen. Für uns Menschen und zu unserem Heil ist er vom Himmel gekommen, hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria und ist Mensch geworden…'

Eine offene Kirche – Halleluja! –, indes kein Pfarrer zu sehen. TI und Pfarrbüro fand ich verschlossen, der Geistliche wohnte im Ort, war jedoch nicht zu Hause. Derweil vor dessen Türe auszuharren, fehlte es mir an Kraft. Niemand hier war in der Lage, mir mit Bestimmtheit zu sagen, wo sich der ‚Don Paolo', so die Befragten, aufhielt oder ob er heute überhaupt noch kam. Im Gegenteil: ‚… warten lohnt sich nicht, der fährt über das Wochenende auch gern mal weg', erfuhr ich aus dem Mund einer Einheimischen. Zwischenzeitlich war es 13:00 Uhr, unbarmherzig schlug die Hitze mir aufs Gemüt, ließ mich träge werden und den Fuß pulsieren, folglich verbrachte ich die Siesta in der verhältnismäßig kühlen Kirche. Kein Laut drang da ein, blieb allein – Danke, Herr!

Gegen 15:30 Uhr wieder raus aus dem Ort. Auf dem Weg fiel mir eine Jugendherberge auf … ‚Einkehren Herr? Oder nur stempeln lassen?'

Die Tür stand einladend offen, ergo trat ich ein. Drinnen fand ich dann einen ausgeprägt ungastlichen Mann am Empfang vor, der unentwegt über seine zwei Sekretärinnen schimpfte ‚… die nichts

taugen, da er ja doch alles alleine machen muss'. Und das ungeachtet der Leute, die da bei ihm einzuchecken gedachten. Als ich an der Reihe bin, stempelt der entnervt meinen Pass ab und fragt routinemäßig dabei an, ob ich ein Zimmer buchen wolle … Kurzer Aufblick: Wollen wir, Herr? Schon höre ich mich wahrheitsgemäß sagen:

‚Hm, ich weiß nicht so genau – ich habe Don Paolo gesucht.'

‚Wen?'

‚Na Ihren Priester …'

Da tobt der Mann los: ‚Das ist nicht mein Priester! Ich habe gottlob nichts mit der Kirche zu tun. Wollen Sie nun ein Zimmer oder nicht?'

‚Nein!', natürlich nicht – nicht wahr, Herr. In einem solchen Haus lassen wir nicht den kleinsten Deiner Cents. Stattdessen verlassen wir es grußlos und schütteln uns am Ortsausgang gründlich den Staub von den Füßen, zum Zeugnis gegen es und ihn, den Ort … (Vgl. Lk 9,5)."

Etwa 1½ Stunden wanderte ich im Anschluss daran weiter. Derweil erneut vollkommen durchnässt, vom Schwitzen inmitten flirrend heißer Luft. Erstaunlich für mich, es machte mir nichts. Offenbar gewöhnte sich mein Körper schnell an jedweden Zustand, so ich diesen nicht mit Ablehnung oder Mitleid bedachte, sondern seiner überhaupt nicht gedachte – weder positiv noch negativ. Es war ein

Wahrnehmen, indes kein Be- oder Verurteilen dieses mir bislang eher unangenehmen Seinszustandes namens „Schwitzen“.

Nichts unterbrach meinen Lauf auf dieser Teilstrecke, so verfiel ich mühelos ins Trance-Gebet. Und schließlich: Je tiefer ich eindrang, desto intensiver übermannte mich die Gewissheit, die kommende Nacht nicht in einem geschlossenen Raum zu verbringen, sondern zusammen mit dem Geliebten, unter freiem Himmel zu nächtigen. Bis zuletzt ein Unwetter nahte und mir die Bestätigung brachte: Nach Trentino würde ich es nicht mehr schaffen …

„Und jetzt sage ich: Gottlob, Dir, Geliebter. Gepriesen seist Du in Ewigkeit! Über mir braut sich ein Gewitter zusammen. Und ich ahnte schon die gesamte Zeit über, dass ich in keinem Haus übernachten werde. Eine Art Vorratshaus sah ich vom Radweg aus – und war felsenfest davon überzeugt, dass es davor auch eine Bank mit einem Tisch stehen hat. Und siehe, so ist es! Beides etwas wackelig, doch allemal ausreichend für mich. Dicht daneben eine etwa fünf Meter hohe Lärche. Kaum saß ich darunter, brach das Gewitter los. Sie bot mir Schutz vor dem Regen und zudem ein schmaler Dachvorsprung. Ich liebe Blitz und Donner unter freiem Himmel, hab immer das Sehnen da mittendrin sein zu wollen. Ein Gefühl von Heimat schenkt mir das Licht. Mit dem Donner zusammen ist es mir die

Stimme des Vaters, der mir von Seiner absoluten Existenz darin spricht – und somit von Dessen Liebe. Das versteht sich von selbst, denn wie sonst konnte anders alles um mich herum, und ich mittendrin, überhaupt am Leben sein?

Wasser für die Flasche gab es nicht mehr, hab auch nur wenig einfangen können im Gewitterregen. Aber das macht nichts, in der Frühe esse ich halt den geschenkten Apfel. Und dann werde ich weitersehen, Du wirst mich nicht verdursten lassen. Für heute bin ich restlos glücklich.

Nach dem Wetter abwechselnd Sonne und Regenschauer, ich aber sitze trocken und warm. Es weht ein leichter Wind. Danke, Herr!

22:00 Uhr. Schaue direkt auf die Dolomiten. Eine Felswand in unmittelbarer Nähe. Davor eine Schnellstraße und daneben, so scheint es mir, eine Bahnlinie. Wann immer ein Zug auf den Schienen im Schnelltempo darüberfährt, hallt das rauschende Windgeräusch – begleitet von dumpfem Bollern, verursacht durch geschwind rollende Räder auf unebenen Stahlschienen – laut im Echo der Felsformationen zurück. An dieses Dröhnen muss ich mich erst gewöhnen …

Und es erscheint mir sonderbar, dass ich bislang kaum eine Nacht erlebte, die gänzlich ohne mechanisch erzeugte Geräusche aus der Umgebung

verlief.

Zumindest fahren die Züge nicht so oft, so bleibt mir die Mystik dieser prachtvollen Kulisse bestehen. Liege derweil im Moos der Rasenstreifen zwischen den Rebstöcken und schaue in einen nun wieder sternenklaren Himmel … Herr, an keinem anderen Ort der Welt, wäre ich jetzt lieber … Hab Dank dafür! Ich liebe Dich – Amen!"

07.07.2019. Von Weinberg 28 km bis Trentino/Trient (35 km, ingesamt Tag)

Auszug Brief: *„Sitze noch im Weinberg … Die Nacht war kurz, um 4:30 Uhr von einem vorüberfliegenden Hubschrauber geweckt. Dennoch stand ich glücklich heute Morgen auf den Beinen, ohne Lampenfieber. Indes in meinem Körper etwas unwohl fühlend: der nasse Schweiß vom Vortage war über Nacht zu einem nasskalt-klebrigen Gebilde auf der Haut mutiert.*

Ja, das ist das Eigenartigste an diesem Etsch-Radweg: Er führt stellenweise direkt an den Ufern der Etsch entlang, doch kam ich bislang nirgends an ihr Wasser heran, ohne Gefahr zu laufen, mich ernstlich zu verletzen. Über Kilometer hinweg floss sie eingezäunt oder schier undurchdringlich unter extrem verwilderten Böschungen lang. Und wenn da mal kein Zaun oder dichte Wildnis mir den

Zugang zu ihr verwehrten – zumeist an Strecken in Nähe von Städten oder Dörfern –, fand sie sich derartig grob verschmutzt, dass eine Körper- oder Kleiderwaschung in ihr vollauf ausgeschlossen blieb.

Eine gänzlich neue Erfahrung für mich, Herr: mich jetzt nicht nur schmutzig zu fühlen, sondern es nunmehr real auch zu sein, sichtbar für einen jeden, der mir begegnet. Und das nach nur 24 Stunden! Dabei hatte ich schon etliche Tage und Nächte am Stück unter freiem Himmel verbracht, ohne eine einzige Waschung, und fand mich dennoch nicht verschmutzt. Ah, da zog ich tagsüber auch nicht umher, das macht hier definitiv den Unterschied. Und 2007 pilgerte ich im Frühjahr, da hatte es in Italien demnach noch längst nicht diese Sommerglut. Jetzt trieb mir die Hitze allein schon stehenden Fußes Schweißperlen auf die Stirn, wandernd indes, gar sämtliches Wasser aus dem Körper. Herr, als ich mir eben mein Kleid besah, fand ich es an den Ärmeln und Rücken verziert mit großen Salzflecken vor … Puh, wie schrecklich ist mir das!

Ja, ich weiß, alltäglich bitte ich Dich: ‚… nimm alles mir, was mich hindert zu Dir, gib alles mir, was mich hinführt zu Dir': Flecken, Geruch und Schmutzigfühlen hast Du mir folglich ebenso geschenkt, wie den Apfel gestern. Um meiner Eitelkeit wegen, nicht wahr. Sie gilt es vollkommen zu überwinden, denn die stellt in höchstem Maße ein Hindernis dar, in

meinem Bestreben, ‚ganz Dein Eigen' zu sein.

9:00 Uhr. Habe soeben eine Wasserstation entdeckt. Danke, Herr! Nicht ein einziger Radfahrer auf der Strecke, bis hierher. Von daher ist eine kurze Katzenwäsche und Flecken-Auswasch-Aktion möglich. Am Ende sind sie noch immer da, aber nun nicht mehr so hell leuchtend auf dem braunen Stoff zu sehen. Kleiner Kompromiss, Liebster, Danke! Die Umsetzung meiner Bitte: ‚… nimm alles mir', ist dann in der Praxis doch nicht so leicht, wie ich mir erhoffte … Dennoch bleibt es dabei: ‚… nimm Herr! – Danke, Amen!

Um 11:30 Uhr stand ich schon am Ortseingang von Trentino. Knapp 30 km lagen hinter mir. Mittagszeit. Erneut sengende Hitze. Körperlich erschöpft, denn bis auf die kurze Wasserpause am Morgen, war ich bis hierher fast durchgelaufen. Da entdeckte ich dieses ausladende Werbeschild am Wegesrand mit dem Angebot auf ein ‚Zimmer im Bauernhof' … Aufblick zum Herrn: ‚Dein Wille, Herr?' Ein ungutes Gefühl beschlich mich – Abwehrhaltung. Doch durfte ich darauf nicht achten, wie ich aus Erfahrung wusste: Einzig dem Impuls der Kraft in mir hatte ich nachzugehen, so ich mir sicher sein wollte, allein Gott, statt bloßem Eigensinn nachzulaufen. Und von dieser Kraftquelle her, zog es mich eindeutig in Richtung Bauernhof, sprich

den Radweg zu verlassen und dabei mindestens 2 km Umweg in Kauf zu nehmen. Was am Ende keine Kleinigkeit für einen Pilger darstellt, zumal in Italien, wo man es mit der Entsorgung von überholten Werbeschildern nicht so genau nimmt. Nicht selten stellt das Angebot darauf ein Relikt aus alten Zeiten dar: Existieren die angepriesenen Bars, Restaurants oder Bed & Breakfast-Domizile längst nicht mehr. Wie oft fand ich da nur leere Häuser oder gar nurmehr Ruinen vor, wo mir zuvor ein Hinweisschild doch mindestens den ‚Himmel auf Erden zu finden' versprach. Umwege indes, die ein Pilger um eines leeren Versprechens wegen in Kauf nehmen muss, zählen letztendlich doppelt für ihn, da durchweg demoralisierend an seiner Psyche zehrend. Kosten ihn folglich einiges an Mühe mehr, sich aufgrund durchlebter Desillusionierung nicht des inneren Friedens berauben zu lassen.

Hier aber stand das Bauernhaus noch und lockte zudem vermittels eines Schildes am Gehöft weiterhin mit dem Angebot ‚Camera!' … Und doch lief ich mal wieder vergeblich, schroff wurde ich abgewiesen, kaum das Geläut der Türklingel verklungen war.

Die Tür flog auf: ‚Buon giorno signora!', grüße ich frohgemut, in meiner Freude, dass der Hof existiert. Zu mehr aber komme ich nicht, unvermittelt donnert die Bäuerin los: ‚No Camera!'… und schon ist die Tür wieder zu.

Wow! Fühle mich augenblicklich an einen Abend meiner Jugendtage zurückversetzt. Da kam ich zu spät nach Haus, fand die Haustür – eine Schiebetür – fest verschlossen. Ergo klingelte ich, im Nu schob sich die Tür beiseite, doch Einlass erlangte ich nicht. Stattdessen sah ich in die Öffnung eines 10 Liter Kübels – derweil mir gleichzeitig ein Schwall eiskalten Wassers frontal entgegen schoss. Just rückte die Tür wieder zu, klackte der Abwehrriegel in sein Schloss. Einem begossenen Pudel gleich, zog ich darauf von dannen – mich einerseits schuldig fühlend, andererseits fassungslos betroffen –, um anschließend ‚mein allererstes Mal' im Leben, eine Nacht unter freiem Himmel zu verbringen. Eine Sommernacht, am Berliner ‚Kaulsdorfer See', mutterseelenallein verbracht, die mich am Ende ind e s mit einem großen Geschenk bedachte: dem Bewusstsein um die absolute Präsenz an ureigener Kompetenz in mir, ausgestattet mit dem Abbild eines Wertmaßstabes, der so gänzlich fernab jeglichen Anspruchsdenkens meines offenbar nur scheinbar erwachsenen Umfeldes lag …

Wie damals, so vergleichbar heute: Zunächst ein stechendscharfer Schmerz im Herzen, letztlich aber doch das befreiende Erfassen und/oder Loslassen im Aufblick zum Geliebten. Folglich ‚… Fiat Herr! Lass uns den Staub abschütteln und weiterziehen …' Denke, es ist immer diese grobschlächtige Energie

hinter allen Wutausbrüchen. Stets überrumpelt sie mich, fühle ich mich ihr einstweilen nicht ausreichend gewappnet – der Jona-Effekt! (Vgl. Jona 1ff) Doch inzwischen habe ich Dutzende Male erfahren, wie enorm schnell derartige Empfindungen vorübergehen, wo ich ihnen nicht die Macht gebe, mich zu besitzen. Wo ich nicht das Erlebte – und hierin gleich, ob sogenannt positiv oder negativ gedeutet –, sondern allein den alleinigen Schöpfer darin hofiere. Mit IHM zu laufen bedeutet, den ‚Jona-Effekt' (Vgl. Jona 1ff) zu überwinden, um zutiefst die Freiheit und Fülle allen Seins in der bedingungslosen Liebe des ewigen Vaters zu erfahren.

Eben aber war es eher die Enttäuschung, der Hitze nicht entfliehen zu können. Denn hier stand ich erst am Ortseingang von Trentino und hatte obendrein jetzt die 2 km wieder zurück bis zum Radweg zu laufen, da mir ansonsten die Orientierung fehlte. Und es würde dann noch etliche Kilometer andauern, bis ich die Stadtmitte samt TI und/oder Kirche erreichte. Das habe ich in Bozen schmerzlich erkannt: Bis in die City einer Stadt, konnte sich eine Laufstrecke mitunter ebenso weit an Kilometern hinziehen, wie die davor insgesamt gelaufene Tagesstrecke. Und Stadtwandern zählt mir ohnehin doppelt: ununterbrochener Lärm, Aggressivität, beißende Gerüche und abgasverschmutzte Luft. Zudem immens viele Eindrücke und ein hohes

Maß an Konzentration erforderlich, um mich nicht unnötig ‚zu verlaufen'. Trient macht da keine Ausnahme. Obgleich die Dörfer in der Region mir durchweg beschaulich waren.

13:00 Uhr. Die City von Trentino erreichte ich nicht. Kurz vor meinem Einlaufen strandete ich unverhofft im Garni ‚Villa Fontana', unweit des Fernradweges stehend. Die hatte ich zuvor irrtümlicherweise für die Tourist-Info gehalten. Denn am Gebäude sah ich groß das typische ‚i' für ‚Infopoint' leuchten. Ergo trat ich in die Villa ein, fragte nach, eher zögerlich dabei, denn das Ambiente, auf das ich traf, entsprach so absolut nicht der Ausstattung einer Gast-Information. Freundlich klärt mich der Mann am Empfang über meinen Irrtum auf, erklärt auch den Weg zur ‚echten TI', schließlich kommen wir ins Gespräch. Erfährt er, wer ich bin und ich, wer er ist – kein geringerer als der Betreiber des Hotels, der eben mal seine Rezeptionistin während der Mittagspause vertritt. Seine Zimmer kosten ‚… 54 –, Euro', erzählt er mir und ich denke bei mir, dass er da sicher eh schon im Preis runter gegangen ist. Die Villa ist exquisit stilvoll eingerichtet. Kein überflüssiger Tand oder Billig-Discount-Mobiliar auf Plüschteppichen. Klassische Schönheit, hell, offen und freundlich, dazu durchweg funktional, gänzlich so, wie ich es liebe. Und doch höre ich mich sagen:

‚Zu viel für mich, muss woanders schauen – aber lieben Dank für Ihr Angebot!‘

‚Wie viel ginge denn?‘, fragt der Chef nach.

‚Höchstens 30-35–, Euro …‘

Darauf er: ‚40 –, Euro…‘

‚Tut mir leid‘, gebe ich ehrlich zurück, ‚aber 50–, Euro sind mein komplettes Tagesbudget – je teurer die Unterkunft, desto weniger bleibt mir fürs Essen.‘

Doch der ‚Bruder im Herrn‘ wollte mich hierbehalten, deshalb sagte er mir die 35,– € zu und merkte an, dass da ‚… in jedem Fall auch das Frühstück inklusive‘ sei, ‚ab 6:30 Uhr‘.

Wie passend, Herr, Danke! So ist das Leben in Dir: pur Abenteuer! Da werde ich abserviert, hier willkommen geheißen. Und das ist absolut belanglos – denn Du, Geliebter, bleibst doch bei allem Dir gleich …

Ergo finde ich mich sehr mondän untergebracht. Von allein hätte ich hier nicht nach einem Zimmer gefragt, jetzt aber freue ich mich: Wäsche gewaschen und den Körper vom Schmutz befreit. Dann geschlafen, tief und fest, von 13:30 – 15:30 Uhr. Muss gestehen, dieses Bett hier ist ein Traum. Gegen 16:00 Uhr noch einmal raus. Unweit des Garni eine kleine Pizzeria, da gönne ich mir eine leckere eingerollte ‚Pizzateig-Gemüse-Variante‘, dazu einen Tee. Alles für 7,50 €. Festmahl heute!

Im Anschluss kurzer Gang durch die City. In der TI noch den Pass abstempeln lassen. Da entdecke ich auf dem Servicetresen die aktuellen Zimmerangebote ausgelegt: keines unter 55,– €! … Hab Dank, Herr, für diese Bestätigung – es war Dir wichtig für heute, mich noch mit einem leckeren Mahl zu bedenken. Körper, Geist und Fuß, der auf der Strecke wieder schmerzte, finden sich wohlauf. Was mir nicht vergönnt gewesen wäre, hättest Du mich nicht zur rechten Zeit an dem richtigen Ort, und somit Menschen, sein lassen …

Ansonsten ist Trient voll von Afroamerikanern! Mir ein eigenartiges Bild. Nichts in Italien scheint mir annähernd noch so wie 2007, alles hat sich grundlegend verändert. Selbst die Mentalität, vermisse das so typisch-unbeschwerte ‚Ciao-bella-Flair' an den Einheimischen, die mir zudem in Trient eh in der Minderzahl erscheinen. Stattdessen Multikulti, ähnlich meiner Heimatstadt Berlin – sie laufen in Gruppen, ziehen umher, hochmütigen Blickes, als seien sie die Italiener dieser Stadt. Aber gut, Herr, Du kennst die Herzen … Die Veränderung indes ist deutlich spürbar und fühlt sich so gar nicht friedlich, geschweige denn, mehr christgläubig an."

Was mir nebenbei an Trient gefiel, war die Vielzahl an unübersehbar-ausladend platzierten Zebrastreifen querbeet in der Stadt verteilt, selbst

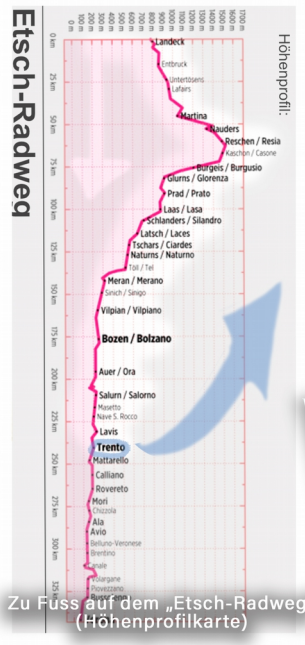
vor den Ampeln. Hier folglich war der Fußgänger noch König, indes die Radfahrer ihr eigenes abgeteiltes Reich erhielten, so kam sich keine Partei in die Quere. Wenn ich nunmehr diesen Habitus mit Deutschland, zum Beispiel mit Tegernsee vergleiche, fällt mir nur ein Wort dazu ein: Desaströs! Denn hier finden sich Fußgänger und Radfahrer zusammengepfercht auf schmalsten Gehwegen – liefern somit ewigen Anstoß zu Zwistigkeit unter beiden Personengruppen.

„Bei meiner Rückkehr ins Hotel treffe ich auf die Rezeptionistin – oh, oh, Herr! Bei Dir gibt es wahrhaftig keine Zufälle, an dieser Frau wäre ich nie vorbeigekommen …

Kaum im Zimmer braut sich über der Stadt ein Unwetter zusammen. Ein heftiges Gewitter, an Power dem gestrigen im Weinberg um Längen übertreffend. Und da geht mir auf: Es abgetrennt von einem geschlossenen Raum aus zu betrachten, fühlt sich in mir längst nicht so elysisch an, als mich inmitten der Natur als einen Teil von ihm zu erfahren.

21:00 Uhr … Nach Gebet, Schriftlesung und Meditation. Herr? … Paradoxon! … Ein Teil vom Gewitter sein, heißt ein Teil von Allem sein, was da ist, doch alles was da ist, bist doch nur wieder DU … Das ist der Grund, warum ich lebe und Dich lieben

darf. Hab Dank für diese Liebe – die auch nur wieder, Du allein bist –, für diesen Tag und all jene, die Du mir darin – und bis hierher – gegeben hast. Lass keinen einzigen von ihnen verloren gehen oder zuschanden werden in mir, der an Dich glaubt. Danke, Danke, Danke, Herr – Amen!"



Zu Fuss auf dem „Etsch-Radweg“ (Höhenprofilkarte)

Begegnung auf dem „Etsch-Fernradweg“ bei Trient (noch ca. 610 km von Rom entfernt): 19. Tag (07.07.2019)

In Rovereto, Trentiner Etschtal, Brücke Forbato: 20. Tag (08.07.2019)

„Ja, Saluti Rovereto“ ist echt romantisch hier. Die Italiener hier - sehr offen ...“

„Typisch italienisch, der alte Kern ...“ Rovereto

08.07.2019. Von Trentino nach Rovereto – Kapuzinerkloster St. Caterina (ca. 30 km)

5:30 Uhr. Heute wieder Lampenfieber, wenn auch gemäßigt. Bin gespannt, ob das je vergeht. Sitze noch in der „Villa Fontana“. Still auf den Fluren … In der Nacht fing der Fuß unvermittelt erneut an zu schmerzen, rieb ihn folglich doch mit der Salbe ein. Von daher kam mir wohl soeben der Gedanke, künftig – wo immer es geht – nur noch bis längstens 14:00 Uhr zu laufen. Dem Körper zuliebe, denn die andauernde Hitze lässt nichts anderes zu. Am Abend zu wandern behindert indes die Herbergssuche und ist zudem nicht ungefährlich.

Auszug Brief:*„Was für ein Tag, Herr! Er fing mit einem leckeren Frühstück für mich an: kleine Croissants mit Aprikosenfüllung, Kräutertee, Obst. Überhaupt ein üppiges Frühstücksbuffet, mit allem darauf, was sich wohl Urlauber oder Gastarbeiter in einem Hotel wünschen: alles frisch und appetitlich angerichtet. Beim Auschecken treffe ich noch einmal auf den Chef des Hauses: Ein heiteres ‚Ciao!‘ breites Lächeln und ein warmherziger Blick, damit hat er mich zum Abschied bestückt. Ja, mehr braucht es nicht, nicht wahr, Herr. Von daher ‚… Friede diesem Haus und allen, die darin gehen ein* und aus‘.

Gegen 7:30 Uhr verließ ich die Villa. Sonne satt. Nach etwa 15 km treffe ich wieder auf Lois, der am Gardasee eine Pflicht zu erfüllen hat und halt die Strecke zum Anwesen des Vergebers mit Rad, statt dem Auto fährt. Große Freude. Erneut läuft er ein Stück des Weges mit mir, reden wir. An einer Stelle will er wissen, wo ich denn geschlafen hätte die Tage dazwischen. Das hatte ich längst vergessen – ein Vorteil, wenn man mit dem Herrn geht, es zählt weder Vergangenheit noch Zukunft, sondern allein die Gegenwart – ergo schaue ich im Pilgerausweis nach. Die Stempel darin zeigen verlässlich die Wegstrecke. An der Stelle ‚… Nacht im Weinberg verbracht', schaut Lois mich ungläubig an, sagt aber nichts. Am Ende fragt er, ob ich auf dem Rückweg ihn und seine Frau besuchen käme: ‚Du kannst dann bei uns schlafen', fügt er ernsten Blickes flugs hinzu. Kurzer Aufblick: Willst Du, Herr? … Kein Veto in mir, aber auch kein klares Ja. Logisch nicht, denn es handelt sich ja um eine Frage, die die Zukunft betrifft, folglich jetzt keine Handlung einfordert. Ergo antworte ich nur: ‚Ja, warum nicht – muss schauen, was der Herr für den Rückweg will.'

Dann schießt Lois noch ein Selfie von uns beiden und verspricht ‚… es später' Kalinka per E-Mail zuzusenden. Eine herzliche Umarmung zum Abschied, bevor ein jeder von uns schlicht seinen eigenen Weg weiter begeht.

Jetzt ist es 11:00 Uhr und schon wieder sitze ich an einem Tisch, diesmal auf einem Gartenstuhl, und trinke ein Glas Tee (1,50 €). Das nur, weil ich das Flair genießen wollte, d diese Tagesbar ‚Asgard Bicigrill' Nomi (Art offener Holz-Pavillon), direkt am Etschradweg, etwa 8 bis 10 km vor Rovereto, zu dieser Stunde umgab. Original italienisch! Die Musik und die Leute: ‚Ti amo …', tönt es laut aus der Jukebox, einige trällern mit, andere plaudern dazwischen oder daneben, querbeet vom Tresen her über die Gartentische hinweg, in dem so typisch melodischen – entweder höchst euphorisch oder zutiefst melancholisch wirkenden – Singsang in der Stimme. Herzlich offen wird sie miteinbezogen in diesen Frohsinn, die ‚Pellegrino aus Germania', die kein Wort von allem versteht, was man ihr erzählt, und sich doch von Herzen mit den Unbekümmerten freut. In all diesem leidenschaftlichen Übermut rufe ich gar Kalinka an und halte das Handy direkt in das Treiben hinein, um sie an diesem – für mich – ‚echten Stück Italien' teilhaben zu lassen.

Gegen 13:40 Uhr laufe ich in Rovereto Stadt ein. Wow, Herr, welche Freude! Allein die Vororte waren schon nobel: insgesamt malerisch und gepflegt anzusehen. Klassisch italienische Dörfer inmitten von Weinplantagen, und – Stille, Stille, Stille. Und jetzt? ‚Salve Rovereto!', du bist mir das Italien, dass ich vor 11 Jahren kennenlernte. Helle Energie, bunt,

romantisch, verspielt, vielfältig und trotz vieler enger Gassen (speziell Altstadt), gravitätischer Paläste, alter Kirchen, Plätze, Brunnen und nicht zuletzt Unmengen an Touristen, fast schon penibel sauber. Die Einheimischen gestikulierend schwadronierend auf den Boulevards, offene Gesichter, herzliches Lächeln, stetes Flirten.

Hier spricht kaum einer mehr deutsch, stattdessen Italiener wohin das Auge schaut und italienisch, gleich in welche Richtung das Ohr hört – kaum Migranten. ‚Città della Pace' – Stadt des Friedens, ist Roveretos Beiname … Ja, das ist deutlich wahrzunehmen, denn trotz der Vielzahl an Menschen, ist die Stimmung nicht depressiv oder gar aggressiv, wie ich sie in den meisten Groß- und/oder Kreisstädten erfahre."

Und inmitten dieser Begeisterung erhalte ich unverhofft eine wichtige Lehre erteilt: Leicht ist es, sich in der Freude an den jeweiligen Dingen, Ereignissen oder Begegnungen zu verlieren, wahre Freude indes entspringt der Abwesenheit all dessen – ist buchstäblich grundlos.

Und damit nicht genug, unmissverständlich wird mir aufgezeigt, was das Schriftwort: „… denn du sollst keinen anderen Gott anbeten. Denn eifersüchtig heißt der Herr, ein eifersüchtiger Gott ist er. Dass Du mir ja nicht mit den Bewohnern des Landes ein Abkommen triffst", real bedeutet (2 Mos 34,14) …

In meinem Überschwang hatte ich Kalinka angerufen, um sie an diesem bunten Treiben teilhaben zu lassen. Derweil wir unbedarft plaudern, navigiert sie mich per Google-Maps durch die Stadt, in Richtung Tourist-Info, und sucht zudem nebenher auf booking.com nach einem günstigen Zimmer für mich. Allesamt Handlungen, die mir in meiner Glaubens- und Lebensweise als absolutes „No-Go" stehen. Und doch übergehe ich das aufsteigende Unbehagen in mir, schütte es stattdessen fahrlässig mit dem eben vorherrschenden „Lebenswonnegefühl" zu und lasse Kalinka gewähren, zumal die in Windeseile in der Tat just ein Zimmer findet und direkt auch bucht: „… kein Problem, Ma, das kann ich wieder stornieren, wenn du willst …"

Kurzer Aufblick: „Wollen wir, Herr? Gleichzeitig war ich stehen geblieben, um mich umzuschauen, nach dem Namen der Straße, da entdecke ich ein älteres Ehepaar vor seinem Auto inmitten ihrer Einkaufstüten stehen, spontan laufe ich hin, um nach dem Weg zur Tourist-Info zu fragen. Die lächeln freundlich, verstehen aber nicht. Ergo versuche ich es auf Italienisch: „informazioni – turistica …?"

Im Nu kommt Bewegung in die beiden, werden die Einkäufe flugs im Kofferraum verstaut, und ich auf den Rücksitz des Fahrzeugs befördert: „… City!", bedeutet mir die Frau strahlenden Blickes …

„Während der Fahrt scheint die Frau eine

Eingebung zu haben, urplötzlich dreht sie sich zu mir um und sagt beschwingt: ‚… Ah, capisco … Du Cappuccini … Santa Caterina …‘

Verstehe nicht, was sie mir sagen will, frage dennoch weder nach noch widerspreche ich, sondern gebe zu allem was sie sagt – indes ebenso überschwänglich beglückt – nur zurück: „Si, si, si … Grazie Signora!‘

Das löst ein gemeinsames Lachen unter uns aus. Dabei wendet der Mann abrupt den Wagen und biegt gezielt in eine Nebengasse ein, während ich nunmehr äußerst gespannt bin, wo ich wohl hingeführt werde: ‚Von Dir, Herr, durch diese zwei ‚Engel‘, obgleich Kalinka doch schon eine ‚günstige‘ Bleibe reserviert hat.‘

Nicht lange, da hält der Wagen, zeigt die Frau breit lächelnd auf ein Gebäude und spricht weihevollen Tonfalls: ‚Da! … Convento Cappuccini – Santa Caterina …‘

Wow, Herr, da verstehe ich: Cappuccini meint nicht das Getränk aus Kaffee vermischt mit Milchschaum, sondern Kapuziner (-brüder und/oder -patres), deren Ordenshaus sich hier direkt angeschlossen an eine Kirche namens St. Caterina findet …

Auch hier ist die Pforte von einem Laien besetzt. Der versteht mich nicht, deutet mir aber, dass ich bis 15:00 Uhr warten müsse. Doch dann kommt just von der Straße her eine junge Frau auf das Pfortentor zu, schließt die Tür auf und nimmt mich mit hinein.

Die ist zivile Angestellte im Büro des Konvents, auf Englisch kann ich ihr vermitteln, wer ich bin und was ich hier suche. Da holt sie den zuständigen Kapuzinerbruder, der nur italienisch spricht, von daher übersetzt die Frau:

‚… Rompilgerin …, Unterkunft für eine Nacht …, Maximal 35,– Euro.‘

Daraufhin begutachtet mich der Bruder zunächst, schaut mir dann eindringlich in die Augen und lässt dann übersetzen:

‚Wir können uns weder um Sie kümmern noch Sie verpflegen …‘

‚Das brauchen Sie auch nicht‘, gebe ich friedlich zurück.

Da ist er einverstanden:

‚15,– Euro die Nacht.‘

Die junge Frau verabschiedet sich, wünscht mir Gottes Segen. Der Kapuziner geht mit mir zum Pförtner, den Zimmerschlüssel holen. Hier lege ich ihm die 15,– € auf den Tisch, doch da nimmt er nur 10,– € an sich und gibt mir den Rest zurück.

Deine Wege, Herr! Nichts geschieht außerhalb Deiner – ist umsonst oder gar vergeblich. Alles ist eins, in Dir. Das, und nur das, ist echtes Pilgern – wahrhaftige Jüngerschaft. Es ist wahr: Allein Du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben – für den, der nach Hause, in das Reich des ewigen Vaters will. (Vgl. Joh 14,6)

18:30 Uhr. Geduscht und in der Altstadt an einem Imbiss für 8,– € eine kleine Lasagne mit Spinat gegessen, dazu einen Tee. Danke, Liebster, für dieses köstliche Mahl. Postkarten gekauft, Briefblock und Marken, für diese Region – jede einzelne in Italien hat ihre eigenen Briefmarken und ebenso unterschiedliche Preise. Ergo alles erledigt, was ich brauchte, um zu halten, was ich versprochen habe. Und eine hl. Messe gibt es für mich heute auch – gleich jetzt, um 19:00 Uhr … Halleluja!

21:30 Uhr. Nein, keine hl. Messe. War zwar angekündigt im Aushang von der St. Caterina Kirche, wurde indes um eine Stunde vorverlegt. Einen Hinweis darauf hatte es nicht gegeben, und das bedauert der ‚Bruder Sakristan' nicht einmal – zuckte stumm nur mit den Schultern und schloss mir die Kirchentür vor der Nase zu. In einer weiteren Kirche soll die Messe laut Messeanzeiger um 20:00 Uhr zelebriert werden, doch die Tür ist um 20:15 Uhr noch immer verschlossen, ein Hinweiszeichen für den Ausfall der Messe fehlt auch hier. Das ist halt die Kehrseite der italienisch so herzlich offenen ‚Küsschen'-Mentalität: Oberflächlichkeit anstatt spiritueller Tiefgang im Miteinander. Probleme? Hey, take it easy! Es macht doch nichts, wenn der Nächste um meiner Nachlässigkeit wegen – überholte Schilder zu entfernen, Aushänge zu aktualisieren oder einen Zettel um einer Änderung willen an

einer Kirchentür anzubringen – kilometerweit umsonst läuft. Alles ‚tutto bene!' Küsschen, Küsschen, ciao! … Das ist Leidenschaft, nicht Liebe.

Dein Wille, Liebster, ist es, dass ich die heutige Nacht an der Pforte im Gästetrakt dieses Kapuzinerordens verbringe – für gerade einmal 10,– €, in einer schlichten Zelle, indes nobel mit eigener Dusche und WC. Dunkel, kalt und traurig ist in diesem Teil des Hauses und Raumes die Energie. Auch der smarte Ausblick durch das Fenster zum gepflegten Innenhof raus, vermag daran nichts zu ändern. Und es ist auch Dein Wille, dass es heute wieder weder Priester noch hl. Messe für mich gab. Und doch erfahre ich mich zutiefst beseelt, ja durchweg hoffnungsfroh: Weil Du, Herr, mir gezeigt hast, dass niemand sonst, außer Du allein, mein König sein darf, sein willst und in alle Ewigkeit bleiben wirst. Danke, Danke, Danke, Liebster:,… ich habe erkannt, mir steht Gott zur Seite.' (Ps 56,10) Ich liebe Dich – Amen!"

09.07.2019. Von Roveretto nach Avio – „Garni Piccolo Fiore" (ca. 30 km, insgesamt Tag)

Auszug Brief: *„19:00 Uhr. Die Nacht war nicht nett. Düster die Stimmung um mich herum. Unangenehme Gefühle: Traurigkeit, Leere, Sinnlosigkeit*

usw. Im Grund alles, an Empfindungen, wie ich sie im Kloster Zams erfuhr. Mir kaum verwunderlich, in den Nachbarzimmern sind offenbar Migranten und/oder Obdachlose untergebracht. Zudem scheint mir auch dieser Konvent überaltert. Diese gesamttraurige Energie … Hier wird Dienst getan – Werke der Selbstgerechtigkeit, aber Barmherzigkeit? Ich weiß nicht, Herr, Du kennst die Herzen. Lass niemanden zuschanden werden in mir, der an Dich glaubt …

Tragen! Genau, ich trage dieses Empfinden schlicht in und mit Dir durch – und basta!

Gefühlsregungen bleiben. Sie werden aufgenommen durch die Zeitgenossen in unmittelbarer Umgebung. Es sind deren, nicht meine. Das ist meine Aufgabe: Nicht festhalten, sondern durchlassen auf Dich, Liebster, hin.

Heute Morgen gab es kein Frühstück, so verließ ich Rovereto schon um 6:00 Uhr. Sämtliche Bars auf dem Weg zum Etschradweg geschlossen, das habe ich in Italiens Städten zuvor noch nie erlebt. Aber alles war dennoch gut. Das Wetter genial zum Wandern heute. Leicht bewölkt, ein paradiesisches Laufen in wahrhaftig elysisch anmutender Landschaft: Weinberge und Aprikosenbäume inmitten sattgrüner Hügel eingebettet. Ein paar Aprikosen genascht, die schon vollreif vom Baum gefallen waren. Derweil ein Esel am Wegesrand mich dabei

entdeckte und direkt begrüßte – der Klang seines ‚iah iah' rührte mich augenblicklich zutiefst an. Und die Menschen in den kleinen Ortschaften, durch die ich ziehe, allesamt aufgeschlossen, heitergelassenen Gemütes. Die sprichwörtliche ‚Leichtigkeit des Seins', hier fällt es nicht schwer, sich unmittelbar als ein Teil ihrer zu erfahren …

Und in dieser Fülle kam ich allmählich dem Wesen meines Lampenfiebers, morgendlicher Übelkeit und/oder der Furcht gleich wieder die Bühne des Lebens betreten zu müssen, auf die Schliche: Mangelnde Liebe! Das Abenteuer schätze ich, Deine Ratschlüsse zur Züchtigung meiner nicht. Durch die Du mir stets nur aufs Neue nachweist, wie viel es mir da noch mangelt, an vorbehaltloser Liebe zu Dir. Ebendarum bin ich noch immer zu reich, um durch das Nadelöhr zu gelangen (Vgl. Mt 19,24; Mk 10,25; Lk 18,25). Das würde ich gern ändern."

Der hl. Johannes bestätigte mir das in seinem ersten Brief, Kapitel 4,18:

„Furcht ist nicht in der Liebe,
sondern die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus,
denn Furcht hat Pein,
wer sich aber fürchtet, ist nicht zur Vollkommenheit der Liebe gelangt."

„Von daher hielt ich mich heute getreu an den Weg. Beschloss ich, nicht links noch rechts von ihm abzugehen. Und das war richtig so. Denn Du bist es, der diesen Weg mit mir gehen will. Und Du bist es, der ihn mit mir begeht und demnach für mein Körper-, Leib- und Seelenheil sorgt. Fazit: Alles was auf mich zukommt – und nicht wonach ich suche – gehört dementsprechend unbestreitbar zu mir. Ein wundersam freies Laufen: Sorglos!

Gegen 11:00 Uhr laufe ich in Pilcante ein. Eine Bar direkt am Wegesrand, in die kehre ich ein. Ein Croissant mit Marmelade und einen Pfefferminztee dazu, für gerade einmal 2,70 €. Witzig ist mir die Zitronenscheibe auf dem Unterteller, von Tee verstehen die Italiener nicht wahrhaftig etwas und doch bin ich glücklich, überhaupt welchen zu bekommen. Zunächst ist die Terrasse menschenleer. Kaum sitze ich indes, tritt ein Pärchen meines Alters herzu. Er Deutscher, sie Italienerin, haben Pilcante, die Heimat der Frau, zum Alterssitz erkoren. Der Mann spricht mich an:

‚Entschuldigen Sie bitte – Sie pilgern nach Rom?‘

‚Ja!‘

‚Sehen Sie da den Heiligen Vater?‘

‚Weiß nicht genau, denke aber schon, bin angemeldet am 07. August zu einer Gruppenaudienz …‘

Kurz nickt der Mann seiner Begleiterin zu, die

daraufhin postwendend zu strahlen beginnt, spricht dann ermutigt weiter:

‚Meine Frau spricht nur italienisch, hätte aber eine herzliche Bitte an Sie …‘

Mechanisch nicke ich, setze mich unterdessen aufrecht, um zu signalisieren, dass ich genau zuhöre. In Rom solle ich den ‚Heiligen Vater‘ um ein Autogramm, ein schriftliches Wort oder irgendeine Kleinigkeit ersuchen, das dieser dann nicht an seine Frau, sondern an deren Tante senden solle. Eine 84-Jährige italienische Christin, welche die Bittstellerin und deren Geschwister – insgesamt 6 – dereinst nach dem Tod der Mutter aufgenommen und großgezogen hat:

‚Eine tiefgläubige Frau‘, so der Mann weiter, ‚… ans Bett gefesselt, schaut von morgens bis abends den Heiligen Vater im Fernseher an …‘

Und kaum hat der Mann das letzte Wort gesprochen, bittet die Frau die Servicekraft um Stift und Papier notiert die Adresse der Tante darauf und reicht sie mir hin. Derweil ich irritiert zum Herrn aufblicke …“

Denn diese Bitte mutete mir in jenem Augenblick fast schon kindlich naiv an. Und in der Tat konnte sie nur einem italienischen Herzen entstammen: Einen Papst zum Anfassen kennen Deutsche kaum, und schon gleich gar nicht solche wie ich. Doch war es eine Bitte, die hier an mich gerichtet wurde. Eine

Bitte indes ist zugleich immer auch Beauftragung durch den ewigen Vater in dem Sohn, und wo diese ist, da findet sich konstant ebenso das Vermögen sie auch auszuführen …

„Ergo antworte ich schlicht, dass ich nichts versprechen könne, aber dessen ungeachtet vorab einen Weg finden würde, ihr Anliegen samt Adresse an den ‚richtigen Mann' im Vatikan zu senden, einem, der dem ‚Heiligen Vater' alltäglich nahe steht …

Und das habe ich eben auch getan: Ich schrieb Seiner Exzellenz Dr. Georg Gänswein, dem Sekretär des Papstes. Denn immerhin hatte dieser mir ebenso in meiner eigenen Angelegenheit postwendend geantwortet und somit Abhilfe verschafft. Das letztendliche Ergebnis daraus, Herr, lege ich in Deine Hände. Wir sind ja pilgernd unterwegs, kann folglich nur darauf vertrauen, dass der Brief ihn erreicht oder eine barmherzige Seele im Vatikan sich seiner annimmt. Für den Fall, dass Du noch eine andere Gelegenheit gibst, werde ich die Adresse in der hl. Schrift aufbewahren und ansonsten das Anliegen dieser Nichte und frommen Tante im Herzen bis nach Rom durchtragen. Danke, Herr, Amen!

Gegen 13:30 in Avio eingelaufen. Ein wenig durcheinander hier mit den Hinweisschildern, gehört alles zu verschiedenen Provinzen. Dennoch

habe ich mich streng daran gehalten, nicht abzulaufen links und rechts und mir nichts zu nehmen, sondern auf dem Weg zu bleiben – und was immer Du mir da vor die Füße stellst, anzunehmen: ‚Das erste Wort, Herr, das ich höre, und an mich gerichtet ist, befolge ich …'"

Und siehe, „das erste Wort" hier vernahm ich aus dem Munde zweier Carabinieri, die in ihrem Fahrzeug gemach – fast Schritttempo – Streife fuhren. Aber ja, Siesta! Fiel es mir ein. Die grüßten mich freundlich, ergo fragte ich nach der Touri-Info. Offenbar gab es keine, dafür aber wiesen sie mir eine Richtung und nannten mir einen Namen, den ich zwar nur zur Hälfte verstand, aber das genügte mir „… Garni Piccolo … für kleine Preis …"

„So landete ich hier im ‚Garni Piccolo Fiore'. Ein wahrhaftig kleines Garni, aber von der Ausstattung her durchaus anspruchsvoll, gepflegt und geliebt. Hell, freundlich und offen im wahrsten Sinne des Wortes – bei meiner Ankunft sämtliche Türen offen, doch keine Menschenseele anzutreffen. Familienbetrieb, den Betreiber fand ich in der Tankstelle nebenan, die ebenso der Familie gehört, in der am Morgen das Frühstück serviert wird. Enorm gastfreundlich allesamt, auf wen auch immer ich hier traf. Schnell wurden wir uns einig, 40,– € ‚… mit Frühstück', freut sich der Jungchef.

Kaum auf dem Zimmer, flugs gewaschen und geduscht, dann Siesta gehalten, bis 16:00 Uhr.

Anschließend rein in den kleinen Ort. Kirche gesucht und gefunden – dicht neben dem Garni. Keine Messe, kein Priester. Aber die Kirche selbst hat mir justament einen richtig düstern Schrecken eingejagt ‚… uhhh, war die dunkel!' Nicht der kleinste Sonnenstrahl drang ein, stattdessen standen an allen Ecken diese Grablichter/ewigen Lichter, aufgestellt vor überdimensional großen Heiligenfiguren. Aberglaube der Bevölkerung? Gruselig!

Herr, Du weißt es, wie gern habe ich früher in Kirchen übernachtet oder Stunden zugebracht, in dieser hier hätte ich nur unter Zwang übernachtet und auch jetzt ist es mir kaum möglich, hier lang zu beten, geschweige denn zu meditieren. Da bleibt mir nur noch Dich zu bitten, niemanden in mir zuschanden werden zu lassen, der an Dich glaubt. Danke, ich liebe Dich, Amen!

Hernach noch in den ‚Supermercato' eingekehrt, mir Salat, Gemüse und Ciabatta gekauft … Danke, Herr, für das köstliche Mahl. Mir auffällig auf dem Rückweg: Ich sah enorm viele Inder mit Turban in dem Markt und auf den Gassen gehen. Und damit, geliebter Vater, lege ich auch diesen Tag wieder in Deine Hände zurück – allein zu Deinem Ruhm … Danke, Danke, Danke, Amen!"

10.07.2019. Von Avio nach Rivoli Veronese – „Relais San Michele“ (ca. 38 km, insgesamt Tag)

Auszug Brief: *„5:30 Uhr. Fand mich eben wie gerädert. Das Fenster raus zur Landstraße: Laster donnern hier nachts zuhauf die Straße entlang. Avio steht inmitten von Felsformationen, somit gibt es jedes Mal einen gewaltigen Rückschall, wann immer ein Lieferwagen über Bodenwellen rumst, das derart heftig, dass ich ein paar Male buchstäblich aus dem Schlaf hochschreckte.*

7:00 Uhr. Dafür aber gab es ein üppiges Frühstück – nur für mich allein, zumindest so früh am Morgen. Die Servicekraft nickt freundlich, zeigt mir, dass ich ein Brötchen mitnehmen kann. Fiat, Herr! Dann pack ich es ein, Du allein weißt wofür. Und Lampenfieber (die Angst der Kreatur, vor Deinem ‚Nehmen‘ Liebster) ist heut nur mäßig vorhanden.

Die erste Laufstrecke führte mich Landstraßen entlang. Das war anstrengend. Forderte mir hohe Konzentration ab, auf dem rechten Weg zu bleiben, da ich keine konkrete Beschilderung fand. Zudem fuhren die Autos enorm schnell, ergo ein hektisch lautes Laufumfeld für mich, so ohne Seitenstreifen zu begehen. Gottlob aber nur 5 km lang, dann wieder normal auf dem Etschradweg weiter.

Ein herrenloser Hund auf dem Weg. Verwegen stoppte der seinen Lauf, sah zu mir auf, doch Rute noch Ohren zeigten keinerlei Reaktion, da vertrauten wir uns wohl beide nicht, zogen folglich grußlos nur aneinander vorüber – doch die Traurigkeit darüber begleitete mich noch etliche Kilometer weiter. Begegnungen … Herr, dieses betrübte Empfinden erlebe ich nur bei domestizierten Tieren, niemals bei freilebenden. Nun, ich bin nicht herrenlos, ich habe Dich! Und doch ist das Wissen darum: ‚… dass alles Geschaffene insgesamt seufzt und sich schmerzlich ängstigt bis jetzt' (Röm 8,22-25), mir nur schwer zu ertragen. Und ich würde ihm mit Sicherheit ebenfalls endlos erliegen, wenn ich nicht zugleich – durch Dich, Geliebter – ebenso in der Gewissheit auf die berechtigte Hoffnung auf die Erlösung aller Schöpfung aus diesem Jammertal – Hund eingeschlossen – lebte. Ja, Herr, dafür lohnt es sich, mein Leben hinzugeben, allein schon um dieses traurigen Herrenlosen wegen – Amen!

Ansonsten verlief die weitere Laufstrecke wieder durchgängig beschaulich. Bei überwiegend bewölktem Himmel lief ich erneut heute durch malerische Landschaften, vorbei an Weinplantagen, Eseln oder einsamen Gehöften, idyllisch gelegen, eingetaucht in fast klösterlicher Stille. Lang laufe ich allein, kaum ein Radfahrer zu sehen, ebenso wenig wie eine Bank oder Wasserstation auf der Strecke. Da

habe ich wieder etwas dazugelernt: Vertrauen bezieht sich auf alle Ebenen des Seins! Kein Wasser? Okay, Herr, dann braucht mein Körper auch gerade keines! Weder Bank noch Rückzugsort, sondern einzig nur Radweg – kilometerweit, ohne Möglichkeit auszuscheren? Dann ist statt Pausieren eben Weiterlaufen angesagt, und zwar so lange, bis sich eine Gelegenheit auftut: Gleich, ob nach 3 oder erst 10 Kilometern, nur keine Sorge, du fällst nicht um und wenn doch, dann einzig in des Geliebten Arme …

Meine Wasserflasche war leer – und dennoch wurde ich perfekt geführt …

Am Wegesrand ein stattliches Anwesen, darauf eine Kirche. Weit ragt das Kreuz auf dem Dach gen Himmel empor. Hier nicht nur am Radweg liegend, sondern ebenso an der Autostrada, trägt sie den passenden Namen: ‚Santuario Cristo della Strada'.

Von Nahem betrachtet gleicht das Anwesen einer urgemütlichen, stilvoll angelegten und eingerichteten Finca. In deren rundem Innenhof bildet ein ausladender Brunnen den Mittelpunkt (ohne Wasser derzeit), um diesen herum immens viele Grünpflanzen und eine Vogelvoliere, darinnen weiße Tauben sich eben eng aneinanderkuscheln.

Ergreifende Stille, friedliche Atmosphäre. Siesta! Keinen Menschen finde ich hier vor. Auch nicht in der Priesterwohnung, deren Eingang direkt vom Hof abgeht. Trotz der Mittagsstunde wagte ich es, zu klingeln – in der Hoffnung auf ein Beichtgespräch

oder mindestens Wasser. Doch blieb die Tür verschlossen. Durst aber verspüre ich jetzt erheblich … ‚Was nun Herr? Das Gießkannenwasser?' … Da entdecke ich direkt neben den Kannen zwei Türen abgehen, jeweils mit einem Schild versehen. Die Aufschrift bin ich nicht in der Lage zu entziffern, folglich greife ich die Klinke an und siehe, die Tür springt auf und ein Toilettenraum offenbart sich mir: Halleluja! Danke Herr! Der ist nicht nur penibel sauber und erinnert eher an das gehobene Ambiente eines Badezimmers einer Privatvilla als an ein öffentliches Klosett, sondern bietet mir zudem ein köstlich erfrischendes, klar-kühles Trinkwasser. Schon das allein eine Wohltat, doch es kam noch besser.

Rechter Hand vom Brunnen befand sich der Eingang zur Kirche. Auch hier zog ich schlicht an der Tür und finde mich im Nu überflutet von Licht … Wow! Kein Kirchengebäude so explizit wie dieses, Herr, spiegelte mir je den Grund Deines Kommens und somit die Unabwendbarkeit meiner Nachfolge Deiner, so derart klar wieder. Bin ich doch getauft auf das Kreuz – Dein Kreuz, Geliebter. Und diese einzig wahrhaftig entscheidende Aussage meines gesamten Lebens, hing hier nunmehr imposant ausdrucksstark an der rechten Rückwand der Kirche angebracht: Dürr und hoch erhoben ein etwa 3-4 Meter großer Holztorso in gekreuzigter Darstellung – bar jedweden Kreuzes.

Mir mit Nachdruck symbolisierend: Körperlichkeit und Kreuz bilden zusammen ein Ganzes. Kurzum: Der Körper daselbst IST das Kreuz! Und wozu? Auch das offenbart sich mir postwendend, als ich vom Torso aus in das Kirchenschiff schaue – hier entdecke ich das Pendant: den Auferstandenen! Ebenso erhoben und in gleichartig imposanter Größe wie der Gekreuzigte – ihm nur wenige Meter frontal gegenüber –, indes hier in strahlendem Weiß an die Wand gemalt dargestellt. Zu dessen Haupt die weiße Taube, Symbol des Heiligen Geistes, hervorgehend aus dem ewigen Vater, zu seinen Füßen der Tabernakel. Und von links nach rechts verlaufend weithin sichtbar Dein Ruf, Geliebter: ‚Venite ad me' ‚… kommt zu mir'. Ja, Herr, genau das werde ich tun! Nicht nur jetzt, sondern bis in alle Ewigkeit, Amen!"

Oh, wie erleuchtend jener Moment: Die Gemeinde sitzt Richtung Auferstandenem, mit dem Gekreuzigten im Rücken. Ja, nach dem Kreuz folgt die Auferstehung! Sobald der Körper in Dir, Liebster, auf den ewigen Vater hin, verlassen ist. Diese Hoffnung darf ich nie vergessen! Manchmal sehe ich nur das Kreuz, an das ich gern freiwillig hängen mag – für Dich Geliebter –, doch das ist allen Menschen, ja allem was lebt auf Erden, gleich. Was indes einen Christen von sämtlichen anderen Geschöpfen unterscheidet, ist genau diese Hoffnung auf die

Auferstehung zum ewigen Leben hin. In der Reinheit – sprich in vollkommener Losgelöstheit von aller unterweltlichen Körperlichkeit. Ja, Herr, der Fürst der Welt kann mir – Dank Deiner – schon jetzt nur noch wenig anhaben, und schon naht die Stunde, in der wir ihn gänzlich in mir besiegen. Amen!

Wow, welch ein Unterschied zu der Kirche vom Vortag. Hell erleuchtet, empfangend, kein Schnickschnack, allein das Wesentliche: Gott allein genügt! Nicht dunkler, götzenkultiger Aberglaube, sondern gesunde Lehre: Im Kreuz ist Heil! Hoffnungsfrohe Gewissheit: Auferstehung zum ewigen Leben. Alle Kirchen sollten so wie diese hier gestaltet sein: einzig die blanke Wahrheit verkündend. Erhebend hell im Aufblick, statt bedrückend tief in den Abgrund.

„Etwa eine Stunde Fußmarsch weiter, kurz nach Canale, biegt der Radweg direkt in ein Bergdorf ein. Linker Hand ein kleines Laden- und Bistrogeschäft. Terrasse davor, zudem – neben Landesüblichem – ein veganes Speisenangebot, wie ich feststellte, als ich eben nur einen Apfel und Tee darin kaufen wollte. Kurzer Aufblick: ‚Essen wir heute früher?' Der Blick auf die einladend mit Delikatessen drapierte Theke und in das freundlich lächelnde Gesicht der Betreiberin, überzeugten mich von der Richtigkeit meiner Annahme. Ergo gab es zu dem Tee noch einen leckeren Reissalat mit Hirse, Gemüse und

Oliven dazu. Alles zusammen für nur 9,– €, den Apfel erhielt ich am Ende gar geschenkt. Noch immer Siestazeit, von daher die Straße vor der Terrasse leer; ich genoss das Sitzen, die Stille und das Essen. Nicht lange, da erkannte ich den Grund meines ‚vorgezogenen' Abendessens und dazu den Grund für das offene Geschäft während der Siesta: Zwei deutsche Biker-Pärchen gesellten sich mir zu. Es dauert nicht lang, da führen wir ausgiebige Gespräche über unseren jeweiligen christlichen Glauben. Eine durchweg angenehme Begegnung, wie stets, wo der Urgrund des Gedankenaustausches vornehmlich Du und Dein Wirken an den Menschen ist. Dabei bin ich mal wieder aufgefordert, Rede und Antwort zu stehen: ‚Wovon leben Sie?…, Haben Sie ein Konto?…, Krankenversicherung? …', und noch zu einigem mehr werde ich befragt. Unterdessen lachen wir herzlich, verstehen uns prächtig. Am Ende gibt es noch ein Selfie für Kalinka von dieser Begegnung, und noch eine Spende ‚… für das Abendbrot' von jeweils 5,– € pro Paar obenauf. Darüber freute ich mich sehr, nicht des Geldes wegen, sondern um des Gewinnes, den sie um ihrer bedingungslosen Zuwendung wegen ‚dereinst in den Himmeln' dadurch haben. Denn das, Geliebter, hast Du zugesichert: ‚Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan' (Mt 25,40). Für diese Geste kann ich ihnen nichts zurückgeben, von daher ist deren Opfer ein

vollkommenes vor Dir (Lk 14,12) … Amen!

Später noch eine weitere ‚Herz-zu-Herz-Begegnung' mit einer deutschen Bikerin namens Veronika und deren Mann. Die hatte ich spontan um ein Foto gebeten, des erstklassigen Panoramas wegen, dem Blick auf die ‚Forte Rivoli Festung'. Sofort ist sie bereit dazu, kommen wir anschließend ins Gespräch. Ein kurzes und doch explizit intensives Zusammentreffen, unvermittelt fragt sie mich:

‚Warum machen Sie das?'

‚Weiß nicht genau, aber geht um Vertrauen, glaube ich – Gott gegenüber …'

Weiterer Worte bedarf es nicht, sie versteht zuinnerst … Ja, Liebster, auch das ist Leben in Dir: Alles was geschieht, umgibt ein Geheimnis, nur eines ist in allem für uns klar zu erkennen: dass es keine Zufälle gibt. Stattdessen einzig nur Dein Wort, das sich erfüllt (Vgl. Jes 55,9-11), ob mir nun bewusst oder nicht.

Jetzt ist es 17:45 Uhr, und ich sitze im ‚Relais San Michele', hier in Rivoli Veronese. Doch durfte ich nicht sofort eintreten …

Gegen 14:00 Uhr bemerkte ich das Relais auf der rechten Uferseite der Etsch. Kurzer Aufblick: ‚Verbringen wir hier die Nacht?' Kein Veto in mir, ergo laufe ich es an. Die Türen indes finde ich verschlossen – klar, noch immer Siesta. Meine Füße

schmerzten mittlerweile, mindestens dreißig Kilometer hatten sie bis hierher ‚step by step' hinter sich gebracht. Ebenso sehnte sich der Körper nach Schatten und die Seele nach Alleinsein. Folglich zog ich Richtung Kirche, die ich ebenfalls gesehen hatte, derweil links weg vom Etschradweg – bergab stehend. Jedoch keinesfalls mit wehenden Fahnen, da ich in mir die absolute Gewissheit fand, dass ich den Weg vergeblich lief – zumindest was eine offene Kirche betraf –, demzufolge unumgänglich den Berg wieder hinauf musste. Doch da half mir alles nichts, denn ebenso mangelte es mir an der rechten Kraft, es nicht zu tun.

Die Kirche, eher ein Kirchlein, finde ich verschlossen. In dem Haus daneben indes ist ein Schwesternkonvent untergebracht. Auf mein Klingeln hin öffnet eine Schwester die Tür, hellblauer Habit, weißer Schleier – ähnlich der Mariendarstellung von Medjugorje bekleidet. Sie spricht deutsch, serviert mich aber ab:

‚Nein, die Kirche bleibt zu!'

‚Okay, dann bitte noch eine Frage: Wissen Sie zufällig, ob das Relais San Michele oben heute noch öffnet? … Oder gibt es bei Ihnen …'

Rapid unterbricht mich die Ordensfrau, schüttelt energisch mit dem Kopf: ‚Nein, nein, gibt es nicht! Versuchen Sie es weiter unten – nur zwanzig Minuten Fußweg … da ist ein Restaurant, die haben vielleicht auch Zimmer …'

Kurz ringt sie sich noch ein verschrobenes Lächeln ab, bevor sie die Tür eilends wieder schließt.

Ha, Herr, das mutet mir immer eigentümlich humoristisch an: ‚… nur zwanzig Minuten zu Fuß'– klar, ist ein Klacks für eine Rompilgerin, nicht wahr, die eben mal von Avio bis hierher gelaufen ist. Nein, Herr, sieh in mein Herz, das ist keine Beschwerde, ich amüsiere mich wahrhaftig darüber …

Immerhin, diese zwanzig Gehminuten waren nicht vergebens. Werde in dem Restaurant offen-warmherzigen Herzens von zwei Italienerinnen empfangen – Mutter und Tochter? Weder Deutsch noch Englisch möglich, doch das ist nicht nötig, mit der Älteren von beiden gelingt Kommunikation von Herz zu Herz: Nein, keine Zimmervermietung, nur Gasthof, aber im Gegensatz zu den Schwestern ist diese Frau sodann sehr bemüht, für mich eine Lösung zu finden. Und das gelingt ihr auch unverhofft schnell. Nach einer kurzen Absprache mit der Jüngeren greift sie zum Telefon, derweil die andere im Computer nach einer Telefonnummer sucht. Und siehe, augenblicklich ist der Besitzer erreicht, der zwar nicht Michele, sondern Nicolo heißt, dafür aber deutsch spricht. So wird mir unverzüglich das Telefon weitergereicht, erfahre ich, dass der eben noch im Supermarkt am Einkaufen sei – und ja, gerne mir ein Zimmer vermiete wenn er so gegen 16:00 Uhr zurück sei. Die Ältere beobachtet mich beim Telefonieren, bemerkt den Erfolg und freut sich

ehrlichen Herzens darüber: ‚Perfetto, perfetto!', feixt sie lauthals neben mir. Im Anschluss bleiben wir noch beieinander, mag sie von mir wissen, wer ich bin und wohin ich will. Kurzerhand zeige ich ihr den Pilgerausweis, den sie lange frohgemut bestaunt, dann aber mit ernster Mine nachfragt, ob ich im Auftrag eines Ordens laufe. Nein, bedeute ich ihr und weise mit dem Finger nach oben: ‚Solo io e Dio – Amo Dio!' Da nimmt mich diese warmherzige Frau just in ihre Arme, küsst mich beseelt, derweil dazwischen jubelnd gen Himmel rufend: ‚Tutto brava! … tutto brava …!'

Das alles bist Du, Herr. Es ist unbeschreiblich, wie befreiend all Dein Wirken an mir ist. Denn um nichts muss ich mir mehr Gedanken machen – alles BIST DU. Und gereicht allen nur zu Gute, da, wo ich einem Spiegel gleich jedwede Gegebenheit weder ablehne noch anziehe – sondern einzig reagierend nur Deinen Willen vollziehe: widerspiegelnd mir und aller Welt."

Als ich zurückgehe zum Relais, steht die Kirchentür offen. Gehe nicht hindurch, sehe die Schwestern dahinter die Non beten, bleibe an der Tür stehen – einzig um dem Herrn die Ehre zu erweisen, ihm zu danken. Die Augen fest auf den Tabernakel gerichtet, gehe ich folglich direkt auf der Türschwelle auf die Knie und spreche still ein

kurzes Dankgebet. Kaum erhebe ich mich, trifft mich ein zutiefst empörter Blick einer der eben im Chor das Stundengebet rezitierenden Nonne bis ins Mark. Mag sein, Herr, dass diese Tür hier nur wegen der Hitze offenstand – und doch, wer verweigert denn ernstlich einem Dich suchenden Menschen den Lichtblick auf Dich?

„Im Relais ist es noch immer still. Bin durstig, doch weder fand ich einen Brunnen unterwegs, noch bot mir jemand ein Glas Wasser an. Hier indes steht dicht bei der Eingangstür ein Getränkeautomat. Qual der Wahl? Nein, ganz klar, mich zieht der Orangensaft, nicht das Wasser an. Besitze auch noch ein 2,– € Stück, wie verlangt, und drücke gleich drei Mal die Taste Nr. 40 für das Orangengetränk. Doch was kommt raus aus dem Automaten? ‚Acqua naturale', Nr. 20 – ohne Rückgeld. Ah, Herr, es macht so Freude mit Dir – wie sehr ich diese kleinen Zeichen Deiner absoluten Präsenz auf Erden liebe: Glasklar, dann brauche ich jetzt keinen Fruchtzuckerschock, sondern einzig Wasser zum Löschen meines Durstes … Danke, Herr!

Kaum habe ich die Flasche geöffnet und an den Mund gesetzt, trifft der Wirt ein. Junger Mann, aufmerksamen und wohlgesonnenen Herzens. ‚60,– € für die Nacht', entschied er, und gleich ist mir klar, dass er mit diesem Preis ganz unten ansetzte, denn das Ambiente, allein schon des Eingangsbereiches,

zeugte von Exklusivität. Doch war ich nicht auf der Suche nach einer gehobenen Zimmerausstattung, sondern erfüllte nur meines Gottes Willen, – so erklärte ich rundheraus, und doch mit einem Lächeln, dass dieser Preis meinem Stand nicht entsprach. Und eben wollte ich mich wieder abwenden und weiterziehen, da bietet mir der Wirt die Nacht für 50,– € an … Fiat Herr – mir geschehe! Also blieben wir.

‚Und Abendbrot?', fragt der Aufmerksame nach, denn offenbar bin ich derzeit der einzige Gast in seinem Haus.

‚Ah, nett dass Sie fragen, aber nein, danke – ich habe schon gegessen heute.'

Und dann entscheidet er für mich:

‚Ich mache Ihnen einen Obstsalat, gegen 19:00 Uhr …'

Fiat, Herr! Somit ist klar, warum ich das Orangengetränk nicht erhielt …

‚Und Frühstück?'

‚Danke, aber das ist wirklich nicht nötig, bin gegen 6:00 Uhr in der Früh schon wieder weg.'

Und auch hier entscheidet der Wirt wieder für mich:

‚Gut, packe ich Ihnen für morgen ein Brötchen ein und lege es auf den Teewagen …'

Fiat, Herr! Wenn Du das so verfügst.

Und alles in den 50,– € inbegriffen. Gar den Tee gab es Freihaus, so oft ich gewollt hätte. Auf einem

Teewagen rund um die Uhr zugänglich allen Gästen. Verschiedene Teesorten und Wasserkocher daneben.

Und jetzt sitze ich hier in einem, im wahrsten Sinne des Wortes, ‚Schmuckkästchen'. Nein, nicht verkitscht oder ähnlich. Sondern handverlesen mit Antiquitäten, stilvoll und in jedem Fall mit jener ansonsten eher nur selten vorzufindenden ‚Liebe zum Detail' eingerichtet. Hier hat wer einen feinen Sinn für Harmonie, sprich die Fähigkeit, das Nützliche mit Apartheid zu vereinen, ganz so, wie der ewige Vater es in all seiner Schöpfung wirkt. Ein durch und durch geliebtes Haus, das gleichzeitig auch ein Restaurant beherbergt. Sobald man das Relais betritt, erfährt man einzig Wohlwollen ohne Ansehen der Person. Weder Hoffart noch Abzocke oder Ablehnung, stattdessen respektvolle Akzeptanz. Was nicht verwunderlich ist, denn der Gastgeber ist eine durchweg dienende Seele, die sich nebenher noch um einen Mini-Zoo auf dem Anwesen kümmert: Pfauen, Esel, Fasane, Ziegen, Schafe, Gänse uvm. Selbst diese Tiere scheinen auserlesen, in jedem Fall absolut geliebt. Es macht Freude, sie zu beobachten.

Der Blick aus dem Zimmer führt ins Grüne und – es ist still hier. Keinerlei mechanisches Geräusch zu hören. Einzig die Tierlaute, die aber klingen wundersam sphärisch, vor allem der Stimmklang der Pfauen. Ein kleines Juwel, einer Perle verborgen in seiner Muschel gleich: Von außen adrett anzusehen,

doch es ist der kostbare Inhalt, der ihren Wert ausmacht – und der letztlich die Frucht bringt. Kurzum, das ist das erste Haus, das ich einem jeden empfehlen würde, der etwas Besonderes sucht … ‚Herr, Friede diesem Haus und allen, die da gehen ein und aus – Danke, Danke, Danke, Amen!

20:00 Uhr. War dann noch einmal in der Kirche, gegen 18:00, in der Hoffnung auf eine Messe. Kirchentür stand offen, nur zwei Schwestern drin. Nicht betend, sondern Gebrauchsgut verräumend. Kniete mich in die Kirchenbank, mich unmittelbar ins Gebet vertiefend, da höre ich ein Räuspern von der Türe her. Eine der Klosterfrauen gibt der anderen Zeichen. Die Frauen scheinen in Eile zu sein. Ergo erlöse ich sie, verlasse die Kirche. Flugs sperrt eine die Kirchentür hinter mir zu. Draußen steht der Rest des Konventes, vier Nonnen zähle ich. Nein, hier findet heute keine Messe statt, erfahre ich von der Deutschsprachigen, sondern ein Dorf weiter: ‚Wir wollen da auch hin – wenn Sie zügig laufen, schaffen Sie das sicher noch', rät mir dann die Ordensfrau, derweil sie sich eilends hinter das Steuer eines schnittigen Mittelklassewagens setzt und samt den Mitschwestern unverzüglich losbraust.

Nein, Herr, nicht wahr, mir fehlt die Kraft, heut noch weiterzulaufen. Zumal ich nicht mal weiß, wo genau hin.

Und wieder einmal geht es mir traurig auf: Auch

an diesem Ort waren es wieder allein die sogenannt ‚Kleinen', die die reine Lehre Christi leben und somit das Gedächtnis an das Kreuz und die Auferstehung des ewigen Sohnes im allmächtigen Vater aufrechterhalten. Zeugnis gebend, vermittels unlimitiert ausgeübter Barmherzigkeit, von der Erbarmung Gottes, sprich unendlich bedingungsloser Liebe: Die Kleinen, Liebster, wie Du es vorausgesagt hast, und nicht jene, die da so groß tönen ‚Personen geweihten Lebens' zu sein, wie Kleriker, Priester, Diakone oder eben Ordensleute, vermittels kirchlichen Versprechens (Profess). Dazu fällt mir ein: ‚Wer aber sagt, er bleibe in ihm, ist verpflichtet, auch selbst so zu wandeln, wie jener gewandelt ist.' (1 Joh 2,6) – Amen, ja Amen, Herr, gib mir, so bitte ich Dich aus tiefstem Herzen, allzeit die Kraft dafür …"

Forte Rivoli Festung
in Rivoli Veronese, Verona:
22. Tag (10.07.2019)

Begegnungen in einem Bergdorf kurz nach Canale, RV:
22. Tag (10.07.2019)

11.07.2019. Von Rivoli Veronese nach Verona – „Ostello della Gioventù di Verona“ (ca. 30 km, insgesamt Tag)

Auszug Brief: *„5:30 Uhr. Welch ein Erwachen heute Morgen: Stille Nacht gehabt und in friedlich-heller Umgebung erwacht. Im Haus ist es mucksmäuschenstill, als ich die Treppe herunterhusche, mir einen Tee zu bereiten. Und wie vorhergesagt, so setzte der Gastfreundliche seine gestrige Ansage auch wahrhaftig ins Werk um: Auf dem Teewagen fand ich ein eingewickeltes Brötchen, einen Apfel und ein Stück Kuchen dazu. Alles fein verpackt, für den Weg. Zudem obenauf ein Zettelchen, per Hand geschrieben: ‚Ich wünsche Ihnen eine gute Pilgerreise – Nicolo‘ … Danke Herr, für diese liebende Seele! Du wirst sie auch weiterhin beschützen, hier auf Erden, nicht wahr – Danke!*

Gegen 7:00 Uhr das Relais verlassen, ein wenig Wehmut im Herzen, als mich der halbe Zoo beim Vorüberziehen grüßt. Nein, nicht Zoo – ‚… es ist eine Arche!‘ Stelle ich eben fest, vordergründig Paare. Deshalb so auserlesen anmutig die einzelnen Tiere und so aufwendig gehegt und gepflegt deren Areal. Eine Stimme hob an und alle anderen stimmten mit ein. Das Timbre eines Straußes hat mich besonders berührt, hab noch nie davon gehört, dass die solch sphärische Laute von sich geben:

dumpf tönender Hall, ähnlich einem Wal in Meerestiefe. Da packte mich gleich wieder Sehnsucht, von der Erde zu verschwinden, ins ewige Reich hinein. Doch stattdessen stand mir jetzt Verona – eine Großstadt – bevor. Was sich sogleich auch an der Laufstrecke zeigte, die sich mir nunmehr längst nicht mehr so grün und anheimelnd präsentierte, wie die Tage zuvor, sondern mit jedem Schritt nur karger und grauer wurde.

In Bussolengo, etwa zwei Stunden später, erwartet mich zunächst erst wieder eine Erfahrung demütigender Art. Eine offene Kirche, der Kircheninnenraum voll, eine hl. Messe endete. Der Priester stand noch am Altar, spendete der Gemeinde eben den Segen und Friedensgruß, als ich eintrat – Verabschiedung. Ein Lied, der Geistliche entfernt sich vom Altarraum. Nonnen in Weiß und Volk stürzen sich auf ihn. Koketterie, pretiöses Lachen: Hier wird tüchtig hofiert, und der Priester – ‚Prinz Charming' – nimmt es an. In mir der Impuls mich einzureihen und zu fragen, ob er Deutsch spricht. So könnte ich ja die Beichte ablegen, heute wenigstens. Doch kaum dass der mich sieht, bricht er das Gespräch mit den ‚Untertanen' schleunigst ab und verschwindet in der Sakristei. Ja, und der Blick des ‚Prinzen', der mich traf, sprach ganze Bände: ‚Oh, oh … Du siehst mir nach Durchkreuzung aus – Nein, danke!' Das blieb den Umstehenden freilich nicht verborgen, sodass mich letztlich zudem noch deren stummer

Vorwurf über mich ergoss.

Okay: ‚Lass niemanden beschämt von dir weggehen!', lautet von jeher die Grundmaxime aller christ-göttlicher Lebensweisheit. Was aber vermutlich nur mir noch bekannt ist. Die Kirche unserer Zeit indes, kennt deutlich keine Heiligkeit mehr. Ihr, so scheint es mir eklatant, ist jegliche Gotteserkenntnis entzogen – wie einst dem Pharao Ägyptens, in der Epoche des Gottesknechtes Mose (Vgl. 2 Mos 1-15).

Ja, Geliebter, hab Dank! Dieses Erfassen hilft mir grundlegend, niemals mehr um irgendwelcher Schmähsituationen wegen zu verzagen. Erfahrungen sind nicht dazu da, sie zu beurteilen, sondern schlicht nur, um sie zu erleben, in sämtlichen Facetten: einzig durchlaufend, zu spüren bekommen. Leben fließen lassen … Das ist alles! Ich habe verstanden … Danke, Liebster – ich liebe Dich, Amen!"

In Verona laufe ich gegen 12:00 Uhr ein. Bis in die City sind es noch einmal sieben Kilometer, wie ich von einer Einheimischen an einer Bushaltestelle erfahre, die ich nach dem Weg zur Tourist-Info befrage: „Du fahren lieber mit Bus!", riet sie mir. Was ich auch nur zu gerne tat, zu dieser Stunde, da die Mittagshitze wieder unerträglich, die Luft stickig und der Geräuschpegel enorm zu hoch waren, um mich darin lange aufzuhalten. Zudem gedachte ich noch vor der Siesta in der TI vorzusprechen, zwecks

Quartiersuche und um den Spendenbrief abzuholen, den Kalinka vor sechs Tagen absandte.

Doch der ist nicht da, als ich dort eintreffe, denn Kalinka hatte diesen nicht – wie ursprünglich vereinbart – per Express gesandt. Somit konnte er nicht hier sein: Normal verschickt, landet ein Brief aus Deutschland zwar in vier bis fünf Arbeitstagen in Italien, zieht aber innerhalb der Regionen des Landes dann noch weitere drei bis fünf Tage durch die Zonen, ehe er seinen Adressaten erreicht. Folglich steckte ich in Verona erneut fest, um des Mammons wegen bzw. hier, explizit aufgrund des Ungehorsams eines anderen Menschen (Schmetterlingseffekt). Die deutschsprachige Angestellte der TI legt mir einige Quartiervorschläge unterschiedlichster Preise vor, darunter auch Ostello's „… zu sehr kleinem Preis".

Der Preis von 20,– € zieht mich an, das Wort „Ostello" indes ruft wegen eines Erlebens aus der ersten Pilgerreise 2007, ebenso deutlich Unbehagen in mir hervor. Andererseits weiß ich hier schon, dass ich anderntags nicht weiterwandern werde, da mir die Dame in der TI eindringlich wiederholt, dass es keinen sicheren Wanderweg von Verona aus ‚… herüber nach Assisi', gebe. Dennoch kurzer Aufblick zum Herrn: „Ich weiß nicht Herr, Ostello?" Doch es blieb dabei, denn ungeachtet meines Unbehagens über ein Erleben aus der Vergangenheit, zählte mir die Wanderkasse real nur noch 51,– € vor. Und so gänzlich ohne Internet war es mir hier enorm

schwer, die neue Wanderroute zu bestimmen. Einen Tag in der Stadt verbracht indes, würde das ändern, ergo: Fiat Herr – im Notfall zwei Nächte – Ostello!

Und unterdessen ich mich aufmache zum „Ostello della Gioventù di Verona“, informiert die Dame aus der TI per E-Mail Kalinka, dass deren Mutter angekommen sei, aber der Brief nicht. Spätestens hier war mir klar, dass ich auch diesmal auszuharren hatte, bis die Post eintraf. Eine ähnliche Situation wie in Arzl, und doch auch wieder so gänzlich anders. Denn im Ostello stand die Tür bei meiner Ankunft weit offen und auch das Herz der Putzfrau, die mich am Eingang empfing. Mir geradewegs den Rucksack abnimmt, ihn in einer Kammer verstaut und mir zu verstehen gibt, dass ich – wie alle anderen – bis um 15:00 Uhr warten müsse ‚… dann Chef da‘.

„Die zu überbrückende Zeit nutzte ich zunächst um auf einer Bank im Schatten, vor einer verschlossenen Kirche, das Brötchen zu knabbern, das mir so liebevoll auf den Weg mitgegeben wurde. Deutlich wurde mir hierbei bewusst, dass ich das so kaum mehr erleben werde in Italien – weder landschaftlich noch menschlich: Südtirol bleibt auserlesen …“

14:30 Uhr. Noch immer auf der Bank sitzend:

„Liebster, alles ist gut. Ich gehe mit Dir und diese Tatsache lässt mich wieder stille werden ‚… wie ein Entwöhnter bei seiner Mutter, wie ein Entwöhnter ist stille in mir meine Seele' (Vgl. Ps 131,2). Nach dem Einchecken schaue ich, ob es wo ein Internetcafé oder eine Bibliothek gibt, den weiteren Weg zu ergründen. Du kennst ihn längst, ich muss ihn herausfinden …

18:45 Uhr. Bibliothek gefunden, aber dennoch nicht wirklich schlauer hinterher. Für eine Stunde darf der Nutzer kostenfrei ins Internet, aber nur, wenn man sich vorher per schriftlichen Antrag anmeldet, bei vollständiger Datenangabe und Ausweisvorlage. Wow, noch nie in meinem Leben habe ich derart oft den Ausweis hergegeben, wie in diesen dreiundzwanzig Tagen. Nur eines ist gewiss: Es gibt keinen Wanderweg hier raus, den ‚Via di Francesco' erreiche ich erst ab Bologna. Das würde bedeuten: 124 km die gebotenen Google-Landstraßen abzulaufen, die aber sind mir zu unsicher (kaum eine mit Seitenstreifen für Radfahrer, geschweige denn, Fußgänger). Aber gut, lasse ich das heute los. Im Augenblick hältst Du mich eh hier fest.

Das Ostello. Das Anwesen scheint mir frisch saniert, innen wie außen. Die Räumlichkeiten sehr hell und blitzsauber. Kein Shabby Chic, klare Linie, intaktes Mobiliar. Durchweg zweckdienlich, indes

keine persönliche Note. Geschäftsmäßig, dennoch nicht herzlos geführt. Das ‚Zimmer' für 20,– € meint ein mit Spanplatten abgeteiltes Schlafabteil von zirka zwei mal zwei Metern, in einem Blockzusammenschluss von vier bis sechs Abteilen inmitten eines Großraum-Bettenlagers im ersten Stock des Hauses stehend. Fensterlos ohne eigenes Licht (Zentralgesteuert: um 18:00 Uhr an, um 22:00 Uhr aus). Um diese Blocks herum, querbeet einzelne Stockbetten verteilt. Derweil, gänzlich im Gegensatz zu dem Berghüttenflair der ‚Memminger Hütte', mit großzügigem Freiraum zwischen den Bettstellen postiert. Zu jeder gehören mindestens ein Schrankteil und ein Stuhl. So ebenso in den Abteilen: Doppelstockbett, schmaler Schrank, Mini-Beistelltisch und Hochlehner davor. Bis auf das Bett sämtlichst in Miniaturausgabe, aber völlig ausreichend, denn für gewöhnlich kommen die Leute hier nur zum Übernachten her. Spätestens im Anschluss an das Frühstück, bis 10:00 Uhr, ist das Ostello zu verlassen. Unterdessen wird das Haus geputzt. Ab 15:00 Uhr erneut Einlass, der indes bis mindestens Mitternacht. Dusche und WC werden gemeinschaftlich genutzt, derweil sich die Duschbäder – ebenso wie der Frühstücksraum – im Erdgeschoss finden. WC's zudem, gibt es hier ausreichend auf allen Etagen.

Am Empfang vorhin ein sehr netter Italiener, denke mein Jahrgang. Klar, Ausweishinterlegung und Zahlung in bar. Habe zunächst nur für eine

Nacht bezahlt, mit der Option auf eine weitere: ‚… sollte der Brief morgen noch immer nicht in der TI angekommen sein‘.

21:00 Uhr. War vorhin noch einmal unterwegs. Offene Kirche suchen, fand keine. Ergo hab ich mir im ‚Supermercato‘ eine Büchse Kichererbsen, Brötchen und eine Paprika gekauft und eben genüsslich verspeist. Jetzt bin ich satt und müde. Hier ist es auffallend leer, außer mir scheint in diesem Schlafsaal (wie es ein Stockwerk höher aussieht, weiß ich nicht) bisher nur eine Frau untergebracht zu sein. Eine Muslime, die endlos telefoniert. Eine interessante Begegnung, denn diese Frau nahm in ihrer Telefonie bislang keinerlei Notiz von irgendwem hier. Eben aber, inmitten einer knappen Telefonpause, trifft sie zufällig auf mich und zeigt sich augenblicklich zutiefst erschrocken bei meinem Anblick. Rennt gleich darauf zu ihrem Schlafplatz, zerrt da fahrig ein schwarzes Tuch hervor, stülpt es sich hastig über den Kopf und – ist beim nächsten Atemzug schon wieder am Telefonieren, im Nu erneut vollends darin versunken …

Derweil fühle ich mich restlos in Frieden mit mir und dem gegenwärtigen Milieu. Habe eine neue Erkenntnis gewonnen, damit alte Wunden geheilt: Ostello ist nicht gleich Ostello! Und gerade freue ich mich riesig darüber und darauf, künftig sämtliche Empfindungen nichts weiter mehr, als nur noch

erfahren zu müssen.

Und da fallen mir die Strauße wieder ein – deren sphärischer Gruß aus der Arche … In dieser Stadt grüßt mich niemand. Hier darf ich mich glücklich schätzen, wenn ich ‚schadlos' durchkomme. Und ja, als gebürtige Städterin spüre ich das allgemeine Empfinden von Einsamkeit in den Herzen jedweder Stadtbewohner, wie eben auch hier in Verona, ungeschützt sensibler. Und doch, alles ist gut. Denn wenn auch Du, meine einzig wahre Sonne, mich hierbei nicht wärmen darfst, weiß ich dennoch mit Gewissheit: dass Du da bist! Und genau dafür, Geliebter, danke ich Dir – jetzt und alle Zeit, und in Ewigkeit – Amen!"

12.07.2019. Verona,Tag 2 – „Ostello della Gioventù di Verona"

5:00 Uhr. Die Nacht durchgeschlafen, tief und fest. Just in jenem Moment, wo das Licht ausging im Haus (22:00 Uhr), hörte auch die Muslime auf zu telefonieren, von da ab eine fast klösterliche Stille auf der Etage.

Bis 7:00 Uhr blieb es still, sodass ich gar noch ausgiebig in der Schrift lesen und meditieren konnte, bevor die Muslimin ihr erstes Telefonat führte. Das angepriesene Frühstücksbuffet im Anschluss, schlicht. Indes, dass es überhaupt eines inklusive für

20,– € die Nacht gab, hat mich überrascht. Italiener sind nun einmal keine „Frühstücksesser“ in dem Sinne, wie der Deutsche Frühstück kennt. Er stopft sich nicht den Bauch voll, sondern nippt seinen Espresso und knabbert ein winziges – zumeist süßes – Teilchen dazu. Was mir gefällt, weil ich, wo ich die Wahl habe, es ähnlich handhabe. Doch für seine Gäste macht der italienische Bettenwirt stets eine Ausnahme. Hier nunmehr findet sich auf dem Buffet eine beigefarbene Babywanne, angefüllt mit einer Art Kaiserbrötchen, stehen, daneben portionsverpackte Marmelade, Butter, Zwieback, ein Teller mit Schinkenscheiben und eine Schale mit drei schon arg angeschlagenen Pfirsichen darin. Kaffee ergießt sich aus dem Automaten (für Bares) oder aus Kannen, vorgekocht (kostenfrei). Auf Teetrinker ist man nicht eingestellt, um den zu besorgen, läuft die „gute Seele des Hauses“ – nicht der Chef, sondern ein grauhaariger Italiener meines Alters – extra Sonderwege.

Doch da hilft alles nichts – Genuss ist wahrhaftig anders. Es ist mir ein wenig wie ein Déjà-vu: Das Aussehen des Buffets, der Geruch und der Geschmack der Speisen, des Tees oder Kaffees erinnern mich just an meine Zeit in dem ehemaligen „Evangelisationszentrum Maihingen“, an jene abgelaufenen Lebensmittel, die wir mindestens ein Mal die Woche am Hinterausgang eines Supermarktes zu sondieren und anschließend in die Küche des

Evangelisationszentrums zu bringen hatten. Eine gängige Praxis für die damalige Leitung (2003-2004), die voller Pathos hinter ihrem Handeln stand. Mir indes erschien sie stets unwürdig eines Kindgottes: „Geiz" ist kein Name Gottes – im Gegenteil –, somit bringt er nicht nur den Geizigen, sondern zugleich ebenso den Nächsten in höchste Gefahr.

Auszug Brief: *„11:00 Uhr. Sitze gegenüber der Tourist-Info, auf einer Parkbank vor dem Colosseum. Von hier aus kann ich das Treiben vor der TI einsehen, somit das Postauto ausmachen, sobald es eintrifft. Bis eben war es noch nicht da …*

Gegen 8:00 Uhr bin ich heute Morgen losgelaufen. Von der Lage her liegt mir das Ostello mehr als günstig. Nur wenige 100 Meter von der Altstadt entfernt. Hier findet sich ergo alles, was ich benötige: Bibliothek, Tourist-Info und Kirchen. An einer stehen bei meinem Vorüberziehen die Türen weit geöffnet: ‚Kyrie eleison …', singen die Anwesenden eben. Augenblicklich frohlockt meine Seele, bewegt sich der Körper flugs in die Kirchenbank, sinkt auf die Knie ‚… Amen-Halleluja!'

Eine ¼ Messe nur und doch, für mich höchste Freude, die heilige Kommunion zu empfangen. Nein, ein Gespräch mit dem Priester war auch hier nicht drin, der sprach kein Deutsch, wehrte mich ohnehin gleich ab – Du weißt schon, jene „Oh-

Gott-bloß-nicht-Art“. Deren Diakon hingegen war sehr nett, durchgängig offenherzig mir gegenüber, doch der vermag ja keine Absolution zu erteilen …

Aber alles ist gut, nicht wahr Herr. Derzeit scheint es wesentlicher, so empfinde ich, mit mir daselbst zu kommunizieren. Quasi latent in geistlicher Kommunion mit Dir im Heiligen Geist zu verweilen, um in der Einheit all dessen, was ist, zu schwingen. Verbundenheit mit allem, was da ist: Du bist alles, was ist! In Dir, Liebster, stehe ich faktisch mit dem gesamten Universum in Interaktion. Das ist so simpel. Und doch, praktisch wiederum alles andere als leicht nachzuvollziehen, geschweige denn, umzusetzen – oder treffender, überhaupt nicht umsetzbar, wenn nicht Du es für mich vollbringst. Das Einzige, was ich beizugeben vermag, ist, mich dem Geschehnis hinzugeben; gänzlich von mir abzulassen, damit Du im Heiligen Geist des ewigen Vaters vollziehen kannst. Na ja, Worte sind hierbei unzulänglich, reichen nicht aus für jenes Wissen, welches nur den Unmündigen offenbar ist, den Weisen und Klugen indes verborgen bleibt … (Vgl. Mt 11,25) So werde ich jetzt schließen und in der TI nachfragen, ob der Postbote vielleicht durch eine Hintertür eingetreten ist …

12:00 Uhr. Nein, einen Hintereingang gibt es nicht in der TI, aber die Post ist eben noch nicht durch: ‚… fährt bis 13:00 Uhr aus‘. So sitze ich

erneut auf meiner ‚Späherbank' vor dem Colosseum. Strahlend blauer Himmel, die Sonne steht in ihrem Zenit, erhellt und sengt erbarmungslos. Wie Jona über den Rizinusstrauch (Jon 4,6), so freue ich mich gerade über meinen Strohhut. Und wie er (Vgl. Jon 1,1ff), so fand auch ich mich eben arg irritiert, auf ein Ereignis hin warten zu sollen, von dem ich längst mit Gewissheit weiß, dass es nicht eintreten wird – zumindest nicht heute.

Und doch ist es das Einzige und Wichtigste, das von mir zu dieser Stunde gefordert ist – ansonsten bin ich derzeit vollkommen in den ‚Standby Modus' versetzt: Keinerlei Einfall, auf welchen Weg nach Rom ich mich weiter bewege, stattdessen absolute Funkstille im Innersten meiner. Auch im Außen nicht der kleinste Hinweis, im Gegenteil, während der ‚Freistunde' im Internet die Tage, scheinen mir direkt die Augen gehalten, denn ich werde nicht fündig. Und auf Anfragen in der TI oder Buchhandlungen erhalte ich weder Richtung noch Kartenmaterial."

Ergo standby bzw. war da aktuell eine große Demutsübung über mich verhängt. Eine, in der sich – eben wie bei Jona – vornehmlich konkret erweisen würde, welchen Maßes ein Mensch wahrhaftig in der Gottesliebe steht. Wenn er hierbei dennoch weder verzweifelt noch wütend sich gebärdet, sondern unbeirrt ausharrt in dem Glauben: „Herr, es ist

gleich, wo ich sitze, gehe oder stehe … Es bleibt dabei: Allein Dein Wille geschehe! In, mit und durch Dich allein – Amen!“

Was letztlich stets glattgeht, wo einer sich entgegen aller Einflüsterung – sei es von innen her oder von außen – vehement weigert, auf das zu schauen, was ihm nicht gelingt, sondern allein auf das achtet, was ihm glückt. So steht immer Liebe, sprich der Friede des Herrn, an seiner Seite. Ungebrochen! Denn nichts ist sinnloser, als gegen verschlossene Türen anzurennen, da nur ein Einziger es ist, der die Schlüssel der Allmacht Gottes in Händen hält, Jesus Christus, wie authentisch in der Offenbarung des Johannes 3,7 bezeugt: „ … so spricht der Heilige, der Wahrhaftige, der den Schlüssel Davids hat, der öffnet und niemand wird schließen, der schließt und niemand wird öffnen.“ Amen!

„13:40 Uhr – gewartet bis 13:00 Uhr. Kein Brief. Folglich Aufblick zum Herrn: ‚Und was jetzt, Herr? Es sind noch 20,– € da – Unterkunft oder Essen?‘ … Glasklar: Wie zufällig streift mein Blick just ein kleines Schild, angebracht auf einer Parkbank direkt vor einer Kirche, das darauf verweist: Dass ein Nächtigen in Parks, auf öffentlichen Plätzen sowie Sitzbänken Veronas verboten ist … Wow! Eine derartige Verbannung habe ich bislang noch in keiner Stadt erfahren. Und obgleich ich nie gern in Städten draußen übernachte, berührt mich diese

doch zutiefst, denn mit ihr ist jeglichem Rom-Fußpilger ein weiteres Stück an Freiheit genommen – zumindest für Verona. Aber genauso: Du, Geliebter, verlässt die Deinen nicht, niemals sind sie gezwungen gegen behördliche Auflagen zu verstoßen, es ist ja stets doch immer mehr da, als ich brauche, so ebenso hier: Für jetzt sind es nur 20,– € – und die sind vorhanden. Ergo eine weitere Nacht im Ostello.

14:15 Uhr. Im Ostello wurde ich herzlich willkommen geheißen. Und auch ich freute mich. Ja, hier gehöre ich derzeit auch hin, fühle ich mich angenommen momentan, gänzlich so, wie ich bin. Brauchte nicht einmal mehr warten bis 15:00 Uhr, sondern durfte geradewegs aufs ‚Zimmer', duschen und T-Shirt waschen – kleine Freuden ganz groß, für mich auf menschlicher Ebene. Jetzt gehe ich in der Tat noch ein wenig auf Touritour. Die Randbezirke checken, nur für den Fall, dass morgen … Nein! Entschuldige! Da gibt es keinen Fall. Alles ist perfekt, wie Du es verfügst. Morgen existiert nicht, heute ist heute ‚… jeder Tag hat genug an seiner eigenen Plage' (Mt 6,34). Zumindest hat es in Verona mindestens drei hl. Messen in der Frühe, wovon ich eine aufsuchen kann, bevor ich erneut in die Bibliothek gehe.

Arm aber glücklich, nicht wissend, was morgen ist. Nur eines ist gewiß, Du Herr, bist immer da, stehst mir zur Seite, ich wanke nicht. In Dir,

Geliebter, kann ich nicht ertrinken, nicht sterben, sondern habe – allem äußeren Schein zum Trotz – pur lebendiges Leben. I.l.D. Danke, Danke, Danke – Amen!

17:30 Uhr. Schreibe wieder im Dunkeln. Habe mir zwischenzeitlich ein Stück Verona angesehen, und ja, dieses besitzt auf seine Weise Charme. Indes nur außerhalb der Einkaufsmeilen, bei dem ‚Duomo di Verona' zum Beispiel inmitten des Domkomplexes von Verona stehend, mit seinen fünf sakralen Bauten und dem Bischofssitz anbei, oder der ‚Via S. Stefano' usw. Überdies ist Verona sauber, auch in Nebengassen. Derweil überwiegend die Wohnhäuser der Einheimischen sich mir auffällig schmal darbieten: die Zimmer arg klein. Was mag da wohl die Miete sein, die der Italiener bezahlt pro Monat? Und das Tor der Bischofsresidenz fand ich weit geöffnet. Dahinter ein paar wenige Bischöfe in einer Gruppe beisammen stehend und junge Ordensschwestern, welche eben die Blumenarrangements auf den Minibalkonen des Anwesens begossen und pflegten. Mutete insgesamt friedlich an, selbst ein Lächeln wurde mir von einem Geistlichen entgegengebracht. Indes ansprechen mochte ich niemand mehr. Wozu Herr? Du weißt alles. Du bist da. Warum jemanden fragen – gleich was – oder bitten? Eine hohe Kunst, schlicht nur stille zu sein und eben nicht zu nehmen – ungefragt. Eine wundersame

Übung, die mir mehr und mehr gefällt.

Mein Abendbrot bestand heute aus den restlichen ‚TUC-Keksen' aus der Packung von gestern …

21:00 Uhr. Ein heftiges Gewitter. Sitze im Trockenen. Danke, Herr! Und vorhin noch eine vollständige hl. Messe. Hierfür im Besonderen Dank! Die Etage im Ostello ist noch immer fast menschenleer, und niemand telefoniert, denn die Muslime ist weg. Kein Hunger, allein Friede in mir. Gehe jetzt zu Bett, lege den Tag in Deine Hände zurück – Danke, Liebster, Danke … I.l.D. – Amen!"

13.07.2019. Verona Tag 3 – „Ostello della Gioventù di Verona"

Auszug Brief: *„Diese Nacht war gänzlich anders im Ostello. Ab 22:00 Uhr ging es turbulent her. Nicht, weil da viele Gäste kamen, sondern weil diejenigen fünf oder sechs (drei stellten sich noch gegen 00:00 Uhr ein) derart laut waren, dass ein Eintauchen in den Tiefschlaf nicht möglich war: Da knallen permanent die Türen, von WC-Räumen, Duschen, Schlafkabinen; ein Haarföhn leiert dazwischen knatternd an, bläst sodann kreischend für mindestens zehn Minuten; über die Flure hinweg wird palavert, gegackert, schallend gelacht; Partystimmung, mit Schlappen an den Füßen getanzt: ‚… kapp, klapp, klapp'. Das nicht nur auf der Etage,*

zudem ebenso vom zweiten Stockwerk herunter in den ersten, zu den Duschen, und wieder zurück. All das insgesamt bis 3:00 Uhr morgens …"

Klar, die Nacht von Freitag auf Samstag – auch in Verona finden da um diese Jahreszeit – wie überall im Sommer – Open-Air-Konzerte statt. Das ist der Grund, warum sich das Ostello am Wochenende vorwiegend erst um Mitternacht mit Menschen anfüllt. Eine so genannt „billige Absteige", „besseres Zelt", „nur zum Übernachten", da muss man keinerlei Rücksicht nehmen, nicht wahr: „Wir lieben uns ja alle, weil wir alle gleich sind …" Selbsterfüllung und Sinnfindung, vor allem aber Spaß und alle „Freiheit zu tun und zu lassen darin, was wir wollen", so der O-Ton dieser Generation.

Derweil, die heutige vorgeblich junge Alterskohorte ab den 1980er Jahren: „… Herr, wo immer ich auf sie treffe, finde ich sie überwiegend nur unablässig autistisch und extrem narzisstisch vor. Gibt sie sich dröhnend, verhöhnend, achtungslos, dümmlich überheblich – und ist doch bei all dem am Ende kaum in der Lage, ihr Leben selbst zu meistern. Denn sobald sich eine Schwierigkeit zeigt in ihrem Alltagsleben, findet man sie jammernd und plärrend, derweil unverzüglich zurückrennend, an den Rockzipfel der Eltern. Was ist da passiert, Herr? Dass sie so derart einem Autisten gleichen, dessen Weltsicht einzig nur um sich selber kreist? Woher stammt

deren Konfession „… alles Geschaffene im gesamten Universum sei alleinig nur dazu da, um ihnen ihren permanent törichten Eigenwillen zu erfüllen, ihnen zu dienen, zu huldigen, sie anzubeten, sie zu bespaßen?“ Sie wollen sich weder waschen lassen, noch selber einen anderen waschen? (Vgl. Joh 13,1ff) Nun, Liebster, da hat mich selbst der Sozialismus Günstigeres gelehrt: allzeit bereit, dem Volksgenossen dienlich zu sein. Gleich wie, Faktum bleibt: Niemand herrscht in und/oder über alles Leben, der nicht zuvor Dir, Geliebter, und damit dem Menschen – bedingungslos – zu dienen gelernt hat (Vgl. Lk 22,14-29).

Somit sieht die Zukunft jener Alterskohorte alles andere als erquicklich aus, auch wenn sie noch so sehr „akademisch vermessen“ all ihre Hoffnung darauf setzt. Eine Leserin wünschte dieser Generation kürzlich in einem Kommentar zu einem Beitrag auf kath.net – für deren Zukunft „… viel Spaß mit sich selbst“. Ja, dem kann ich mich nur anschließen.

„Jetzt aber bin ich doch sehr dankbar, dass es nur fünf dieser ‚Generation XYZ-Exemplare‘ davon in diesem Hause gab. Letztendlich steht hier eine Vielzahl an Betten, schrecklich die Vorstellung, wenn die allesamt belegt wären. Damit gliche das Übernachten in einem Ostello, jenem in einer Berghütte und wäre somit folglich für einen Rom-Fußpilger gänzlich ungeeignet, so er nachts von

einem anstrengenden Kilometermarsch nicht nur gern die Glieder, sondern vornehmlich die Seele ‚baumeln lassen' mag.

11:00 Uhr, erneut auf der Späherbank gegenüber der TI sitzend. Ist halt Italien: Niemand kann mir mit Gewissheit sagen, ob Samstag die Post ausliefert oder nicht. Ergo übe ich mich aufs Neue in Geduld.

Heute Morgen beim Frühstück war es äußerst amüsant für mich, die Reaktionen der Gäste – vornehmlich Männer – zu beobachten, die sich da allesamt so einmütig hoffnungsfroh am Frühstücksbuffet versammelten. Sobald sie es aber sahen, wich postwendend jegliche Vorfreude aus deren Gesichtern. Einmalige Komödie, ‚Loriot' ließ grüßen, da war alles dabei an Pointen: die reichten von ungläubigem Erstaunen und verkapptem Verlegensein, bis hin zum ‚zutiefst Beleidigtsein'. Ein Deutscher reagierte gar lauthals pikiert … Worüber ich nur staunen kann: Ich meine, für 20,– € die Nacht? Was erwartet da der Mensch von einem Gastgeber?

Und die Einzigen die hier grüßten, waren die Spanier und Italiener …

Seltsame Kreaturen waren wir alle zusammen. Einer kam mit der Einstellung ‚… Ich gehöre hier nicht her' zum Frühstück, reagierte folglich unverhohlen betroffen auf das Frühstücksbuffet. Nun, ‚nicht hierhergehören', ja, so dachte ich eingangs auch. Doch es nützt alles nichts, der Wahrheit ist

nicht zu entkommen, denn die Realität schreit sie uns schonungslos entgegen: ‚… Oh doch, du gehörst hierher, denn etwas anderes konntest oder wolltest du dir nicht leisten – gib es nur zu‘.

Und genau so ist es. Einziger Unterschied zu mir heute Morgen: Ich fühlte mich rundum zuhause im Ostello. Denn das Team des Hauses ist rund um die Uhr bemüht, den Gästen ihren Aufenthalt so behaglich wie möglich zu gestalten. Und das nicht vordergründig des Geldes wegen (wie auch, bei diesen Preisen?), sondern offenen Herzens aus der Intention des ‚Dienstes am Menschen‘ heraus. Das Projekt, samt seiner Besatzung, erfüllt damit das sogenannte ‚Soll‘ gar noch haushoch über. Ergo sind es die Gäste daselbst, die ihren Aufenthalt in einem Ostello wie diesem hier, vermittels achtungslosen Verhaltens, zu einer ‚Absteige‘ degradieren. Derweil bleibt zumindest das ‚Ostello della Gioventù di Verona‘ dennoch einzig das, was es ist: ein mit Herz und Verstand bestens geführtes Haus. Basta!

Folglich danke, Liebster, dass ich hierin und hierüber meinen Frieden fand: innere Reinigung und somit Heilung in mir stattfand. Amen!

Nach dem Frühstück eine komplette heilige Messe – Halleluja! Und auf dem Weg zur Bibliothek im Anschluss, bekam ich gar noch ein anmutiges Lächeln geschenkt. Das gewährte mir ein bettelnder Afroamerikaner, der seinen Hut – bittend um eine

milde Gabe – mir entgegenhielt, kaum dass ich aus der Kirche trat. Übermütig lachte ich auf, zeigte ihm meine leere Habittasche. Daraufhin einvernehmliches Verstehen zwischen uns, gänzlich ohne Worte: Vor Deinem Angesicht, Herr, ist ein jeder Mensch ein Bettler.

19:00 Uhr, zurück im Ostello. Gegen 16:00 Uhr ein heftiges Gewitter, gar mit Hagelschauer heute. Ich saß derweil wieder im Trockenen. Hab Dank dafür, Herr! Ebenso für alles andere:

In der Bibliothek schrieb ich die Stationen ab, für den weiteren Weg von Bologna-City aus. Der Gedanke ‚Bologna' stellte sich somit als ‚Dein Wille' heraus; bis dorthin werde ich mit den Öffentlichen fahren, sobald es möglich ist. Deine Gedanken sind eben wahrhaftig nicht unsere, doch spielt das für mich keine Rolle mehr, wenn nur allein Dein Wille in allem was ich tue, geschieht.

Beim Studieren der einzelnen Wanderrouten stieß ich seit Langem mal wieder auf jene überlieferte Geschichte des hl. Franziskus, in welcher dieser von Räubern überfallen wurde und sein einziger Kommentar dazu lautete: ‚nicht mehr als ein Herold Gottes' zu sein. Ja, diese Aussage klang mir absolut stimmig jetzt, denn genau so fühle ich mich heute, Liebster. Im Grunde schon die gesamte Zeit über, in welcher ich ja streng genommen nicht einmal mehr selber wählen ‚durfte', was ich trinke.

Aber genau so habe ich es gewollt: gänzlich von Dir abhängig zu sein. Von daher beschwere ich mich auch nicht über die jetzige Situation, sondern lege alles Geschick, in jeder Sekunde dieses Lebens, in Deine Hände.

Und wenn mir das eingangs auch nicht so leicht fiel, als ich vom Innern her erfasste, dass der Brief auch heute nicht ankommen wird, so harrte ich dennoch erneut in diesem Bewusstsein bis 14:00 Uhr auf der ‚Späherbank' aus. Derweil unter strahlend blauem Himmel ausharrend, inmitten einer schier zahllosen Menge an Touristen. Ein stetes Kommen und Gehen auf den Bänken links und rechts von mir, nur ich blieb, Stunde um Stunde – lesend, schauend oder betend – zurück.

Indes, kein Gebet der Welt hilft, wenn Du, Vater, etwas verfügt hast. Real ist: Kein Brief da, ebenso kein Geld und auf der Parkbank zu nächtigen ist mir verboten. Ergo Stoßgebet zum Heiligen Geist! … Da sammelte ich zunächst zusammen, was jetzt allein wesentlich war an meiner Situation: Nicht die Besitzlosigkeit, nicht der fehlende Brief noch Nahrungslosigkeit, sondern einzig, dass ich gegen das Gesetz verstieße, wenn ich über Nacht auf der Parkbank sitzen bliebe. Und bei dem Wort ‚Gesetz' stand mir unverhofft auch zugleich der nächste Schritt vor Augen: ‚Mache Dich auf zur Polizei!' … Fiat, Herr! Hier konnte man mir gewiss einen deutschsprachigen Priester ausfindig machen, denn

letztendlich war es nicht meine Schuld, wenn Verona niemanden unter freiem Himmel schlafen ließ.

Zunächst aber lief ich zum Postamt, dem Rat einer Dame aus der TI folgend ‚… Von dort aus wird die Post ja verteilt'. Fehlanzeige! Kalinka hatte mir den Tracking Code gegeben, die Dame am Schalter schaute nach. Der Brief ist noch in Melano. Das überraschte mich nicht, zu Kalinka sagte ich noch am Vorabend – da sie sich so sicher war, dass der Brief heute da sei –, dass man mit Dir, Herr, immer rechnen muss. Nun, das hast Du ihr damit deutlich bestätigt. Und nein, ich werde jetzt nicht ergründen, warum Du das tatest, das ging und geht mich nichts an. Stattdessen tat ich schlicht den nächsten Schritt.

Bei der Polizia: Mitten in der Siesta und an einem Samstag geht es auf der Polizeiwache Veronas offenbar nicht anders zu wie sonst überall. Siesta- und/oder Feierabendstimmung. Eine Menge Beamter schwärmte aus, als ich eben den Vorplatz betrete. Ein jeder schnellstens abwehrend die Hände erhebend, sobald ich ihn nur ansah, und sich flugs in sein Privatauto begebend. Einer nach dem anderen, bis der Parkplatz menschenleer war und kaum noch ein Fahrzeug darauf stand. Da entdeckte mich eine Beamtin, eine Pförtnerin quasi, die mich nunmehr eilfertig und heftig gestikulierend dabei, stet aufforderte das Gelände zu verlassen. Doch da blieb ich eisern, spürte die Kraft von innen

her, mich hier nicht zu ergeben, versuchte der Dame indes – vermittels Händen und Füßen und lückenhaft in allen drei Sprachen – meine Hartnäckigkeit zu erklären. Am Ende gab sie auf, rief über Funk einen Kollegen an, wies mich per Handzeichen an, zu warten. Es dauerte einiges, aber das Warten lohnte. Ein strahlendes ‚Herz in Polizeiuniform' kam mir entgegen, lächelte mich offen an und fragte in gebrochenem Deutsch, wie es mir helfen könne. Flugs legte ich zuerst die Problematik: ‚… Pilgerin …, Brief Tourist-Information …, Verbot draußen zu schlafen' vor, und dann erst meinen Wunsch nach, einem deutschen Priester'. Aufmerksam hörte der Polizeibeamte zu, verstand dennoch nicht alles, da löste es zunächst einmal – für mich verblüffend unkompliziert – unser beider Sprachproblem vermittels eines Sprachcomputers. Und gänzlich undramatisch ging es im Anschluss weiter: Nein, einen deutschen Priester kannte er nicht, fragte derweil geradewegs erneut an, wie er mir ansonsten weiterhelfen könnte. Da sprach ich in den Computer ein, dass ich einen Platz zum Schlafen bräuchte: ‚… gern auch in einer Zelle'. Wie herzlich hell lachte da der Beamte auf, unterdessen die Sprachbox mir seine Antwort übersetzte: ‚Das geht nicht, aber ich gebe Ihnen Geld für die Übernachtung'. Und noch ehe ich irgend reagieren konnte griff er nach seiner Brieftasche, zog einen Fünfzigeuroschein daraus hervor und hielt ihn mir –

freudestrahlend – entgegen. Wow! Herr, da war ich und bin ich jetzt noch immer sprachlos. Vor lauter Aufregung über dieses Zeichen dankte ich dem Beamten zwar zutiefst bewegten Herzens, vergaß aber, nach dem Namen zu fragen. Schade, aber letztlich bleiben echte Engel – von Dir gesandt – ohnehin lieber gern namenlos, so bleibt deren Dienst auf ewig ein vollkommener … Ah, Herr, was war dieser Mensch für eine Schönheit! Italiener sind ja von Haus aus schon Augenschmeichler, wie überbordend mehr aber noch einer, der für Dein göttliches Licht vollends durchlässig ist, sodass es sich aus seinem Innern heraus, frei in diese unterjochte Welt ergießt. Hab tausend Dank, Geliebter, für diesen Lichtblick – Amen!

Somit ist das Ostello nun noch zwei weitere Nächte lang mein Zuhause. Kein Mensch versteht das wahrhaftig hier, die Sache mit dem Brief, dennoch bin ich jederzeit willkommen, wie mir vornehmlich ‚die gute Seele des Hauses' versicherte. Die zwei Nächte habe ich postwendend bezahlt, diesmal dem Betreiber direkt auf die Hand. So blieben da 10,– € übrig. Essengeld, fünf Euro pro Tag. Was enorm gewesen wäre, wenn ich in den Supermarkt gekonnt hätte. Das aber gelang nicht, da dem Besitzer das Wechselgeld fehlte. So behielt er den Zehner ein, mit dem Versprechen, ihn mir am Nachmittag nachzureichen, was nicht geschah …

Ohne Worte, Herr … Dennoch bleibt es dabei: Was Du willst, nicht was ich will. Ergo: Fiat! Fiat! Fiat! Obgleich ich gerade schon ein wenig Hunger verspüre …

21:00 Uhr … Ah, und Du bist noch nicht fertig heute mit mir. Eine Folklore-Band spielt im Speisesaal eben zum Tanz auf. Zudem ziehen allerlei Düfte von Gebackenem und Gebratenem durch die Gänge …

Wow! Was für ein Tag! Werde mich jetzt hinlegen und dankend hoffen, dass er damit schlussendlich endgültig vorüber ist.

Alles ist sooo groß, Geliebter, ich kann es kaum fassen. Da kann ich nur staunen, ähnlich einem Kleinkind vor einem hell erleuchteten Weihnachtsbaum … Danke, Danke, Danke! Amen.“

14.07.2019. Verona Tag 4 – „Ostello della Gioventù di Verona“

Auszug Brief: *„Sonntag in Verona! Komme eben vom Frühstück. Habe mir heuer freiwillig eine Scheibe Kochschinken aufs Brötchen gelegt und aufgegessen – es hat geschmeckt. Denn beim Erwachen heute Morgen fand ich mich wie ausgehungert. Was mich belustigt, weil mir sonst doch die Tage ohne*

Nahrung nie etwas ausmachten. Aber so ist es, wenn einer mit Dir läuft, Liebster: Es zählt einzig die Gegenwart, so beginne ich jeden Tag neu – nicht wissend, rein wie ein Baby.

Ein Ehepaar aus Bayern setzte sich zu mir. Sieben Kinder (!) zu Hause. Sind mir gestern schon in der City aufgefallen, suchten ähnlich mir, an einem der vielen Computer in der Bibliothek nach Antworten. Die Frau in Unfrieden mit ihrem Priester. Der Mann im Ringen zwischen lebendig-christlichem Glauben und heidnischem Aberglauben innerhalb seiner Kirchengemeinde und/oder Institution Kirche allgemein. Verona ist für sie ein ‚Wochenendtrip – einfach mal raus aus dem Alltag'. Von daher vertieften wir uns vollständig nur in Glaubensgespräche. Die Frau konnte nicht verstehen, wie ein Priester – der vor aller Augen wohl arg frevelte – überhaupt am Altar stehen durfte, um die Messe zu zelebrieren: ‚Ist dann die Messe nicht ungültig?', sorgte sie sich. Folglich erklärte ich ihr die Mystik der Sakramente anhand des Beispiels mit der Familie im Vergleich: Die ja nur jene einlässt in ihr Heim, die erstens dazu berechtigt sind und zweitens den ‚richtigen' Code, Schlüssel oder die korrekte Abfolge der Klopfzeichen besitzen, um sich Eintritt zu verschaffen. Gleich ergo ob Sünder oder nicht, die Tür tut sich auf, sobald sie die Bedingungen einhalten.

Gleichermaßen steht es mit dem Priester und dem Herrn: Von dem er persönlich dazu berufen ist, vermittels konkreter Handlungen (Erhebung von Kelch und Brot) und Anrufungen Gottes (Doxologie Hochgebet), sich selbst und dem Volk beständig den Opfertod des Herrn am Kreuz zu vergegenwärtigen (Vgl. Lk 22,19). Der Priester handelt folglich im Auftrag des einzigen Hohepriesters in den Himmeln wie auf Erden überhaupt, Jesus Christus. Somit ersetzt ein Priester nicht den Einzigen, sondern vergegenwärtigt diesen ‚nur' stellvertretend. Von daher spielt der Reinheitsgrad eines Zelebranten keinerlei Rolle am Altar, insofern er den Auftrag seines Dienstherrn korrekt erfüllt: Vergegenwärtigung des ewigen Vaters in dem Sohn und dem Heiligen Geist – diese Drei! – vermittels Zeichen und Wort. Damit ist jedwede hl. Messe und/oder Eucharistie gültig. Und gottlob ist das so! Ansonsten wären wir allesamt verloren, da kein einziger Mensch auf Erden ohne Sünde ist (Vgl. Joh 8,7) – und Priester nun einmal, ebenso wie wir, ebenfalls nichts anderes als Menschen sind."

Und nebenbei findet sich in dieser Beauftragung auch der Grund dafür, dass es eben keine Kleinigkeit ist, wenn Priester heutzutage öffentlich verunglimpft werden und zudem allerorts behindert daran, ihren Auftrag vor dem Volk zu erfüllen, sondern verheerend gar: Wo es niemanden mehr gibt, der den Sohn

Gottes vergegenwärtigt, da schwindet unter dem Volk das Gedächtnis an Ihn – und damit ebenso die Erinnerung an den einzigen Weg, heim zum ewigen Vater.

Wo aber der Mensch den Heimweg nicht kennt, bleibt er stecken in der Matrix der Unterwelt, denn er weiß nicht einmal, dass er da drinsteckt. Gerettet ist der Mensch nur da, wo er das Gedenken an seinen Erlöser aufrecht und durch alle Anfechtungen hindurch heilig hält.

„Von daher ist es wesentlich, sich ausschließlich auf sein eigenes Gewissen zu verlassen, es prinzipiell an dem überlieferten Wort und/oder bzw. dem Lebenszeugnis des Herrn, Jesus Christus, daselbst abzuprüfen. Denn eines jedweden Menschen Leben, geht nur ihn selbst und Gott etwas an. Vor Ihm allein steht er allezeit wie ebenso am Ende seiner Erdenzeit. Lassen wir uns folglich von niemanden beirren, denn das Wort ist Wahrheit: ‚Niemals kann einer den anderen loskaufen, keiner sich freikaufen bei Gott.‘ (Ps 49,8)

Am Schluss fragte mich die Frau ‚… warum ich noch immer in der Kirche bin, wo ich doch scheinbar liberal bin‘.

‚Der Sakramente wegen!‘, antwortete ich. ‚Nicht der Menschen halber und schon gleich gar nicht um der Erwartung heiligmäßigen Priesters oder Personen darin, denn den Lebendigen – Auferstandenen,

einzig Geliebten – müssen wir schon in uns selber finden. Und auch wenn klar ist, dass Gott daselbst nicht an das Sakrament gebunden ist, so ist es mir dennoch unanfechtbar heilbringend, da die Wandlung und Wirkung daraus vermittels Heiligen Geistes geschieht. Und neben dem lebendigen Wort der Schrift stellt es nun einmal das einzige Mittel dar, was in der Lage ist, mich augenblicklich in den Stand eines echten Jüngers Christi zu versetzen. Ergo mich in der bedingungslosen Christusliebe zu schulen und zu vollenden: ohne Umweg direkt auf den hohen Entwicklungsstand einer Kreuzverliebten zu heben …"

Eine feurige Rede hielten wir da, Herr, die sichtbare Spuren hinterließ. Der Mann schöpfte neue Hoffnung, die Frau vergaß – zumindest in dieser Stunde – ihren Groll gegenüber ihrem Gemeindepfarrer, Furcht löste sich auf. Nun danke ich Dir von Herzen, Geliebter, dass ich Zeugnis geben durfte und dadurch auch wieder für mich selber verstand, wo ich stehe: in Dir, mit Dir und durch Dich …

Nein, ich bin nicht liberal, was den christlichen Glauben anbelangt. Da gibt es nur absolute Loyalität, Dir, meinem lebendigen Gott in Jesus Christus, gegenüber. Du hast mir die Sakramente geschenkt, aber keine Religion dazu – wovon das Wort „katholisch", ergo „allumfassend", hinreichend zeugt. Was

vollumfänglich ist, geht kein Bündnis ein – gleich mit wem oder was. Wozu auch? Es umfasst ja die gesamte Fülle Gottes per sé!

Ah, und „meinen" Zehner gab's zum Frühstück dazu. Die „gute Seele des Hauses" gab ihn mir, entschuldigte sich für den Chef. So wird es heute mal wieder eine warme Mahlzeit geben … Fiat, Herr! Dein Wille – Amen!

„12:00 Uhr. Eben eine ergreifende hl. Messe im ‚Duomo' erlebt. Mindestens zwanzig Priester um den Altar herum. Das hast wahrhaftig Du so gefügt. Ich wollte eigentlich nur nach der Uhrzeit für die Abendmesse schauen. Auffällig, Herr, drei Viertel der Geistlichen dunkelhäutig, Inder und Afrikaner. Großes Erstaunen in mir und doch auch wieder nicht – da bedienst Du dich wohl der Zaungäste jetzt? (Vgl. Mt 22,1ff; Lk 14,23). Nach der Verabschiedung des Volkes durch den Bischof saßen die jungen Priester noch auf den Treppenstufen des Domes beisammen – nicht ein einziges Lächeln für jene Menschen, die da nach der Messe an ihnen vorübergingen. Wow! Andere Länder, andere Mentalitäten; diese hier mutete mir unbehaglich an, in ihrem unverhohlenen Hochmut und/oder zur Schau gestellten Egozentrik dem ‚Fußvolk' gegenüber. Hatte ergo nichts gemein mit jener italienischen: einem jedweden Menschen offenherzig-zugewandten.

15:00 Uhr. Sonntags zwischen 12:00 bis 17:00 Uhr geht nix in Verona. Oder fast nix: Nur wenige Geschäfte haben geöffnet, auch ab und an eine Bar, aber längst nicht so viele wie am Tage unter der Woche. Nach der Messe lief ich gemächlich zu dem veganen Restaurant, das ich gestern unweit des Domes entdeckt hatte, doch das hatte geschlossen. Eben will ich weiterziehen, zu einem Imbiss, da umarmt mich urplötzlich jemand: ‚Hallo! Da bist du ja wieder!', freut sich Veronika, die Bikerin. Die ich erst gar nicht erkannte, so bar ihres Bikes und Helm auf dem Kopf. Ohne Radler-Outfit sehen die Leute so gänzlich anders aus: weicher, entspannter, freundlicher. Ein kurzes Gespräch, mit ihr und dem Mann an ihrer Seite. Nicht tiefgründig, aber herzlich. Am Schluss bestand Veronika noch auf ein Foto mit mir und sandte es an Kalinka.

Herr, zweite Begegnungen mit ‚Fremden' versetzen mich immer ins kindliche Staunen und Ehrfurcht Deines Waltens gegenüber. Denn stets verbleibt hier die Bewandtnis des Zusammentreffens verborgen, auch dann, wenn einer eine eigene Zweckbestimmung hineinkreiert. Alles Täuschung, maximal Teilwissen, mit dem sich jener gern selbst beruhigt, der sich vor der Anschauung der nackten Wahrheit fürchtet: als kleiner Mensch in einem riesigen Universum stehend, nicht im Geringsten den Bauplan seines Lebens zu verstehen, geschweige denn, Eigenmacht darüber oder darin zu besitzen.

‚Der Mensch denkt, Gott lenkt', weiß der Volksmund, handelt indes selten danach. Und doch bleibt es absolut wahr: Nur Einer ist's, der den Ton vorgibt – verborgen – und jedwedes Aufeinandertreffen nach eigenem Plan kreiert (Vgl. Offb 1,8). So verbleibt dem Geschöpf letztlich nur die freiwillige Annahme dessen, als einzige Wahlmöglichkeit. Zumindest da, wo es in Frieden mit sich, seinem Umkreis und dem Allmächtigen leben will. Freude am reinen Sein – ohne dafür verantwortlich zu sein … Welch ein Segen! Schlichtes Miteinander allein um des Miteinanders wegen, nicht mehr … Das ist himmlisch!

Das Angebot in dem kleinen Imbiss, den ich in einer Seitengasse fand, war zu meiner Freude ebenfalls überwiegend vegan. Hab Dank, Liebster, für das Öl, das warme Olivenbrot mit Avocadocreme bestrichen, die Melonenscheiben und den Cappuccino dazu – mein erster, seit ich in Italien bin. Alles sehr lecker und bezahlbar, dank Deiner Spende durch das großzügige ‚Herz in Polizeiuniform'.

Und für den morgigen Tag hast Du auch schon gesorgt, überraschenderweise: Kalinka hatte die neuen Spendengelder über ‚Western Union' an eine Wechselstube angewiesen: ‚Das mit der Post geht gar nicht!', schimpfte sie. Und das zu Recht, denn selbst wenn sie gehorsam per Express versendet hätte – na ja, Du weißt schon, Herr, in Italien ticken die Uhren halt anders. Grundlegend für mich indes,

dass Du Kalinka diese Alternative aufgezeigt hast und sie diese augenblicklich umgesetzt hat, ergo: Fiat, Herr! Obgleich ich im Innern ob dieser Alternativlösung auch ein wenig Unbehagen spüre. Dabei ohne zu wissen, warum, denn der Transfer verlief reibungslos und unkompliziert. Einzig den Ausweis hatte ich vorzulegen und eine Unterschrift zu leisten und schon hielt ich die Spendengelder in den Händen. Doch wie auch immer, real ist: dass damit die Fastenzeit beendet ist – bis zu seiner Zeit.

Langweilig jedenfalls ist mir nie mit Dir – Danke, Danke, Danke, Amen!

19:00 Uhr. Am Abend ist mir die City am schönsten. Da entfaltet sich ein melancholisch anmutender Charme, dem man sich nur schwer entziehen kann. Eine 'sanftmütig Liebende', die nie mit ihrem Romeo zusammenkommt, das ist mir Verona am Abend … Ja, das passt!

Und wer kennt sie nicht, die Geschichte um Romeo und Julia? Sie soll sich so ereignet haben, wie William Shakespeare sie in seinem gleichnamigen Stück (um 1594 herum) verewigt hat. Ob sie wahr ist, Herr, weißt Du allein. Doch spielt das keine Rolle, allabendlich pilgern Massen an Menschen zu dem Haus mit dem Balkon hin, wo sich die Liebesgeschichte zugetragen haben soll. Stehen Frauen, Männer, Paare, gar Familien in langer Schlange davor, um in die Behausung eingelassen zu werden

und am Ende einen handgeschriebenen Gruß oder Wunschzettel an der Wand des Durchgangs am Haus zu hinterlassen. Romantisches Flair, fast andächtig stehen die Wartenden vor dem Anwesen. Aber auch: Mir irgendwie skurril das Ganze, denn hier wird ebenfalls ein Gedächtnis aufrechterhalten, sprich vergegenwärtigt – mittlerweile über Jahrhunderte hinweg –, allerdings nicht der gangbare Weg aus aller Knechtschaft heraus ins ewige Leben, sondern eine menschliche Tragödie: bar jedweden Funkens an Hoffnung auf die Auferstehung. Der Balkon ist menschenleer. Nicht Romeo noch Julia auf ihm, ergo: schlicht nur Illusion oder höchstens Emotion, der das Volk da so andächtig huldigt. Kurzum, reiner Götzendienst, der niemandem eine neue Hoffnung schenkt, geschweige denn ihn rettet aus seiner Seelennot. Und dass diese hier Mangel leiden, ist mir unverkennbar: Würden sie sonst Schlange stehen, vor einem leblosen ‚Steinhaufe'?

Wie dem auch sei, Geliebter, für mich bist Du der Schönste. Und einzig auf das ewige Leben im Reich des Vaters hin, gründet sich all meine Hoffnung. Nicht dem Fleischgeborenen huldige ich, sondern Dir, Gott dem Höchsten, in allem Sein und Fleisch. Denn in Dir allein, erweist sich meine Freiheit. Von daher: ti amo – Amen!"

Und dann das Wort „Klarisse", Herr. Sollte ich bei diesem Orden vorbeischauen? Drei Mal bin ich

jetzt darauf angesprochen worden: ‚Sind Sie Klarissin?' Nein, bin ich nicht und werde ich nie sein. Doch scheint es mir eben, als läge da in aller Ordensmentalität noch ein Aspekt verborgen, der mir bislang nicht bekannt ist, derweil aber wesentlich für mein weiteres Wachstum ist? Von daher Liebster, wenn ich richtig liege, mit meiner Vermutung, lade mich bitte direkt durch eine Ordensfrau dazu ein, das gibt mir Sicherheit, da ich selber ja nicht weiß, wonach ich Ausschau halten soll. Ansonsten kommen mir die italienischen Ordensschwestern hier bis dato mit dem gleichen Habitus entgegen wie andernorts: in jener Selbstzufriedenheit oder Selbstverliebtheit, die jener Frieden gebiert, den die Welt zu bieten hat: Finanzielle Absicherung.

Sie schreiten wie hochgewachsene Säulen einher – hier zumindest schlank und lieblichen Angesichts –, dabei nicht auf sicherem Grund, sondern mit beiden Beinen fest auf dem Boden staats- oder kirchenpolitischer Absicherung stehend. Da ist es zugegebener Maßen leicht, der Außenwelt „den Lammfrommen" zu geben, wo ich mich weder um Miete, Bekleidungs- noch Nahrungsbeschaffung je selbst kümmern muss. Im Gegenteil, alles ist in einem Übermaß vorhanden, das der gewöhnliche Sterbliche kaum kennt. Ja, so lebt es sich federleicht, das habe ich am eigenen Leibe erfahren, zu der Zeit meiner Jahre im Karmel. Aber auch ließ mich diese Illusion von vermeintlicher Sicherheit durchweg bequem werden.

Nicht im physischen Sinne – nie in meinem gesamten Erdenleben habe ich je so derart hart gearbeitet wie im Kloster –, sondern im geistlichen. Denn ein Leben aus der Vorsehung Gottes heraus, so wie es die reine Lehre Christi einem jedweden seiner Jünger konsequent abverlangt (Vgl. Mt 6,31; 6,34; uvm.), erstickt jegliche Form „brüder- oder schwesterlicher Gemeinschaft“ notgedrungen schon im Keim: Da sich ein jedes Mitglied darin zuvorderst den Anliegen der Kommunität verpflichtet fühlt, statt der Gerechtigkeit Gottes. Und dementsprechend gar ein Gelübde – vor Gott in die Hand eines Bischofs, ergo eines Menschen, der seine Pfründe allmonatlich aus dem Säckel der Staatskasse erhält – ablegt. Verheerend, das versteht sich von selbst, denn: „Wem ich mich als Knecht zum Gehorsam hingebe, dessen Knecht bin ich und muss ihm gehorchen, entweder als Knecht der Sünde zum Tode oder als Knecht des Gehorsams zur Gerechtigkeit.“ (Vgl. Röm 6,16)

Nein danke, Liebster: „Lass mein Herz sich nicht neigen zum Bösen, dass ich gottlose Taten beginge mit Menschen, die Übles tun; von deren Leckerbissen will ich nicht kosten.“ (Ps 141,4) Denn ich habe erfahren, wie sie schmecken: honigsüß im Mund, doch überaus bitter im Magen. (Vgl. Offb 10,10)

Letztlich ist es, wie es ist: Dein Wort, Herr, aus Matthäus 6,24: „Ihr könnt nicht Gott dienen und

zugleich dem Mammon“ schließt jegliches Bündnis mit einem Menschen konsequent aus.

Und eben fällt mir ein, dass mir Deine Einladung gar längst schriftlich vorliegt: „Nach Rom“, so schrieb mir die „Mutter“ (Priorin Karmel) per E-Mail, „bist Du herzlich eingeladen, bei uns auszuruhen, von Deiner anstrengenden Reise …“ Da darf ich folglich gespannt sein, Liebster, was Du mir da noch offenbaren wirst.

„Für jetzt zumindest spüre ich, dass mir das Wandern fehlt. Verona's Architektur ist staunenswert, aber nun ist sie mir genug bestaunt. Täglicher ‚Hamsterradlauf' ist nichts für eine Wandereremitin. Immer wieder neu und anders – alltäglich – mag ich laufen – in und mit Dir, Geliebter. Na ja, Du weißt schon – ich bitte Dich ja nur, mich vor jener Sattheit zu bewahren: ‚Ich könnte Dich sonst verleugnen und sprechen: wer ist der Herr?' (Vgl. Spr 30,8-9) Stattdessen, Liebster, soll niemals irgend ein anderer oder anderes mir Sicherheit geben, kein Ding noch Mensch auf Erden, als allein die Gewissheit darum, dass DU alles BIST. Und Du mit mir verfahren kannst – und wirst –, wie es Dir beliebt – bis in alle Ewigkeit – Amen! I.l.D.“

VERONA
In Verona: 24. Tag (12.07.2019)4

27. Tag (15.07.2019)
Verona ...
„... hat wirklich einen Zauber, dem man nicht so leicht entschwinden kann" ;-)

4 Nächte im „Ostello della Gioventù" der Jugendherberge von Verona

„Romeo+Julia. Der Sage nach soll dies der Balkon sein, auf dem Julia einst stand ;-) Jeden Tag Menschenmassen vor diesem Haus/Balkon ..."
Verona
Casa di Giulietta
Maison de Juliette
Juliet's House
Haus von Julchen
Casa di Giulietta
Balcone di Giulietta
„... Für mich ist der Balkon ebenso leer, wie auf der Karte. Was nützt der Stein, wenn keine Seele mehr darauf ist ..."

15.07.2019. Verona Tag 5 – „Albergo Trento“

Auszug Brief: *„6:00 Uhr. Wow! Das war eine bewegte Nacht. Die Etage füllte sich ab 21:00 Uhr bis morgens um 01:00 Uhr. Junge Spanierinnen, aber ebenso Migranten und/oder Obdachlose zogen stürmisch in die Kabinen, Betten und Sanitäranlagen ein. Türen flogen krachend auf und zu; Geplapper, lautes Lachen, Singen, Streiten, Keifen, Schnarchen. ‚Das reinste Irrenhaus‘, dachte ich da bei mir. Und beneidete augenblicklich jene Schnarcherin in dem Kabuff direkt neben mir, wie sie sich so derart fallen lassen konnte, in dem ganzen Getöse rings um uns herum. Indes, mein eigener Versuch, es ihr schlichtweg gleichzutun, scheiterte kläglich. Denn just zu der Zeit – mittlerweile 03:30 Uhr in der Früh –, da alle anderen endlich Ruhe gaben, erwachte die Schnarcherin und fing das Kofferpacken und Verräumen von Möbeln an: derweil permanent an die dünne Pappwand stoßend, die ihr Bett von meinem trennte … ‚Ein Gänseblümchen!‘, ging es mir da schlagartig auf. ‚Schon klar, Herr, ich ergebe mich! Keine Chance gegen ein solches anzugehen, denn diese liebst Du in gesondertem Maße …‘ Ergo blieb ich wach die Nacht und hörte geduldig des ‚Gänseblümchens‘ Werkeln zu, wie es stets zwischen diesen zwei Extremen pendelte: verräumen und schnarchen, schnarchen und wieder verräumen. Derartiges hatte ich noch nie erlebt: Eben noch kramte die Frau*

ausgiebig in ihren Taschen und Koffern, wenig darauf fiel sie geräuschvoll auf ihr Bett und kaum dass sie darinnen lag, schnarchte sie los. Der Wechsel vollzog sich sodann eine viertel bis halbe Stunde später: Kaum war sie erwacht, fing sie sofort wieder das Räumen an.“

Eine eindrucksvolle Erfahrung für mich, schien es mir doch, als nähme mich diese Frau – sobald sie in ihren geräuschvollen Tiefschlaf gefallen war – augenblicklich mit hinein in ein seltsam anheimelnd-friedliches Licht, in welchem sich ihre Seele offenbar spielend bewegte. Ich sah diese Illumination nicht, vielmehr sie, die Frau, und ich – wir waren dieses Licht. So schlief ich zwar die Nacht nicht, erfuhr mich in diesem Wachen indes rundum beseelt. So hegte ich keinen Groll, sondern gänzlich Frieden und Dankbarkeit in mir, als ich vom Lager aufstand, mit dieser absoluten Gewissheit im Herzen: Es ist vollbracht, das war hier meine letzte Nacht!

„10:00 Uhr. Draußen regnet es eben in Strömen. Stört nicht weiter, muss erst gegen 11:00 Uhr aus dem Ostello raus. Dann werde ich zur TI herüberlaufen, nachfragen ob der Brief angekommen ist. Wenn es nach mir ginge, würde ich mir das wünschen. Doch nicht, wie ich will, Herr, allein wie Du willst …

13:10 Uhr. Nein, der Brief ist noch immer nicht da. Von daher habe ich mir in der TI gleich eine andere Unterkunft raussuchen lassen. Das günstigste Zimmer in der City kostet 60,– €, erfahre ich von der Dame am Schalter. Hat dann im „Albergo Trento" angerufen und erwähnt, dass ich Rompilgerin bin und auf einen Brief warte. Am Ende bekomme ich die Buchung für 50,– €.

14:00 Uhr. Im ‚Albergo Trento'. Als ich hier ankam, gab es kein freudiges – oder mindestens doch der Form halber – ‚Ciao' oder ‚Buongiorno', stattdessen einzig ein schroffes:

‚Without breakfast! ... Passport!'

Und als ich das Zimmer gleich bezahlen will, so wie ich es immer tue, gibt es erneut eine barsche Ansage:

‚No, tomorrow!'

Der Schlüssel wird mir gereicht, kurz mit dem Zeigefinger Richtung Fahrstuhl gezeigt, der Stock angegeben und das war's.

Das Zimmer ist nur ein Kämmerlein von zirka zwei Metern in der Breite und drei in der Länge. Und zudem – kaum überraschend, bei einem derartigen Empfang – mir durchweg von einer lieblosen Hausführung zeugend. Es scheint schon eine Weile keine Reinigung mehr erfahren zu haben: riecht muffig, ist insgesamt staubig-schmuddelig, der Boden schwarz versandet. Das Mobiliar angeschlagen,

anstelle eines Bettes findet sich eine Gästeliege an der Wand. Der Geruch der Tagesdecke ist beißend modrig, erinnert mich augenblicklich an Wäsche aus jenen Waschmaschinen, die ewig nicht gereinigt wurden, in deren Schläuchen, Kammern und Sieben sich mittlerweile ein Schlammgemisch aus Bakterien, Seife und Schmutz dick eingenistet hat. Behaglich fühlt sich anders an, Herr. Werde alles beiseitelegen und mich nur obenauf legen in der Nacht. Und die Dusche ist auch merkwürdig. Die kommt direkt aus der Wand, hängt mitten im Bad ohne Vorhang, so wird beim Duschen das gesamte Bad nass; Waschbecken, Toilette, Fußboden, einfach alles. Und wenn man später auf's Klosett muss, watet man erst durch einen nicht unerheblichen Rest an Duschwasser hindurch, sitzt letztlich auf nassem WC, da Tücher zum trockenreiben fehlen. Indes, eines hat dieses Zimmer: Sobald das Fenster fest verschlossen ist, dringt kein Laut mehr herein, weder von draußen noch vom Hausflur her. Das ist mir ein großes Geschenk.

Und da fällt mir die Verabschiedungsszene mit der ‚guten Seele des Hauses' im Ostello wieder ein: ‚Du bist eine fantastico Frau!', bekundete sie ernsthaft. Und als ich lache und ihr vermittelst eines italienischen Wörterbuches umständlich antworte, dass ich als Dank für diese Zeit und ihren Dienst an mir in Rom für sie ein Licht anzünden werde, gibt sie doch zurück: ‚No, ich danken Dio for you – for

this meet'. Eine beglückte Stimmung beseelte uns – rundum hoffnungsfroh. Dennoch, Liebster, hätte ich nicht eine einzige Nacht länger verweilt an dieser Stätte: Was zu vollbringen war vor Ort, war vollbracht, das spürte ich in höchstem Maße. Es ist Dein Weg, Geliebter, den ich begehe: Hier bin ich! I.l.D. Amen."

16:00 Uhr. Ja, das ist typisch für Dich, Herr, so bist Du: Tagelang hältst Du mir für die weitere Wanderstrecke Augen und Sinn blind, ähnlich dem Pharao Ägyptens in biblischer Vorzeit, jetzt erfahre ich unverhofft in einem einzigen Augenblick nicht nur von dem nächsten Schritt, sondern erhalte zudem gar eine entsprechende Wanderkarte. In einem winzigen Buchladen sprach der Händler deutsch und verwies mich auf die ‚Via degli Dei', den Götterweg, der von Bologna direkt bis nach Florenz führt … Amen Halleluja! So bin ich mir gewiss, dass es morgen endlich weitergeht.

Aus lauter Vorfreude trinke ich einen leckeren Kräutertee in einer Tagesbar und esse ein Teilchen dazu. Ursprünglich für 5,– €, doch wurden mir nur 3,– € berechnet. „Gift!", verfügte die Dame lächelnd. So ist das alltägliche Sein: An einem Tag wird dir alles genommen, an dem nächsten regnet es überreich Geschenke. Derweil, gleich wie, letztendlich besitzt doch jegliches Geschehen kongeniale Gültigkeit, zumindest für den, welcher ganz und gar in

Dir, Liebster, auf schmalem Pfad zum ewigen Leben wandelt.

„21:00 Uhr. Späterhin bei der Post die Ansichtskarten abgegeben. Da kleben jetzt keine bunten Briefmarken mehr darauf, stattdessen diese schnöden Strichcode-Aufkleber. Versuchte zunächst ein Veto einzulegen. Indes, die Dame am Schalter weigerte sich, mich zu verstehen: ‚… Non capisco … Non capisco', rief sie in einem fort. Bis ich endlich begriff: ‚Auch das ist nicht wesentlich! Darf und soll von mir losgelassen werden'… Fiat, Herr! Nimm alles mir, was mich hindert zu Dir … Danke, Amen!

Daran anschließend in einem ‚Supermercato' Avocado, eine Büchse Erbsen, Focaccia mit Oliven, eine Mini-Nussmischung und ein Stück Melone eingekauft. Von den Preisen her wie in Deutschland. Nur dass es in diesem Markt keinen einzigen Kassierer gab. Stattdessen standen da vier Kassensysteme kurz vor dem Ausgang des Ladengeschäftes, über deren Scanner der Kunde die Produkte selber zog. Letztlich bezahlte, indem er Bankkarte oder Bargeld, wie an einem Fahrkartenautomaten, dem System einspeiste. Im Rücken vor einer Schranke stehend, fand sich derweil ein Securitymann, der grimmig das Geschehen rund um das Kassensystem genau beobachtete, einen am Ende – explizit stupid – vermittels Schrankensystem aus dem Discounter wieder entließ. Wow! Abgefertigt, wie beim Check-in

an Flughäfen oder in Gerichtsgebäuden. Das war mir so gruselig. So seelenlos tot, unwürdig eines Menschen.

Gleich darauf zog ich mich in die Bodenkammer des ‚Albergo Trento' zurück, aß mein Abendbrot. Switchte derweil durch die regionalen Fernsehsender und blieb letztlich eine halbe Stunde lang an der italienischen Version von ‚Versteckte Kamera' stehen. Welch ein Gaudi! Habe Tränen gelacht. Da war zum Beispiel ein Reicher, der seine Yacht zum Restaurieren in eine Werft gab, dabei konkrete Vorgaben erteilte, was Änderungen und – vor allem – die Farbe der Neulackierung des Rumpfes betraf. Als der späterhin sein ‚Baby' wieder abholen will – mit stolzgeschwellter Brust und Geliebter am Arm – traut der seinen Augen nicht: Seine (vermeintliche) Yacht ist vollkommen ausgehöhlt und in einer komplett bunt-kitschig kreischenden Farbe lackiert. Die Mimiken der Akteure blieben derweil unbeirrt unschuldig im ‚Non-capisco-Stil' gehalten, unterdessen der Yachteigner buchstäblich sämtliche Fassung verlor. Da brauchte es keine Sprachkenntnis, im Gegenteil, der Klang der italienischen Sprache schien mir wie geschaffen, die Komik des Ganzen ausdrücklich zu unterstützen. Wie ebenso bei der Episode um einen Manager, der sich kurzentschlossen bereit erklärt, seinem (vermeintlich unpässlichen) Freund für ein paar Stunden in dessen Büro zu vertreten. Dabei weder aber des Unpässlichen Personal

noch Büro kennt. So wird der Manager von dessen (vermeintlichen) Chauffeur nunmehr zwar pünktlich in einer Limousine abgeholt, aber kaum angemessen gefahren. Denn dieser hält skurril bald alle paar Meter an – gar mitten auf der Straße –, nur um hier einen kleinen Imbiss einzunehmen oder da zu telefonieren und dergleichen mehr. Dabei vollends im Selbstverständnis: wortlos! Die Mimik der beiden einfach köstlich: Der Fahrer so, als stünde er nicht im Dienst, sondern sei gänzlich mit sich allein unterwegs, hingegen der Manager, still beobachtend, von erstaunt über verblüfft bis gar amüsiert schmunzelnd über das Gebaren des Chauffeurs ist. Am Ende nach ‚ewiger' Fahrt, landet der Manager in einem schäbigen Büro – Tapete hängt an den Wänden herunter, Schreibtisch und Stuhl sind am Zusammenbrechen, von der Decke tropft Wasser aus einem Rohr usw. Zu allem schweigt der Manager, derweil dessen Gesichtszüge höchstes Erstaunen ausdrücken. Doch die Krönung stellt letztendlich doch die (vermeintliche) Sekretärin des Freundes dar, die, als das Telefon klingelt, nun nicht etwa den Hörer abnimmt, sondern dem Manager strohtrocken zu verstehen gibt ‚… dass er das gut selber machen könne, schließlich sitze er ja direkt neben dem Telefon'. Was dieser nunmehr – zwar verdutzt, aber doch erneut klaglos – auch tut. Und so am Ende erfährt, dass er eben ‚gefilmt' wurde … Ah, Liebster, das war herrlich! Schon lange habe ich nicht mehr so

derart gelacht, dass mir die Bauchmuskeln einen Kater bekamen. Situationskomik – wie ich die liebe! So sind wir Menschen halt gestrickt, alle durchweg. Und da, wo diese Tatsache gänzlich angenommen wird – dass wir ‚zum Schießen komische Gestalten' sind in all unserer vermeintlichen Wichtigkeit im Umgang miteinander – ist das Leben wahrhaftig vergnüglich.

Jeder Tag, Liebster, so gänzlich anders. Doch gebe ich zu, Verona macht mich langsam träge. Bin ich noch unterwegs? Mir scheint es eben, als sei ich gänzlich aus dem Wandermodus heraus. Diese Stadt zieht mich so gänzlich in ihr Flair hinein: Emotion pur, Beine baumeln lassen, Espresso … Habe heute auch einen getrunken: so lecker! Den kann man wirklich nur in Italien trinken … Herr, wir müssen weiter, sonst gewöhne ich mich noch daran … Hab Dank für diesen Tag! I.l.D. Amen!"

16.07.2019. Bologna City „Il Canale Hotel"

9:00 Uhr. Noch im „Albergo Trento". Check-out ist um 11:00 Uhr. Das werde ich heute ausnutzen, so erspare ich mir mindestens eine Stunde Zeit auf der „Späherbank" gegenüber der Touristinfo ein. Komme ja nicht umhin, auf den Brief zu warten. Derweil freue ich mich, dass es jetzt eine Alternative zur Post gibt. Volle acht Tage ist der Brief nunmehr unterwegs. Irritierend, wenn man bedenkt, dass

Italien als EU-Land quasi „gleich nebenan“ von Deutschland liegt. Eine Tagesstrecke weit mit dem Auto, mehr nicht. Aber alles ist gut. Es ist, wie es ist: Eben genau so, Liebster, wie Du es jeweils verfügst.

In der Stille dieser Bodenkammer war es mir möglich, neue Kraft zu tanken für Körper, Geist und Seele. Ausgiebige Schriftlesung, Gebet und Meditation, das gelang im Ostello nicht. Zudem die Kirchen entweder geschlossen oder angefüllt mit Touristengruppen. Daneben körperliches Fasten und letztlich bar jedweder Eingebung um den nächsten Schritt: Fettes Kreuz, das Du mir, Geliebter, derweil derart leicht hieltest, dass ich – so mitten darunter stehend – kaum bemerkte, welch beträchtlich Gewicht es hatte. Erst jetzt, in dieser Deeskalationsphase, entdecke ich, wie aufreibend es sich wahrhaftig trug. Ah, Liebster, Dein Wirken ist so unaussprechlich groß: Einzig im Rückblick gewahren wir, doch da ist alles Erfassen längst nicht mehr wesentlich, da die Gegenwart uns unerbittlich, augenblicklich erneut in ihrem Bann gefangen hält.

Auszug Brief: *„14:30 Uhr. Im Zug nach Bologna City sitzend …*

Der Brief kam in der Tat erst nach 13:00 Uhr. Bis dahin nahm ich folglich doch noch meinen Platz auf der Späherbank ein. In Frieden ausharrend, aber daneben auch gespannt, wie es weitergehen

würde. Nur eines war mir gewiss, dass ich heute Verona verlasse. Kaum aber war die Post durch und ich in aller Herzlichkeit von dem Team der Tourist-Info verabschiedet, nahm das Tagesgeschehen just ein beschleunigtes Tempo an: Fühle ich mich zwingend dazu gedrängt, nunmehr im Eilschritt zum Bahnhof zu laufen. Hingegen da angekommen, komme ich nicht umhin, mich in einer jener zahlreichen Menschenschlangen vor den Schaltern einzureihen. Die Bahnhofshalle ist brechend voll, mir fehlt jegliche Orientierung, ergo bleibt mir keine andere Wahl, als mich dreinzufügen. Indes nicht lange, da werde ich unverhofft von einer Bahnbeamtin aus der Warteschlange herausgeholt. Irritiert folge ich ihr, nicht in Sorge, doch aufs Höchste gespannt. Derweil führt mich die Beamtin lediglich an einen stilleren Ort, um von mir zu erfahren, wohin ich reise. Und nachdem sie den Zielbahnhof erfasst hat zieht sie mir in aller Gelassenheit die entsprechende Fahrkarte an einem Automaten und setzt mich schlussendlich in diesen Zug, in dem ich mich eben befinde: der obendrein, kaum dass ich mich darin abgesetzt fand, auch schon losfuhr. Wow, Herr! Immer wieder versetzt Du mich in Erstaunen mit Deinen unverhofften ‚Engel-Aktionen'. Und sie beglücken mich stets umso mehr, desto bewusster ich zuvor alles Geschehen um einen Auftrag herum, allein Dir in die Hände lege … Und diese Zugverbindung hier, so stelle ich eben fest, steht überhaupt

nicht im Fahrplan. Aber was staune ich da groß, nicht wahr, Liebster? Dein Weg, Dein Plan – basta! … Ti amo!!!

16:00 Uhr. Bologna City kommt mir kalt entgegen. Erinnert mich ein wenig an München. Überfüllte Stadt, kein Lächeln, Ellenbogenmentalität. Ebenso geht es in der Tourist-Info zu, die riesig im architektonischen Ausmaß, aber absolut winzig in Sachen Service ist. Geschäftig und selbstgefällig geht es in dieser Halle seitens der Angestellten zu, ähnlich wie in einer Bank. Dennoch darf ich mich glücklich schätzen, es gibt einen Mitarbeiter, der deutsch spricht. Und nein, Zimmer werden nicht herausgesucht, geschweige denn gar reserviert, denn:

‚Wir sind eine touristische Stadt, hier ist alles voll.‘

‚Und eine Jugendherberge?‘, hake ich nach.

‚Ja, gibt es, liegt aber außerhalb.‘

‚Okay, fragen Sie dann dort bitte nach? Ich mag nicht gern quer durch die Stadt laufen, ohne zu wissen, ob was frei ist.‘

‚Nein, da müssen Sie selber anrufen …‘

‚Aber die verstehen mich doch nicht.‘

‚Dann müssen sie eben hin und selbst nachschauen …‘

Am Ende halte ich eine Adresse und Telefon-

nummer eines Hostels in der Hand, das für 60,– Euro vermietet: ‚… Ist das Günstigste'. Die Nummer wähle ich an, doch hebt da niemand ab. Kurz wird mir gestattet in dem Computer nach freien Zimmern zu schauen, was ich indes freiwillig gleich wieder lasse, denn sämtliche Angebote darin fangen erst ab 99,– € aufwärts an. Ergo gehe ich den Weg durch die Stadt, der mir gewiesen wurde, doch Frieden ist nicht in mir, eher Unbehagen. Wie ich so laufe, fällt mein Blick auf ein Schild in einer Seitengasse. ‚Il Canale Hotel' steht darauf, über dem Schriftzug prangen drei gold-gelbe Sterne. Das nehme ich zwar bewusst wahr, laufe aber dennoch weiter, denn ‚… drei Sterne – da brauche ich gar nicht erst nachfragen', insistiert der Verstand. Doch kaum durchdacht, erhält der prompt Antwort aus dem hl. Geist: ‚Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken …' (Jes 55,8-9) Ergo bleibe ich augenblicklich stehen, wende um und trete zuletzt gar bedenkenlos vergnüglich durch die Eingangstür des ‚Il Canale' ein.

Drinnen empfängt mich ein junger Mann an der Rezeption. Herzlich offen, mich mit dem würdigsten Gruß eines Italieners, dem: ‚Salve!', begrüßend. Kurzum frage ich ihn, was ein Zimmer die Nacht kostet – nicht ob eines frei ist. Da sieht mich die jugendliche Seele zunächst unverhohlen an – von oben bis unten, derweil nicht achtungslos, sondern interessiert –, nennt mir sodann den Preis von 65,– €,

inklusive Frühstück. Fiat Herr! Das war eindeutig. Keine Stadt ist restlos voll, da wo Du auf Herbergssuche bist. Der Rezeptionist sprach englisch mit mir, aber mehr doch von Herz zu Herz. Wir verstanden uns auf Anhieb prächtig, scherzten und lachten, so schien mir dieses kleine Hotel einer stillen Oase inmitten eines ansonsten feindlich gesinnten Gebietes gleich. Bezahlen durfte ich gleichfalls sofort und wurde gar zum Zimmer gebracht …

Ah, Herr, ein geliebtes Haus. Romantisches Flair. Detailverliebt eingerichtet. Es ist mir hier, als hätte ich Verona nicht verlassen. Die Gänge gleichen einem Museum, als ginge man durch den Salon einer italienischen Adelsfamilie: Kronleuchter, Vielzahl Bilder an den Wänden, Truhen und Koffer, Teetische, vornehmes Porzellan, Stühle, Grammophon, eine Récamiere – samtig weinrotfarben, mit herrlich vielen Kissen darauf, daneben und darüber üppig Zeitzeugen-Gebrauchsgegenstände, gar eine alte Vesper darunter. Kein Kram, sondern antiquarisch, indes humorvoll-originell. Zudem alles blitzblank und gepflegt, vom wohnlichen Innenhof über die Gänge bis hin zu dem Zimmer, in welchem ich mich eben aufhalte: Großes Bad, hygienisch rein, stilvolles Mobiliar und obendrein – Halleluja! – ein Wasserkocher auf dem Schreibtisch stehend, Teebeutel daneben.

Gegen 18:00 Uhr lief ich noch einmal los, zu

schauen, ob es in der City einen deutschsprachigen Wanderführer für den ‚Götterweg' gibt. Das blieb erfolglos, indes nicht tragisch, denn zum Entziffern der italienischen Karte reichte das ‚Pocket-Wörterbuch' vollends aus. Im Anschluss in einem Imbiss eingekehrt und eine Gemüse-Lasagne gegessen, für 7,– €. Nicht wirklich lecker, aber ausreichend. Und eben noch eine riesen Überraschung erlebt: Beim betreten des Hotels spricht mich die jugendliche Seele unverhofft an, um mir mitzuteilen, dass ich laut TripAdvisor die 11.000ste Reservierung im ‚Il Canale' sei, und von daher 15,– € geschenkt bekäme: ‚Herzlichen Glückwunsch!'

Also ehrlich, Herr, das fand ich urkomisch, und es kostete mich einiges, nicht direkt vor dem ‚Frohbotschafter' loszuprusten. Das kann ja auch nur Dir einfallen, Liebster, jetzt, wo Du mir ohnehin schon die Taschen randvoll angefüllt hast mit Spendengeldern. So hat uns das Zimmer hier am Ende ebenso viel (oder wenig – ist relativ) gekostet wie gestern im ‚Albergo Trento', doch welch ein großer Unterschied. Man kann seinen Dienst halt so oder so erfüllen, nicht wahr: mit lebendiger Liebe zum Sein allgemein oder einzig nur zu des Mammons Totenschrein. Diese Wahl steht einem jeden frei, da kann sich am Ende seiner Tage niemand herauswinden.

21:00 Uhr. Ein eigenartig langer Tag, obgleich

ich nicht einen Schritt gewandert bin. Ich lass ihn jetzt ausklingen, mit einer Tasse Melissentee und anschließend ausgiebigem Gebet, Schriftlesung und Meditation. Hab Dank Herr, für alles, was Du mir heute gegeben hast. In Deine Hände lege ich diesen Tag zurück: Zu Deinem Ruhm! Und lass bitte niemanden zuschanden werden in mir, der an Dich glaubt … Frieden diesem Haus und allen, die darin gehen ein und aus – I.l.D. Amen!'"

17.07.2019. Der Götterweg „Via degli Dei" – von Bologna „Il Canale" nach Brento „B&B 4Peonie Via Degli Dei" (ca. 50 km, insgesamt Tag)

7:45 Uhr. Eine friedliche Nacht und ein leckeres Frühstück hinter mir: Ofenwarme Croissants mit verschiedenen Füllungen darin! Überhaupt eine große Auswahl für jedermann auf dem Buffet, an Käse und Wurst – wer mag – und frischem Obst. Zudem bedient das Servicepersonal insgesamt auffallend aufmerksam und freundlich – einen jeden, gänzlich ohne Ansehen der Person. Reinste Freude, hier zu frühstücken … Und am Schluss offenbart mir der Frühstücksraum noch den Namen des Hotels: Er liegt direkt über einem kleinen Teil des ursprünglich kilometerlangen, aber nunmehr bestens versteckten, Untergrundkanals Bolognas. Kein Wunder folglich, dass ich ihn nicht sah, nur wer bewusst nach dem Kanal sucht, wird Abschnitte seiner entdecken.

Meine Suche indes beschränkt sich auf das mir einzig Wesentliche im Leben: „Deinen Willen, Geliebter!“

In wenigen Minuten begebe ich mich von daher heraus aus Bologna, um den „Götterweg“ zu bewandern. Ausgehend hier von der Piazza Maggiore, herüber über den Apennin und endend – so Gott will –, auf der Piazza Maggiore in Fiesole (Florenz). Und dabei bin ich mir jetzt schon dessen voll bewusst, dass die angegebenen Etappenziele und/oder Zeitvorgaben aus dem Wanderführer keine Rolle spielen werden, mir nur grob die Richtung weisen, denn Du allein, Herr, bist Weg und Ziel zugleich. Nun denn, Geliebter, wie immer Du willst: Die erste Etappe, laut Karte zumindest, führt mich zu Fuß zunächst zwangsläufig durch die Altstadt hindurch und dann einen ca. zwei Kilometer langen Arkadengang weiter, bis hin zu der Wallfahrtskirche „Madonna di San Luca“, wo ich auf eine Heilige Messe hoffe … Oh, oh, Liebster – und jetzt greift mich das Lampenfieber wieder am sprichwörtlichen Kragen. Doch es nützt alles nichts, zurück geht nicht, ergo: Go!

Auszug Brief: *„13:30 Uhr. Sitze eben in einem kleinen Café am Ortsrand von ‚Sasso Marconi‘, ca. 20 km von Bologna entfernt. Körperlich fühle ich mich topfit, von daher werde ich hier nicht nach einem Schlafplatz suchen, sondern nach dieser Rast weiterziehen. Sonne satt heut wieder. Vor mir steht*

ein Glas Kräutertee und ein Baguette mit Tomate und Salat drauf. Eine Orange und einen Apfel habe ich dazu gekauft, für unterwegs …

Und der Weg bis hierher? Die zwei Kilometer durch die Arkaden waren mir kein Highlight: schmuddelig, übel nach Urin riechend und ein Dutzend schwarz/brauner Hände, die sich mir bettelnd oder aggressiv Tand anbietend entgegenstreckten. Auffällig heuer, insgesamt gebe ich auf dieser Pilgerreise entschieden mehr Geld für Unterkunft, Porto, Kurtaxen, Bettler usw. aus als je für das ‚täglich Brot'. Den steilen Anstieg rauf zur Wallfahrtskirche indes, liegen die Obdachlosen noch im Tiefschlaf, eingemummelt in dicke Wolldecken oder Schlafsäcke. Wie beneide ich sie, um ihres vollkommenen Freilassens wegen, alles Geschehen um sie herum schert und stört sie somit nicht im mindesten. In der ‚Madonna di San Luca' ist es mir dunkel, zumindest von der Energie her. Freude ist da einzig um der Eucharistie willen. Zwei ältere Geistliche und ein junger Asiate am Altar. Kniend erwarte ich den hochheiligen Leib, murrend nur spendet ihn der Priester. Auch das leider nicht neu, erlebe ich in letzter Zeit immer öfter in den Messen. Regelrecht zuwider aber war mir hier, dass dieser Murrende sich im Anschluss an die Eucharistiefeier doch allen Ernstes auf die Altarstufen stellte und die Anwesenden rigoros dazu aufforderte, das Votivbild einer Madonna in seiner vorgehaltenen Hand zu

küssen. Und allesamt folgten brav, selbst die drei Ordensschwestern, die zuvor den Sakristeidienst verrichtet hatten. Verstand ich das richtig? Kniend das lebendige Brot, die Eucharistie zu empfangen galt jetzt als anstößig, indes ein lebloses Frauenbildnis abzubusseln als schicklich-christlich?

Wow! Nein, nein, da war ich wohl nur in der falschen Kirche, Herr, nicht wahr. Denn das ist nicht reine Lehre Christi, sondern mindestens Aberglaube; zweifellos aber in jeder Hinsicht Götzendienst. Niemals, Liebster, hast Du uns Derartiges aufgetragen und schon gleich gar nicht je Deine Mutter derlei von den Jüngern verlangt. Im Gegenteil: ‚Was er euch sagt, das tut' (Vgl. Joh 2,5), lebte sie uns stattdessen vor: Demut, nicht Hoffart, folglich.

Und letztlich der Götterweg? Der erweist sich als wahrhaftig göttlich! Indes nicht im Sinne eines Spazierganges durch Omas Rosengarten oder einem Wanderlauf durch nett angelegt und prononciert abgesicherte, sogenannte ‚Bergwald-Erlebnispfade', sondern im Gegenteil: als unberührt-naturgetreuer ‚Wildnis-Live-Parcours'. Mit allem, was eben dazu gehört, zu einem Apennin-Gebirgszug. In der Bibliothek Veronas hatte ich mir im Netz ein paar wenige Bilder angesehen. Die implizierten eine beschauliche Wegstrecke, dem ist aber ganz und gar nicht so. Real geht es streckenweise gar arg steil

rauf und runter auf schmalsten Trampelpfaden: Hinweg über Geröllböden, dicke Wurzeln, Stock und Stein oder furchend durch mannshohes Gras. Zudem enorm viele, bisweilen meterlange und wadentiefe Schlammsenken, die es mir teilweise nur hangelnd – buchstäblich von Baum zu Baum – schadfrei zu passieren gelang. Und doch genoss ich den Weg! Kaum ein Mensch auf der Strecke zu sehen, in den Sandalen lief es sich frei beweglich, und die zahlreichen Panoramen, jeweils über die Täler hinweg, erwiesen sich durchaus als Eyecatcher. Insgesamt weisen die Pässe unterschiedliche Höhen zwischen 500 bis zu 1200 m auf. Sicher kein Vergleich mit den Gipfelpunkten der Alpen, und sind doch desgleichen nicht zu unterschätzen …

23:00 Uhr. Herr, da kam es mir noch dicke heute …

Erst fand ich schnell wieder auf den Götterweg zurück, doch dann war mir die Wegbeschilderung darauf lange nicht schlüssig: Das gleiche Zeichen bediente zusätzlich Abzweige durch Dörfer oder Rundwege zu auserwählten Aussichtspunkten und dergleichen mehr. Die 122 als Ziffernbezeichnung für die ‚Via degli Dei' direkt nach Florenz, verschwand urplötzlich von den Hinweisschildern, fand sich derweil mit einer anderen Ziffer besetzt und tauchte mir erst tausende Meter weiter ebenso unverhofft wieder auf. Da lagen aber schon zwei überflüssige

Sightseeing-Tour-Umwege von einigen Kilometern hinter mir …

Jeder Tag eine Hinrichtung! Ja, Liebster, dazu hatte ich Dir mein Fiat gegeben und das bleibt auch so. Heute aber, so muss ich gestehen, hat sie mich hart an den Rand der Verzweiflung gebracht. Vierzehn Stunden auf den Beinen, davon zwölf bergauf bergab und zudem die zwei einzig auf der Strecke ausgewiesenen B&B's geschlossen. Darauffolgend nichts mehr! Allein Wald …

Gegen 19:00 Uhr legte ich schließlich eine kurze Rast auf einer Bank in einem Flurstück nahe einer Landstraße ein. Das Wasser war mir ausgegangen, die Orange ersetzte es. Gierig verschlang ich sie, derweil in allen möglichen Gedanken zu Laufvarianten verstrickt, nur nicht in Dir, Liebster. In dieser Verfassung kam ich bald wieder hoch von der Bank, warf nachlässig den Rucksack nur halbseitig über die Schulter und stieg darauf auch noch hastig, statt gemach, bergab zu der Landstraße hin. Hier angelangt spricht mich ein deutschsprachiger Biker an, weist darauf hin, dass mein Rucksack offen steht. Mechanisch schließe ich ihn, ohne auch nur einen einzigen Gedanken daran zu verschwenden, dass da etwas fehlen könnte. Stattdessen führe ich ein anregendes Gespräch mit dem Mann, der seit Jahren schon in Brento lebt. Zeugnis gebend, ja klar, doch kommt am Ende für mich dabei heraus, dass ich:

‚Am falschen Ende des Monte' angekommen bin, ‚Monzuno liegt direkt gegenüber … Sie müssen jetzt entweder wieder zurück oder um den Berg herum …'

Ohne Worte, Herr, da war es buchstäblich aus mit meiner Fassung, sackte alle Kraftreserve in mir zusammen: Schließlich müssten wir bis hierher, einschließlich der Umwege, jetzt schon mindestens 50 Kilometer gelaufen sein. Meine Gesäßmuskeln und Füße zumindest schmerzten beachtlich und um diese Stunde im Dickicht des Waldes noch ein Revier zu erobern, erschien mir ebenso aussichtslos wie noch rechtzeitig vor Einbruch der Dunkelheit ein Zimmer zu finden. Blieb mir letztlich nur noch der Straßenrand, so vermutete ich, denn auf Empörung reagierst Du ja nicht – und empört war ich. Aber eine Wasserquelle aus einem Felsvorsprung zeigtest Du mir, ergo trank ich und setzte mich, Frieden zu finden. Und kaum fand ich diesen in mir, derweil mich beseelt auf die Nacht unter freiem Himmel vorbereitend, sandtest Du doch noch einen ‚Fahrerengel' – einen Ordensoberen, dessen Community sich um drogenabhängige und obdachlose Männer kümmert. Ein hochinteressantes Gespräch, das mich erneut jenen einzigen, aber doch so wesentlichen Unterschied zwischen ebendiesen Brüdern und mir erinnerte: Unverdiente Gnade! Aus einem mir unerfindlichen Grund hast Du, Vater, mich herausgegriffen aus allem Elend dieser Welt. Und

die Aufgabe hierbei ist es nunmehr: schlicht nüchtern auszuhalten, dass weder Worte noch Taten je an dieser Tatsache etwas zu ändern vermögen. Denn Du allein, mein Herr und mein Gott, bist es ‚… der in uns sowohl das Wollen als auch das Vollbringen wirkt' (Vgl. Phil 2,13).

Der Engel fuhr mich bis an den Ortsrand von Brento. Gleich beim Ortseingang fand ich ein ‚Casa di Pellegrino' (Haus für Pilger). Indes verschlossen und keine Menschenseele auf dem Gehöft zu sehen. In der kleinen Bar direkt gegenüber fragte ich nach, doch niemand wollte hier Bescheid wissen über Anwesen noch Betreiber und ebenso nicht preisgeben, wo der Priester wohnt. Ergo lief ich die Landstraße weiter: Etwa zweihundert Meter vor mir laufen zwei Backpacker, offenbar ebenfalls auf der Suche nach einem Bett.

‚Im Ort gibt es einige Privatvermietungen', so erzählt mir ein Anwohner, weist mir den Weg zum ‚B&B 4Peonie Via Degli Dei'. Der ist nicht mehr weit, doch als ich da ankomme, sehe ich die beiden Packer vor dem B&B stehen – indes vergeblich klingeln, niemand öffnet ihnen, da ziehen sie weiter … Kurzer Aufblick! Herr, was jetzt? Weiter? … Nein! Klingeln!"

Diese Antwort erinnerte mich augenblicklich an den wunderbaren Fischzug der ersten Jünger aus

Lukas 5,4-8. Die waren fischen, fingen aber nichts. Dennoch trugst Du, Herr, dem Petrus, wider alle Hoffnung, auf: „Fahr hinaus …, und werft eure Netze zum Fang aus!“ Was Petrus getreu mit den Worten tat: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Doch auf dein Wort hin werde ich die Netze auswerfen.“ (Lk 5,5) Und siehe, der Fang war enorm. Gleich nun hier …

„Kaum stehe ich vor dem Gartenzaun des B&B, tritt zu meiner Linken aus dem Nachbarhaus des B&B ein älterer Italiener aus seinem Haus. Sieht mich, eilt freudig auf mich zu und bezeigt mir übergangslos, dass ich warten solle, er hole die ‚Signora Pina‘. Die aß eben bei dem Nachbarn zur Rechten zu Abend: Das war der Grund, warum die beiden Backpacker vergeblich klingelten.

Pina indes zeigte sich hocherfreut und hätte in der Folge sicher gern mehr von mir erfahren oder von sich erzählt, doch fehlte es gänzlich an einer ‚Von Herz zu Herz‘-Verbindung. Wodurch sämtliche Sprachprobleme doppelt wogen, sprich einer den anderen kaum verstand. Eindeutig klären konnten wir indes: 30,– € die Nacht, ohne Frühstück. Ansonsten ein reines Einzelunternehmen. Doppelhaushälfte. Pina hält sich, sobald ein Gast eintrifft, in der unteren Etage auf, wo sich auch die Küche befindet. Den Gast bringt sie sodann ein Stockwerk höher in ihr ehemaliges Schlafzimmer: Doppelbett

und großer Kleiderschrank, der indes bis auf den Zentimeter dicht angefüllt ist mit Pinas privater Garderobe; Kommode und kleine Sitzbank dazu. Kein Tisch, kein Stuhl, derweil der Ausblick aus dem Fenster ist grandios: weitschweifig sattgrüne Hügellandschaft. Das Bad auf dem Flur, indes direkt dem Zimmer angegrenzt. Insgesamt geführt und gepflegt in tüchtiger Hausfrauenmentalität und -reinlichkeit. Mir persönlich etwas blümerant, denn wohin ich mich auch wende, überall ist dieses ‚Privat' wahrzunehmen. Nicht sonderlich erquickend für mich, in solcherart Privathäusern, noch einmal weniger da, wo ich zahlender Gast bin. Denn zumeist erwarten jene individuellen Vermieter zum Mietpreis doch stets auch eine gewisse ‚Bereitschaft zum geselligen Beisammensein am Abend' dazu, die ich oft nur erzwungen in der Lage bin zu erbringen, vor allem an Tagen wie diesen.

Von daher fand ich mich auch hier wieder bestrebt, mich augenblicklich zurückzuziehen. Gerade noch einen Tee gestattete ich Pina aufzubrühen, den schnappte ich mir, zog mich flugs in's Bad zurück und lag späterhin längst schon im Bett, als mir urplötzlich aufging, dass hier keine Kirchturmuhr oder -glocke die Uhrzeit anzeigte. Ergo griff ich mechanisch zum Rucksack, das Handy zu ergreifen, doch: ‚… Oh Schrecken, Herr!', das Fach war leer. Und blieb es auch, da konnte ich noch so oft sämtliche Taschen aufs Neue durchsuchen. Es war

herausgefallen nach der letzten Rast auf der Bank, dicht bei der Landstraße, so erfasste ich augenblicklich.

Und so kam es doch zu einem Beisammensein zwischen Pina und mir, wenn auch nicht unbedingt gesellig. Es dauerte einiges, bis sie verstand, was mein Anliegen war. Alsdann aber reagierte Pina unverzüglich, schrieben wir eine E-Mail über deren Account an Kalinka. Das war einzig wesentlich in jenem Augenblick, denn diese, das war klar, würde sich etliche Gedanken machen, wenn sie über Tage hinweg kein einziges Lebenszeichen von mir bekäme. Zumal Kalinka es mir inzwischen gar angewöhnt hatte, mich mindestens einmal täglich per SMS, Mail, Mobilbox oder Telefonieren bei ihr zu melden. Eine Angewohnheit, die uns nicht zuträglich war, dessen war ich mir zuinnerst im Klaren. Und doch fehlte es mir an der nötigen Kraft, es ausdrücklich zu versagen. Fakt blieb dennoch, dass das Handy ursprünglich einzig als Notfalltelefon gemeinsam mit mir auf Pilgerreise ging. Mit seinem Verschwinden war nunmehr die rechte Ordnung wieder hergestellt, und darüber freute ich mich außerordentlich. Zumal ich mich daselbst unverhofft erneut vor die Wahl gestellt fand, dafür oder dagegen zu entscheiden. Denn Pina folgte just einer Eingebung, bei der Polizei in Monzuno anzurufen und darum zu bitten, das Handy zu orten, so könne ich es anderntags wiederfinden. Das empfand ich

als durchweg fürsorglich von ihr und sicher auch dienlich beglückend einem jedweden Menschen, dem ein Telefon lebensnotwendig erscheint. Mir indes galt es von je her als verfängliche Last, einmal mehr in jener Form, wie es heutzutage gehandhabt wird: durchgängig versklavend.

Und doch, Liebster, breite ich jetzt vor Dir noch den Teppich aus und lege das weitere Geschehen um das Handy in Deine Hände, denn nicht um mich dreht sich das Leben, sondern allein um Deinen Willen darin: Wenn ich folglich morgen in Monzuno ankomme und ein verständig-offenes Herz auf der Polizeistation finde, werde ich den Weg zurückwandern und das Handy aus dem Wald holen. Anderenfalls laufe ich schlicht weiter … Amen! Und Herr, Dein Friede Pina und allen, die mir heute begegnet sind … Ah, ich bin sooo müde jetzt … Und Liebster, verzeih mir meine Empörung und Danke, Danke, Danke, dass sie nur kurzweilig anhielt – I.l.D. – Amen!"

18.07.2019. Der Götterweg „Via degli Dei“ – von Brento nach Madonna dei Fornelli „B&B dei Romani“ (ca. 25 km, insgesamt Tag)

Auszug Brief: *„Um 4:30 Uhr aus dem Bett raus, Gebet, Lesung, Meditation; gegen 6:15 Uhr dann los. Bei strahlend blauem Himmel, morgenfrischer Luft und bar jedweder körperlicher Beschwerden. Das ist selten, von daher genieße ich erst jedes einzelne Element ausgiebig, bevor ich ausschreite.*

Das B&B Pinas liegt knapp zehn Kilometer von Monzuno entfernt, die Strecke derweil läuft sich mühelos. Zwar durchgängig asphaltierte Außerortstraße, doch mitten durch Felder, Wald und Flur oder an ein paar wenigen Dörflein vorbei. Ebenso halten sich die Steigungen in Grenzen, so treffe ich wohlgemut gegen 9:30 Uhr am Ortsrand von Monzuno ein.

Und siehe da, die Polizeistation ist quasi das erste Haus vor Ort, erinnert mich postwendend an meinen ‚Handy-Deal‘. Direkt laufe ich auf den Eingang zu, die Tür ist fest verschlossen, betätige die Klingel auf der Sprechanlage:

‚Si!‘, tönt es mir knapp darauf entgegen.

‚Parla tedesco?‘, frage ich zunächst, um verständlich zu machen, dass ich Deutsche bin.

‚No!‘, schallt es nur wieder knapp zurück – und so geht es weiter …

‚Inglese?‘

‚No.‘

‚Please‘, versuche ich es dennoch: ‚I need your help …‘

‚Non capisco!‘

Okay, denke ich bei mir, dann eben stotternd auf Italienisch:

‚Per favore, Signore – mi serve aiuto …‘

Darauf ein kurzes Klacken aus der Sprechanlage, gefolgt von drei langen Pieptönen, dann nichts mehr – die Tür bleibt verschlossen, der Beamte hat das Gespräch mit mir schlicht beendet.“

Nein, empört fand ich mich nicht in jenem Augenblick. Eher belustigt, auf jeden Fall von Herzen froh, denn eindeutiger konnte mir meine Entscheidung, ohne Handy weiterzuwandern, durch die ‚Höchste Instanz‘ ja kaum abgesegnet werden. Ergo Danke, Danke, Danke, Liebster!

„Und es ging noch weiter. Wieder auf der Straße, doch noch dicht bei der Wache, sehe ich in einem Zeitungsshop einen weiteren Polizisten stehen. Kurzer Aufblick … Soll ich, Herr? Die Antwort prompt und glasklar: Kaum dass der mich wahrnimmt, dreht er sich hastig weg.

Ergo laufe ich weiter, mir stattdessen einen Ersatz für die Angabe der Uhrzeiten am Morgen zu besorgen. Nicht leicht, nur Wecker im Angebot, am Ende werde ich fündig in einer Boutique. Zwischen

Kleidern, Handtaschen und Schals zieht der Betreiber eine kleine goldfarbene Armbanduhr aus Metall hervor, verkauft sie mir für 10,– Euro. Kurzerhand schneide ich das lange Lederband daran ab und stecke sie in das Handyfach des Rucksackes. Darauf beim Gemüsehändler Apfel, Orange, Paprika gekauft und im Tabakshop einen Briefblock und Kugelschreiber erstanden. Erstaunlich, wie schnell die Kugelschreiberminen leer geschrieben sind. Entweder schreibe ich demnach zu viel oder in den Minen ist zu wenig Tinte drin. Ah, und in der Post, Liebster, wieder ewig gesessen, um einen einzigen Brief frankieren zu lassen. Gehört wohl auch zu der eigentümlichen Extravaganz der Italiener: Hinter den Abfertigungsschaltern geht es explizit gemächlich zu, teilweise gar unverhohlen provokant darin, und das gänzlich unabhängig davon, ob nunmehr Kunden in der Schlange oder nur allein vor den Schaltern stehen. Keine Ahnung, woraus den Postangestellten hier ihr hohes Selbstverständnis erwächst, aus Dir, Geliebter, ganz sicher nicht, denn Du kamst, um zu dienen, nicht um Vorsitz auszuüben.

Die Strecke im Anschluss nach ‚Madonna dei Fornelli' lief sich ebenso mühelos wie jene zuvor von Brento nach Monzuno. Im Vergleich zu den Alpen ein gemäßigtes Auf und Ab für mich, statt Asphalt jetzt Schotterweg oder geebneter Naturpfad. Dennoch wandern sich auf diesem Weg die Kilometer

zäher ab und schon gleich gar nicht – wenigstens für mich nicht – in jener Zeitvorgabe aus dem Wanderführer. Die Aussichten indes lohnen jedes Mal den Aufstieg. Auf einem der Plateaus traf ich auf zwei unbeschwerte Spanier. Kurzer Austausch, am Ende bat ich: ‚Take a photo?' Das taten die beiden vergnügt, sandten es augenblicklich an Kalinka weiter, so erhielt diese – zumindest für heute – doch ein Lebenszeichen von mir.

Gegen 14:00 Uhr lief ich in ‚Madonna dei Fornelli' ein. Sonne satt. Kein Mensch weit und breit zu sehen: Siesta! Direkt am Wegesrand das ‚B&B dei Romani'. Ein geräumiges Anwesen, einladendes Gartenambiente. Im Haus öffnet niemand, ergo setze ich mich auf die Bank vor dem Eingang, meditiere. Genieße die Stille: Einfach sein! Eine Stunde darauf fährt die Wirtin ein. Jung, freundlich, zentriert aufs Wesentliche. Das gefällt mir, nach langem Small-Talk steht mir momentan nicht der Sinn. Das Geschäft ist im Nu abgeschlossen: 30,– € ohne Frühstück, Einzelzimmer mit Dusche und Bad. Schon werde ich aufs Zimmer gebracht, am Schluss das Angebot: ‚Wenn Sie etwas brauchen, finden Sie mich unten in der Küche'".

Indes, ich brauchte nichts, freute mich über das Alleinsein. Wusch zunächst T-Shirt und Kleid aus, duschte, dann legte ich mich aufs Bett, ebenfalls

‚heilige' Siesta haltend. Eine Stunde lang. Gegen 17:00 Uhr machte ich mich auf, den Ort zu erkunden, eine Hl. Messe und/oder Abendessen zu finden. Doch das eine fand nicht statt, das andere erwies sich als schwierig. In das Restaurant, gleich gegenüber dem „B&B dei Romani", zog es mich nicht und in dem einzigen Lebensmittelgeschäft war die Auswahl gering. Paninis indes gibt es immer allerorts wie Stunde in Italien, ergo noch eine Büchse Erbsen sowie ein Stück Honigmelone dazu, und fertig war mein Abendbrot. „Madonna dei Fornelli" ist ein bescheidener Ort, der einem Touristen kaum Ablenkung bietet, von daher ist er bestens geeignet Ruhe zu pflegen. So besuchte ich die Kirche, aber nein, in ihr fühlte ich mich so absolut nicht daheim, folglich zog ich mich aufs Zimmer zurück …

„21:00 Uhr. Genoss den Rest des Abends sehr. Verbrachte ihn mit Lesen, Gebet und Meditation. Das „B&B dei Romani" ist mir eben wie geschaffen dafür, denn wenn auch nicht klösterliche Stille, so herrscht auch kein Jugendherberge-Getümmel hier. Das verrät allein schon das Ambiente, das mir hier auffällig achtsam gepflegt und behütet erscheint. Die Räumlichkeiten sind in jedem Fall frisch renoviert, zwar spartanisch eingerichtet und doch mit Stil; ausgesucht harmonisch die Farben an den Wänden, in einem jeden Raum für sich und kleinen Details darin, wie passende Vorhänge, Plaids usw.

Eine angenehme Atmosphäre, in der es mir leicht fällt, mich fallen zu lassen. Von daher, Liebster, dein Friede über dieses Haus und all jene, die darin gehen ein und aus. Ebenso über alle, denen ich heute begegnet bin, gleich ob Freund oder Feind, gleich ob sichtbar oder unsichtbar – ti amo – Amen!

19.07.2019. Der Götterweg „Via degli Dei" – von Madonna dei Fornelli nach Scarperia e San Piero „Al Mulino" (ca. 50 km, insgesamt Tag)

Auszug Brief: *„20:45 Uhr. Wow, was für ein Tag! So gänzlich lebendig in dem Wort: ‚Wenn einer hinter mir hergehen will, verleugne er sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.' (Mk 8,34) Ja, Liebster, das habe ich heuer gelernt: Du bist der Weg, aber auch der, der ihn begeht. Unterdessen ich nur ‚daneben' gehe oder stehe und körperlich erfahre derweil, was Du da eben vollziehst …*

Kam am Morgen auffallend erholt aus dem Bett. Körper leicht wie eine Feder, Lampenfieber nur dezent vorhanden, gegen 6:00 Uhr verließ ich das ‚B&B dei Romani'. Die erste Laufstrecke des Tages wanderte ich bis zum ‚Passo della Futa'. Reiner Naturweg, alles dabei: Waldboden, Geröll, ein paar wenige Stein- und Wurzelstiegen, Schlammlöcher. Dennoch insgesamt ein sanfter An- und Abstieg.

Fünf Stunden brauchte ich für diese Strecke, die ich gemach und mühelos ohne nennenswerte Rast durchstieg. So kehrte ich gegen 11:00 Uhr in jener kleinen Bar direkt am ‚Futapass' ein, genoss einen Tee und ein Croissant und zog etwa dreißig Minuten später weiter. Bis hierher frohgemut, obgleich mir vollends bewusst, dass die zweite Strecke Richtung ‚San Piero' anstrengender werden würde. Es galt knapp 1.200 m Höhe zu übersteigen und noch einmal gut 25 Kilometer zurückzulegen. Doch erschreckte mich das zu dieser Stunde eher nicht, denn für mein Verständnis war es noch früh am Tage, ebenso empfand ich mich körperlich in bester Verfassung. Wie schnell sich indes jegliches Empfinden in sein genaues Gegenteil wandeln kann, erlebte ich jetzt postwendend.

Vor mir lag eine Landstraßenkreuzung mit verschiedenen Gabelungen, doch wollte ich ja nicht Landstraße, sondern den Götterweg weitergehen. Ergo fragte ich schlicht den Wirt nach dem rechten Abzweig ‚San Piero'. Doch dessen Antwort verstand ich weder per Wort noch Zeichen, ein ‚von Herz zu Herz'-Verstehen nicht vorhanden. Einzig die grobe Richtung wurde mir gewiesen, die ich beschritt und letztlich lief und lief und lief, auf offener Landstraße in flirrend heißer Mittagshitze, derweil angestrengt Ausschau haltend, nach dem entsprechenden Hinweisschild mit der Aufschrift ‚Via degli Dei'. Doch das blieb aus. Und bis mir endlich

aufging, dass es hier nicht mehr kommen konnte, war ich nunmehr schon 3 km weit gelaufen, bergab und bergauf die Landstraße entlang. Die Straße kaum befahren, die Gärten der Siedlungen, die ich durchquerte, ebenfalls leer: Siesta! … Kurzer Aufblick: ‚Was nun Herr? Hier gibt es keine Menschenseele, kein Platz zum Ruhen, bis die Siesta um ist – und ich habe keine Ahnung, wo ich mich befinde …' Die Antwort folgte prompt, vermittels eines ‚Fahrerengels', der deutsch sprach. So erfuhr ich, dass ich in genau entgegengesetzter Richtung gewandert war und in jedem Fall ‚… wieder zurück al Bar Passo del Futa', müsse. Von da zweigt linker Hand der Pfad zum Götterweg ab.

Oje, da war es aus mit meinem Frohmut, murrte es stattdessen heftig mir im Gemüt. Doch blieb mir letztlich nichts anderes übrig, als die drei Kilometer wieder zurückzulaufen, denn der Engel ward nur gesandt, mir Kunde von meinem Irrweg zu geben, nicht mich zu erlösen aus misslicher Lage:

‚Scusa! … Nicht können fahren Sie – müssen zu Mama!'"

Ja, Herr, Fiat! Das war dann doch einleuchtend mir, denn auf dem gesamten Weg zurück sandtest Du nicht ein einziges Fahrzeug oder Menschen. So verflog mit jedem Schritt der Groll in meinem Herzen ein wenig mehr, bis er letztlich gänzlich überwunden war, sprich Frieden, statt seiner darin Einzug hielt.

„Ah, woher nur immer dieses Murren?“, fragte ich mich unterdessen und erhielt zur Antwort: Murren zeugt von Hochmut, Verleumdung Gottes, Mangel an Dienstbereitschaft – Unreinheit! Verstehe, Herr: Somit stehe ich, sobald ich murre, gegen mich selbst Zeugnis noch immer nicht würdig der „Ewigen Stadt“ zu sein (Vgl. Offb 21,9ff), denn so hast Du es verfügt – steht es festgeschrieben: ‚Und nicht wird irgend etwas Unreines in sie eingehen …‘ (Offb 21,27), da ist ergo noch einiges an Reinigung nötig. Ich danke Dir, Liebster, aus tiefstem Herzen für diese unmittelbare Belehrung. Was sind schon sechs Kilometer scheinbar vergeblichen Laufens gegen die Ewigkeit in Deinem Reich? Peanuts! Also Danke, Danke, Danke, Herr – Amen!

Und nicht mehr lange, da entdeckte ich auch den verpassten Abzweig. Nein, von der anderen Seite aus lag mir das Hinweisschild verborgen hinter dem grünem Geäst eines dickstämmigen Baumes. Kein Wunder folglich, dass ich ihn verfehlte, aber auch gottlob – jetzt, wo die Züchtigung überstanden und mir die reine Lehre Früchte trägt.

„Die zweite Etappe des Tages wieder ‚Memminger-Hütte-Style‘ Selbst die Drahtseilführung fehlte nicht. Jedoch gelang das Klettern bestens in den Sandalen, machte mir gar immens Freude. Es stieg sich angenehm heutigentags auf dem Apennin-Gebirgszug, höchster Gipfel dieser Etappe ca.

1.200 m: kühl, schattig, kaum sengende Sonne auf dem Kopf. Und es ist mir in der Tat über Stunden nicht eine einzige Menschenseele begegnet. Erst beim Abstieg später, kurz vor einer Ortschaft, traf ich auf drei Wanderer: Eine Frau und zwei Männer, die gar in Flip-Flops und/oder barfuß gehend den Apennin überquerten. Die Landschaft veränderte sich Zusehens, wurde insgesamt mediterraner: Olivenbäume, Mittelmeerzypressen, Sonnenblumenfelder ‚… Willkommen in der Toscana!', schätzte ich.

Ansonsten fand ich mich allein, aber keineswegs einsam mit Dir. Ein Fuchs wanderte ein Stück des Weges mit, der mich zunächst ‚angebellt' hatte, dann aber merklich erfasste, dass ich weder etwas von ihm wollte noch Angst hatte, sondern einzig der göttlichen Kraft, die hinter ihm stand, meinen Respekt zolle. Indes, Wasserläufe fehlten mir auf beiden Abschnitten heute. Insgesamt nur zwei Mal entdeckte ich eine Quelle. So blieb meine Wasserflasche überwiegend leer, doch hielt ich mich mit dem Obst (Orange, Apfel, Pfirsich), das ich gestern nicht geschafft hatte aufzubrauchen, ausreichend über Wasser. Zumal ich, im Gegensatz zu den Laufstrecken auf den Radwegen, bedeutend weniger schwitzte.

Dennoch, durchweg mühelos für die Physis war diese Strecke nicht. Am Ende gelang es mir kaum noch mich aufrecht zu halten, fand ich mich restlos ausgepowert vor.

Über zwölf Stunden Gebirgswandern am Stück ist

eine Leistung, die dem menschlichen Körper alles abverlangt. Zumal bei enormer Hitze und wenig Flüssigkeitszufuhr. Von daher: Durstig und müde lief ich gegen 19:00 Uhr in ‚Scarperia e San Piero' ein. Die Kirche ‚St. Agata' fand ich offen, gar einen Priester darinnen, doch kein Verstehen. Ein B&B gibt es nicht, versichern mir die Anwohner, die Angaben in dem Wanderführer oder Karten für unterwegs stimmen fast alle nicht mehr. Dennoch finde ich hier umgehend Herberge, die Bardame aus dem Restaurant am Marktplatz regelt das für mich: Tätigt ein Telefonat und schickt mich im Anschluss daran postwendend in das ‚Affittacamere Al Mulino', nur wenige Meter von der Bar entfernt.

Für nur 20,– € + 0,50 € Kurtaxe bekomme ich die Schlüssel für ein geräumiges Zimmer mit Doppelbett ausgehändigt, das direkt neben einer großflächigen Gemeinschaftsküche liegt. Toilette und Dusche finden sich auf dem Flur. Das Haus daselbst uralt und gediegen. An einem Handwerker derweil scheint es teilweise zu fehlen: Wasserhähne tropfen und der Ablauf in der Duschtasse ist sichtbar verstopft oder drückt das Abwasser zurück. Indes die Räumlichkeiten sauber und fachlich betreut erscheinen. Die Gastwirtin ebenso freundlich-zweckmäßig, schnell ist das Wesentliche geklärt, darf ich mich zurückziehen. Flugs stellte ich den Rucksack ab, um noch einmal zur Piazza zu laufen.

Hier in den einzigen Lebensmittelladen einzukehren, darin ‚panino', Oliven, Krautsalat, Melone, Apfel und eine Orange zu erstehen. Der Verkaufsraum winzig, die Auswahl nicht groß, dennoch war ich glücklich, überhaupt ein offenes Geschäft vorzufinden – hab lieben Dank, Herr, dafür!

Nach dem Einkauf ging es zunächst erst unter die Dusche und ans Wäschewaschen, bevor ich mich in die Küche setzte und zu Abend aß. Noch immer mit mir allein, das Haus scheint leer, aber doch keinesfalls einsam. Genieße es, mit Dir All-ein zu sein.

Schon neigt sich der Tag seinem Ende zu, gebe ich ihn vollends in Deine Hände, Liebster, zurück. Danke für diese fast klösterliche Stille hier, einzig Naturgeräusche dringen von draußen herein, und verhalten zwei Menschenstimmen, deren Besitzer gemütlich an dem stilvoll angelegten Pool der Außenanlage des Gehöfts sitzen, ein Glas Wein trinkend. Idylle pur, Geliebter – gleich so in mir mit Dir. Von daher: Danke, Danke, Danke! I.l.D. – Amen!"

20.07.2019. Der Götterweg „Via degli Dei“ – von San Piero nach Olmo „Hotel Dino“ (ca. 25 km, insgesamt Tag)

5:30 Uhr. Noch im „Al Mulino“. San Piero scheint mir ein merkwürdiger Ort. Schwere Energie, als berge er ein dunkles Geheimnis. Als ich gestern hier ankam, war die Bar samt Vorplatz angefüllt mit Einheimischen. Indes nicht freundlich offen, eher verschlagen-unzugänglich deren Verhalten. Die „Messa serale“ derweil, gleich unmittelbar neben der Bar in der Kirche St. Agata, feierte der Priester mit nur neun Personen. Nein, dieser Ort gefällt mir so gar nicht, hier lebt und bewegt sich Düsterheit. Bin froh, ihn gleich zu verlassen, auch wenn ich nicht erholt erwachte vom Schlaf und die Muskeln noch deutlich schmerzen …

Auszug Brief: *„21:00 Uhr – Olmo ‚Hotel Dino‘.*

Ein eigenartiges Laufen heute, vor allem am Vormittag bis 12:00 Uhr. Schmerzen, schleppend in der Fortbewegung, müde. Der Himmel wolkenlos, die Sonne erbarmungslos, heiß und dick die Luft. Raus aus dem Ort, dann 7 km Landstraße – da hält ein kleiner Lieferwagen an, der Fahrer darinnen fragt auf Deutsch, doch mit Akzent, beschwingt:

‚Wohin des Wegs?‘

‚Richtung Olmo‘, gebe ich überrascht zurück.

‚Fahre andere Richtung, aber bis zum Abzweig kann ich Sie mitnehmen …‘

Kurzer Aufblick: ‚… Bist Du es Herr?‘ Kein Veto in mir, stattdessen Frieden und Fröhlichkeit, ergo stimme ich zu.

Eine lustige Fahrt, die kaum zehn Minuten andauerte. Agim, ein etwa 60-jähriger Italiener – indes albanischer Geburt –, der ebenfalls einige Jahre in Deutschland gelebt hatte, flirtete heftig mit mir. Flirten liegt den Italienern offenbar im Blut. Da stimme ich gern mit ein, denn das Liebenswerte an den italienischen ‚Prinz Charmings‘ ist, dass sie jederzeit, sobald klar ist, dass es keinen Konsens gibt, augenblicklich ablassen von ihrem Werben. Noch einmal mehr bei einer ähnlich mir, die Dich, Liebster, als Grund für die Ablehnung des Angebots nennt, da bleibt dann stets nur liebevolle Achtung zurück: Beidseitig! Das ist ein großer Unterschied zum Balzgebaren deutscher Männer, die hierbei ein verwerfendes ‚Nein‘ überhaupt erst prinzipiell kaum vor der dritten Bekundung dessen akzeptieren und schon gleich gar nicht, wenn der verherrlichte Name Gottes dabei fällt. Spott, Hohn, Beleidigungen prasseln dann auf einen hernieder, so bleibt statt beiderseitige Pietät nur Verfremdung zurück.

Hier aber nutztest Du Agims Potenz, um ihn als ‚Fahrerengel‘ für mich zu gebrauchen, denn der setzte mich getreu da ab, wo entlang Du weiterwandern wolltest. Und zwar nicht nach Trebbio über

die Berge, wie ich es vorsah, sondern weiter Landstraße Richtung Tagliaferro. So verkürzte ich die Strecke um einiges, wenn auch nur der Zeit nach, denn die Kilometer bleiben immer gleich. Nur eben über die Pässe rüber braucht es mir gefühlt fast das Doppelte an Laufzeit. Ergo Danke, Liebster, für diese kurze Verschnaufpause, meinen verkaterten Muskeln tut sie sicher gut.

Nebenbei, das ‚Schweißtuch der Veronika' fiel mir heute auf dem Weg ein. Anlass hierfür war die Definition dazu auf meinem Pilgerpass, letzte Seite. Da heißt es, dass: , …das Schweißtuch (volto santo = heiliges Antlitz) auch 'Veronika' (vera ikon = wahres Bild) genannt' wird. Und ich gedachte der zahlreichen Menschen, die alljährlich verehrend zu jenem ‚Turiner Grabtuch' pilgern, per Bus, Bahn, Auto, Flugzeug – bequem halt, kaum einen Tropfen Ausschwitzung derweil verlierend. Indes, es ist wahr. Ja, das ist ein heiliges Antlitz: jenes von Schweiß bedeckte, hervorgerufen nicht durch Völlerei oder extrem ausgeübten Spiel-, Sport und/oder Freizeitaktivitäten, sondern durch das alltägliche Tragen desjenigen Kreuzes, welches mir persönlich vermittels Ratschluss Gottes zugedacht ist. Jenes folglich, was ich nicht freiwillig wähle, aber doch tagtäglich ‚auf mich' nehme. Ah, Liebster, ich bin dabei ja nur der Mann aus Cyrene, der Dir beim Tragen hilft. Denn immerdar bist Du der Weg und zugleich der,

der ihn begeht: Kreuz um Kreuz, in begrenztem Körperkleid. Dein Fleisch, mein Fleisch – im Schweiße Deines, meines Angesichts. Ich bin berufen, diesen Weg des ‚heiligen Schwitzens' mit Dir zu gehen – tägliches Kreuz auf mich zu nehmen, zusammen mit Dir. Einzig darauf hin bin ich getauft.

Warum ich weiter und weiter laufe, obgleich Ausschwitzungen mir in Bächen unterdessen über Gesicht und Leib rinnen? Weil das gerade mein Job ist! Eben schlicht das ist, was der ewige Vater in Dir, Geliebter, für Dich, und somit identisch für mich, will. Demzufolge bin ich Deine Handpuppe: Alles, was ich denke, ist unzureichend, was ich plane, verwirfst Du; Ziel bleibt vorgegeben, jeden Tag und ebenso Zeit, für die Du so absolut weltferne Maßstäbe setzt. An jedweder Kreuzung, jedem Weg, jeglicher Begegnung stelle ich im Anschluss nur fest: ‚… Ah, das ist, was Du willst – nicht ich!' Ich besitze keinen eigenen Willen, Du bist mein Wille. War es je anders? Oder ist real, für wen auch immer, alternativ? Versuche ich zu nehmen, unterbindest Du sofort. Lasse ich mich treiben, einem Kahn auf dem See ohne Ruder gleich, werde ich bewegt. Nichts geschieht aus eigenem Antrieb, alles ist Geist Gottes Kraft.

Aber auch: Bewege mich mit Dir, derweil außerhalb stehend von mir; ähnlich der ‚Feuerräder' aus der Vision des Ezechiel) …"

„Wenn die Cherube gingen, so gingen auch die Räder neben ihnen, und wenn die Cherube ihre Flügel schwangen, um sich vom Boden zu erheben, so wichen auch die Räder nicht von ihrer Seite. Wenn jene stillstanden, so standen auch sie stille, und wenn jene sich erhoben, so erhoben sie sich mit ihnen; denn der Geist der lebenden Wesen war in ihnen.“ (Ez 10,16)

„So sehe ich allzeit nur, was Du tust, Liebster – und tue es Dir gleich. Das ist wohl der schlichte Grund, warum Du den streitenden Brüdern versichern konntest: ‚… Die Worte, die ich zu euch sage, habe ich nicht aus mir selbst. Der Vater, der in mir bleibt, vollbringt seine Werke.‘ (Joh 14,10) Oder: ‚Und der, welcher mich gesandt hat, ist mit mir.‘ (Joh 8,29)

Großes Geheimnis. Nicht in Worte zu kleiden. Offenbart sich nur jenem, der bis an die Grenzen – und darüber hinaus – seinen ureigenen göttlichen Weg ‚della Via degli Dei‘ der absoluten Ohnmacht (ohne Machtanspruch = vollkommene Demut) begeht. Von daher gelangt niemand, der auch nur das geringste partnerschaftliche Bündnis mit einem Menschen oder Tier eingeht, ‚durch das Nadelöhr‘ hindurch. Er ist zu wohlhabend: zu reich an Wollen und vermeintlichem Wissen. Vor allem aber steht dessen Hilfe dann nicht beim Herrn, sondern er wird stets zunächst nach den Bündnispartnern

greifen oder die Partner nach ihm, selbst wenn er das längst nicht mehr will (Vgl. 1 Kor 7,33-34). Ja, einsam ist der Weg mit Dir, Geliebter – und doch würde ich nie einen anderen wählen können. Wir sind nicht mehr zu trennen: Du hast mich und ich mich an Dich gekettet – wir verschmelzen augenblicklich. Nichts geht mehr – no return: Kein Weg zurück."

Kurzum: Wovon mir das ‚Turiner Grabtuch' spricht, ist der unmissverständliche Hinweis auf das „wahre Bild = Veronika", die Notwendigkeit, den eigenen Schweißausbruch im Angesicht des alltäglich zu tragenden Kreuzes nicht nur zu schultern, sondern gar hochachtend zu lieben. Denn dadurch wertschätze ich ebenso den Nächsten, der direkt an meiner Seite steht, Jesus Christus, in dem gleichen Maße wie mich selbst. Und in Ihm ergo jedwede Kreatur auf Erden, denn Sie sind Gottes, des ewigen Vaters. Amen!

„Und mitten auf dem Feld heute, am Waldesrand, ein einsamer Wolf. Er hatte mich nicht kommen sehen. Erschreckt fuhr er hoch, den Schwanz zwischen den Hinterläufe eingezogen. Standen uns frontal gegenüber. Goldbraune Augen, tiefer Blick. Kommunikation von Herz zu Herz. Da entspannte er sich, die Rute fiel sacht aus den Hinterbeinen heraus. Ja, wir verstanden uns. Beide haben wir

kein Rudel mehr, hier auf Erden. Gelten unserem irdischen Lebensumfeld als Fanatiker, Einzelgänger, Ausgestoßene. Selbst äußerlich ähnelte er mir: Abgemagert, ein wenig zerzaust das Fell, staubig, graue Strähnen durchzogen sein Fell. Am Ende Frieden! Zog ein jeder von uns seines Weges weiter. Er in Richtung Wald, ich in Richtung ‚Kloster Monte Senario', Wiege des ‚Servitenordens' und auf dem höchsten Punkt des heutigen Etappenanstieges, ca. 800 m.

Traf direkt zur Sext ein, betete still mit den Mönchen, die da so fernab des Kirchenschiffes im Chore saßen. Einen Stempel erhielt ich, keine Messe oder Gespräch, ergo zog ich umgehend weiter.

Der Abstieg ging über grünem Apennin mühelos voran. Vorbei an einer stillgelegten Klosteranlage. Riesig! Wie viele Mönche mag sie wohl einst beherbergt haben? Verlassen und zerfallen mutet sie jetzt an. Mir ein schaurig-trauriger Anblick, trotz der strahlenden Sonne, in deren Glanz die Kirchturmglocke eben aufblitzt. Die Stunde der ‚posaunenden Engel'? (Vgl. Offb 8,2-11; 19) … Herr, hier hat sie offenbar schon angeschlagen und schlägt weiter, nicht wahr – landes- wie weltweit. Wie Du vorausgesagt hast: An den Zeichen (Mt 24,32-35ff) sind die letzten Tage zu erkennen.

Kurz vor Ende des Abstieges schenkte der Apennin einen ersten Blick auf ‚Firenze': Imposant! Und

doch für mich nur aus der Ferne, real bleibt mir Florenz eine Großstadt, die ich nur zu gern schon hinter mir gelassen hätte.

Gegen 14:30 Uhr lief ich in Olmo ein. Fand zunächst ein offenes Restaurant direkt am Wegesrand. ‚Pasta!', stand da groß auf dem Aufsteller vor dem Eingang. Da konnte ich nicht widerstehen, Liebster. Habe Pasta gegessen. Welch eine Wonne! Für mich war die Dürrezeit heute erst einmal wieder vorüber. Hab lieben Dank, Geliebter – ti amo! … Und ich hoffe sehr, dass der Wolf heuer ebenso ein leckeres Mahl für sich gewann …

Eine Eigenart dieses Restaurants: Am Ende standen auf der Rechnung die Serviette und Tischdecke extra ausgewiesen, schlugen mit 2,– € zu Buche, obgleich das Essen daselbst nur 10,– € kostete. Das fand ich urkomisch, den Preis für das Tischdekor gesondert zu sehen … Transparenz ähnlich wie auf der Jahresabrechnung des E-Werkes? Das ist mir lustig und abstoßend zugleich.

Im ‚Hotel Dino' checkte ich gegen 15:00 Uhr ein. Es liegt direkt am Weg und der Preis ist nicht überheblich hoch: 50,– € die Nacht inklusive Frühstück. Nichts Besonderes, ein Standardhotel: gediegen, das Zimmer schlicht, dabei gemütlich und sauber. Neutral freundlicher Empfang, indes dazu – Danke Liebster! – einen Neffen der Besitzerin aus

Deutschland im Haus, der eben ein Praktikum im Hotel absolviert. Der stellte mir postwendend sein Handy zur Verfügung, so war es mir möglich, Kalinka zu kontaktieren. Kurz teilte ich ihr mit, wo ich mich aufhielt und dass sie anrufen könne am Abend, da es auf dem Zimmer Telefon gab.

Gleich darauf zog ich mich zurück, duschte und legte mich aufs Bett. Schlief fest, bis mich gegen 19:30 Uhr das Klingeln des Zimmertelefons aus dem Tiefschlaf holte. Kein sehr langes Gespräch, die Leitung stand nicht sicher, zwei Mal brach sie zusammen. Doch das Wesentlichste erfuhren wir voneinander. Kalinka, dass es mir gut ging und ich, dass das Handy – kaum dass ich es verloren hatte – von einem italienischen Wanderer aus Bologna gefunden wurde. Der hatte per SMS Kalinka benachrichtigt, auf Englisch teilte er ihr gar seine Koordinaten mit. Jetzt wollte er wissen, wohin er das Handy senden solle … Deine Handschrift, Herr! Glasklar. Denn normal lag ein Code auf der Einwahl, sodass niemand Fremdes das Handy benutzen konnte. Mysteriöserweise war der aber zwei Tage zuvor verschwunden vom Gerät, und das blieb nur deshalb so, weil es mir in dieser Zeitspanne partout nicht gelang, den Schlüssel wieder einzuspeichern. Und jetzt? Da fiel mir nur ein, das Handy nach Rom ins Pilgerbüro senden zu lassen. Indes auch das nur im Hinblick auf die Postgebühren für den Finder, der darauf bestand, diese kostenfrei zu übernehmen.

Derweil ich selbst für das Handy keine Verwendung mehr besaß, denn inzwischen hatte ich das Ladekabel dazu entsorgt; gleich im Anschluss an mein Erlebnis mit der Polizeiwache in Monzuno. Und das bedauerte ich keinesfalls. Unterdessen hatte Kalinka ihre Freude an dem Kontakt mit dem Handyfinder. Alles demnach in bester Ordnung. Einzig die Sache mit dem Geldtransfer-Code von Western Union, den ich je aktualisiert brauchen würde, um die Spendengelder ausgehändigt zu bekommen, wird sich ohne eigenes Handy jetzt etwas umständlicher gestalten. Aber siehe, alles strukturiert sich zu seiner – Deiner! Zeit, Geliebter: übernachte ja nicht zufällig in einem Zimmer, in dem ein Telefonanschluss vorhanden ist. Das gab es über Tage hindurch nicht. Und so ist es auch richtig: Denn weder mein Wille noch Kalinkas noch der irgendeines anderen Menschen, sondern allein Dein Wille, Herr, soll allezeit geschehen … Ergo Danke, Danke, Danke – Amen!"

"Schöner fremder Spanier" auf dem Götterweg "Via degli Dei"
130 km langer Wanderweg von Bologna nach Florenz
30. Tag (18.07.2019)

"... ein Gewusel auf den Straßen, wie auf einem Ameisenbau bei Sonnenaufgang ;-)"
33. Tag (21.07.2019)

21.07.2019. Der Götterweg „Via degli Dei“ – von Olmo nach Firenze „Hotel Gioia“ (ca. 22 km, insgesamt Tag)

Hotel Dino. Erwachte heute Morgen mal wieder mit Lampenfieber, „Angst der Kreatur“, doch gelang es ihr nicht, mich zu fesseln; wurde abgelöst in mir durch Neugier auf die nächste Lehrstunde. Florenz steht vor der Tür, die Spendengelder sind aufgebraucht, bis auf 6,70 €. Bin gespannt, wie es weitergeht. Besitze zwar einen Code, der mich berechtigt die Kasse erneut aufzufüllen, doch allein eine Berechtigung bedeutet rein gar nichts, hier in Italien, so viel zumindest habe ich schon gelernt.

Auszug Brief: *„18:00 Uhr. Hotel Gioia. Und richtig, als ich gegen 13:30 in Florenz einlief, gab es am Exchange-Schalter trotz Anweisungscode keine Auszahlung: Weil das System, so die extrem bärbeißige Dame hinter dem Schalter, den Buchstaben ‚ä‘ in meinem Nachnamen in ein ‚ae‘ getauscht hatte und somit der Name nicht mit der Schreibweise auf dem Pass übereinstimmte. Und ohne Übereinstimmung keine Auszahlung – ‚basta!‘ Das fand ich höchst interessant, der Umlaut ‚ä‘ existiert folglich für einen Italiener nicht. Und warum auch nicht, nicht wahr, Herr, nur bin ich halt Deutsche und da findet sich dieser Buchstabe nun einmal häufig. Doch mit dieser Dame war nicht zu reden, im*

Gegenteil, am Ende sperrte sie gar die Anweisung wegen ‚Verdacht auf Betrug'. Da gab es dann einiges an Aufregung im Anschluss, aber der Reihe nach …

Nach dem Frühstück – Tee und Croissant – gegen 8:00 Uhr losgelaufen. Der Götterweg heute nur noch sanft ansteigend, über Feldwege, kleine Straßen, Naturpfade. Höchster Punkt etwas um 360 m, ergo nicht wahrhaftig anstrengend, ein paar einzelne Stiegen, das war es dann aber auch schon. Der Sonnenglut von oben wehrte diese Strecke folglich ebenso nur gering ab; wenig Schatten, staubig die Wege, trocken das Gehölz ringsum. Menschen traf ich nicht auf ihr. Insofern ein geruhsames Wandern, bis ich mich gegen 13:30 Uhr am Stadtrand von Florenz einfand. Von hier an wurde ich regelrecht aufgesogen vom Gepräge reinstem Stadtchaos. Mit jedem Schritt extremer, bis es in der City, etwa 3 km Fußmarsch weiter, in seinem Höhepunkt gipfelte: Wer hier aus seiner Haustür trat, so erbebte es förmlich in mir, kam ja buchstäblich nicht umhin, von dem vorüberziehenden Strom an Menschenmassen mitgerissen zu werden. Mir in jedem Fall erging es so, wenigstens die ersten fünfhundert Meter, bis ich einige ‚Lückengänge' fand. Kaum vorstellbar für mich, dass hier überhaupt irgendwer leben oder wohnen konnte, sich derweil alltäglich diesen Fluten an Touristen stellend und doch dabei keinen

Schaden an Leib und Seele für sich nehmend. Mir gelang das definitiv nur in dem Bewusstsein um die Allmacht des ewigen Vaters und Deines Wortes, Liebster, aus Matthäus 19,26, dass: ‚… bei Gott alle Dinge möglich sind'.

Ergo kämpfte ich mich primär zur Touristinfo durch, fand sie indes verriegelt: ‚Sonntag ab 13:00 Uhr geschlossen', las ich den Grund hierfür, schlicht auf einem Pappschild geschrieben. Stadtpläne am Portal waren nicht vorhanden, so stand ich zunächst etwas ratlos da: ‚Gab es ein Pilgerbüro in Florenz? Weiß nicht! … Ein Kloster? Ja sicher! Aber wo? … Bibliothek? … Ah, nein, heut ist Sonntag, die hat ebenfalls zu …'

Und zum ersten Mal auf dieser Pilgerreise wurde mir an dieser Stelle bewusst, dass es einem Pilger ohne Smart-Phone, Tablet, Computer usw. heutzutage kaum noch möglich war, sich frei in der Welt zu bewegen – denn seiner wurde nicht mehr gedacht. Reisebranche und deren Service dazu fußten neuzeitlich allein auf Computertechnik, alles andere indes, wie z.B. erste Orientierungshilfen (auf Papier gedruckt), dem Wanderer jederzeit zugänglich, galten als antiquiert und wurden somit unterlassen. Ohne Dich, Herr, stünde es folglich schlecht um mich bestellt in unbekannter Umgebung … Kurzer Aufblick: ‚Was nun Herr? … Quartiersuche!', schießt es mir just in den Sinn: ‚Eine Pension oder Hotel hat immer einen Mini-Stadtplan, kennt die Messen und

Zeiten für Bibliotheken oder Buchhandlungen …‘ Ergo lief ich drauflos, aufs Geratewohl, richtete derweil meinen Blick aufwärts, über unzählige Menschenköpfe hinweg, und stieß so auf das Reklameschild des ‚Hotel Gioia‘. Erneuter Aufblick: ‚Drei Sterne, Herr?‘ Kein Veto … Ergo trat ich durch den Eingang, stieg die Treppe hinauf zur Rezeption. Eine weitere Tür, schon stehe ich am Empfang. Nein, nicht heimelig hier drinnen: Der Empfangsraum eng, kunstlichtdurchflutet, abgestanden die Luft. Ein junger Mittdreißiger begrüßt mich knapp, fragt auf Englisch an, wie er mir helfen könne.

‚I’m looking for a room for one night‘, gebe ich ebenso nüchtern zurück, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, dass ich eben noch kaum mehr sechs Euro besitze. Denn schließlich: Normal wurde die Zimmerrechnung erst bei der Abreise gezahlt. Doch schon werde ich da eines Besseren belehrt, der Rezeptionist, der sich jetzt als Betreiber empfiehlt, verlangt 50,– € pro Nacht im Voraus und

‚… cash!‘

Das fand ich urkomisch in jenem Moment – konntest nur Du sein, Herr –, denn bislang war stets ich diejenige, die auf ‚cash‘ und ‚payment in advance‘ bestand, wo immer ich auch anmietete. Hier indes hatte ich jetzt das Problem, ohne die Hilfe des Mittdreißigers nicht an die Spendengelder zu gelangen, mit denen ich das Zimmer bezahlen

konnte. Das nunmehr ausreichend zu erklären, reichte mein Englisch offenbar nicht aus. Folglich gestattete mir der Betreiber, über das hoteleigene Telefon, Kalinka anzurufen. Deren Schulenglisch verstand er zumindest so weit, dass er im Anschluss das Zimmer auf eine Stunde reservierte und mir erlaubte, den Rucksack abzustellen, um vermittels kostenfreiem Mini-Stadtplan die nächste Wechselstelle aufzusuchen. Was mir dann auch bestens gelang, doch, wie oben erwähnt, am Ende erfolglos verblieb. Das irritierte mich, doch blieb mir auch keine andere Wahl, als jetzt darunter zu bleiben, sprich mich dem Mittdreißiger erneut in vermeintlicher Armseligkeit zu stellen. Der gestattete mir abermals Kalinka anzurufen, der ich nun mitteilte, dass sie als Einzahler die Umlautgeschichte bei Western Union klären müsste, was sie auch postwendend tat. Inzwischen verstand der Betreiber ebenso mein Englisch und übergab mir unverhofft letztlich doch einen Zimmerschlüssel. Eine halbe Stunde später hatte Kalinka ein Fax an das Hotel gesandt, mit der Berichtigung Western Unions. Damit lief ich erneut zum Exchange-Schalter, diesmal zu einer anderen Dame. Die stellte fest, dass der Vorgang noch immer gesperrt war, setzte sich anschließend aber über fast zwei Stunden hinweg entschlossen und geduldig für seine Aufhebung ein, bei Kollegen, Vorgesetzten und ‚Italienisch-Western-Union'. Unterdessen ich in praller Sonne vor dem

Schalter stand, einen Touristen nach dem anderen jeweils vor mir lassend – ertragend derweil deren irritierte bis argwöhnende Blicke. Und hier versprach ich mir und Dir, Geliebter, dass dies meine letzte Reise mit geografischem Ziel sein würde. Denn wo immer es ein derartiges gab, geriet ich stets in Abhängigkeit vom Mammon und verführte zudem andere dazu, ihm zu verfallen, anzuhängen und/oder doch zumindest dienlich zu sein. Nein, nicht jener Name soll allzeit durch mich vergegenwärtigt werden, sondern der einzig mir vom ewigen Vater her verherrlichte: Deiner, Liebster – Jesus Christus.

20:00 Uhr. Zwischenzeitlich offiziell eingecheckt und zwei Nächte im Voraus bezahlt, zuzüglich Kurtaxe 8,– €. Frühstück hätte pro Tag 8,– € extra gekostet, darauf indes verzichtete ich, obgleich die Preise hier in Florenz horrend sind. Dagegen aber sitze ich dann wenigstens in einem Tageslichtambiente und erhalte eine Frischegarantie für die Speisen, wovon ich hier drinnen nicht überzeugt bin. Das ‚Hotel Gioia' ist mit den verschiedensten Gästen bestückt, von daher mir nicht wahrhaftig zu klassifizieren. Kein angenehmes Ambiente: bedrückend die Energie, schmuddelig insgesamt. Das Zimmer riecht extrem nach Käsefüße. Es ist feucht, die Heizung hat ein Leck und tropft gemach Flüssigkeit auf den Boden. Zudem ist es stickig und

absolut dunkel, da sich die Jalousie überhaupt nicht – und das Fenster dahinter dadurch nur einen Spaltbreit – öffnen lässt. Und sauber ist auch anders. Doch damit nicht genug, zu all dem plätschert im Bad die Toilettenspülung latent vor sich hin …

Aber doch Liebster, alles ist gut. Dein Wille geschehe! Amen. I.l.D.

Und dann lief ich noch eine kurze Runde durch die City, zu schauen, ob ich Abendbrot bekäme. Entschied mich dann aber doch für den Supermercato: Oliven, Kichererbsen, Salat, Obst und Brötchen. Diese Stadt ist mir buchstäblich zu voll. Vor jeder Bar, Restaurant, selbst kleinstem Imbiss, stehen die Menschen Schlange. Und dann noch eine echte Skurrilität entdeckt – den Verkaufspreis von Speiseeis: 4,– € für eine Portion ‚piccolo' und eine normale, ähnlich der Größe, wie sie bei uns gängig ist, für 8,– € … Wow, Herr! Und die Leute stehen Kolonne vor den Eisdielen … Ohne Worte, nicht wahr?

Das war also der Tag, Liebster. Bin froh, dass er jetzt vorüber ist. Gebe ihn zurück in Deine Hände. Derweil, kein Laut dringt von der Straße her in das Zimmer. Ergo gehe ich noch ein wenig in die Meditation und Schriftlesung … Hab Dank, Geliebter! Dein Segen und Frieden komme über die gute Seele am Exchange-Schalter, namens Annamaria, und Deine Gnade ebenso über all jene, denen ich heute

begegnet bin. Danke, Danke, Danke … ti amo! Amen.“

22.07.2019. Firenze „Hotel Gioia“

1:00 Uhr in der Nacht, im Hotel Gioia. Wow, Herr, aber gut gebucht scheint das Haus zu sein. Am Empfang geht es turbulent zu, ähnlich wie vor einem Fahrkartenschalter der Deutschen Bahn kurz vor der Urlaubszeit. Reine Tatsache: Das hier ist bislang mit Abstand das liederlichste und lauteste Drei-Sterne-Hotel, in das wir je eingecheckt haben: Das Mobiliar ist durchgehend abgewohnt und teils arg defekt, wie der Stuhl, auf dem ich eben sitze; der zwar eine Rückenlehne besitzt, doch sobald ich mich daran lehne, kurzerhand auseinanderbricht. Im Bettgestell findet sich eine uralte Federkernmatratze, zusammengehalten von dicken Metallklammern, derweil die Federn ausgeleiert in sich zusammengesackt oder konträr dazu, fix aus dem Bezugsstoff herausstechen. Folglich enorm schmerzhaft beim Liegen – normal hätte ich mich lieber auf den Boden gelegt, doch dieser hier ist mir zu schmutzig und übelriechend. Und hallend laut die Geräusche im Haus: Wann immer wer aus den oberen Etagen die Toilettenspülung zieht – und das ist häufig diese Nacht –, stürzt das Abwasser massiv wasserfallschallend hinab in die Tiefe. Zudem sind Gelächter, Musik, gar Gespräche aus dem Zimmer über mir

deutlich zu vernehmen … An Florenz werde ich mich ergo kaum mit Freude im Herzen erinnern. Doch wie auch immer, für jetzt heißt es: Fiat Herr! …

Augen zu und durch! Gottlob hat alles ein Ende, auch dieser Aufenthalt hier – hab tausend Dank, geliebter Vater, dafür – Amen!

Auszug Brief: *„Gegen 7:00 Uhr raus aus den harten Federkernen. Gebet, Lesung, Meditation. Um 8:30 Uhr dann Frühstück in einer kleinen Bar unweit des Hotels. Glas Tee (minimalistischen Inhalts) und ein Croissant für 9,– €. Hier lerne ich Sophia und ihren Freund kennen. Zwei Florenzer um die Mitte dreißig herum, frisch verliebt. Wenig Worte, dagegen beredte ‚Von-Herz-zu-Herz-Begegnung'. Am Ende laufen die beiden eigens mit mir vor die ‚Cattedrale di Santa Maria del Fiore', um ein Foto für Kalinka zu schießen. Die Kathedrale ist nebenbei im Original um ein Vielfaches imposanter als auf den Postkarten oder Fotos abgebildet. Und um diese ‚frühe' Morgenstunde findet sich auch die ‚Piazza del Duomo' und City noch spärlich besucht vor. Insofern gelingt das Fotografieren barrierefrei. Ansonsten riecht es um diese Uhrzeit in den Gassen noch immer auffallend nach Urin, und finden sich vor den verschlossenen Eingangstüren der exquisiten Einzelhandelsgeschäfte Berge an aufgetürmtem Papiermüll, Plastikflaschen und*

blauen, prallvoll bestückten Müllsäcken. Einzig um den Dom herum ist es sauber und geruchsfrei. Was nicht verwundert, denn da bilden sich die ersten Menschenkolonnen schon ab 8:00 Uhr in der Frühe. Kurzes Lauschen … Nein, nichts zieht mich da hinein!

14:00 Uhr. Kaum waren die Geschäfte geöffnet, schob sich das Volk erneut durch die Gassen. Derweil ich nunmehr mittendrin, die Buchläden absuchend nach einer brauchbaren Wanderkarte. Es dauerte, bis ich fündig wurde und gelang letztlich nur, weil ich die erst, eigene Vorstellung, den Franziskusweg komplett zu begehen, verwarf. Das war nicht mehr zu schaffen, zu viel Zeit hatte ich in den Städten mit Warten verbracht. Wollte ich den Termin am 7. August einhalten, blieben mir eben noch 15 Tage, um eine Strecke von 500 Kilometern zurückzulegen. Zudem über Berg und Tal gehend, das erschien mir dann doch kaum möglich, ohne dabei gleichzeitig Körper, Geist und Seele zu verausgaben. Eine gewisse Verantwortung bleibt einem jedweden Christen allezeit für seinen Korpus. Das heißt, auch wenn er diesem nie anhängen oder huldigen sollte, so ist doch genauso zu beachten, dass: ‚… der Leib ein Tempel des Heiligen Geistes in uns ist, den wir von Gott haben – und dass wir nicht uns selbst angehören' (Vgl. 1 Kor 6,19).“

Da empfand ich mich tüchtig in der Falle

sitzend: Termine und Geld stellen reines Gift für einen Wandereremiten dar, dessen war ich mir zutiefst bewusst und doch, real besaß ich dieser Tage beides und hatte nunmehr das Beste daraus zu machen. Indes, noch einmal – so stieg zugleich Gewissheit in mir auf – würde ich mich auf diese „Mammon-Zeit-Versuchung-der-Welt" nicht mehr einlassen brauchen, wenn ich nur die jetzige im Hier und Jetzt vollendet zu Ende brachte.

„Ergo ärgerte ich mich nicht länger über diese Gefangennahme, stattdessen verwarf ich sämtliche Planung, zeichnete mir in der Karte einzig die grobe Richtung ein: Perugia, Assisi, Spoleto, Rom …

Unterdessen wies Kalinka erneut Spendengelder über Western Union an. Was mir noch einmal einen Gang zum ‚Exchange-Schalter' auferlegte und eine weitere Stunde vertaner Zeit. Wieder fand eine Auszahlung nicht statt. Der Grund erneut der Buchstabe, indes die Dame heute verlangte ihn genau andersherum:‚… nicht ‚ae', sondern ‚ä' geschrieben – wie er im Ausweis steht'. Diesmal derweil ging mir am Verhalten der Angestellten der wahre Grund für die Ablehnung auf, denn ebenso hatte auch die erste Dame vom Vortag reagiert. Zunächst neutral und tätig, bis sie die Summe der Auszahlung las: ‚275,– €'. Ein reines ‚Wechselgeld-Problem' ergo. Somit vertat ich hier nicht noch mehr Zeit, sondern wandte mich kurzerhand einem kleinen Internetcafé-

Betreiber namens ‚Ali' zu, der ebenfalls den WU-Service anbot. Der schaute kurzweg in seine Kasse, befragte mich nach Telefonnummer und Adresse und zahlte aus. Keine fünf Minuten dauerte das! Der Umlaut bewegte ihn kaum, er fügte den Namen ein, schlicht so, wie es das Computersystem ihm abverlangte und fertig … Hab Dank, Liebster, für dieses Zeugnis! Es bleibt wahr, ein jeder hat die Wahl, sein Amt ergo jedweden einzelnen Auftrag darin, so oder so anzupacken. Ablehnend oder blank erfüllend eben, verbleibt als ureigene Entscheidung am Ende übrig. Das ist der Grund, warum Du Deine Jünger stet so eindringlich zur Wachsamkeit mahnst, wie in Matthäus 24,37-42 zum Beispiel: ‚Denn wie die Tage des Noah, so wird die Wiederkunft des Sohnes des Menschen sein … Dann werden zwei auf dem Felde sein: einer wird angenommen und einer wird zurückgelassen. Zwei werden mit dem Mühlstein mahlen: eine wird angenommen und eine wird zurückgelassen.' So ist es! Denn niemand in den Himmeln wie auf Erden weiß, an welchem Tag Du kommst – Amen!"

17:00 Uhr. Mein Abendbrot ist heute wieder lecker. Hab Dank Liebster, für diese Miniflasche Olivenöl, den frischen Salat und das noch warme Brot dazu. Oh und ebenso Dank für die schmerzfreie Loslösung des Zehnagels. Der ‚Digitus pedis II' des rechten Fußes ist folglich den zahlreichen Abstiegen

der letzten Tage zum Opfer gefallen und die mir geschenkte Fußcreme (Arzl) ist derweil auch aufgebraucht. Und doch verspüre ich keinerlei Ambitionen, irgendetwas dagegen oder dafür zu unternehmen. Im Gegenteil fühle ich mich mit jedem neuen Tag explizit nur pudelwohler in dem, was Du mir je nimmst oder gibst, als in dem, was ich eigenhändig zu nehmen habe oder zu geben. Selbst wenn ich dabei eingestehen muss, dass mir diese Stadt hier aufreibender für den Leib und die Psyche erscheint, als jedwede zuvor; nur eine halbe Stunde zu Fuß in ihr und ich fühle mich restlos ausgelaugt. Doch alles, alles schenke ich Dir …

So auch das Telefonat mit Kalinka vorhin. Derzeit finden wir uns wieder weit von einander entfernt, womit ich nicht die Kilometer meine. Ein jeder lebt in seiner Welt, die gegensätzlicher kaum sein könnte. Worte reichen da nicht aus. Ich kenne deren Lebensraum, weil ich ihn durchschritten bin, doch den meinen kennt keiner: nur Du und ich.

Ah, und an der Rezeption steht jetzt eine dienende Seele namens ‚Thomas'. Junger Student, auffallend zugewandt, Christseele in reiner Energie schwingend. Ein Licht in diesem mir geradezu biblisch babylonisch anmutenden Distrikt …

22:00 Uhr. Jetzt brennen mir die Augen, habe wohl bei dem orangefarbenem Funzellicht hier im Zimmer zu lange die Karte studiert. Indes mit Erfolg,

zumindest weiß ich nun, wie es morgen aus der Stadt wieder herausgeht … Und weiter Richtung Siena? Ah, das überlasse ich Dir, Liebster … Für heute nur noch Danke, Danke, Danke – I.l.D. Amen!

Vor der Kathedrale "Santa Maria del Fiore" in Florenz: 34. Tag (22.07.2019)

23.07.2019. Von Firenze nach Figline e Incisa Valdarno – „Il Vicolo“ Privat-Apartment (ca. 40 km, insgesamt Tag)

Auszug Brief: *„10:00 Uhr. Zwischenstopp in ‚Greve Chianti‘. Sitze derweil in einem Café inmitten eines Arkadenganges. Mein Frühstück: Croissant und Tee …*

Das Herauslaufen aus Florenz gelang mühelos. Gegen 6:00 Uhr verließ ich die City, lief sodann einige Kilometer lang, etwa drei Stunden.“

„Chianti“,: Mein Leben lang schon kenne ich diesen Namen, so empfand ich hier reinste Freude, nunmehr diesen berühmten Wein im Original am Rebstock hängen zu sehen, wenn auch die Rebe momentan noch arg grün daran hing.

„Nicht geplant, blieb derweil schlicht im Lauschen. Dann eine Bushaltestelle an der eben ein Linienbus stoppte. Eine ältere Dame davor. Unverhofft fragt sie, wo ich hin wolle. Kurzentschlossen gebe ich ‚Greve‘ an, jenen Ortsnamen, den ich am Abend zuvor als richtungsweisend in der Karte entdeckt hatte, da nickt die Dame einladend in Richtung offene Fahrertür hin. Kurzer Aufblick: ‚Sollen wir?‘ Kein Veto, ergo stelle ich die Aufforderung nicht in Frage, sondern komme ihr augenblicklich nach, denn: ‚… Rom, Liebster, ist Dein Projekt: Du gehst,

Du fährst – alles Du, Du, Du – ich nur nebenbei.

Greve in Chianti ist mir ausgesprochen behaglich: freundlich, sauber, hell. Bodenständig und doch stilvoll bis exklusiv in seinen Geschäften. Toskana ‚live' beginnt für mich hier, würde ich sagen, das ist deutlich sowohl an den Einheimischen als auch an den Lebensmitteln auszumachen. Gab es z.B. in Florenz neben Fleisch- und Wurstwaren zugleich auch Käse und zahlreich Gemüse zu sehen, scheint hier beides nicht sonderlich beliebt. Stattdessen Fleischerzeugnisse wohin das Auge sieht, fein drapiert in den Auslagen. Einzig ein riesiges Spezialgeschäft für Käse soll es hier wohl geben. Nach einem ‚Panini naturale salata' für den Weg indes, schaute ich vergeblich aus, war ich letztlich gezwungen, noch direkt zu fragen. Hingegen die Mentalität der Einwohner kommt mir durchweg gediegen und gutmütig entgegen. Gelassen zwar, aber doch nicht oberflächlich. Und nicht zu vergessen ‚Pinocchio', der in der Toskana ohnehin allgegenwärtig ist. So eben auch hier: Aus einem Kartenständer vor einem Souvenirgeschäft zieht eine Postkarte meine Aufmerksamkeit auf sich. Darauf die Szene Pinocchios vor seinem Richter abgebildet, darunter die Aufschrift ‚Le avventure di Pinocchio', die Abenteuer von Pinocchio, stehend. Ja, Liebster, wie passend ist mir diese Darstellung. Vor einem arglistig falschen Richter stand auch ich dereinst

auf meinem Lebensweg. Hier und jetzt dagegen erkannte ich in diesem Bildnis den obersten Richter, den ewigen Vater. Denn stehe ich nicht ebenso jede Sekunde meines Seins vor Ihm? Mit nichts anderem angetan als allein der Sehnsucht nach Dir, meinem Retter, im Herzen? Versinnbildlicht im Hut. Derweil still wartend und lauschend auf das hoheitliche Urteil und/oder die Züchtigung als allgegenwärtige Ausrichtung auf Dich allein hin? Mir letztlich die Richtung weisend? Das ist Liebe! … Ja, das empfinde ich als absolute Wahrheit. Ergo beuge ich allzeit die Knie, vor der unendlichen Majestät, Allmacht und Weisheit Gottes in Jesus Christus den eingeborenen Sohn. Der ewige Vater ist alles in Allen und Allem. Derweil ich die Holzpuppe bin, die ohne IHN nichts vermag … Also dann, Liebster, ziehe ich weiter mit Dir, auf dass aus mir – nach des Vaters Willen – eine vollkommene ‚Quasimodo' (quasi modo, Neugeborene), ergo Gottähnliche wird.

19:20 Uhr. ‚Figline e Incisa Valdarno', eben gemütlich am Schreibtisch eines Privat-Apartments namens „Il Vicolo" sitzend …

Die zweite Tour lief sich anstrengender. Was diesmal eindeutig an der Mittagshitze lag. Gern hätte ich die Siesta auch im Schatten ausharrend verbracht, doch fand ich keinen Ort für mich. Einmal ging ich dafür gar 500 m rechts vom Weg ab, in der Hoffnung auf einen sonnenfreien Sitzplatz in

einer auf dem Hinweisschild am Wegrand angezeigten Kirche. Doch die erwies sich als Ruine, zeigte sich einem ausgehöhlten Steinhaufen gleich, längst verlassen, dicht umzäunt. Versuche vom Weg abzugehen, erwiesen sich bislang stets als erfolglos, einmal mehr da noch, wo es sich bei dem Grund dafür um religiöse Anwesen handelte: Entweder Ruine oder rundweg Abweisung. In diesem hohen Maße hatte ich das nie zuvor erlebt.

Figline erreichte ich gegen 15:30 Uhr. Wobei mich auch hier die letzten zwei Kilometer ein Fahrerengel bis an den Ortsrand mitgenommen hatte – eine jener Begegnungen, deren Grund mir verborgen blieb. Derweil, eine Touristinfo fand sich hier nicht, ergo fragte ich in einem Ladengeschäft nach Unterkunftsmöglichkeiten. Die Betreiberin kramte für mich ihre Visitenkartensammlung durch. Generell seien hier, so gibt mir die Signora lächelnd zu verstehen, ‚camere' nicht unter 60,– Euro anzumieten. Von daher dauert die Suche etwas länger. Letztlich wird sie fündig: ‚Piccolo prezzo!' – kleiner Preis –, freut sie sich: ‚Costa solo 50,– Euro…' Beglückt stecke ich die Karte in die Tasche, ohne groß darauf zu sehen, denn vorerst zieht es mich nach der Franziskanerkirche und dem zugehörigen Kloster hin, das mir die nette Signora ebenfalls empfahl. Indes erfolglos: Die Kirchentür fand ich verschlossen, die Fratres wimmelten mich kurzerhand per

Sprechanlage ab und Don Giovanni, der hiesige Pfarrer, war nicht zu sprechen. ‚Kein Problem', denke ich da, ‚greifst halt auf die Visitenkarte zurück', doch da geht es mir just auf: ‚Herr! Ohne Stadtplan noch Telefon nützt die ja nichts …' Was mir nun urkomisch anmutet: ‚Liebster, ohne Dich bin ich in der Tat verloren, da bin ich gespannt, wie das weitergeht …' Und schon im nächsten Augenblick darf ich die Lösung schauen: einen Jugendlichen vor einem Hauseingang auf der Treppe sitzend, in der Hand ein Handy. Den frage ich auf Englisch, ob er die Nummer auf der Karte für mich anwählen würde. Das macht der prompt, überreicht mir das Telefon, doch es meldet sich nur die Mail-Box. Kurzer Aufblick: ‚Und was nun, Herr?' Kaum zu Ende gebracht, kommt eine Italienerin meines Alters des Weges daher, befragt erst den Jungen, dann der mich auf Englisch, wie sie helfen könne. Da zeige ich ihr die Karte, der Junge übersetzt, alles klar, sie – die ‚Angelina' (!) heißt – wird mich zu der Adresse führen … ‚Wow, Herr! Ohne Worte – Deine Wege …'

So schlicht wie erdacht nahm sich dieser Liebesdienst Angelinas dann aber doch nicht aus. Das Haus fanden wir schnell, alldieweil öffnete niemand, und per Telefon war die Inhaberin über eine Stunde lang nicht zu erreichen. Derweil zogen wir im Ort umher, was kaum ein müheloses Unterfangen zu nennen war, denn Angelina sprach kein Wort Englisch. Zudem war ihr eine leichte Nervosität anzumerken. Ja, damit

hatten wir beide nicht gerechnet, dass wir doch eine entschieden längere Zeit zusammen miteinander verbringen würden. Und doch, eine jede von uns blieb tapfer in der ihr jeweils für diese Begegnung zugedachten Bestimmung stehen. Über eine Stunde liefen oder standen wir zwischendurch in der ‚Bar Misericordia' herum, erfuhren dies und jenes dabei, bis Angelina den Rückruf der Besitzerin des Apartments entgegennahm. Da ging es eifrig noch einmal hin und her in der Kommunikation zwischen den beiden und mir, da die Betreiberin ursprünglich 60,– € die Nacht verlangte. Am Ende indes sagte mir Angelina gar den Preis von nur 40,– € an. Ob sie hier aus eigener Tasche hinzulegte, vermag ich nicht zu sagen, da der Dialog unter den Frauen komplett auf Italienisch stattfand. Du aber, geliebter Vater, kennst die Herzen aller und vergiltst einem jeden nach seinem Tun … Worüber ich eben von Herzen froh und dankbar bin, da Faktum ist: Ohne Angelinas Einsatz säße ich jetzt nicht hier. Denn für das Apartment gab es weder einen Schlüssel noch einen Menschen, der kam es zu öffnen, sondern einzig einen Code per Telefon ausgegeben. Den händigte mir Angelina letztlich auch erst aus, sobald ich ihr die vierzig Euro in die Hände gelegt hatte. Keine Chance ansonsten, für eine Pilgerin wie mich.

Und wenn ich das richtig verstanden habe, wird sich Angelina, die selbst derweil unweit vom Apartment wohnt, morgen mit der Vermieterin treffen

und ihr das Geld übergeben. Ergo ein echter Einsatz. Und letztlich zudem noch eine Freude für uns beide: In jenem Augenblick, wo Angelina begriff, dass ich in der Tat aus Deutschland zu Fuß nach Rom unterwegs bin, erstrahlte ein Hoffnungsschimmer in deren Gesicht regelrecht hellleuchtend auf. Werde ich spontan umarmt und gebeten, ein Licht für sie in Rom anzuzünden – sprich, für sie zu beten.“

22:00 Uhr. Das Apartment daselbst ist sicher für mindestens drei bis vier Personen angelegt. Dabei liebevoll im typisch italienischen Stil eingerichtet, sprich einem Museum gleich. Zudem enthält es alles, was eine Ferienwohnung braucht: kleine Küchenzeile in ca. zwanzig Quadratmeter großem Wohnzimmer, ein Schlafzimmer versehen mit geräumigem Kleiderschrank vor Doppel-,wie Einzelbett und obendrein das Bad mit Badewanne. Darin ich mir postwendend ein Vollbad gönnte, gleich nach dem Einkauf meines Abendessens. Und in Anbetracht der Küche gab es Penne heute, mit Olivenöl darüber und Salat dazu. Köstlich, Liebster, Danke, Danke, Danke!

Jetzt dampft ein großer Becher Kräutertee neben mir, unterdessen ich schreibend den Tag beende. Dieser Ort, Herr, hat mir eine angenehme Energie, trotz der abweisenden Klosterbrüder und der verschlossenen Kirchentür. Ebenso ist mir der

Menschenschlag hier insgesamt noch einmal milder in seiner Bodenständigkeit – tiefgründig herzlicher.

Und ich hatte Gelegenheit heute in einige „Stuben“ zu schauen, die zu ebener Erde lagen und deren Eingänge, ähnlich Garageneinfahrten, aufgrund der schier unerträglichen Schwüle am Abend, fast allesamt offenstanden. Durchweg zeigten sie sich kleinen Ausmaßes, dabei indes vollgestopft mit Mobiliar, Hausrat und Menschen, selbst die Wände üppig vollgehangen mit Fotos, Devotionalien, Gemälden und/oder Votivbildern.

Und dann diese Dunkelheit in den Räumen – ah, Liebster, die legt sich doch arg aufs Gemüt. Kommt daher das ewige Auf und Ab in der Gemütsverfassung des Italieners? Ich meine, obgleich draußen die Sonne den gesamten Tag über scheint, sitzen Italiener im Dunkeln. Das offenbarte sich mir hier explizit: Für einen Urlauber am Strand mag der ewige Sonnenschein ja höchst erquicklich sein, für den Einheimischen derweil ist er doch eher belastend, nicht wahr? Denn er zwingt ihn förmlich dazu, die meiste Zeit seines Lebens hinter verschlossenen Fensterläden zu verbringen. Bei Kunstlicht ergo. Zudem kaum ein Luftzug, auch am Abend nicht, die Ventilatoren rotieren ohne Unterlass. Nein, das ist nichts für mich, wäre mir wahrhaftig zu heiß und zu dunkel für das Alltagsleben.

So denn, Geliebter, lege ich auch diesen Tag mit allen Geschehnissen darin wieder in Deine Hände

zurück: Allein zu Deinem Ruhm! Und Dein Friede komme über Angelina und all jene, denen ich heute begegnet bin, gleich ob sichtbar oder unsichtbar, gleich ob Freund oder Feind, bekannt oder unbekannt … Und lass niemanden zuschanden werden in mir, der an Dich glaubt: Danke, Danke, Danke – I.l.D. – Amen!

24.07.2019. Von Figline e Incisa Valdarno nach Arezzo „La Locanda di San Pier Piccolo“ (ca. 50 km, insgesamt Tag)

Die Nacht erfuhr ich mich im Tiefschlaf, gegen 4:00 Uhr erholt aufgewacht. Noch immer ist Schwüle und Kunstlicht rings um mich herum. Das Apartment enorm stickig. Derweil mein Verschulden, denn es hängt ein Gebläse an der Wand, doch schalte ich generell sämtliche Lüftungsanlagen in Räumen aus, wo es möglich ist. Mir ist die Stille der Umgebung wesentlicher als der Luftzug. Die Geräusche der Ventilatoren aus den Nachbarhäusern und/oder Wohnungen sind deutlich zu vernehmen. Gebet, Lesung, Meditation – jetzt ist es 6:00 Uhr, mache mich auf …

Auszug Brief: *„Die erste Etappe aus ‚Figline e Incisa Valdarno‘ raus, lief sich anstrengend. Landstraße: laut, staubig, heiß die Luft – schon am frühen Morgen. Da half mir nur das: ‚Fiat, Herr!‘ Und*

zudem ausgiebiges ‚Schritt-um-Schritt-Trancegebet', das linderte alsdann die eingangs schmerzhaften Symptome, bis sie schließlich gänzlich verschwanden. So lief ich nach fünf Stunden etwa in dem Ort ‚Loro Ciuffeenna' (Region Arezzo) ein und hielt die erste Etappenrast. Die Straßen überwiegend leer, die Fensterläden an den Häusern fest verschlossen, obgleich erst 11:00 Uhr. Dennoch ein behagliches Städtchen, mit bewegenden Zeitzeugenbauten wie dem auffallend roten Uhrturm, dem ‚Torre dell' Orologio' oder jener alten Wassermühle inmitten des Ortskernes; ebenso eine Vielzahl an sakralen Bauten wie Kirchen und Abteien. Einen Tee und ein mit Salat belegtes Baguette gönnte ich mir in einer kleinen Bar, hierauf wanderte ich weiter, da ich keine offene Kirche fand.

Die zweite Etappe zog sich nicht minder lang dahin, lief sich insgesamt aber noch beschaulicher. Etwa viereinhalb Stunden über, den letzten Teil fuhr ich wieder ein. Ja, das ist der Vorteil von Landstraßenstrecken: Man wird mitgenommen! Hier in einem Auto, da auf einem Moped oder eben von einem Linienbus, der zuweilen mitten auf der Strecke anhält, wie es heute der Fall war. Nebenher bekomme ich Wasser oder Obst gereicht von Menschen, die kontaktfreudig an ihren Gartenzäunen stehen, vornehmlich da, wo es keine Bar in der Gegend gibt und vieles mehr. Der Nachteil: Das

Laufen gelingt nicht ganz so entspannt wie auf einem gesicherten Fernradweg aufgrund der die Straße gehörig frequentierenden Autos. Aber, wie gesagt, jeder Weg hat seinen Preis, enthält stets beides: Privileg, ihn zu begehen, und Hinrichtung am Ende, die den Pilger wieder ein Stück mehr an verheerendem Eigenwillen, Hochmut, Begehren und/oder imaginärer Illusion der Welt entledigt. Heute zum Beispiel nahm mir die ‚Vollstreckung' am Schluss der Strecke den hohen Anspruch an mich selbst ab, möglichst ausschließlich ‚step by step' nach Rom zu wandern. Urplötzlich fand ich mich da auf einer Schnellstraße wieder und sah keine Möglichkeit, mich ihr zu entziehen: Leitplanken, Einzäunung und/oder Vegetation links und rechts von mir. Das fühlte sich wahrhaftig beängstigend an. Indes weniger für mich als vielmehr wohl für die Autofahrer, die allesamt sichtbar erschraken bei meinem Anblick; mich folglich erst spät und fast immer nur per Zufall entdeckten. Da wurde ich unvermittelt aufgefordert ins Auto zu steigen, von einer Italienerin reiferen Alters. Die schimpfte mich einstweilen tüchtig aus, in einem Mischmasch aus Englisch und Italienisch in der Aussprache, weil es zwei Aufforderungen ihrer brauchte, mich vor der ‚… dangerous strada' (gefährlichen Straße) zu retten … Ja, Fiat, Geliebter, verzeih mir, so bitte ich Dich: Noch immer bin ich versucht, mir mehr an Mühsal aufzuladen, als Du je von mir verlangst. Das ist

Hochmut. Letztlich ist das Ziel aller Wanderung nicht die erfolgreiche Gestaltung des geografisch-äußeren Weges, sondern der innere Reinigungsprozess, in dem permanenten Step-by-Step zur vollendeten Demut hin, sich bedingungslos liebend unter den absoluten Willen des ewigen Vaters zu stellen.

So landete ich folglich in Arezzo. Rosa setzte mich am Ortseingang ab, nachdem wir die Fahrt über noch herzlich viel gelacht hatten, über diverse Allüren-Erlebnisse auf meinen Wanderschaften und die Skurrilitäten italienischer Mentalität, worin sich Rosa bestens auskannte. Und wenn ich am Vormittag noch ‚Loro Ciuffeenna' bewundernd als beschaulich empfand, so vermag ich jetzt mühelos zu sagen: Arezzo übertrifft es bei weitem. Denn es empfing mich aufs Äußerste freundlich, an wen und wohin auch immer ich mich wandte, zeigte sich zudem auffallend reinlich bis in die verborgensten Winkel und war dabei trotz seiner Größe und Tourismus durchweg idyllischen Naturells. Keine Hektik! Stadt, und doch nicht lauttönend und abgasstickig. Selbst die Bettler sind hier weniger arglistig oder aggressiv wie anderswo. In ihrem Gebaren durchaus noch so, wie ich sie 2007 erlebte: wohlwollend scherzend. Und es fühlte sich gut an, mit ihnen zu lachen und palavernd an den Plätzen zu stehen, sie von Herz zu Herz zuweilen eben auch ohne Worte zu verstehen. Was da indes so anders war, zu den

vorherigen Städten und Jahren, offenbarte sich mir erst bei genauerem Hinsehen: Allesamt italienische Clochards! Wohingegen ich die anderorts nicht mehr vorfand, stattdessen durchgängig ausgestreckte Migrantenhände, vornehmlich afrikanischer Herkunft. Ein Anblick, der mich eher traurig stimmt: Sind sie dazu ausgezogen? Die eigene Freiheit bzw. Menschenwürde aufzugeben, um hier (wie generell in den EU-Ländern) nunmehr ein erbärmliches Stadtleben als Bettler zu driften? … Nun, Du weißt es, Herr! Für mein Verständnis sind sie allesamt dem falschen Gott mit seinen leeren Versprechungen und stetem Blendwerk, namens Mammon, aufsitzend gefolgt.

Und wie die Stadt so auch das Anwesen, in welchem wir heute nächtigen. Eine alte, ehemalige Benediktinerabtei, die nunmehr säkularisiert dem Tourismus dient. Inmitten zweier ebenfalls säkular geschlossener Kirchen stehend. Erhabene Stille empfing mich in den Gemäuern. Historisch alt und verschlungen das Gebäude. Errichtet nach vorväterlicher Handwerkskunst. Wer beherrscht heute noch die einstige Bau- und Steinmetzkunst, mittels nur weniger Hilfsmittel Naturgestein zu gestalten und im Anschluss zu verbauen? Dabei wissend um die rechte Nutzung der Anziehungskraft der Elemente beim Behauen und Auflegen des Gesteins? Steinböden, hoch die Raumdecken, teilweise versehen

mit sakralen Fresken daran, desgleichen die Rundbögen und Wände. Handwerkliche Harmonie, wohin das Auge schaut, bleibt auf immer beseelt von dem geheimen Charisma göttlich-schöpferisch inspirierter Handwerkszunft.

Und heimisch ebenso die einstige Mönchszelle, in der ich eben sitze. Klösterlich spartanisch eingerichtet, bis auf den Fernseher, der mir hier nicht ins Bild passt. Ansonsten Bett, Schrank, Stuhl und ein kleiner Schminktisch, der mir derweil als Schreibtisch dient. Die sanitären Anlagen auf dem Flur. Fühle mich ergo ausgesprochen altansässig in diesem Bauwerk, kurz wandern die Gedanken in die eigene Klosterzeit zurück: Gebet, Anbetung Gottes! Es scheint mir, als seien diese Mauern noch immer durchdrungen von diesem Ringen darum; dem alltäglichen Kampf der Mönche in den Zellen, im Chor, während der Arbeit, im Refektorium, der Rekreation oder des Wandelns durch den Kreuzgang, entlang des Innenhofes. Eine mir vertraute Atmosphäre folglich, die mir erneut vor Augen führt, dass dieser Kampf um die Vollkommenheit innerhalb einer Ordensgemeinschaft kaum gewonnen werden kann, es sei denn, man hält darin eine Sonderstellung inne.

In seiner Umstrukturierung zum Gastbetrieb nennt sich das Haus jetzt ‚La Locanda di San Pier Piccolo'. Pellegrini sind hier folglich ausdrücklich

willkommen, bezahlten vormals nur 23,– € für die Nacht, heute derweil zahlte ich 30,– €, ohne Frühstück. So täusche ich mich also nicht: Insgesamt ist das Nächtigen für den Pilger nach Rom knapp um die Hälfte teurer zum Jahr 2007. Hingegen Bus und Bahnfahrten, zumindest in Italien, mir auffallend human erscheinen, in jedem Fall im Vergleich zu bayerischem Lande … Da fällt mir ein: Bin in der TI gefragt worden, warum ich nach Rom laufe: ‚Holiday?' Da lachte ich herzlich auf … Ich weiß nicht, Liebster, Urlaub sieht sicher anders aus, oder? Doch das sagte ich der Dame nicht, sondern bestätigte lächelnd nur. Und eben erscheint mir das Sein auch wahrhaftig wie Urlaub: Friedliche Stille, in der ich nichts weiter wünsche, als Dich anzuschauen. Von daher beende ich nunmehr alle Aktivitäten und begebe mich gänzlich in Dich hinein. Und danke, Liebster, für die Melone und den mediterranen Bohnensalat zur Vesper, ebenso für all jene Menschen, die Du mir heute gegeben hast … Dein Segen über sie, nach Deinem gnädigen Willen – Danke, Danke, Danke, I.l.D. Amen!"

25.07.2019. Von Arezzo bis wenige Kilometer vor „Morra“, Übernachtung unter freiem Himmel (ca. 30 km, insgesamt Tag)

Die Nacht im „La Locanda di San Pier Piccolo“ war anstrengend. Kein Lufthauch in der Zelle, das Naturgestein der Klostermauern hatte die Sonnenglut vom Tage gespeichert und gab sie mit Beginn der Abendzeit latent wieder ab. Da half kaum der Ventilator neben dem Bettgestell, bis 2:00 Uhr in der Frühe schweißgebadet und hellwach sitzend auf Stuhl oder Bett verbracht. Gegen 5:00 Uhr erneut auf: Duschen, Gebet und im Anschluss daran los …

Auszug Brief: *„15:00 Uhr. Gemütlich an einem Bachlauf unweit vor ‚Morra‘ sitzend.*

Den Weg raus aus der Stadt gelangte ich per Bus. Das faktisch nur, weil es mir nicht gelang herauszufinden, welche der Straßen in der City mich auf den weiteren Weg Richtung Assisi bringen würde. So früh am Morgen fand sich keine Menschenseele, die ich hätte fragen können. Dagegen stieß ich unverhofft auf das Bus-Terminal, das ich nunmehr in den Anzeigen nach den Fahrzielen absuchte und just fündig wurde. Der entsprechende Bus stand schon da, ergo lief ich los, an der Abfertigung ein Ticket zu kaufen, da ich das, im Gegensatz zu Deutschland, hier nicht im Bus erwerben kann.

Breitete derweil einen Teppich aus: ‚Herr, sollte der Bus noch da sein, wenn ich zurückkomme, steige ich ein und lasse mich bis an die Stadtgrenze mitnehmen, wenn nicht, laufe ich schlicht aufs Geratewohl weiter – Amen!‘ Indes war schon alles bereitet, am Ticketschalter angekommen gab mir die Dame direkt die nächsten Schritte an: bis ‚Palazzo del Pero‘ zu fahren und von dort aus dann weiterzulaufen: ‚… Denn ab hier ist der weitere Weg wieder hilfreich beschildert‘. Am Ende zahlte ich 2,– € und gelangte ohne Hast zum Bus zurück, der nunmehr just seine Türen hinter mir schloss.

So fuhr ich folglich gegen 6:30 Uhr aus Arezzo raus, etwa zehn Minuten lang, dann stand ich am Wegesrand von ‚Palazzo del Pero‘, von wo aus ich jetzt mühelos weiterwanderte. Eine wahrhaftig idyllische Wegstrecke: Halbgebirge, üppig grün, reine Luft, viel Schatten. Ein ausgedehntes Gebiet, dünn besiedelt links und rechts der Strecke. Erst kleine Gemeinden und Gehöfte, nebeneinander gereiht wie Perlen auf einer Schnur, dann kilometerweit nix mehr. Kein Mensch, kein Wasser, kein Tier – absolute Stille. Das bis zur Landesgrenze, an der die Toskana verlassen und nunmehr Umbrien betreten wird. Da sprudelte köstliches Quellwasser wieder aus Felsen, tönten Vogelkonzerte, wehten Lüftchen. Durchweg einladend kam mir dieser Landstrich entgegen. Und so verstand ich urplötzlich das herzensfrohe Lied in meinem Herzen vom frühen

Morgen, welches mir von der Freiheit unter sternenklarem Himmel sang. Und siehe, hier gab es Schlafstellen in Hülle und Fülle. Einmal erschien mir eine besonders lauschig, doch hieß es für mich daran vorüberzuziehen, zu viele Einheimische hatten mich bis dahin auf dem Weg gesehen: Die Gefahren, die einem Pilger von dem Mitmenschen her – und für mich ohnehin nur durch diesen – drohen, minimieren sich in dem Maße, wie es der Wanderer versteht, gleich einem Fuchs, unsichtbar durch Wald, Feld oder Wiese zu laufen.

Einige Kilometer weiter wurde ich von einem deutschsprachigen Ortsansässigen angesprochen, der zusammen mit Frau und Nachbarschaft hinter seinem Gartenzaun stand. Wohin ich wolle, fragte er zunächst auf Italienisch, verfiel indes nach meiner Antwort sofort ins Deutsche: ‚Ihr Akzent verriet mir Ihre Herkunft', freute er sich darauf diebisch. Viele Jahre hatte der Mann in Deutschland zugebracht – des Geldes wegen, wie er mir eindringlich betonte –, jetzt erfreute er sich an seinem Ruhestandsleben. Ein lichterfüllter Pensionär demnach, dessen spontan authentische Beglückung ansteckend auf mich wirkte, denn augenblicklich pries es in mir: ‚Groß und wunderbar sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott; gerecht und wahr sind all deine Wege, König der Völker … wer wird nicht preisen deinen Namen … weil deine gerechten

Taten offenbar geworden sind.‘ (Offb 15,3)

Eine geraume Zeit genossen wir diesen Lobpreis von Herz zu Herz, unterdessen wir über die Schönheit Umbriens sprachen, bis er am Ende von meinem Tagesziel ‚Morra‘ erfuhr, da wurde er augenblicklich nachdenklich: ‚Oh, das ist dann aber doch zu weit für heute zu gehen‘, sprach er mit Nachdruck aus. Ergo: ‚Fiat, Herr! Verstehe, und fünfundzwanzig Kilometer liegen ja schon hinter uns …‘

Etwa eine Stunde lang brauchte es noch, den rechten Schlafplatz zu finden. Just entdeckte ich ihn an irgendeiner Stelle unweit vor ‚Morra‘. Wenige Meter zuvor hörte ich Wasser plätschern und folgte dem Geräusch nach. Ein schmaler Bachlauf entlang der Landstraße, derweil verborgen fließend hinter üppiger Baum- und Strauchformation, umsäumt mit breitem Uferrand. Ideal für mich! Flugs richtete ich mich ein, badete zunächst ausgiebig im Evakostüm in dem klaren Wasser, wusch T-Shirt und Kleid aus, bevor ich mich letztlich niedersetzte und diese Zeilen schrieb.

Ein durchaus romantischer Ort, über dessen Wasserlauf Libellen noch zu Haufe auf und nieder tanzten. Wundersam anzusehen, in den verschiedensten Farben und Formen: klein, groß, dick oder filigran. Hier in Gänze azurblau mit vier Flügeln, da dunkelgrün mit zweifacher Beflügelung in nussbraunem Farbton oder unterschiedlichster Färbun-

gen in gelb, rot, blau derweil angetan mit jenen typisch transparenten Flügelpaaren, wie ich sie aus Kindheitstagen her kenne. Fülle pur rings um mich herum und sanfte Lautlosigkeit. Die Straße lag zwar dicht, doch fand die sich kaum befahren. Nur ab und an von einem Moped oder Radfahrer, von einem Auto indes höchst selten.“

Das Geplätscher des Baches stimmte friedlich, in ihm gelingt es mir mühelos, mich aufzulösen in Dir: Nichts ist mehr von Bedeutung: Schlichtes Sein, Geliebter, in Dir allein! Hier und Jetzt … Zeit? Fortwährendes Fließen. Wohin? In die Freiheit ewigen Lebens hinein …

So leitest Du mich derzeit, Geliebter. Die Wege rein oder heraus aus den Städten ersparst Du mir neuestens. Laufe ich quer, werde ich per Auto mitgenommen oder Du setzt mir eine Haltestelle samt Bus vor die Nase. Ebenso die Nebenstraßen, die Du mich führst: die bewandern sich allesamt erquicklich; sind schattig überwiegend, führen mitten durch Hügellandschaft, dabei aber doch asphaltiert, sodass die Kilometer unter meinen Füßen nur so dahinfliegen. Es scheint mir, als schöbest Du mich regelrecht weiter, als neigte sich dieser Lebensabschnitt nunmehr rasant seinem Ende zu. Es ist eindeutig Dein Tempo, Herr, nicht meines. Warum die Eile? Das werde ich noch früh genug erfahren. Oder auch nicht, das bleibt gleich. Ist Dein Weg, Herr,

gab mich ganz zu eigen Dir.

„17:00 Uhr. Es wird Abend und noch immer ist es wonnig warm. Wahrhaftig sträflich erscheint es mir eben, bei derartigen Temperaturen für Übernachtungen Geld auszugeben. Aber das ist nicht zu ändern für mich derzeit, Dein Wille bleibt mein Wille. Erfreue mich an dem, was ich im Hier und Jetzt besitze.

Auf der anderen Seite des Baches entdeckte ich ein kleines Feld. Zartgrüne Setzlinge darauf, nicht auszumachen für mich, was daraus werden wird. Kurz fuhr es der Bauer mit Frau in einem Jeep an, begoss es ausgiebig, nahm mich indes nicht wahr. Ja, so ist es, Herr: ‚Bist Du für einen Menschen, wer konnte dann gegen ihn sein?' (Vgl. Röm 8,31) … Selbst für Trinkwasser hast Du gesorgt. Zweihundert Meter zurück auf der Landstraße hatte ich eine Quelle aus dem Felsen fließen entdeckt. Daneben eine leere Plastikflasche, die befüllte ich mit dem Wasser und nahm sie mit an den Bachlauf. Nur eine einzige Entscheidung hatte ich demnach selber zu treffen am heutigen Tag, die sich daraus ergab, dass ich für Nahrung nicht vorsorgte: Voller Bauch und Dach über dem Kopf oder leerer Magen bei klarer Luft unter Sternenhimmel? Allein einen Tee und ein Croissant in einer kleinen Bar am Wegesrand, am späten Morgen, hatte ich bis hierher eingenommen;

im Anschluss daran bot sich keine weitere Gelegenheit mehr. Doch die Avocado vom Vortag fand sich noch in meinem Rucksack, ergo fiel mir auch diese Entscheidung nicht allzu schwer.“

20:00 Uhr … Abend- und Morgendämmerung sind meine Lieblinge. Nunmehr ist nur noch das sogenannte Zirpen (Flügelreiben) der über mir in den Schlafbäumen hockenden Grillen zu hören. Auf der anderen Seite des Baches bahnt ein Tier sich den Weg durchs Unterholz. Nicht zu erkennen welches, doch krachen die Zweige, die es offenbar mit vier Pfoten betritt, gehörig laut … Kurzer Aufblick: ‚Handlungsbedarf?‘ … Nein, denn es bleibt friedlich in mir. Ergo werden wir uns vertragen, dieser mir unbekannte Vierfüßler und ich. Und warum auch nicht, ich esse ja nicht Fisch noch Fleisch, da braucht kein Tier sich vor mir fürchten. Und ebenso bist Du, mein über alles geliebter, ewiger Vater, jederzeit befugt, mich zu Dir zu holen. Ergo: In Deine Hände befehle ich alle Zeit meinen Geist, in und durch Deinen verherrlichten Namen, Jesus Christus – I.l.D. Danke, Danke, Danke – Amen!

26.07.2019. Von Morra nach Umbertide „Qui Sotto Le Stelle“ (ca. 27 km, insgesamt Tag)

Auszug Brief: *„Die Nacht sternenklar. Und ein Fuchs da, bellend in dichter Nähe.*

In der Dunkelheit, ohne dass ich ihn sah, ließ mich dessen heiser hustend und dabei doch tief vibrierende Stimme unvermittelt aufmerken. Der Körper straffte sich, unterdessen die Ohren angestrengt lauschten. Gespenstischer Hall: In der Nacht klingt jedwedes Geräusch um ein Vielfaches intensiver im Körper nach. Da gilt es für mich wachsam zu sein, um nicht etwa dem eigenen Kopfkino, sprich Illusionen und somit Emotionen zu erliegen. Einzig die Realität zählt: Droht Gefahr? Ist Abwehr oder Rückzug angesagt? Gleich wie, stets gilt: Abwarten, Lauschen! Mit beiden Beinen auf dem Boden stehend, derweil mit dem Geist im Herrn – hier entfernte sich der Fuchs bald über das Feld hinweg. Im Anschluss daran schlief ich fest wie ein Baby bis gegen 5:00 Uhr am Morgen durch. Feucht vom Tau, aber rundum ausgeschlafen und glücklich. Ergo Gebet, Lesung, Meditation, dann verließ ich den Ort, weiter Richtung ‚Morra' wandernd."

Und kaum eingelaufen, stand ich auch schon am Ortseingang von „Morra". Keine zwanzig Gehminuten vom Bachlauf entfernt. Was ich nun wahrlich belustigend fand, denn nach dem besorgten Tonfall des Pensionärs gestern, hatte ich es noch Stunden fern von mir gewähnt. Nun aber war da gleich eine kleine Bar, die eben von der Besitzerin geöffnet wurde. Sogleich begab die sich zum Tresen, brühte mir einen Kräutertee und legte ein frisches Croissant daneben.

Im Anschluss noch reinstes Urlaubsfeeling auf der Terrasse: Derweil ich mein Frühstück genoss, gesellten sich Einheimische dazu – wurde gelacht, gescherzt und gestaunt, bevor es für mich weiterging, begleitet von den besten Wünschen und freundlichem Abschiedswinken.

„Die Strecke von der kleinen Ortschaft ‚Morra' bis ca. 3 km vor ‚Trestina' ist malerisch schön anzusehen. Führt inmitten gravitätisch satt bestellter Felder hindurch, üppig bestückt – es grünt so grün … Und nebenan Gehöfte und Dörfer liegen, eines stattlicher als das andere, wobei ‚Ronti' mir das hübscheste von allen war. Umbriens langzeitliche Kirchenstaatszugehörigkeit (14. Jh. bis 1870) ist mir hier noch deutlich zu erspüren. Klein ‚Tegernsee' würde ich sagen, diese Gegend, nur eben ohne Tegernsee. Indes, die Umbrier hier sind schon früh am Morgen am Werkeln auf den Feldern und in ihren Gärten: Höfe fegend, Ackerböden begießend, Pflanz und Tier umhegend – all das erledigend, was gegen Mittag hin kaum noch möglich ist. Dabei indes nicht grummelig in ihren Handlungen, sondern herzlich offen gegenüber jedermann, der wegkreuzend an ihnen vorüberzieht. Da war nicht einer unter den vielen, der mich nicht freundlich grüßte, selbst mit winkender Hand zuweilen, wo einer fernab von mir auf dem Felde stand. Nein, wo auch immer der Ausdruck vom ‚faulen Italiener'

geprägt wurde, vermag ich das nicht zu bestätigen; er trägt einzig einen anderen Lebens- und somit Arbeitsrhythmus in sich, der obendrein – aufgrund des gottgegebenen Klimas – zudem vollauf nachvollziehbar ist. Denn das erlebe ich selbst alltäglich nunmehr seit Wochen: Unter italienischer Himmelssphäre agiert der menschliche Körper ab der Mittagszeit nur noch schwerfällig, somit deutlich gegen seine naturgesetzliche Beschaffenheit ankämpfend, wo er sich darüber hinwegsetzt.

12:00 Uhr ‚Trestina'. Kleinstadt. Etwa drei Kilometer vom Ortsrand bis zum ‚Centro' (Zentrum) gelaufen. Sengende Hitze, Staub, Lärm, stickige Luft. Dennoch sind die Menschen hier auffallend freundlich und hilfsbereit. 26 Kilometer lagen bis hierher bereits hinter mir, von daher kurze Rast auf einer Parkbank im Schatten und Aufblick: ‚Siesta, Herr, in einer Kirche?' … Nein, da war kein Friede in mir, was mich durchaus irritierte, folglich fragte ich erneut an: ‚Herr? Was ist Dein Wille?' … Da erfasste ich es, denn übergangslos reagierte der Körper mit Unruhe, es drängte mich massiv heraus aus der Stadt. Und ehe ich mich versah, offenbarte sich bestätigend der nächste Schritt dazu. Diesmal vermittels Männerstimme aus einem Handy, das eine deutsche Touristin unweit von mir auf laut gestellt hatte. Die war offenbar ebenso ratlos wie ich, rigoros forderte von daher der Angefragte: ‚Beeil

Dich! Du musst den Zug nach Umbertide schaffen.‘ ‚Zug?‘ Wunderte ich mich kurz, doch da erblickte ich den Bahnhof auch schon: mühelos einmal quer über den Fahrdamm zu erreichen. In der Eingangshalle empfing mich die Zugbegleiterin, als hätte sie eigens auf mich gewartet: ‚Umbertide?‘, fragt sie kurz an. ‚Si!‘, bestätige ich ebenso bündig. Da läuft sie flugs mit mir zum Automaten, zieht einen Fahrschein, legt ihn mir in die Hand – im Tausch für 1,39 € – und setzt mich in das nächste Zugabteil. Kaum habe ich Platz genommen, sehe ich sie auf dem Bahnsteig ihre Kelle zum Lokführer hin erheben, Türen schließen sich, schon rollt der Zug an … Wow, Herr! Was Du willst, das führst Du auch unmittelbar aus, nicht war? Was für ein Tempo …“

Umbertide: Das ist ausgerechnet jene Stadt, an die ich aus meiner Pilgerschaft 2007 keine freundlichen Erinnerungen habe (s. o. 18.05.2007, S. 131ff). Von daher bin ich gespannt, wie mir diese Kleinstadt diesmal entgegenkommt. Indes ist da Freude in mir, um der einmaligen Chance wegen, das alte Bild auszuwechseln – für sie und mich.

„Umbertide, 17:00 Uhr ist es jetzt und ich sitze derweil feudal untergebracht in der Wohnküche eines ‚Appartamento Monolocale‘ (Atelierwohnung) des Gasthauses ‚Qui Sotto Le Stelle‘. Doch zuvor …

Zunächst lernte ich am Bahnhof Omar aus Sambia kennen. Eine mir heitere Begegnung, die mich spielend den Unterschied zwischen naturgegebenem göttlichen Schönheitsbewusstsein und bloßem Narzissmus lehrte. Denn kurz nach dem Selfie, das Omar schoss, um es anschließend Kalinka zu senden, erschien es ihm explizit wichtig, mir Bilder von seiner Wohnung zu zeigen. Doch was ich dann wahrhaftig sah, waren ausschließlich Fotos von sich bzw. dessen Torso und Gesicht in allen möglichen Körperhaltungen und/oder Mimik. Ansonsten kein einziges Möbelstück oder sonstige Gebrauchsgegenstände daneben zu sehen, allein nur Ecken nackten Fußbodens oder winzige Ausschnitte weiß getünchter Wand. Doch fast auf jedes Foto zeigte Omar beflissen-bedeutungsvoll mit dem Finger und rief freudig dazu aus: ‚Schau, das meine Wohnung!'

Wie auffällig, Liebster: Omar, der sich seine eigene Wohnung ist, derweil liebenswürdig selbstverliebt. Daneben ich, strebsam darauf versessen, sich selbst zu vergessen. Du bist meine Wohnung, ich deine. Mehr ist da nicht, im wahrsten Sinne des Wortes. Und das ändert sich auch nicht mehr – Amen.

Umbertide daselbst zeigte sich mir überwiegend in einem beige-grauen, fast eintönigen Stadtbild und ebenso von der Mentalität her insgesamt mürrischer. Indes fand ich mich augenblicklich darin zurecht: erkannte sofort die Kirche wieder, in welcher

mich der Priester dereinst zwang, von den Knien aufzustehen, und die Piazza, über die Marisa mit mir damals so verzweifelt umherlief, ein Nachtquartier für mich zu finden. Erfolglos.

Heute indes verlief die Suche reibungslos. Gegen 13:30 Uhr fuhr ich in Umbertide ein. Siesta, die Touristinfo fand ich geschlossen. Dennoch: Hitze, Staub, Lärmpegel prallten von mir ab, aufs Geratewohl lief ich weiter, fast wie in Trance – bis an eine kleine Bar in der Innenstadt. Drei ältere Damen hinter dem Tresen, eine davon schickte sich eben an, die Eingangstür zu schließen. Schnell sprach ich sie an, fragte nach einer günstigen Pension, doch die Frau verstand mich nicht. Da rief sie in das Geschäft hinein lauthals nach ihrer Tochter: ‚… Giulia!'. Und siehe, die hatte für ein Jahr als Volontärin in Afrika gedient und nahm sich – mich derweil bestens verstehend – postwendend meiner an. Spontan lief Giulia mit mir ein Gasthaus an, deren Tür sich schon verschlossen fand, klingelte kurzerhand an der Privatwohnung nebenan, worauf die Besitzerin persönlich erschien. Herzlich begrüßten sich die beiden, derweil Giulia mein Anliegen vortrug, doch leider, so beteuert die Befragte nach einem kurzen Blick auf mich: ‚No, pieno …' (alles voll, ausgebucht). Worauf Giulia indes nicht sonderlich enttäuscht scheint, flugs verabschiedet die sich wieder, greift mich bei der Hand und läuft zielstrebig weiter. Unterdessen erzählt sie mir von

der hiesigen Caritas, die recht klein, aber doch Pilger kostenfrei übernachten lasse. Ja, an die Caritas erinnerte ich mich ebenfalls nur zu gut, doch sagte ich nichts, denn 2007 wurden Marisa und ich nach unserer Anfrage barsch des Hauses verwiesen. Ohnehin öffnete die erst gegen 17:00 Uhr ihre Pforten, laut Giulia, bis dahin – so empfand ich friedlich bei mir – war ich längst untergebracht … ‚Und wenn nicht, Liebster, dann auch dafür mein Fiat. Dein Wille geschehe!'

Doch dazu kam es nicht. Schon bei Giulias nächstem Versuch, im Gästehaus ‚Qui Sotto le Stelle', fand sie Gehör. Diese Privatpension hätte ich allein nie entdeckt, und wenn, dann wäre es mir nicht gelungen hineinzugelangen, denn deren Eingangstüre war von Hause aus generell verschlossen. Anfragen und Reservierungen wurden per E-Mail oder Telefon getätigt. Beides indes besaß ich nicht, so war mir Giulia hier wahrhaftig als ‚Mittler-Engel' gesandt. Eindeutig, denn ursprünglich fand sich auch dieses Gästehaus ausgebucht, zumindest hieß es so zunächst, doch da erzählte Giulia dem Besitzer, dass ich ‚a piedi' (zu Fuß) nach Rom unterwegs sei, woraufhin sich die Tür letztlich gar weit für mich auftat. Einmal mehr, da der Gastgeber verstanden hatte, dass es sich bei mir um eine zahlende Pilgerin handelte. So erhielt ich diese riesige Suite nunmehr für 50,– €, statt für 70,– €. Frühstück gäbe es in diesem Hause ohnehin nicht, so der Wirt freundlich,

da er lediglich als Vermieter gemeldet sei, so war das Geschäftliche schnell geregelt. Folglich verabschiedete sich Giulia heiter von mir, derweil eine Einladung für den Abend in die Bar ihrer Mutter aussprechend.“

Und folgsam kam ich dieser Ladung gegen 19:00 Uhr auch nach, doch fand ich die Bar geschlossen vor, worüber ich indes nicht unglücklich war. Stattdessen kaufte ich mir Penne in dem kleinen Ladengeschäft nebenan und kochte sie im Anschluss in der perfekt ausgestatteten Küche des „Appartamento Monolocale“ im „Qui Sotto le Stelle“.

„In der Suite ist alles vom Feinsten. Insgesamt wohl an die dreißig Quadratmeter groß. Dabei sorgsam ausgesucht eingerichtet, vornehmlich das Bad: nicht nur zweckmäßig, sondern hochmodern und künstlerisch stilvoll. Das reinste Vergnügen in diesem Ambiente zu duschen, derweil unter Wasserfall oder Massagefontänen vielfältigster Art stehend. Und eine helllichte Energie – lebendige Stille – im gesamten Anwesen … Nein, Liebster, ich hinterfrage diese Unterbringung nicht. Sie erinnert mich aber doch arg an das Geschehen um Zacharias aus Lukas 19,5-10, in dessen Haus Du einkehrtest. So sind auch wir auf dieser Reise nicht die Bedürftigen, zumindest nicht, was den Mammon anbelangt. Es ist schlicht nur so, dass Du eben gern ebenso zu

den ‚Reichen' gehst. Absolut, nicht wahr, denn überall finden sich Deine Schafe – und sie werden auf Deine Stimme hören: ‚… und es wird eine Herde, ein Hirt werden (Joh 10,16).

Nein, ich ergründe nicht, ich erspüre nur: Es ist Dir wichtig, Herr! Das ist alles.

Und dieser ‚Zacharias-Gastwirt' nahm Dich würdig auf, so scheint es mir, denn diese Suite unter dem Dach beherbergt zudem dominierend privates Ambiente: Persönliche Equipments stehen auf und in den Schränken, wie Familienfotos, Video- und Musikalbensammlung. Somit vertraute der Wirt mir – Dir – offenbar sein Herzstück an. Und offengestanden, außerhalb Deiner fühle ich mich hier schlichtweg deplatziert. Einzig in Dir ist mir alles erhebend. Und letztlich handelt es sich bei allem nur um materielle Gegenstände, sprich Götzen, die vergänglich und somit nicht wesentlich für mich sind … Insofern, Geliebter: Danke, Danke, Danke, I.l.D. – Amen."

Und zu alledem: Es ist wahr, Umbertide bietet dem Touristen mit Sicherheit keinen medienwirksamen Altstadtkern, speziell aber ist deren Flair darin dennoch, und sauber aufgeräumt die Gassen dazu. Idyllisch anmutend ist hier vor allem das Treiben am Abend auf der Piazza: da findet man die ‚Nonni' (Großväter) allesamt beim Kartenspielen, geruhsam sich gegenüber an kleinen Schachbretttischen sit-

zend, unterdessen die Frauen lauschig plaudernd in oder vor den Geschäften beisammen stehen. Somit ist Frieden in mir mit Umbertide; ist eine alte Wunde geheilt, auch wenn es hier diesmal keine Heilige Messe für mich gab …

Ja, und auch das ist wahr: Vollendete Ohnmacht sperrt nichts aus. Verhält sich, einem Spiegel gleich, weder anziehend noch abwehrend. Sie beurteilt nicht. In ihr gelingt es mir nicht mehr wie dereinst jauchzend auszurufen: „Heute ein König, morgen ein Bettelmann“, nur weil ich Tags zuvor unter freiem Himmel schlief. Nein, beides nimmt sich gleich aus, das eine wie das andere. Nichts gehört mir, nicht einmal mehr ich mir selbst – Gottlob! Amen.

UMBERTIDE
PERUGIA
"... Ansonsten ist Umbertide eine kleine, fast graue Stadt ...
Sitze aber in super Suite für "kleines "Geld ;-)"
"Castello di Antognolla"
"Diese Burgen sieht man viel unterwegs ...;-)"
39. Tag (26.07.2019)
"Piazza Giacomo Matteotti"
PERUGIA
"Habe im Dom Lorenzo la messa erlebt. Mit hl. Blut eingetaucht im Leib. Habe ich das letzte Mal im Karmel erlebt ;-) Also Daumen hoch für Perugia - 5 Sterne!"
"Perugia hat mich sehr überrascht.
Es ist riesig ..."
40. Tag (27.07.2019)
"Und so ist das Zentrum. Einfach nur Wow!
Sehr sauber dazu, außer das in Nebengassen die Tauben ihre "Schlafbäume" haben ...
Aber sonst ist Perugia sehr schön + überhaupt nicht laut. Weil Autofrei!!!
... Alles sehr geliebt hier von den Einheimischen ;-)

27.07.2019. Von Umbertide über Perugia, Bastia Umbra nach Assisi – Eremitage „Collegio Missionario Femminile di S. Francesco di Assisi“ (ca. 40 km, insgesamt Tag)

5:00 Uhr in der Früh, noch im Apartment. Die Nacht erneut bleiern schwül, bar jedweden Luftzuges, aber doch habe ich sie wenigstens auf einer superbequemen Matratze ohne Federkern (!) verbracht. Hitze und ewig dunkle Räume scheinen mir allmählich aufs Gemüt zu schlagen, sehne mich nach Deutschland zurück. Sicheres Zeichen, dass das Ende der Reise kurz bevorsteht. Bislang kenne ich nur den Termin 07.08.2019, Vatikan bzw. 06.08. Rom, um in dem dortigen Deutschen Pilgerzentrum vorab die Karte für die Sonderaudienz abzuholen. Um die ausgehändigt zu bekommen, ist die schriftliche Bestätigung des Termins seitens des Zentrums vonnöten, die mir Kalinka bereits in dem Brief nach Arzl zugesandt hat. Folglich alles bereitet und darüber hinaus gewichtig anmutend, von daher stelle ich nicht die zeitliche und/oder geografische Zielsetzung „Rom“ in Frage, sondern bin jetzt aufs Äußerste gespannt, wie sie sich konkret umsetzt …

Auszug Brief: *„13:00 Uhr, Perugia. Auf der Terrasse vor kleinem Imbiss mit speziellem Angebot sitzend: Riesentoast, extravagant auf einem Ofenrost geröstet und im Anschluss je nach Wahl belegt.*

Darunter zwei vegane Varianten mit Guacamole (mexikanische Avocadocreme), ich wählte die mit dem Salat dazu … Sooo köstlich, Herr, Danke, Danke, Danke …

Die Strecke bis hier lief sich mühelos, auch wenn sie sich zuweilen hinzog, mit ihren knapp dreißig zu bewandernden Kilometern. Perugia hat mich dann aber vollends angenehm überrascht. Denn obgleich Großstadt, ähnlich wie Florenz mit weitläufigen Randbezirken und historischem Altstadtkern, kommt es keineswegs hektisch oder aggressiv daher. Im Gegenteil, allein die Architektur der Vorstädte, wie z.B. San Giovanni, zeugt von einer feingeistig-inspiriert, verspielten und allem durchweg harmonisch künstlerisch zugeneigten Mentalität. Praktisch und schön zugleich. Augenblicklich hebt dieser Anblick das Gemüt: Da stehen nicht etwa nur bloße graue Betonsäulen in Reih und Glied aneinandergereiht, zudem eine der anderen in der Gestaltung gleich. Sondern pastellig farbenfroh finden sich hier die sogenannten Hochhäuser querbeet inmitten einer Kulisse von sattgrüner Hügellandschaft stehen, derweil ein jedes Einzelne unter ihnen individuell stuckiert in der Gliederung der Balkone, Fenster, Türen oder generell im Baustil. Ah, und erst die Altstadt … Einfach nur wow!‘ Die scheint mir von seinen Anwohnern überaus geliebt. Und obgleich mit Menschen angefüllt, fand ich doch die Nebengassen gar fast

klösterlich friedlich vor. Warum? Hier fahren keine Autos! Nur selten und mit Sondergenehmigung fährt ein Ansässiger motorisiert durch diese Altstadtgassen, deren Bauten zwar historisch alt, dabei aber gepflegt und umhegt erscheinen. Der gesamte Stadtkern ist blitzsauber und die Einheimischen rundum relaxed, offenherzig, freundlich.

In der ‚Katholischen Stadtbuchhandlung' kaufte ich Postkarten ein und kam derweil mit der Verkäuferin ins Gespräch, die sich unübersehbar an meiner Schwärmerei für ihre Stadt erfreute. Die verwies am Ende auf das Ostello in der Via Bontempi, für den Fall, dass ich die Nacht in Perugia verbringen wollte: ‚Gratuito!' (Kostenfrei), bestärkte sie. Nun, ich hatte nicht vor in der Stadt zu bleiben, dennoch folgte ich der Empfehlung. Indes bestätigte mir zuletzt allein schon die Einlasszeit von 21:00 Uhr, dass es sich bei dieser nicht um eine Sendung Deiner handelte, sondern schlicht nur um einen Affekt eines Gutmenschen."

Und ich kann es einem Gutmenschen nicht einmal verübeln, wenn er einen Rompilger des Nachts gern in Häuser schickt, in denen einer weder Ruhe noch Alleinsein für sich findet. Es fehlt ihm die reale Erfahrung eines dreißig bis fünfzig Kilometer langen Fußmarsches: bewältigt innerhalb eines einzigen Tages, dazu unter extremsten Witterungsverhältnissen wie vierzig Grad im Schatten, Kälte,

Regen, Sturm und/oder eben Steigungen von teilweise über tausend Meter auf und ab. Ansonsten wüsste er, dass einzig einem Extremsportler oder bzw. Bergsteiger die Gemeinschafts- oder Massenunterkunft wesentlich ist, da er selten lange mit sich allein – geschweige denn, ausschließlich mit Gott – sein kann, derweil diese sich indes für einen Rompilger, der auf Gottes Geheiß im Namen Christi wandert, verheerend auswirkt. Und das ist auch nur zu logisch, denn im Gegensatz zu einem Athleten jagt der Wandereremit nicht allzeit Adrenalinkicks, sondern allein dem Frieden, sprich Willen Gottes, für ihn nach.

„Und eine noch weitere freudige Überraschung lag in Perugia für mich bereit: Die Pforten des ‚Duomo di San Lorenzo' fand ich geöffnet, derweil die Turmglocken mir volltönend den Beginn einer ‚Santa Messa' ankündigten. Amen Halleluja! Welch eine Freude in mir. Und zu allem Überfluss gab es beim Kommunionempfang zudem ein hochzeitliches Geschenk: Dein hochheiliger Leib, Geliebter, eingetaucht in Deinem Blut! … Wow! Das hatte ich ewig nicht mehr. Das letzte Mal im Karmel Wemding an Gründonnerstag 2006. Und wie damals so auch heute wieder: zeitloser Seinszustand, Mystik pur – nicht in Worte zu kleiden. Einzig in dem Einen: Amen! So ist es und so sei es.

Beim Verlassen der Kirche eilt ein Mann auf

mich zu, reicht mir ein Votivbild und weist zugleich mit dem Finger in Richtung einer Seitenkapelle. Dessen Italienisch verstehe ich nicht Englisch spricht er nicht, mit Ausnahme der beiden Worte: ‚next door', die er stet wiederholt. Aber auf dem Bildchen ist ein Ring abgebildet, da begreife ich: Das Original steht offenbar hinter der nächsten Tür in einem Nebenraum zur Verehrung bereit. Nein, Liebster, Du weißt es, ich habe geschaut, indes keine Tür gefunden. Und wieso auch, denn wer oder was verdient überhaupt Anbetung und Ehre als allein Du? Niemand – basta!

19:00 Uhr, Assisi, derweil beglückt in einer kleinen Eremitage auf dem Gelände des ‚Collegio Missionario Femminile di S. Francesco di Assisi' sitzend … Dieser Tag endet, wie er begann und verblieb zwischendurch – magisch …

Mit dem Bus fuhr ich zur Stadt hinaus, bis zur ‚Ponte S. Giovanni'. Von hier aus wanderte ich etwa noch zwölf Kilometer weiter, bis nach ‚Bastia Umbra', in der Absicht, Quartier zu nehmen.

Unversehens führte mich der Weg direkt zur Konventskirche ‚Di San Michele Arcangelo', deren Tür offen stand. Darinnen ein Ordensbruder, der mich postwendend zum Prior mit in den Konvent nahm. Doch der bedauerte lediglich, mir nicht helfen zu können, bestand dann drauf, mir den Pilgerpass

abzustempeln, bevor er mich letztlich mit einem Sahnebonbon und einer Adresse in Assisi verabschiedete. Eine Anschrift auf einem Stück Papier geschrieben ist kein Hinweis, sondern eine Weisung. Ergo: ‚Fiat Herr! Ziehe ich weiter, zu dem Konvent hin – auch wenn ich innerlich fast hoffe, die Nacht wieder unter freiem Himmel mit Dir zu verbringen'. So friedlich fühlte es sich zumindest an in mir, als sei ‚die Sache' längst abgemacht. Obgleich ich sah, wie sich eben dicke Regenwolken am Firmament zusammenzogen. Indes ergossen sie sich nicht, von daher lief ich Schritt um Schritt im Lauschen und Ausschauhalten weiter. Doch am Ende fand ich die Weisung bestätigt, denn einen Unterschlupf im Freien erspähte ich nicht, stattdessen gelangte ich unverhofft zügig und unkompliziert bei der mir zugewiesenen Adresse an: einem Schwesternkonvent der Franziskaner, der auch eine Pforte betrieb. Die Eingangstür offen, trotz Sprechanlage: Herzlicher Empfang und obendrein eine Schwester, die deutsch sprach: ‚Nein, die Pforte ist nicht der rechte Ort für Sie. Hier geht es zu wie in einem Hotel. Aber im Garten steht eine Einsiedelei, da bringe ich Sie hin …'

Und wieder nur großes Erstaunen in mir, angenehme Überraschung, Geschenk sondergleichen: Hier anerkannte und schätzte jemand noch durchweg den Unterschied zwischen einem Fußpilger und einem Pilger-Akteur oder Athleten. Und das

nicht nur dem Wort nach, sondern auch in der Tat: ‚Pilgerinnen zahlen nicht – Kost und Logis sind für Sie frei.‘

Die Eremitage indes gleicht einer echten Klause, unversehens fühle ich mich heimisch. Spartanisch und reinlich, alt und schlicht das Holzinventar – Bett, Tisch, Stuhl, Schrank –, daneben eine kleine Dusche und Miniküche, mit dem Nötigsten versehen, wie Töpfe, Geschirr, Besteck und, zu meiner größten Freude, mit einem Wasserkocher. Insgesamt ein idealer Ort für eine wie mich, inmitten eines Ortsteiles und doch verborgen, nicht fern dem Trubel des Marktes und doch still gelegen. Eine echte Rarität.“

21:00 Uhr. Und wieder bleibt mir nur Dir zu danken, Geliebter, aus ganzem Herzen. Der Himmel über mir ergießt sich eben, es donnert und blitzt, da hast Du mich vor- und fürsorglich besser hier untergebracht … So viele Geschenke heute, es fehlen mir die Worte, da ist nur große Andacht in mir, tiefe Freude, Frieden. Dein Segen, Geliebter, über alle, die Dich fürchten und ehren … Danke, Danke, Danke, I.l.D. Amen.

28.07.2019. „Collegio Missionario Femminile di S. Francesco di Assisi“ – Santa Maria degli Angeli nach „Kloster Santa Croce Assisi“, Zwischenstopp in einer monastischen Gemeinschaft namens „Bose“

7:00 Uhr, noch in der „Eremo S. Elia“.

Die Nacht war friedlich in absolut stiller Atmosphäre. Einzig unterbrochen von vorüberziehenden Regenschauern, deren Tropfen teilweise heftig ans Fenster pochten. Auch jetzt hängen noch dicke Wolken am Himmel, zeigt sich das Licht des Morgens insgesamt grau, dafür ist mir die Luft eben zum Reinbeißen angenehm: frisch-würzig. Die Klause indes weckt eine alte Sehnsucht in mir, die ich stets mit dem Wort „Ankommen“ verband. Verstand ich mich doch nie als eine, die gern unterwegs war, sondern nur erzwungener Maßen aktiv blieb, dabei innerlich fortwährend auf der Suche nach dem rechten Platz in der Welt. Den aber gewiss assoziierte ich mir immer im Zusammenhang mit einer Klause. So ist es mir folglich nicht verwunderlich, dass mich gerade hier leichte Wehmut am sprichwörtlichen Kragen packt. Sterben dauert doch länger als vermutet: Das liebende Herz ist sich Hundertprozent gewiss, dass es auf Erden für mich kein Kissen gibt, auf das ich mein Haupt legen könnte (Vgl. Mt 8,20; Lk 9,58), der egomane Verstand dagegen kämpft darum, allen anderen gleich zu sein. Da fällt mir just das Wort des Apostel Paulus ein,

Galater 5, 16ff, der diese „Wehmut“ als ewigen, irdischen Kampf zwischen Körper (Fleisch) und Geist benennt. Ja, danke, da hilft nur die radikale Ausrichtung auf das Wesentliche: Was ist mein Ziel? Gott allein! Folglich gilt es sämtliche Begierden und Leidenschaften zu kreuzigen, denn ich gehöre allein Dir, mein Herr und mein Gott. Und wenn da noch etwas ist in mir, was mich trennt von Dir, dann bitte ich Dich inständig, es mir zu nehmen … Danke, Danke, Danke, I.l.D. – Amen!

Auszug Brief: *„18:00 Uhr, in dem Schwesternkonvent der ‚Deutschen Klarissen-Kapuzinerinnen‘ im ‚Kloster Santa Croce Assisi‘ sitzend.*

Heute war es mir ein Großkampftag ganz anderer Art: nicht körperlich anstrengend, etwa aufgrund einer Vielzahl an durchwanderter Kilometer, sondern psychisch und seelisch: menschliche Gemeinschaft, ergo viele Worte, geistige Arbeit und Versuchungen … Aber der Reihe nach …

8:30 Uhr. Nach dem Auschecken am Empfang des Collegios, brachte mich die deutschsprachige Schwester in den Frühstückssaal. Typisch italienisches Frühstücksbuffet, indes hier statt der Croissants schlichtes Weißbrot, geschmacklos, das mit Marmelade und/oder Butter konsumiert wurde. Ansonsten süße Teilchen und reichlich Obst. Der Saal ist groß, nicht viele Leute darinnen, doch darf

ich mir meinen Platz nicht selber aussuchen, werde von der Schwester platziert. Derweil an einen Tisch, an dem schon zwei ältere Damen sitzen, denen stellt sie mich namentlich vor und bekundet mir sogleich, dass wir uns gut verstehen werden, denn: ‚Frau' Soundso ‚ist Österreicherin'. ‚Wie peinlich', dachte ich da, denn weder die Angesprochene, die deutlich nur ungern ihr Gespräch unterbrach, noch ich, fand mich erfreut über den Eifer dieser Ordensfrau, in welchem sie sich blank über die persönliche Freiheit ihrer Gäste hinwegsetzte. Dennoch, gehorsam setzte ich mich, nickte dabei den Damen freundlich zu, woraufhin die Vorgestellte ihrerseits nunmehr lediglich höflichen Anstand wahrte und nach meinem Weg fragte; hastig und kaum wahrhaftig interessiert. Doch just die Antwort vernommen, rückte die Österreicherin augenblicklich von der Gesprächspartnerin fort, um sich direkt neben mich zu setzen und mich von hier an mit Fragen förmlich zu überschütten. Was immer sie wissen wollte, beantwortete ich ihr, der Christseele, die ihr gesamtes Arbeitsleben als Pastoralreferentin in den Dienst der Kirche gestellt hatte. Mit ihren über achtzig Jahren wirkte sie jugendlich agil, lebte auch längst nicht mehr in Österreich, sondern seit Jahrzehnten schon in der italienischen Toskana. Im Kloster derweil galt sie als Stammgast, so erzählte sie mir, verbrachte hier gern ihre Exerzitien: ‚dieses Jahr in Begleitung meiner Freundin'. Die indes sprach weder

deutsch noch englisch, ergo dolmetschte die Wissbegierige ihr unsere Gespräche.

Nicht lange, da bot mir diese quirlige Mittachtzigerin kokett das ‚Du' an: ‚Ich heiße Sieglinde, typisch deutscher Name – ich darf doch das Du anbieten, ja?' Eine Antwort erwartet sie nicht, setzt Zustimmung schlicht voraus, stattdessen stupst sie unmittelbar die Freundin an, die daraufhin ebenfalls ihren Namen nennt. Derweil verhalten und so gar nicht angetan von alledem … Erstaunt mich stets aufs Neue, Liebster, wie Du Menschen zusammenstellst: Während die eine sich zurückzog, gelang es der anderen nicht, von mir abzulassen.

Und da es im Kloster keine Heilige Messe am Morgen gab, fasste Sieglinde sogleich die Gelegenheit beim Schopfe, mich bittend einzuladen, samt ihr und der Freundin, ‚herüber' zu einer Gemeinschaft namens ‚Bose' zu laufen:

‚Die feiern die Messe um 11:00 Uhr … Ist nicht weit von hier, nur eine dreiviertel Stunde zu Fuß – danach kannst Du dann ja weiterwandern.'

Nun, das war nicht das, was ich mir für den Vormittag ausgemalt hatte, mich zog es avanti nach Assisi rauf, in die Altstadt, doch blieb mir hier keine Wahl, es handelte sich um eine ‚Laufbitte', die ein Gebot darstellt: ‚Und wenn einer dich bittet, eine Meile mit dir zu gehen, dann geh zwei mit ihm.' (Mt 5,41) Ergo: Fiat Herr!

Mit zweien zu wandern derweil, erwies sich noch nie als harmonisch. Um ein Vielfaches weniger noch hier, wo die Kommunikation im steten Übersetzermodus stattfand. Zu mühsam für die Freundin, die bald darauf Meter weit entweder vor oder hinter uns herlief. Dabei sichtbar verdrießlichen Sinnes, einstweilen Sieglinde ausgelassen plauderte und nicht müde wurde, der ohnehin schon Missmutigen ihre Bewunderung über ‚… den an Pia Maria erfahrbaren Segen eines tiefen Glaubens an Gott' kundzutun. Bald blieb sie stehen auf dem Weg, derweil andächtig meinen Worten lauschend, bald rannte sie los, um der knappen Zeit wegen, an die sie nun ihrerseits latent von der Freundin erinnert wurde. Schwärmerei ist hochgradig gefährlich, weniger für den, der sie aushalten muss, als vielmehr für den, der ihr anheimfällt, wie Sieglinde eben:

‚Weißt du', tschilpte sie mir ins Ohr, ‚du läufst doch mit dem Herrn, da kannst du ihn ja bitten, dir den kürzesten Weg zu zeigen, damit Anka aufhört, sich Sorgen zu machen.'

Oh, oh, perfide Falle! Da liegt es stets an dem Angehimmelten, dieser Anfechtung sowohl für sich als auch den Nächsten entschieden zu wehren (Vgl. Mt 16,23: ‚Tritt hinter mich, du Satan! … Denn du hast nicht im Sinn, was Gott will …'). Entsprechend fiel meine Antwort aus, kurz lachte ich auf:

‚Oh, na da verlass dich mal nicht drauf, Sieglinde, im Gegenteil …' und erzählte kurzerhand von

meinem Erlebnis meiner sechs Kilometer weiten Extrarunde am ‚Passo della Futa' (19.07.2019 s. o. S. 715ff): ‚Weißt du, im Leben einer Wandereremitin geht es nicht darum, zu erreichen, was sie will, sondern umgekehrt, einzig zu befolgen, was Gott von ihr will. Von daher ist es mir gleich, ob wir jetzt zu spät kommen zu der Messe oder überhaupt nicht ankommen; weil das, was geschieht, immer Gottes Willen darstellt. Außerhalb Seiner existiert nichts.'"

Und das ist wahr! Das Begehren ‚Wunscherfüllung' ruft den Magier auf den Plan, gereicht zur Verblendung. Wunschlosigkeit dagegen zur Gotteserkenntnis. Hierin findet sich letztlich das einzige Charakteristikum, welches mir den Menschen vom Tier unterscheidet: dass er auf Erden seinen Dienstherren selber zu wählen vermag. Magier versus ewigen Vater, vermittels reiner Lehre Christi. Beides hat seinen Preis: Küre ich mir Gott zum Dienstherren, büße ich das Erdenleben ein. Ausersehe ich mir dagegen den Magier, verliere ich das ewige Sein. Es bleibt eines jedweden Menschen eigene Entscheidung, das eine oder andere für sich zu erwählen. Jene aber, die da gar nicht wählen, sind schon tot, gleich ob im Leben oder Sterben (Vgl. Offb. 3,16).

„Zur Messe indes kamen wir überpünktlich in dem Kloster an, welches sich die monastisch lebende Laien-Kommunität namens ‚Gemeinschaft von

Bose‘ aus der Ruine eines ehemaligen Stammhauses des Franziskanerordens errichtet hatte. Folglich im Innern stylisch-modern und reinlich sauber das gesamte Anwesen. Ebenfalls, so vermag ich es nicht anders zu sagen, die insgesamt fünf Brüder darinnen. Allen voran jener, der uns an der Pforte empfing, von dem ich zunächst gleichgültig und später, nachdem mich meine Bewunderin in ihrem leidenschaftlichen Eifer um meine Person ihm vorgestellt hatte, misstrauisch und offen ablehnend empfangen wurde. Nicht annähernd der Versuch einer Öffnung des Herzens auf den unbekannten Gast hin. Im Gegenteil, als Sieglinde späterhin unvermittelt nachfragte, ob es denn nach der Messe – gleich ihnen – nun auch ebenso ‚einen Platz für die Pilgerin‘ an deren Mittagstafel gäbe, lehnte der Bruder rundweg ab: ‚No, non è preordinato …‘ Die zwei Frauen hatten ihr Mittagsmahl im Voraus reserviert, was ich urkomisch fand: ‚Ergo, Liebster, da weißt Du Bescheid, komm nur ja nicht unangemeldet bei den Boses vorbei …‘

Die Messe sodann in ähnlich unpersönlichem Stil wie die Begrüßung: Knien verpönt! Aus welchen Gründen auch immer, hier wurde steif auf den Stühlen gesessen, als klebte das Gesäß daran. Nur ein einziges Mal ein ‚Stand up‘ mit leichter Beugung des Oberkörpers, das war’s. Zudem schien mir der Messkanon eher freigeistig als römisch-katholisch zu sein. Folglich mir keinerlei Andacht

in der Kapelle, kaum heilige ‚Erhebung des Herzens' möglich. Kurz fragte ich mich gar, ob da vorne überhaupt ein ordinierter Priester stand. Bald darauf die Aufklärung meines Unbehagens vermittels eines Flyers der Kommunität, auf dem geschrieben stand, dass in der ‚Gemeinschaft von Bose' Männer und Frauen vereint leben, zudem verschiedenster Glaubensrichtungen anhänglich sind. Reinster Mischmasch folglich statt konsequente Authentizität. In derart diffusen Kolloquien habe ich mich noch nie wohlgefühlt, das versteht sich von selbst, denn die reine Lehre Christi kennt in der direkten Nachfolge weder Bündnis noch Kompromisse, mit wem oder welcher Betrachtungsweise auch immer.

Nach der Messe trennten wir uns, was Sieglinde noch immer deutlich schwerfiel. Am Ende drängte sie mir ihre Adresse auf und zog aus ihrer Tasche noch ein in Zellophan gewickeltes Panini hervor – belegt mit Schinken, Weißkäse und Rucola: ‚Zum Mittag', bemerkte sie dazu, ‚is von gestern, aber schmeckt sicher noch gut …'

Gegen 13:00 Uhr lief ich dann in Assisi ein, derweil kaum mehr als fünf Kilometer von der Klause in ‚Santa Maria degli Angeli' oder eintausendfünfhundert Meter von der Bose-Gemeinschaft entfernt. Und wie schon 2007, so ebenso diesmal: Effektvoll mir der Anblick dieser mittelalterlichen

Stadt, auf einer Anhöhe von ca. 500 m liegend, im Kern mit Festungsruine ‚Rocca Maggiore' und ‚Basilika San Francesco', dabei gänzlich umzäunt mit stattlich altertümlicher Stadtmauer. Weltkulturerbe seit dem Jahr 2000, von daher findet sich diese historische Altstadt bestens erhalten, exklusiv gepflegt und sauber.

Touristen in Menge, aber auch Nonnen, Mönche und Priester sind zahlreich in den Gassen zu sehen und – immens auffallend – ebenso Devotionalienhandlungen: darinnen Unmengen an Abklatschen von Heiligen, vornehmlich des hl. Franziskus, in verschiedensten Designs zum Verkauf angeboten. Das Business mit den hölzernen Abbildern scheint zu florieren, die Geschäfte sind voll, Menschenschlangen vor den Kassen. Mir indes burlesk, denn hierbei steht eine Attrappe für das, was ihr Original zeitlebens gemieden hat: für Götzendienst und/oder die Vergötterung des Mammons.

Nahe der Basilika angelangt, urplötzlich heftige Regengüsse. Einem Sturzbach gleich, im Nu fand ich mich bis auf die Haut durchnässt, trotz Regencape. Die Sandalen zog ich ebenfalls bald aus, da jegliche Gasse ringsum mir die stürzenden Wassermengen von oben nunmehr knöcheltief über ihre mit Pflastersteinen befestigten Straßen rückflutend entgegenwarf. Keine Chance zu entkommen, barfuß watete ich folglich bis zum Pilgerbüro durch, indes vergeblich: ‚Heute geschlossen!'

Unter dem Arkadengang im Vorhof der Basilika fand ich dann schließlich Schutz vor dem Regen und unverhofft eine Art Touristinfo. Hier drückte mir eine gestresste Dame auf meine Anfrage nach einem Zimmer flugs eine Liste mit Telefonnummern in die Hand: ‚You can call there …'

‚Sorry', unterbrach ich, ‚but I can't. I don't have a Handy…'

Da nahm mich die Dame dann doch wahr, schaute mich überrascht an, schien zu verstehen und griff sodann, freundlichst nunmehr, eigenhändig zum Telefon. Indes, eine ‚Pilgrim' war hier ad hoc niemand bereit aufzunehmen, nicht einmal für Bares. Ein Zimmer ohne Voranmeldung in Assisi anzumieten, so klärte mich die Dame auf: ‚is not easy'.

Doch dann telefonierte sie den deutschen Schwesternkonvent im ‚Kloster Santa Croce Assisi' an und übergab mir schlicht das Telefon. Am anderen Ende die Pfortenschwester, professionelles Management: ‚Nein, nicht für eine Nacht, ab zwei Nächte zum Pilgerpreis von 38,– € pro Nacht (normal 51,– €) und Halbpension.' … Kurzer Aufblick: ‚Zwei Nächte, Herr?' Da fiel mir ein, dass es zum einen Wochenende war, und zum anderen Kalinka die Möglichkeit brauchte, mir telefonisch den neuen Western-Union-Code für die nächste Überweisung der Spendengelder zu übermitteln. Mit den ohnehin wenigen öffentlichen Telefonzellen hatte ich da bislang

keinen Erfolg. Ergo sagte ich zu. Und darüber hinaus sehnte ich mich nach einem geistlichen Gespräch. So bat ich später im Kloster die Diensthabende – die hier, wie in einem Karmelitinnenkloster aus uralten Zeiten, derweil verborgen hinter Gardine und Gucklochgitter mit mir sprach – als erstes um ein Gespräch mit der Priorin oder einer Klausurschwester. Antwort: ‚Ich werde mal fragen, ob jemand Zeit hat.' ‚Wow!', durchfährt es mich. ‚Ist das die rechte Antwort?'

Aber mit den Papieren war die Ordensfrau dann schnell bei der Sache. Flugs holte sie eine Pfortenschwester herbei."

Einschub: Pfortenschwestern nehmen in einem jeden Klausurorden eine Sonderstellung ein, da sie im Gegensatz zu ihren Mitschwestern nicht in strenger Klausur (verborgen) leben, um Gäste zu betreuen oder in der Stadt Besorgungen für die Kommunität zu erledigen. Klausurschwestern hingegen verlassen das Kloster nur in Ausnahmefällen, z. B. für Arztbesuche oder unumgängliche Behördengänge.

„Die begrüßte mich in gleicher Manier wie zuvor die Diensthabende, höflich reserviert: ‚Ausweis … Hier ausfüllen … Unten unterschreiben …', diktierte sie, und behielt am Ende meinen Ausweis ein.

Der Gast ist dann weiter abwärts die Straße untergebracht, wenige Schritte entfernt von der Pforte. Dahin werde ich von der Schwester gebracht. Der Speisesaal indes liegt gegenüber der Klosterpforte, so zeigt sie mir an, direkt auf der anderen Straßenseite. Schnell ist das Zimmer erreicht, mir die Tür aufgesperrt, der Schlüssel mir übergeben. ‚Die Zimmer tragen alle Namen', freut sich die Pfortenschwester zuletzt noch, bevor sie mich eilend wieder verlässt: ‚Das ist das Schutzengelzimmer!' ‚Aha, … ja, danke. Einen schönen Tag noch …'

Am Ende ist der Gästetrakt ähnlich dem eines Hotelbetriebes ausgestattet und geführt. Unterdessen dem geforderten Mindeststandard gerecht werdend, sauber und mit dem Nötigsten versehen. Der Bau daselbst derweil auffallend hallend. Jugendherbergsatmosphäre: krachend ins Schloss fallende Türen, lautes Rufen, Schnattern, Gackern, Geschreie auf den Gängen. Wer klösterliche Stille bevorzugt, ist hier fehl am Platz, rundum herrscht Urlaubsflair. Da ändert auch eine Namensvergabe für die einzelnen Zimmer nichts dran. Die Zimmergröße indes amüsiert mich ausgiebig. Selbst die Gefängniszelle aus dem Jahr 2016, in der ich über einen Monat verbrachte, maß mehr an Quadratmeter – und die bewohnte ich gänzlich kostenfrei. Dieses Zimmer hier misst kaum zweieinhalb Meter in der Länge und eineinhalb in der Breite. Aber immerhin

ist eine quadratisch abgeteilte Mini-Nasszelle anhänglich, die zu dem WC und Handwaschbecken noch eine Duschvorrichtung bietet.

Doch sind das alles nur Äußerlichkeiten, die im Leben einer Wandereremitin kommen und gehen wie der Tag und die Nacht: im steten Wechsel an einer Vielzahl verschiedenster Gewandungen. Konstant indes bleibst allein Du, Geliebter, und somit ebenso Dein Wort in den Zeichen um mich herum. Und das prangt mir gegenwärtig gerade überdeutlich entgegen, von einem Bild im DIN-3A-Format, an der linken Wand über dem Bett hängend. Darauf abgebildet eine Schutzengelfigur, darunter das Schriftwort aus Exodus 23,20:

‚Siehe, ich sende einen Engel vor dir her, dich zu behüten auf dem Wege und
dich an die Stätte zu bringen, die ich bestimmt habe …‘

Deutlicher konnte die Antwort auf meine Irritation mit der Sehnsucht nach dem ‚Ankommen‘ nicht ausfallen. Nein, es bedarf keines Gespräches oder einer brüderlich schwesterlichen Ordensgemeinschaft, welchen vergötterten Namens auch immer, da, wo allein Dein Wort meinem Fuß eine Leuchte ist (Vgl. Ps 119,105), sprich Du mir alle Zeit in dem Schutzengel (Hl. Geist) auf dem Weg vorausgehst. Ja, mehr noch, Du warnst mich gar eindringlich davor, die

durch Dich verhängte Gemeinschaft mit diesem Engel, um des menschlichen Versagens oder Anspruches wegen, zu verlassen, denn so heißt Dein Wort weiter:

‚Habe acht auf dich, ihm gegenüber, und höre auf seine Stimme, sei nicht widerspenstig gegen ihn; er wird deine Übertretungen nicht vergeben, denn ich selber bin in ihm.‘
(Exodus 23,21)

Und obendrein bestätigst Du mir am Ende den Weg, wie ich ihn bis hierher mit Dir gegangen bin:

‚Wenn du ernstlich auf ihn hörst und alles tust, was ich befehle,
so will ich deiner Feinde Feind und der Bedränger deiner Bedränger sein.
Wenn nun mein Engel vor dir her zieht und dich zu den Amoritern,
Hethitern, Pheresitern, Kanaanitern, Hewitern und Jebusitern bringt
und ich sie vertilge,
so sollst du ihre Götter nicht anbeten,
noch ihnen dienen und nicht tun, wie jene tun,
sondern niederreißen sollst du sie, und ihre Malsteine sollst du zerschlagen.‘
Dem Herrn, deinem Gott, sollst du dienen,
‚so werde ich dein Brot und dein Wasser segnen

und alle Krankheit aus deiner Mitte
hinwegnehmen.‘
(Ex 23,22-25)

Ergo Danke, Danke, Danke, Herr! Das war ja auch meine reale Erfahrung auf dieser Reise … Und Fiat! Allezeit. Amen.“

Einschub: Die biblischen Namen, Bedeutung: Amoriter = „die oben im Gebirge wohnen“; Hethiter = „Geknicktheit, Schrecken“; Pheresiter (Perisiter) = „Bauern, im Gegensatz zu den Städtern“; Kanaaniter = „Niederung (auch Kana = Schilfrohr oder als Beiname: Eiferer)“; Hewiter (Heviter) = „Dorfbewohner“; Jebusiter (Jebus) = „Niedergetretener, gestampfter Ort. Vgl. nach ‚bus‘ zertreten, zerstampfen“ (Quelle: Biblisches Namen-Lexikon, Dr. Abraham Meister)

„21:00 Uhr. Draußen noch immer Regen, jetzt indes sanft. Kleid und Schuhe sind ebenfalls noch feucht. Gleichwohl kein Problem für heute, lief ja nicht mehr weit, einzig wenige Schritte bergauf zum Abendessen, gegen 19:00 Uhr.

Im Speisesaal allesamt deutsche Gäste beisammen, zu je acht oder zwölft an langen Tafeln sitzend. Das Essen gelangte einzeln serviert an den Gast, vermittels zweier Pfortenschwestern. Getränke wie Tee, verschiedene Säfte und Wasser standen

derweil auf den Tischen griffbereit. Das Mahl üppig und – wie üblich in den Klöstern – bestehend aus mindestens drei Gängen: Suppe, Hauptgang, Nachtisch. Heute gab es hier gar abgepacktes Speiseeis am Schluss. Mich indes erfreute der ‚fleischlose Nudelsalat' und der Apfel, den mir eine Pfortenschwester statt des Eises schenkte. Den nahm ich mir mit, fragte am Ende noch nach, warum der Konvent grundsätzlich nicht für eine Nacht vermietete. Antwort: ‚Dafür lohnt der Aufwand nicht.'

Und mit Kalinka hab ich auch telefoniert. Gelang ebenso zunächst nicht mühelos. Die Schwestern lenkten erst ein, nachdem ich ihnen eröffnet hatte, dass dieser Anruf um eines Codes wegen zum Empfang von Spendengeldern wesentlich war. ‚Aber nur kurz, bitte', hieß es letztlich. Daran hielten wir uns. Ohnehin war es mir nicht sonderlich behaglich an der Klosterpforte zu telefonieren, so unmittelbar hellhörig an den Räumlichkeiten der Klausurschwestern liegend, und wissend um die Pfortenschwester hinter der Tür, die eben darauf zu achten hatte, dass ich mich ‚kurz' fasste.

Ah, und da haben sich noch zwei weitere Zehennägel abgelöst, wie ich eben entdeckte. Einer am linken und der andere am rechten Fuß, gleich neben dem ersten, nunmehr schon blanken Zeh. Das fühlt sich eigenartig an, beim Darüberstreichen mit

dem Daumen: kein Schmerz, nur weich und etwas feucht. Weder wund noch blutend, folglich belasse ich die Zehen, wie sie sind; in den Sandalen sind sie frei und allzeit an frischer, heilender Luft. Ja, es ist wahr, da ist keinerlei Krankheit in und an mir, einzig unterschiedliche Seinszustände, ebenfalls Gewandungen gleich, die entsprechend dem Tagesrhythmus gewechselt werden.

Ein langer Tag, Geliebter, erfreue mich so tiefgehend an Deinem Wort heut an mich. Mir fehlen die Worte, von daher schlicht nur: Danke, Danke, Danke, I.l.D. … Und Dein Frieden all jenen, denen ich heute begegnet bin – Amen!“

"Assisi, so empfängt es den Pilger, wenn er den "Berg" hinauf geht. Eine Stadt voller Klöster + Kirchen + Konvente. Eben "Franziskus" - Stadt.
42. Tag (29.07.2019)
"Die "Basilika Francesco" Gewaltig breit ;-) Auf dem Bild scheint die Sonne ...
Assisi
... als ich hier ankam, regnete es wie aus Kannen, lief das Wasser in Bächen, kleinen Wasserfällen die Stufen hinab. Da ging nur noch barfuß laufen ;-)
"Chiesa di S. Damiano" Uralt, hier hatte der hl. Francesco auch ein Domizil. Steinbett in Steinkammer. 2007 erhielt ich darin die Kommunion ..."
Assisi
... Nein, wir dürfen nicht den Weg der Heiligen gehen - wir müssen unseren ureigenen Weg gehen im Herrn."
MONASTERO
SANTA CROCE
CLARISSE CAPPUCCINE
Hier war ich untergebracht. Endlich mal wieder deutsche Gesänge + Lesungen in der Messe ;-) Und ein deutscher Priester, der mir die Beichte abnehmen konnte. Amen-Halleluja!"

29.07.2019. Assisi „Kloster Santa Croce“

5:30 Uhr. Die Nacht war friedlich, zudem vom Klima her angenehm: kühl die Luft, der Himmel wolkenverhangen, vereinzelt Regenschauer. Um 7:00 Uhr gibt es eine Heilige Messe in der Klosterkirche, Halleluja! Erhoffe sie mir in deutscher Sprache, immerhin handelt es sich bei diesem Kloster ja um eine germanische Gründung. Aber was heißt das schon, nicht wahr Liebster, in der Weltkirche scheint eh ein jeder eigenen Lehrsätzen anzuhängen, statt der reinen Lehre Deiner. Bei den Klarissen hier, fällt mir das nebenher besonders auf.

Auszug Brief: *„Die heilige Messe wurde auf Deutsch und Italienisch gehalten. Derweil der Priester, wie früher im alten Ritus, mit dem Rücken zum Volk zelebrierte. Daneben, wohl rechter Hand vom Altar hinter einem Gitter stehend, verborgen die Klausurschwestern. Das gesamte Gepräge erinnerte mich arg an die theresianischen Karmelitinnen in Hauenstein (Pfalz), deren Anwesenheit in der Kirche einzig vermittels eindrucksvoller göttlichreiner Gesangsstimmen wahrgenommen wird. Diese hier indes sangen nur kurz und der Klang der Stimmen beeindruckte mich nicht. Doch dazu war ich ja auch nicht gekommen, sondern um Dich, Geliebter, in sakramentaler Gestalt zu empfangen.*

In dieser Messe durfte ich wieder niederknien, fand sich gar eine Bank dafür vor dem Altar und zudem ein deutscher Priester, das war deutlich mehr, als ich erhofft hatte. Und mir obendrein sicheres Zeichen, die Beichte abzulegen. Folglich sprach ich nach der Messe geradewegs die Pfortenschwester an:

‚Bitte geben Sie dem Priester Bescheid, dass ich beichten möchte.‘

Doch das lehnt die Ordensfrau rundweg ab: ‚Nein‘, flüstert sie mir zu, ‚der ist in Urlaub hier.‘

‚Schwester‘, gebe ich gemäßigt zurück, ‚ein Priester hat niemals Urlaub, der steht allezeit vor Gott. Würden Sie also bitte …‘

Weiter komme ich nicht, die Pfortenschwester unterbricht mich prompt: ‚Nein, nein, das geht nicht – das dauert doch sicher lange, ich muss die Kirche abschließen.‘

‚Schwester, ich bitte Sie, das hier ist meine erste Gelegenheit seit Wochen. Bisher traf ich nur auf italienisch sprechende Priester, die konnten mir die Beichte nicht abnehmen.‘

Doch auch die direkte Offenlegung einer unmittelbaren Notwendigkeit, stimmte die Schwester nicht um: ‚Tut mir leid, aber ich muss jetzt abschließen‘, bekräftigte sie stattdessen.

Am Ende gelangte die Pfortenschwester nur durch ein scharfes Wort zur Einsicht und somit ich zur Beichte: ‚Okay, dann lassen Sie es – Gott wird

es Ihnen vergelten!‘“

Wow, Herr! Ohne Worte. Was ist nur los mit diesem Schwesternkonvent, dass der permanent Deine Bitte um Barmherzigkeit verweigert. Die bringen sich ja in des Teufels Küche! Jeglichen Anruf lehnten diese Ordensfrauen bislang rundweg ab oder führten ihn erst aufgrund von Beharrlichkeit meiner aus. Die Dauer der Übernachtung etwa, sowie die Befreiung von der Halbpension, wurden grundsätzlich abgelehnt. Das erbetene Gespräch mit einer Klausurschwester fand nicht statt, ein Termin wurde mir nicht genannt. Und als ich mich gezwungen sah, den Ausweis zurückzuverlangen, da ich ihn für die Auszahlung der Spendengelder benötigte, erhielt ich ebenfalls nur eine abschlägige Antwort: Das gehe nicht, da ja gestern Samstag gewesen sei und die Klausurschwestern „nichts mehr gemacht“ hätten und heute ja Sonntag sei und da „schon gleich gar nichts mehr machen – morgen also“. Und wieder fand ich mich da gezwungen, beharrlich dennoch darauf zu bestehen. Ihnen, ähnlich wie bei dem erbetenen Telefonat und dem Beichtgespräch, folglich Herzensgüte abzuringen. Da fällt mir just das Wort aus Markus 4,40 ein: „Warum seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben?“

Wie dem auch sei, Dienst am Nächsten und/oder Gehorsam Gott gegenüber nimmt sich jedenfalls

anders aus, da schneiden hier selbst die Heiden besser ab. Ich meine, da werde ich durch die Bank von Ordensleuten gefragt, ob ich „gut geschlafen habe“, „einen schönen Tag hatte“„mir ‚das Essen geschmeckt hat“ oder ich „auch tüchtig satt geworden bin“. Himmel, das ist doch absolut belanglos! Wesentlich ist einzig die Beobachtung der Barmherzigkeit dem Nächsten gegenüber – und somit die Erfüllung des obersten Gebotes Gottes. Oder anders, mit den Worten des Apostel Paulus: „Und wenn ich alle meine Habe zur Speisung der Armen austeile, und wenn ich meinen Leib hingebe, damit ich verbrannt werde, habe aber die Liebe nicht, so nützt es mir nichts.“ (1. Kor 13, 3)

Und das ist wahr: Es stellt schon keine Kleinigkeit dar, überhaupt eine Bitte abzuschlagen, indes jemandem das Beichtgespräch mit dem ewigen Vater vermittels geweihtem Priester zu verweigern, wiegt doppelt schwer. Wer folglich je in eine derartige Verweigerungssituation gelangen sollte, der tut ohne Zweifel gut daran, mutig alle Beharrlichkeit aufzubieten, um diesen Fehltritt des Mitbruders zu verhindern – für sich, mehr aber noch für ihn, den geliebten Bruder (Vgl. Mt 18,15).

Und wenn mir letztlich der Aufwand einer mit ganzem Herzen zu bewahrenden Klosterpforte ohnehin „zu hoch ist“, dann täte ich besser daran, gleich überhaupt keinen Gästebetrieb zu betreiben: Denn

die Lauen spuckt der Herr aus (Vgl. Offb 3,16).

„Nach der Messe Frühstück im Speisesaal. Zunächst ein freikirchlich-ökumenischer Morgenlobpreis vermittels Gitarrenklang und Gesang, der sich erst etwa zehn Minuten lang über einen jedweden Anwesenden ergoss, bevor er an sein Mahl gelangte. Bis dahin standen die Gäste in den Gängen herum, derweil unterschiedlicher Gestimmtheit von der Gesangseinlage angetan. Sobald dann alle Geladenen an den Tafeln saßen, servierten die Pfortenschwestern umgehend frischen Tee oder Kaffee. Brot, Wurst, Butter, Käse, Marmelade, süße Teilchen fanden sich auf den Tischen griffbereit, ein Mischmasch zusammengestellt aus üblich deutscher und italienischer Küche. Zu der Zeit des Essens oberflächliches Geplauder, das von den Schwestern zunächst angeregt, aufrechterhalten und überdies stets versiert erneut angefacht wurde, sobald es auch nur ansatzweise drohte, stille zu werden an den Tischen. Perfektes Management folglich, zumindest für den, der solcherart inszenierte Zusammenkünfte mag oder gar braucht.

Im Anschluss an das Frühstück lief ich dann einmal quer durch Assisi, derweil bergauf bergab, ein Internetcafé zu finden. Erfolglos: Der einzige frei zugängliche Computer stand in einem Restaurant, welches heute geschlossen hat.

Nicht unerheblich für mich, denn so war es mir nicht möglich, an die Adressen von Western Union Partnern in Assisi zu gelangen. Auf einen stieß ich dann per Zufall auf dem Rückweg ins Kloster, weil der sein Hinweisschild darauf sichtbar an der Türe hängen hatte: ‚Tabaccheria Trosa Marcello' in der Via Fontebella. Freundlich hell das Geschäft und ebenso der Besitzer. Doch konnte Marcello nicht auszahlen heute, so bedauerte er ehrlichen Herzens, da das System nicht anlief ‚… but tomorrow, eight o'clock', so versicherte er mir. Und da es nunmehr nichts anderes für mich zu tun gab, zog ich mich schlicht zur Siesta in das ‚Schutzengelzimmer' des Klosters zurück. Beten, lesen, meditieren, das genoss ich sehr, einmal mehr, da es im Haus auffallend stille war. Klar, die Gäste waren unterwegs, ihre Sightseeing-Touren absolvieren.

21:00 Uhr. Nach der Siesta machte ich mich noch einmal auf. Diesmal, um erneut nach „Santa Maria degli Angeli" (5 km entfernt) herunterzulaufen. Denn ich erinnerte mich daran, dort einen Infopoint gesehen zu haben. Gut möglich, dass ich da einen Computer fand oder per Zufall in der Umgebung gar einen weiteren WU-Partner; das nur für denFall, dass das System Marcellos anderntags noch immer nicht funktionierte.

Am Schalter des Infopoints dann eine wahrhaftig dienende Seele, die mir für die Dauer meiner Suche

einen Laptop zur Verfügung stellte, mich letztlich gar vom hauseigenen Festnetz kostenfrei mit Kalinka telefonieren ließ. Große Freude in mir, denn seit Samstag findet sich da ja kein einziger Cent mehr in meiner Habittasche, und die 76,– €, die noch im Pass liegen, sind den Schwestern vorbehalten. Doch spielt das alles keine Rolle, weil Du, Geliebter, mir allzeit gibst, was nötig ist, mich hinzuführen zu Dir, und allseits nimmst, was mich hindert zu Dir … Ergo: Danke, Danke, Danke, Liebster, für dieses Geschenk als erneutes Zeichen Deiner steten Präsenz in meinem Leben. So machte es nichts, dass mich sämtliche fünf WU-Partner hier regelrecht verteufelten – mit Häme, Schimpf und Rauswurf bedachten, gar unter Androhung von Gewalt und/oder Einschaltens von Polizei –, weil ich mich erdreistete eine Auszahlung, statt einer Einzahlung zu fordern. Indes, weltlich gesehen, ist mir hierauf ein Geldtransfer via Western Union, zumindest für Italien, nicht mehr zu empfehlen.

Über die Erlebnisse mit den WU-Partnern hinweg, hatte ich letztlich die Zeit aus den Augen verloren. Der letzte Rauswurf ereignete sich gegen 18:00 Uhr, pünktlich um 19:00 Uhr aber erwarteten mich die Pfortenschwestern neben allen anderen Gästen im Speisesaal. Folglich rannte ich buchstäblich die fünf Kilometer nach Assisi wieder rauf. Oben angekommen fand ich mich schweißgebadet, so dass ich nicht umhinkam, zu duschen. Das tat ich

unbekümmert geruhsam, nicht ahnend, dass derweil im Speisesaal die Schwestern ernstlich nicht zu servieren begannen, bis ich, und nach mir noch der letzte zu erwartende Gast, zu Tisch saß. Dementsprechend kühl und empört uns gegenüber fiel in der Folge auch der Empfang der Wartenden aus. Hinterher ging mir auf, dass mich dieses ungastliche Brauchtum des Klosters zu dieser Stunde derart irritierte, dass ich darüber vergaß, mich augenblicklich bei den Gästen zu entschuldigen. Nein, gesellschaftsfähig war ich wahrhaftig längst nicht mehr, die meisten Gepflogenheiten gemeinschaftlichen Zusammenseins erschienen mir praktisch mindestens abkömmlich, wenn nicht gar gänzlich absurd. Ebenso erging es mir mit geführten Diskussionen, ähnlich jener hier – bei Tisch heftig emotional durch zwei Jugendliche und deren Eltern angeregt: ob denn das touristisch aufbereitete ‚Grab des Franziskus' nun das Originalgrab und die Knochen darin echt seien. Mir schlichtweg unfruchtbar, derartige Konversationen, wo doch jegliche Wahrheit ohnehin niemand kennt, als Gott allein und alle Materie sich letztendlich doch nur wieder restlos aufgelöst wiederfindet in dem einzig Ewigseienden, sprich Heiligen (Schöpfer)-Geist.

Und insofern heißt und gilt es allein: ‚Durch ihn und mit ihm und in ihm ist Dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes alle

Herrlichkeit und Ehre jetzt und in Ewigkeit! Amen.“

30.07.2019. Von Assisi – La Via di Francesco, Radweg – nach Foligno „Il Melograno“, Via Angelo Clareno 15 (ca. 18 km, insgesamt Tag)

5:00 Uhr. Mit diesem Schriftwort aus 2. Könige 2,12 bin ich eben erwacht: „Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und sein Reiter “ … Ja, und ich füge hinzu:in Deinem verherrlichten Namen, Jesus Christus, Amen! (Vgl. Mt 17,5; Mk 9,7; Lk 9,35).

Wie bedeutend mir schon dieses Zeichen vor zwei Tagen, in einer Klause namens „S. Elia“ untergebracht worden zu sein. Und jetzt? Danke, Liebster, für die Offenbarung dieses Geheimnisses des Rufes Elisas, als der Elias Entrückung sah. Es ist nicht in Worte zu kleiden, einzig zu erfahren – zu Deiner Zeit … Amen – Halleluja!

8:30 Uhr noch in Assisi, derweil aus dem Kloster frisch ausgecheckt. Ja, Liebster, der Mensch denkt, Du lenkst. Gerne wäre ich ja schon losgewandert (La Via di Francesco, auf dem Radfahrweg entlang), aber Du hast es eben anders verfügt: Warten statt Gehen.

Auszug Brief: *„Pünktlich traf ich in der ‚Tabaccheria Trosa‘ ein und flugs bearbeitete Marcello ebenso die Auszahlungsanweisung. Ausgelassene*

Stimmung zwischen uns, Scherzen und Lachen. Dann ist es soweit, ‚alles in Ordnung' freuen wir uns, korrekt sind sämtliche Forderungen getätigt. Doch schon im nächsten Augenblick zerbarst die Hochstimmung, da signalisiert das System einen Absturz. Akustisch laut gongend, zugleich springt groß ein Pop-up-Fenster auf und uns entgegen, darauf der Bescheid: ‚Es ist ein Problem aufgetreten, bitte versuchen Sie es in einer Stunde wieder.' Das nervte Marcello merklich, ich indes hatte verstanden: ‚Fiat Herr! Verzeih, ich lasse meine Zeitvorgaben los – dann kannst Du ihn daraus erlösen …'

Und so geschah es denn auch, frohgemut trennten wir uns. Dabei eröffnete sich mir erneut die fundamentale Bedeutung des Psalmes 34,15: ‚Meide das Böse und tue das Gute, suche Frieden und jage ihm nach.'"

Und das ist wahr: Keinerlei Zahl noch sonstige Vorgaben des irdischen Universums sind es je Wert, ihretwegen den mir von Gott her gesicherten – inneren – Frieden zu verlieren, folglich ist es ebenso Verfehlung, ihn ad interim zugleich dem Nächsten zu nehmen.

„Gegen 10:00 Uhr verließ ich Assisi. Die Strecke auf dem Radweg lief sich mühelos, wenn ich von der sengenden Hitze absehe, an die ich mich offenbar allmählich gewöhne. Der Körper findet sich

beim Wandern um diese Jahreszeit und in diesen Gefilden im Grunde stet wie gebadet. Einmal mehr auf einem Fernradweg, wo sich kaum Schattenspender wie etwa Bäume finden. Was indes anfangs vom Empfinden her noch verdrießlich wirkt, verschwindet, sobald ich in das Schritt-Gebet verfalle und zudem vorweg dieses schweißnasse Körpergefühl als ‚völlig normal' ansehe. So löst sich alle Wahrnehmung von Pro oder Kontra in mir schlicht gegeneinander auf, bleiben Seele und Körper allzeit in der Lage, aktiv dem jeweiligen Augenblick zu dienen, sprich entsprechend schlüssig (konsequent) auf die Anrufungen Gottes zu reagieren.

Ansonsten mutet dieser Streckenabschnitt Richtung Foligno durchweg malerisch an, über eine Panoramaroute ‚Via degli Ulivi' hinweg folglich zwischen Olivenhainen hindurch. Kaum Höhenmeter zu überwinden, so war mir Spello, das nebenbei zu den schönsten Orten Italiens zählt, auffallend flink nach nur drei Stunden erreicht. Aus der Ferne betrachtet erschien es mir Assisi ähnlich: mittelalterlich, okkult, religiös geschichtsträchtig. Mittendrin derweil empfand ich es dann aber doch noch ein gehöriges Stück lauschiger. Eindeutig, hier diktierten oder prägten ganz klar nicht Touristen oder Ordensleute das historische Altstadtbild bzw. und/oder Alltagsleben der kleinen Gemeinde, sondern durchweg die Einheimischen. Jedes Bauwerk ein Augenschmaus! Türen, Rundbögen, Arkaden,

Pflastersteine: kein Stein dem andern gleich. Derweil die Gassen wie die Häuser buchstäblich übersät mit einer Vielfalt an Grünpflanzen, Blumenrabatten und -gebinden aller Formen, Größen und Farben. Lebendig und herzlich die Atmosphäre, die mich hier umgab, latent verschwenderisch Freude versprühend. An diesem Ort der Düfte und Farben fiel es mir nicht leicht, gesammelt zu bleiben, sodass ich am Ende gar einen Anruf verpasste, wie es mir drei Stunden später erst aufging. In jenem Augenblick indes fand ich mich unverhofft vor einem Panini-Formaggio-Geschäft stehen; die Tür weit offen, die Auslagen darin allesamt frisch und ansprechend anzusehen. Es zog mich faktisch regelrecht an, und doch ging ich nicht hinein: ‚Es ist ja erst ein Uhr, Herr, Foligno hat sicher auch noch ein paar Geschäfte.' Kaum war ich damit durch, schloss eine lächelnde Signora beherzt die Ladentür zu: ‚Siesta!'

16:00 Uhr. Nun aber bin ich gar nicht bis in das Zentrum von Foligno gelangt, weil es Dir, Geliebter, gefiel, mich im ‚Il Melogranoda' (Via A. Clareno 15) unterzubringen. Gleich unmittelbar am Radweg gelegen. Rechter Hand ein Stück Autobahn, mit Ausfahrtstreifen nach Foligno City, linker Hand zwei Fabrikflachbauten. Dahinter fand ich unverhofft, derweil unübersehbar, den Hinweis auf Deinen Willen für meinen nächsten Schritt angezeigt:

‚Camere', stand da in großen Lettern, schwarz auf weiß, unter dem Dachgiebel einer Hauswand angebracht … ‚Fiat, Herr! Ich klingle da …'

Bald darauf öffnet mir eine offenherzige Mitt-dreißigerin die Tür. Nein, Deutsch spricht sie nicht, doch das ist nicht nötig, Kommunikation geht über ein wenig Englisch und ansonsten von Herz zu Herz. Eine Christin, ganz klar, freue ich mich, denn alsbald erklärt sie mir, dass ja heute der Festtag ‚Soundso' sei, und sie somit mein Erscheinen als Zeichen Gottes für sich verstand. Der Überschwang ihrer Freude hierüber stand ihr buchstäblich ins Gesicht geschrieben, kaum später indes ebenso deutlich die Verwunderung darüber, dass ich offenbar keine Ahnung hatte, von welchem Gedenktag sie sprach."

Was ich schon ein wenig bedauerte, um deren heller Beglückung wegen, doch hier schlicht auszuhalten hatte. Denn das gehörte unmittelbar zum Dienst eines jeglichen Wandereremiten dazu: die Enttäuschungen des Nächsten ob seiner unerfüllten Erwartungen und/oder Ansprüche an ihn erduldend in Empfang zu nehmen und letztendlich auf Gott hin hindurchzutragen. Was aktuelle religiöse wie politische Belange und/oder Ereignisse in der Welt anbelangt, findet sich ein Wandereremit „on Tour"

vollends uninformiert. Für ihn zählt einzig der jeweilige Augenblick, denn nur in ihm erfährt und weiß er um die Dinge des Herrn, vor dessen Angesicht er da allzeit steht und allein nur stehen will: wahrhaftig und konsequent in der reinen Lehre Christi.

„Die Bezeichnung des Feiertages klang mir fremd, doch die Worte ‚Church' und ‚Holiday' durchaus nicht; die signalisierten mir augenblicklich die Eventualität geschlossener Geschäfte. Und so war es letztlich auch: Als ich mich später aufmachte eines aufzusuchen, fand ich den einzigen ‚Supermercato' dieses Vorortes verschlossen. Bis nach Foligno-City herüberzulaufen indes, ohne zu wissen, ob ich dort fündig werden würde, fehlte mir die Kraft. Ergo entschied ich mich für das Fasten. Doch auch das gebotest Du mir heute anders. Kaum zurück im ‚Il Melograno' klopfte die Wirtin an die Türe und reichte mir einen kleinen Korb, angefüllt mit einem Croissant und einem großen Keks darin (beides in Originalverpackung), dazu zwei Kaffeekapseln, mit der Bemerkung: ‚for Breakfast'. So kam ich doch noch zu einem Abendessen, und trank gar einen Kaffee dazu, denn die Maschine zu den Kapseln fand ich direkt neben der Zimmertür auf dem Flur … Ohne Worte, Herr, Du bist schlichtweg unschlagbar – I.l.D. Amen!

Im ‚Il Melograno' und meinem Zimmer ist es derweil eindrucksvoll still, trotz der nahe liegenden Autobahn. Von der her ich heute im Übrigen auffallend oft angehupt wurde. Ausschließlich von Fernlastfahrern, die sich offenbar sämtlich über meinen Anblick freuten, mir lebhaft zuwinkten, ein ‚Salve!' oder ‚Ave!' zuriefen, woraufhin ich sie in ihren Fahrzeugen ebenso heiter und begeistert mit jeweils einem ausladend segnenden Kreuzzeichen bedachte. Von Schwester zu Bruder quasi, denn Fernfahrern erfuhr ich mich von jeher verbunden, in deren latentem Unterwegssein, der Selbstbestimmtheit darin, derweil stet allein, aber doch sich nicht einsam fühlend. Das zumindest signalisierte mir heute wieder jede einzelne dieser Begegnungen: Es gab sie also noch, die ‚Glücklich sich frei Empfindenden' auf den Fernverkehrsstraßen, gänzlich ungeachtet allen Leistungszwanges dieser durchweg hypertrophen Zeitepoche, in der wir uns derzeit bewegen. Mir Hoffnungsträger pur, die teilweise gar große Kreuze (‚Im Kreuz ist Heilt'-Botschaft verkündend) und/oder Deinen verherrlichten Namen: Jesus Christus in den Windschutzscheiben durch die Welt tragen. Ah, Liebster, welch tiefe Vorfreude empfand ich da in mir … Danke, Danke, Danke, für diesen, Deinen, Gruß.

21:00 Uhr. Den Abend mit Schriftlesung und Meditation zugebracht in diesem geräumigen,

stillen und sorgsam eingerichteten Zimmer. Für das ich nur 30,– € zahlte, inklusive Frühstück. Das ich nunmehr unverlangt gar heute schon bekam, obgleich ich im Gespräch mit der Wirtin nur nebenbei erwähnt hatte, dass ich anderntags, ‚so Gott will', gegen 6:00 Uhr schon wieder unterwegs sein würde.

Ja, das ist auffallend, dieses Haus hier gilt schlicht als Privat-Pension. Indes findet es sich in einer Ausstattung für den Gast vor, wie sie mir so manches Hotel bis hierher nicht bot – und mir dennoch das Doppelte an Mietpreis abverlangte. Wie z.B. ein geräumiges Bad mit Wanne, Handtüchern, Seife, Duschgel, daneben ein Doppelbett im Zimmer mit qualitätsgehobener Schaumstoffmatratze, TV, komplett nutzbarer Schreibtischfläche und obendrein kostenfreiem Zugang zu heißem Wasser- und/oder Kaffeeautomaten. Überdies findet sich hier weder Werbung auf den Tischen noch erfahre ich unverblümte Diffamation, da ich das hauseigene Speisen- oder Freizeitangebot nicht nutze. Durchweg eines Fußwanderers passend folglich, dieses Haus mit seinen fünf Gästezimmern und ein jedes dazu mit vergleichbar ähnlichem Pensionsambiente. Was nunmehr aber so ganz und gar nicht auf Klöster zutrifft, wie mir eben aufgeht, die ihrem Gast ebenfalls zwischen 30,– € und 60,– € pro Nacht abverlangen. Deren Gebaren ist mir nicht Fisch noch Fleisch, sprich lau, da hier trotz unverhohlenem

Kommerzgebaren von Haus aus vorausgesetzt wird, dass der Besucher die jeweilige Ordensgemeinschaft entgegenkommend unterstützt. Und sei es auch nur, dass der Gast von vornherein für sein Geld nicht etwa gesetzlich feststehende Standards erwartet.
Somit finden sich in diesen Klöstern zumeist der Service und die Ausstattung grundsätzlich minimalistisch angesetzt: Da bezieht ein Gast an so mancher Klosterpforte gar selbst sein Bett bei der Anreise, reinigt am Ende das Zimmer oder arbeitet fleißig während seines Aufenthaltes in Küche, Garten oder Haus mit. Findet sich zudem stet ein Werbeflyer und/oder Ordensangehöriger an seiner Seite, der ihn mit Angeboten des Klosters zu den verschiedensten Spendenkäufen und/oder Gruppenveranstaltungen wie Yoga, geführten Lobpreis, Morgengymnastik, Bibelteilen u.v. m. umwirbt. Indes bei den Mahlzeiten dem Gast kaum Privatsphäre gewährleistet, geschweige denn für Stille in den Gästetrakten sorgt. Verbürgt dagegen ist allerorts die Völlerei, hingegen die Heiligen Messen am Morgen, um deretwegen ich 2007 vornehmlich noch in Kloster- und/oder Pfarrhausnähe nächtigte, heutzutage längst nicht mehr garantiert sind. So jedenfalls habe ich es erlebt, landauf, landab – nicht zuletzt gerade auf dieser Reise.

Bleibt letztlich die Frage, warum klösterliche Gemeinschaften so handeln. Sorge um das ‚tägliche

Brot‘ zumindest, sollte es in jedem Fall nicht sein, da ‚Angst‘ kein Name Gottes ist. Im Gegenteil, so ist es uns zugesichert und zugleich geboten: ‚Sorgt euch nicht um euer Leben, was ihr essen oder trinken sollt, noch um euren Leib, was ihr anziehen sollt! Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung?‘ (Mt 6,25) … Ja, ist es! Dafür steht mein Christsein Zeugnis.

Ergo bleibt es mir dabei: Einer Ordensgemeinschaft, zumal noch mit kontemplativer Ausrichtung (verborgen, allein auf Gott hin), gereicht eine Klosterpforte, wegen des kommerziellen Handels und somit Abkehr von der reinen Lehre Christi, alles andere als zum Heil und/oder Erreichung des Gebotes ‚vollkommen zu werden, wie der himmlische Vater vollkommen ist‘ (Vgl. Mt 5,48). Einmal weniger noch gelingt das da, wo eine Pforte im Gastbetrieb betrieben wird. Indes, wenn es schon geschieht, dann keineswegs um des Kommerzes willen, sondern ähnlich wie in dem Kloster Wemding unentgeltlich, denn dann ist es auch gerechtfertigt, sein Bett daselbst zu beziehen, mitzuhelfen oder überhaupt auf Standards verzichten zu sollen.

Und letztlich mit diesem Hinweis an mich, Geliebter, allzeit darauf zu achten, ‚vollkommen zu werden, wie der ewige Vater‘, lege ich diesen Tag samt all jenen, denen ich heute begegnet bin – sichtbar wie unsichtbar – nun zurück in Deine

gnädigen Hände: Und Danke Dir für alles und alle aus tiefstem Herzen. Frieden diesem Haus und allen, die da gehen ein und aus. Und lass, so bitte ich Dich, derweil niemanden in mir zuschanden werden, der an Dich glaubt … Ah, ich liebe Dich sooo sehr – Danke, Danke, Danke – Amen!"

31.07.2019. Von Foligno nach Spoleto „Istituto Bambin Gesù" (ca. 30 km insgesamt Tag)

4:30 Uhr. Die Nacht ruhig, Luftzug im Zimmer, ausgeruht erwacht. Gebet, Lesung, Kurzmeditation – jetzt ist es 5:30 Uhr, mache mich auf nach Spoleto.

Auszug Brief: *8:00 Uhr. Auf dem Land, irgendwo vor Trevi sitzend, in einer Bar am Wegesrand. Frühstück: Tee und süßes Teilchen. Die erste Etappe führte mich zunächst durch Foligno Stadt hindurch. Mir von der Schwingung her ähnlich wie Florenz: Grau, laut, enorm verschmutzt. Einzig das ‚Centro' etwas gepflegter. Im Verlauf Geschäft an Geschäft, derweil die Kirchen (an zweien kam ich vorüber) geschlossen, heilige Messen erst am Abend. Die Einheimischen überwiegend unzugänglich, kaum ein Lächeln, misstrauisch wurde ich beäugt. Da zog es mich zügig weiter, hielt ich keine Sekunde an. Etwa eine Stunde lang, dann wurde die Sicht freier und das Gelände links und rechts des Weges grüner: Felder, Haine, Hügel. Aber auch wieder strahlend*

blauer Himmel, sprich Sonne satt, schon am frühen Morgen … Einfach weiter: ‚Was und wie Du willst, Geliebter, Amen!‘

13:00 Uhr. Spoleto. Hitze unerträglich. Spüre meine Kraft schwinden, nicht nur für diesen Tag, sondern offenbar ebenso für den weiteren Weg nach Rom. Da ist in und an mir scheinbar längst vollbracht, was es von Dir her, geliebter Vater, zu vollbringen und/oder zu verinnerlichen gab.

Spoleto bzw. den ‚Monteluco‘ zu besteigen, war mir ein letztes Verlangen. Schlicht um der beglückenden Erinnerungen aus meiner Pilgerzeit aus dem Jahr 2007 wegen (s. o. Teil 1, 20.05.2007, S. 141ff). Zu schauen, ob Pater Adriano auch heute noch mit den Postulanten seines Ordens hoch droben auf dem ‚Heiligen Berg‘ und in jenem Kloster weilte, das urtümlich um die einstige ‚Klause‘ des hl. Franziskus herum aufgerichtet stand, erfüllte mich mit heller Freude. Durfte ich doch damals das Unaussprechliche in Deiner allgegenwärtigen Präsenz auf Erden, geliebter Vater – derweil mir just aus jedwedem Mauerstein da droben, Aspiranten und nicht zuletzt aus Pater Adriano überreich entgegenfließend –, in hohem Maß erfahren. Jetzt hingegen finde ich mich unschlüssig, die sieben Kilometer bergauf noch am Nachmittag zu ersteigen. Ergo halte ich zunächst Siesta und schaue dann weiter …

Ansonsten ist mir Spoleto vom Charakter her

nicht sonderlich anders zu Foligno davor. Jedenfalls nicht, was die Vororte betrifft. Der Altstadtkern mutet durch seine verwinkelten, schmalen Gassen, treppauf treppab, schon interessanter an, ist mir indes keineswegs mit Perugia, Assisi oder Spello zu vergleichen. Die Häuser, Bögen, Brunnen oder Stiegen stehen teilweise zerfallen oder nur notdürftig zurechtgeflickt. Depression? Wie dem auch sei, geliebt sieht anders aus. Eher düster beklemmend das Ambiente ringsum. Ebenso in dem Kloster, in welchem wir uns für die Nacht eingemietet haben: mittelalterlich, dunkel, etwas muffig riechend. ‚Istituto Bambin Gesú' nennt es sich, bewirtschaftet von vier Ordensschwestern, vornehmlich asiatischer Herkunft. Es steht nahe dem Fuße des ‚Monteluco', somit Aufstieg zum Kloster rauf und zudem direkt an der Wegstrecke nach Terni. Ideal folglich für mich. Wie alles, wo ich nicht selbst Hand anlege, sondern Dich, Herr, vollziehen lasse. Mein Dazutun einzig: mich in der Tourist-Info nach einer günstigen Unterkunft zu erkundigen. Da hat mir die Dame hinter dem Schalter direkt einen Cityplan und diese Anschrift dazu auf die Hand gelegt. Unmissverständlich, wie ich es am liebsten mag … Hab Dank, Geliebter!"

Nebenher das Zimmer, eingebaut und dunkel, dafür erträglich die Wärme. Zwei Einzelbetten, Nachttische mit Lampen darauf, Kleiderschrank,

kleiner Tisch, Stuhl. Antik das Mobiliar, Massivholz in Dunkelbraun bis Schwarz. Dagegen findet das Bad sonnig-hell und somit extrem thermisch, ausgestattet mit Dusche, Handwaschbecken, WC, Handtuch und einem Stück Seife. Ansonsten findet sich das Zimmer und die öffentlichen Räume durchaus gereinigt vor, entsprechend südostasiatischem Reinlichkeitsverständnis. Letztlich alles zusammen für 27,– € pro Nacht, inklusive Frühstück.

„Von 15:00-16:00 Uhr kurz Siesta gehalten. Im Anschluss daran das Bestreben den ‚Monteluco' heute noch zu besteigen, in dem Bewusstsein, morgen in der Früh ja die Stadt wieder zu verlassen. Indes blieb mir dieses Bemühen erfolglos, da die einstige Verbindungsbrücke zwischen Stadtkern und Berg – jenes imposante Monument der Altfordern Spoletos, das sich einst über Jahrhunderte lang als Wasserleitung und zugleich Überweg gebraucht fand – nunmehr baufällig dahinsiechend gesperrt ist. Irritierend für mich, daneben aber auch aufschlussreich: Spoleto scheint mir unter akutem Geldmangel zu leiden. Würde sonst eine Kommune ihr Kulturgut, das nebenbei selbst einen Johann Wolfgang von Goethe dereinst auf seinen Reisen bewanderte und alsdann hoch lobend gar in seinen Schriften verewigte, blank so verfallen lassen? Auf Postkarten sieht die ‚Ponte delle Torri' mit ihren zehn Halbbögen im Übrigen noch immer schadfrei aus,

ebenso wie der kleine Turm dahinter, real indes zeigt sich so einiges an Gestein daran reinweg zermürbt bis gänzlich in sich zusammengefallen. Kein behaglicher Anblick, Beklemmung in mir. Ergo langer Aufblick im Sinne von ‚… suche Frieden und jage ihm nach' (Vgl. Ps 34,15):

‚Was ist es Herr? Die Brücke umlaufen? Oder schlicht das Verlangen loslassen, dessen Ursprung rein Nostalgie zugrunde lag?'

Gleichwie, es stellte sich lange kein Einvernehmen zwischen Willenskraft und Seele ein. Vielmehr gab es da gehörig Unbehagen in mir, gepaart mit dem Gefühl der Sinnlosigkeit, die sieben Kilometer Auf- und später wieder Abstieg überhaupt anzugehen. Aber ebenso die Gewissheit, dass sich Frieden nicht einstellte in mir, wo ich bequem nur einer Emotion statt der Realität nachfolgte. So stieß ich am Ende auf das eigentliche Problem meines Zwiespaltes, das letztendlich nicht Beschwernis, sondern Zeitdruck hieß: Für heute erschien mir der Zeitrahmen zu kurz und für morgen wähnte ich mich längst aus Spoleto heraus. Da war ich doch schon wieder den Zahlen erlegen. Indes, diesen Fallstrick erst einmal erkannt, erfasste ich augenblicklich auch Deinen Willen, Liebster, stand mir die Lösung just vor Augen: ‚Wir verlängern den Aufenthalt um einen Tag!' … Wie simpel! Amen-Halleluja!

Auf dem Rückweg von der Brücke schaute ich in

der ‚Cattedrale di S. Maria Assunta' vorbei, in welcher ich 2007 auf Pater Adriano traf, der just an jenem Abend des 20. Juli der Heiligen Messe vorstand. Doch oje, Liebster, wie bedrückend gegenwärtig auch dieser, einst mir so geheiligte Ort Spoletos: Messfeiern finden hier nur noch freitags statt, sodass an die Stelle von Messkanon oder volltönendem Lobgesang der Gläubigen, nunmehr alltäglich nur noch klassische Musik vom Band, derweil in Dauerschleife latent die Besucher beduselnd zu hören ist und daselbst in der Seitenkapelle (Altarsakrament!) Andacht nicht gelingt, da ehrfurchtslos lärmend, schwatzend und unaufhaltsam fotografierend von Touristengruppen umringt.

Folglich lief ich unverzüglich zum ‚Istituto' zurück, wo mir bei meiner Ankunft unverhofft eine Freude zuteilwurde. Fein tönte mir da, von dessen Kirche her, ein Glockenspiel entgegen: Das ‚Ave Maria' … des Engels Gruß – so vertraut die Melodie, heimisches Gefühl – stehenden Fußes sang ich ihn mit.

Die Schwestern hier im Übrigen auffallend heiter, allesamt freundlich und zudem angenehm anzusehen. Wie grundsätzlich verschieden doch die südostasiatische Mentalität zu unserer deutschen ist: Herrlich unkompliziert, selbst unter Ordensschwestern! Diese hier kochen eben zusammen in einer winzigen Küche direkt hinter dem Empfangstresen

und bewohnen ihre Zellen inmitten des Gästetraktes. Kein Gefühl von Getrenntheit gegenüber den Gästen, stattdessen schlichte Gelassenheit, auf Augenhöhe von Mensch zu Mensch gelebt. Ähnlich hatte ich es in Thailand 1999 erlebt, da bekochte sich die Wirtin einer Pension in Bangkok nebenher gar mitten am Empfang und schlief des Nachts auf dem Fußboden, direkt unter dem Tresen. Und das nicht etwa aus Geiz, sondern um allzeit für ihre Gäste da bzw. einsatzbereit zu sein. Und nur zu gut erinnere ich mich heute noch an das alltäglich strahlend-gütige Lächeln dieser Wirtin und an meine Bewunderung ihr gegenüber, um ihrer Ganzhingabe wegen. Derweil bar jedweden Gelübdes noch speziellen Habitus. Den Schwestern unterdessen bereitete es sichtbar Vergnügen, anhand meines Kleides zu erraten, welchem Ordenscharisma ich wohl entstamme. Da wurde es regelrecht lustig zwischen uns, denn wenn Südostasiaten englisch reden, ist es nicht so leicht für mich, sie zu verstehen. Vor allem da nicht, wo sie schnell sprechen und zudem durcheinander, wie es hier der Fall war. Zunächst verstand ich nicht ein einziges Wort. Indes, die Pfortenschwester, die wenig später dazukam, sprach deutlich und ebenso in normaler Geschwindigkeit, da kamen wir klar. Im Nu gab die auch gleich den richtigen Tipp ab, wies mit dem Zeigefinger auf den Habit und rief lachend aus: ‚Carmelite!' Und eine Verlängerung meines Aufenthaltes um einen weiteren

Tag stellte ebenso kein Problem dar, im Gegenteil, darüber hinaus erhielt ich noch eine Einladung zur Teilnahme an Morgenlob und Morgenmesse der Schwestern, in deren kleiner Hauskapelle.

Gastbetreuung geht folglich auch anders, wie ich hier sah: Ob ein oder zwei Tage Zimmeranmietung, war nicht wesentlich, ebenso fand sich hier der Gast weder platziert noch zu Gesprächen mit anderen Hausgästen genötigt. Einzig vorgegeben waren die Breakfastzeiten, derweil sinnvoll gesplittet in zwei Zeitstrecken mit zugeordneter Personengruppe: Pilger von 6:00-7:30 Uhr, Urlaubsgäste von 7:00-9:00 Uhr. Und nicht ein einziges Mal erfuhr oder sah ich seitens der Schwestern Ablehnung auf eine meiner oder eines Gastes Bitten hin, stattdessen durchweg Hingabe."

21:30 Uhr.

Wow, Herr! Komme eben von einer kurzen Runde um den Außenring der Altstadt zurück: extrem laut, grau, staubig, hochgradig verschmutzt, die Gehwege sind die reinste Katastrophe, oft sind die nicht einmal mehr befestigt, sondern liegen als bloße Sandwege unter den Füßen. Flankiert sind sie allesamt von dicht besiedelten Wohnblöcken, das Milieu darin und darum erinnerte mich just an jenes Flüchtlingswohnheim in Berlin-Spandau damals, in das wir uns einst nach dem Mauerfall untergebracht fanden: immens bedrückend, chaotisch, die Stimmung

hochgradig energiegeladen, derweil gleich einem zu prall angefüllten Luftballon, latent kurz vor dem Zerplatzen. Normal wäre ich da nicht hingelangt, doch war ich auf der Suche nach einem Supermarkt, um Wasser zu kaufen (das Leitungswasser hier ist mir leider ungenießbar, riecht und schmeckt intensiv nach Chlor). Dabei habe ich dann kurz die Orientierung verloren und fand mich übergangslos in jenem Underground-Rolltreppen-System unter der Altstadt wieder, das Einheimische und Touristen gleichermaßen gern nutzen. Die einen im Winter, um sich sicher den gefahrvollen Gang über die doch recht steilen und zuweilen defekten Pflastersteinwege ihrer Altstadtgassen zu entziehen, die anderen um der Bequemlichkeit wegen, sich manch mühevolle Aufstiege zu ersparen. Urplötzlich fand ich mich da mitten auf einem Beförderungsband (Rollband ohne Stufen) stehen. Ellenlang hinauf zog es sich, dabei im Schneckentempo vor sich hin zuckelnd. Rechter Hand eine breite Steintreppe, daran angrenzend ein weiteres Förderband, nur eben abwärts rollend. Und diese drei künstlichen Bauelemente beherrschten nunmehr extrem dominierend das Gesamtbild des Tunnels, unterdessen der Mensch als organisch-lebendiges Wesen darin vollends unterging. Respektlos grausig, mir dieses Szenario. Dessen Ambiente zwar farbig, aber doch unpersönlich kahl daherkam, zudem hallend und somit das stet zuckelnd-metallene Geräusch der Bänder verstärkend, dabei grell

neonlichtdurchflutet und zu all dem noch eisigkalt klimatisiert. Ah, Geliebter, es gibt Erfindungen, die sind so fern all Deiner natürlichen Schöpfung auf Erden, dass mir regelrecht übel wird bei deren Anblick. Schnell war ich da folglich wieder runter, stieg lieber ewig einen Not-Treppenaufgang‘ direkt neben einem Fahrstuhl, zum Ausgang hinauf. Und irrte danach noch einige Zeit in der Altstadt umher, aber doch in beseligter Gefühlslage darüber, diesem Schrecken schadlos entkommen zu sein. Ein idealer Alterssitz demnach wäre mir Spoleto nicht.

Nach dieser Extrarunde finde ich mich nunmehr rechtschaffen müde. Ein ereignisreicher Tag heute, Geliebter, von Herzen danke ich Dir, für alle Erlebnisse, Lehren und Erkenntnisse darin. Dank auch für das köstliche Abendessen, den frischen Kichererbsensalat, das Obst und warme Olivenbrot dazu. Dein Friede über dieses Haus, Herr, die Schwestern und all jene, die Du mir heute gegeben hast – sichtbar oder unsichtbar, Freund oder Feind. Danke, Danke, Danke, I.l.D. Amen!

01.08.2019. Spoleto „Istituto Bambin Gesù“, Monteluco – Besuch Hochplateau „Franziskanische Einsiedelei“ (ca. 15 km, insgesamt Tag)

6:15 Uhr. Ah, Liebster, es ist mir schon auffallend, in sämtlichen Medien werben Ordenshäuser

vorrangig mit Versprechen, einen „einmaligen Ort der Ruhe“ und/oder „Gelegenheit zur Andacht“ zu bieten, bis jetzt ist uns aber noch nicht eines untergekommen, in dem dieses Angebot auch wahrhaftig zu finden war. Unverhofft derweil wurde uns diese Offerte dagegen in so manch einer Privatpension zuteil. Womit ich jetzt schon jedem Fußpilger nicht Klöster, sondern stets Pensionen zur Übernachtung empfehlen würde. Vom Preis her stehen sich beide gleich, gleichwohl ist hier die Privatsphäre garantiert und zudem von Haus aus ein friedliches Ambiente, da nicht von Reisegruppe oder Großfamilien frequentiert. Das bestätigt mir eben das „Istituto Bambin Gesù“ nicht anders. Hier liegt das Zimmer direkt über dem Badehaus einer Jugendherberge, die wenige Meter entfernt vom Klostertrakt, im hinteren Teil des Klostergartens liegend, offenbar ebenfalls von den Schwestern betreut wird. Gegen 22:30 Uhr fiel da eine Gruppe mindestens zwanzig Pfadfinder in das Herbergshaus ein und stürmte bald darauf das Badehaus, Geräuschkulisse ohne Unterlass: Toilettenspülungen, brausende Duschen, heftiges Flip-Flop-Platschen, begleitet von albernem Geschrei und/oder lauten Rufen. Überdies direkt unter den Zimmerfenstern auf den Rasenflächen des Innenhofes kampierend, lauthals singend, tobend, schreiend. Ab und an zischte die Stimme zweier erwachsener Begleiter dazwischen, indes nicht konsequent genug, um dem Ganzen Einhalt zu gebieten. Zu all

dem die Geruchsbelästigung: Aromagemisch aus den Düften Chlor, Fäkalie und anorganischem Duschmittel. Keineswegs erbaulich folglich, schlicht notwendiger Regeneration entgegenstehend.

8:00 Uhr. Die Heilige Messe. Auffallend würdevoll, der Priester in spiritueller Tiefe. Die Lesung vom Tag hatte ich mir zuvor von der Pfortenschwester geben lassen. Ansonsten war es nicht nötig, die Sprache zu verstehen, der Geistliche hielt sich getreu an das Wort und den Ablauf des gebotenen Messkanons. Das hat mich stets beseligt: Welchen Teil der Erde ein Katholik auch immer bewanderte, allerorts fand er sich augenblicklich heimisch zu der Zeit der Wandlung von Leib und Blut seines geliebten Herrn. Das war ihm garantiert, über Jahrhunderte hinweg. Indes gilt neuzeitlich allgemein die Auffassung, dass die Beobachtung des evangelischen Rates „Gehorsam“ in vollem Umfang anachronistisch sei und damit eigenkreierte Zelebrationen – sowohl in Wort wie Hergang zugleich – durchaus angemessen seien. Ja, Liebster, so ist deutlich zu erkennen, ‚… weil ich all das geschehen sehe, dass das Reich Gottes nahe ist‘ (Vgl. Lk 21,31 u. a.).

Das Frühstück im Anschluss daran typisch italienisch leicht, für mich ein wenig Weißbrot mit Marmelade, eine Tasse frischgebrühten Kräutertee. Jetzt mache ich mich auf, den „Monteluco“ zu besteigen

und bin gespannt, was mich hierbei erwartet …

Auszug Brief: *„18:00 Uhr. Also da bin ich äußerst froh, auf den ‚Heiligen Berg' gestiegen zu sein. Ansonsten liefe ich wohl noch Jahrzehnte mit einer verklärten Version aus der Vergangenheit und Sehnsucht darob in mir nach diesem Ort durch das irdische Sein. Zwei Stunden Aufstieg nur um am Ende auf ein Areal zu stoßen, das mit jener Einsiedelei, in der ich bei meiner ersten Pilgerreise zu Gast war, mit Ausnahme der Mönchstracht der franziskanischen Ordensbrüder darauf, so absolut nichts mehr gemein hatte.*

2007 nahm mich Pater Adriano im Auto mit hinauf auf den Berg, sodass ich weder den steilen Anstieg noch die im Dickicht verborgenen Klausen bemerkte, auf die er einstweilen dabei zeigte. Die interessierten mich damals auch nicht, dennoch dürfte es sich bei jenen Eremitagen zu dieser Stunde noch um authentisch-lebendige Zellen gehandelt haben, sonst hätte der Pater – ‚als womögliche Lebensvariante' für mich – nicht darauf hingewiesen. Heute indes fand ich links und rechts des Pfades überwiegend nur noch verlassene, teilweise bis zur Ruine zerfallene Einsiedlerklausen vor. Oder jene wenigen erhaltenen allesamt nunmehr säkularisiert in privater Hand; etwa ausgebaut zu Hotels gehobener Preisklasse, wie die ehemalige ‚Eremo di Santa Maria delle Grazie' (heutig in ‚Eremo delle

Grazie‘ umbenannt). Ebenso steht der Monteluco mitnichten mehr beschaulich da, geschweige denn ist er noch ‚heiligen Flairs‘ zu benennen. Belagert von Touristengruppen aller Couleur, dementsprechend lärmerfüllt, erinnert mich das Ambiente eher an das bunte Belagerungstreiben links und rechts des Berliner Spreeufers alljährlich mit Beginn des Frühlings. Über alle Vegetation hinweg wird da geraubt und gebaut, somit dort wie hier: Auffallend licht und traurig anmutend findet sich der Baum- und/oder Pflanzenbestand darauf, deutlich sichtbar Zerfall und Krankheit an etlichem Bewuchs.

Oben angelangt ist der Anblick derweil nicht weniger freudlos für mich. Die gesamte Fläche um das Anwesen herum liegt jetzt weitflächig gerodet. Überdies steht ein Hotel frontal zum Kloster errichtet, daneben ein Imbissstand mit großflächig angelegter Terrasse daran, auf der Unmengen an roten Plastikstühlen und -tischen neben ‚Langneseeis‘-Sonnenschirmen in praller Sonne stehen. Augenblicklich erfuhr ich mich da zurückversetzt an das bewaldete Badeufer des Berliner Wannsee meiner dereinst heidnisch verbrachten Lebensjahre, wo sich die Kioske gleichermaßen massig, vorwiegend um eines ‚Würstchens mit Senf‘, einer ‚Limonade‘ oder ‚Speiseeises‘ wegen, umringt fanden. Nein, beschaulich war – und ist – dieses Ambiente mit Sicherheit nicht zu nennen. Noch einmal weniger da, wo ein Ort mit dem hehren Prädikat ‚heilig‘

beworben wird.

Und leider war mir auch die Einsiedelei kaum wiederzuerkennen: Von außen vollständig eingerüstet, derweil mit weißer Bauplane umspannt, innen unterdessen fertig ausgebaut – durchweg monetärtouristisch aufpoliert. Faktisch von jener Art spirituell-dienstbeflissenen Hotelbetriebes, der ich zuvor schon allerorts begegnet war. Die zwei Mönche, auf die ich hier traf, waren beflissen in Eile. Verrichteten ihren Dienst, taten ihre Pflicht just in jenem Gebäudeteil, der heute Gäste für Exerzitien und/oder Tagungen beherbergt – eigens dazu ausgebaut. Großes Erstaunen in mir: Einkehrtage für Menschenmassen auf einem heiligen Bergwald? Das ist mir in sich schon ein Widerspruch, weil der Umgebung folglich das, was zur Einkehr nötig ist – Stille und Einsamkeit –, aufgrund der Vielzahl an Gästen, Besuchern und/oder Touristengruppen ja zwangsläufig schon genommen ist. Von daher: Glücklich oder doch mindestens befriedet, sahen mir hier die Gäste nicht aus. Einige fand ich späterhin vor dem Kloster, nach einem einsamen Platz suchen. Was letztlich nicht gelang, denn wohin sie sich auch wandten, überall standen Bierbänke mit Tischen davor – klönschnackende Touristen daran."

Einschub: So erlebte ich die Einsiedelei noch 2007 – Auszug Tagebuch 20.-21.05.2007: *„Die Abtei ist einmalig! Deren Kern (sieben kleine Zellen,*

gebaut aus Lehm, Kalk, Holz) soll der heilige Franziskus einst selbst für seine Brüder und sich errichtet haben. Ein echtes Heiligtum also. Und das ist mir auch durchweg zu spüren: Namenloser Frieden empfängt mich! … Pater Adriano stellt mir Andreas vor. Einen Postulanten des Ordens aus der deutschsprachigen Schweiz. Der führt mich zu einer kleinen Zelle. Altertümlich, aber urgemütlich. Ganz schlicht, trotz der angebauten Dusche. Sofort fühle ich mich heimisch. Andreas nimmt mich anschließend mit in das Refektorium des Konvents, wo die Mehrzahl der hier – überwiegend freudvoll und freundlich anmutenden – anwesenden Männer doch recht jung ist und zudem in ziviler Kleidung sitzt. Pater Adriano lässt Andreas übersetzen, warum das so ist. Bei den Männern handelt es sich durchgängig um Ordensinteressenten (Postulanten) des Franziskanerordens, die auf ihre Einkleidung und somit das Noviziat in ‚San Damiano', Assisi, vorbereitet werden. Wunderschöne Seelen saßen da vor mir an den langen und mir angenehm hellen Tischen zusammen, allen voran Pater Adriano. (S. o. Teil 1, 20.05.2007; S. 141ff)"

Namenloser Frieden empfing mich nicht nur innerhalb der Klostermauern, sondern ebenso davor. Was mir damals nicht verwunderlich war, letztlich stand der Monte Luco über 3000 Jahre lang als „heiliger Bergwald" geschützt da. Jeglicher Mensch, der

ihn seinerzeit betrat, tat das allein um der Einsamkeit und Ruhe des Berges willen. Derweil ringend um innere Sammlung (Schweigen), um zu guter Letzt „Gott“ in sich selbst zu finden. So auch der hl. Franz von Assisi, der ursprünglich ebenso wie viele vor ihm versucht war, auf dem Monteluco dauerhaft als Eremit zu leben. Die Vorsehung sah anderes für ihn vor, dennoch galt allen gleich der Grundsatz an diesem Ort „heiligen Holzes“: „Niemand darf diesen heiligen Wald entheiligen; niemand darf auf einem Karren oder auf dem Arm etwas, das zum heiligen Wald gehört, wegtragen. Auch darf niemand Holz schlagen, außer an dem Tag, an welchem das jährliche Opfer dargebracht wird.“ (Quelle: Lex Spoletina) Handlungen folglich, die in jedem anderen Wald legal waren, fanden sich hier strengstens verboten und letztlich auch bestraft, wo sie das Gewicht von wirklicher Entweihung annahmen. Somit liegt es mir auf der Hand, was diesem Ort widerfahren ist: Bloßer Erwerbstrieb beraubte ihn seiner hohen Bestimmung, vermittels Banalisierung seines wahren Wertes (Stille und Einsamkeit). Sakrales entmystifiziert, zu Gunsten eines schnöden Mammons. Da ist es mir ebenso offenbar, warum sich gleichermaßen der einstige Brunnen der Einsiedelei verschlossen findet. 2007 zumindest reichte mir Andreas noch Wasser daraus, vertraute mir die Überlieferungen dazu an: Damals fand sich wohl kein Wasser in dieser oberen Region, so betete Franziskus darum. Niemand

glaubte, dass das Sinn macht, doch blieb der Heilige dabei, gab Anweisung dennoch danach zu graben – bis eine Quelle, an ebendieser Stelle, zu fließen begann. „Und später“, so schloss Andreas damals, „hat er mit diesem Wasser ein körperlich behindertes Mädchen geheilt.“

Einschub: Und am Tag drauf:

„Heilige Messe noch im Konvent. Würdig, absolut würdig – Ergebenheit auf den Vater hin. Eine Stecknadel fallen, hätte ich zuweilen hören können, inmitten andächtigen Schweigens dieser Gemeinschaft, während der Wandlung am Altar. Ohne Zweifel war Pater Adriano ein selten treuer Diener des Herrn am Altar – und liebender Hirte für diese jungen Postulanten. Die Begegnung mit ihm und dem Konvent, zumal in dieser Frühmesse, werden mir stets im Herzen bleiben. Und wie sollte es auch anders sein, bei Gott liebenden Menschen, selbstlos fährt Pater Adriano mich den Berg wieder herunter. Entlässt mich mit Reisesegen und -proviant.“ (Auszug Tagebuch 20.-21.05.2007, s.o. S. 145)

„Von dieser einstigen Weihe des Anwesens ist mir heute absolut nichts mehr zu spüren. Dagegen erscheint mir die Einsiedelei grob zweckentfremdet, wenngleich auch ab und an ein Ordensbruder zu

sehen ist, sich ergo womöglich noch immer Ordensanwärter in der Klosteranlage aufhalten. Damals waren es an die zwanzig Postulanten, die sich in der Abtei – derweil in aller Stille – auf ihr Noviziat vorbereiteten – fernab touristisch gesinnter Augen oder Anliegen. Stattdessen stellten das beständige Gebet, die Heilige Messe am Morgen, die Beobachtung der drei evangelischen Räte – vornehmlich der Armut – und der Dienst in und an der Gemeinschaft der Brüder den Lebensmittelpunkt dar. Der indes findet sich jetzt sichtbar verschoben, auch wenn der Urgrund der Existenz dieser Einsiedelei – essentiell die Beobachtung und Vermittlung wahrhaftiger franziskanischer und/oder bzw. generell christlicher Armut – durch das Vorhandensein der alten Zellen noch immer offenbar liegt. Doch wer vermag diese ‚Wesenheit' beim Anblick der einstigen Schlafzelle des hl. Franziskus noch zu erfassen, da, wo sie sich günstigstenfalls nur noch nebensächlich promotet vorfindet? Propagiert stattdessen – gleich links vom Eingang gelegen – ein Oratorium des hl. Bernhardin von Siena, in welchem moderne Glasvitrinen und grelles Licht auf vermeintliche Reliquien des Patrons verweisen, derweil teuflisch geschickt buhlend, um Wertschätzung heischend. Unterdessen Gehör und Intuition sich desgleichen vernebelt finden, dank klassischer Musik vom Band, in Dauerschleife … Wow! Herr. Da fiel mir unverhofft Deine Frage aus Matthäus 11,8 in den Sinn: ‚… wozu seid

ihr hinausgegangen? Einen Menschen zu sehen, der mit weichen Kleidern angetan ist? … Einen Propheten zu sehen? Ja, ich sage euch: Sogar mehr als einen Propheten …‘ Denn es bleibt wahr: ‚Nicht war jener das Licht, sondern zeugen sollte er von dem Licht.‘ (Joh 1,8) Ergo schafft nicht Hervorhebung oder gar Verherrlichung stofflicher Materie die hohe Frucht zur Erlösung in Deinem verherrlichten Namen, sondern einzig das eigene Lebenszeugnis.

Die gleiche Aufführung ebenso in der kleinen Kirche der Einsiedelei. In ihr steht ein gläserner Sarg mit der körperlichen Nachbildung eines seligen Leopold von Gaiche, Opferkerzenständer und Kniebank davor. Indes kaum frequentiert, wie ich herausfand. Folglich, bis auf den geringen Nachhall der Hintergrundmusik aus dem Oratorium, der einzig friedliche Platz vor Ort. So setzte ich mich in jene Ecke, in der ich 2007 einst saß, und meditierte in Richtung Tabernakel, mir frontal gegenüber liegend, hin. Nur vereinzelt betrat unterdessen jemand das Kirchlein. Vorrangig Frauen, nur um kurz vor dem Sarg kniend ein Ave zu beten. Das mutete mir eingangs eigenartig an, denn weder bemerkten sie mich, noch richteten sie ihre Augen auch nur eine Sekunde lang auf Dich, Geliebter: als doch zweifellos wesentlicher, in der Gestalt Deines eucharistischen

Leibes in dem Tabernakel gegenwärtig seiend, als jedwedes Plagiat in einem Glaskasten. Letztlich nickte ich auf der Kirchenbank ein, tauchte eine dreiviertel Stunde später daraus erst wieder auf, die Kirche noch immer leer findend.

Der Abstieg gelang zügig. Gegen 13:00 Uhr war ich zurück im ‚Istituto Bambin Gesù'. Aß, wie gestern, einen leckeren Kichererbsensalat aus dem Feinkostladen um die Ecke, Melone und ein frisches Panini Olive dazu, legte mich im Anschluss auf das Bett und schlief tief bis eben durch …"

20:00 Uhr. Flashback: Amen-Halleluja! Ja, Liebster, es ist überwältigend, mein Gelübde. Ich habe mich Dir allein geweiht und damit bin ich frei für Dich. Jeden Tag, jede Sekunde. Wann, was, wohin immer Du willst. Es gibt nichts zu suchen für mich, nur zu empfangen – und zwar das, was Du je für den Moment vorgesehen hast. Folglich genauso frei, nichts zu tun, wo Du es so verfügst, selbst durchzuschlafen mitten am Tage: Dein Wille, Dein Weg, Dein Werk, Deine Pia Maria! Das ist alles, mehr ist da nicht. Jeder Tag verläuft genau so. Ergo gleich in Dir, wie oder wohin es morgen weitergeht – nach Rom oder nicht. Du wirst jeden Tag einen Weg mit mir begehen. Das solange, bis es genug ist. Jeden Tag neu wirst Du ausschreiten und ich – in

Dir – an Deiner Seite. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. In Dir allein, Geliebter, ist mein Ort – Du BIST mein Ort! Gleich, ob das nun wer versteht oder nicht. Ich liebe Dich – und Du mich! Das ist alles, was ich wissen muss. Ja, Du bist verborgen da, so auch mein Ort, und doch bist Du real fassbar für mich und alle, die Augen haben zu sehen und/oder Ohren zu hören, allein schon durch Deine alltäglichen Werke und Wirken darin. Nachweislich letztlich in ähnlicher Weise wie der Verstand eines Menschen, den ja auch keiner sieht, dessen Vorhandensein indes dennoch niemand bestreitet. Von daher, Liebster, auch heute nur wieder: Danke, Danke, Danke, I.l.D. – Amen!

"Auf der Karte siehst du die Richtung zum Monteluco (Heiliger Berg), den ich gleich besteigen werde ;-) Rom rückt näher ..." 44. Tag (31.07.2019)

"Spoleto liegt im Tal - und rundherum ist`s wirklich so schön grün - fast wie am Tegernsee. Aber es fehlt der See.

Auch ist die Altstadt schon sehr baufällig ... Und Monteluco ist ein Touristpoint geworden ..." 45. Tag (01.08.2019)

02.08.2019. Von Spoleto über Terni nach Narni „La Casetta Narni“ in Narni Scalo (ca. 22 km, insgesamt Tag)

Auszug Brief: *„11:30 Uhr. So, da fuhren wir also mit dem Zug nach Terni (28 km für 3,05 €) … Vom ‚Istituto Bambin Gesù‘ führte mich der Weg direkt zur ‚Stazione di Spoleto‘, kaum dreißig Gehminuten zu Fuß, und bestätigte mir damit meinen ersten Gedanken zu Beginn des neuen Tages: Die Zeit wird knapp! Dennoch nahm ich noch an der Heiligen Messe teil, frühstückte im Anschluss in aller Ruhe und ließ mich ausgiebig ebenso in die herzliche Verabschiedung – mit Segen und gegenseitiger Gebetsfürbitte – der Pfortenschwestern ein. Am Ende verließ ich das Kloster erst gegen 9:00 Uhr, derweil in vollkommenem Frieden mit mir und dem Weg, den Du mich begehen ließest, obgleich mir zugleich der Verstand einflüsterte: ‚Hör mal, wenn du am Sechsten in Rom sein willst, solltest du dich aber doch etwas beeilen …‘ Ja, das war durchaus vernünftig, dennoch gelang es mir nicht nunmehr loszustürmen, es fehlte vollends an innerem Antrieb dazu, stattdessen Einklang. In der Bahnhofshalle schaute ich gemach die Aushänge durch, entdeckte eine Verbindung direkt nach Rom. Kurzer Aufblick: ‚Nach Rom, Herr?‘ Nein, das fühlte sich nicht harmonisch an in mir, ergo besah ich mir die einzelnen*

Stationen. Erblickte ‚Terni', empfand augenblicklich Freude und erfasste zugleich auch den Schritt für darnach: schlicht weiter zu Fuß, ohne festgestecktem Etappenziel.

Terni lag wolkenverhangen, empfing mich indes dennoch in hellbunter Fröhlichkeit. Hier (in einem Bistro bei einem Glas Tee sitzend) wurde mir eben offenbar, warum ich mich in der Altstadt von Spoleto nicht sonderlich munter fand – Enge! Die Gassen extrem schmal und verwinkelt beieinander, dazu verlassene Geschäfte und Zerfall. Da erfährt sich alles Gemüt gedrückt. Hier dagegen erlebt es Weite; überrascht die Vielfältigkeit dieser Großstadt durchweg erbauend. Da finden sich antike Bauwerke (allesamt gepflegt erhalten) neben Villen, Reihenhäusern, Mehrfamilienhäusern und langgezogenen Wohnhausanlagen querbeet beieinanderstehend. Obendrein unterschiedlichster Baumaterialien, Architektur und Farben, insgesamt ähnlich speziell, apart und somit erhebend anzusehen wie Perugia (s.o. S. 782) und dennoch hier ein Sondersternchen von mir dazu: Denn diese Bauten finden sich nicht nur umrahmt von grüner Hügellandschaft, sondern stehen gar gänzlich eingebettet inmitten üppig grünender Gartenbaulandschaften. Das gesamte Flair stimmt schlicht nur heiter. Ja, zu diesem Ambiente passte mir auch jene Momentaufnahme, erhascht stadtauswärts, eben aus dem Vorgarten eines Eiscafés. Die amüsierte mich ungemein: Saßen da

doch mindestens dreißig ‚gestandene Männer' beieinander, derweil einer Gruppe Pfadfindern gleich wie Hühner auf der Stange, ein jeder an einer Kugel Eis aus der Waffel schleckend, unterdessen gewichtig schwadronierend die Welt um sich herum vergessend. Derartiges ist nur in Italien zu sehen, nicht wahr?

18:00 Uhr. Narni. Die Wegstrecke bis hierher zeigte sich mal wieder elysisch. Üppig grün, entlang Feldern, Wäldern, kleinen Seen, flankiert zuweilen von einsam liegenden Gehöften oder beschaulich anmutenden Dörfern. Unterdessen Trancegebet im Takt des Schrittes. Stetes fließen, mühelos. Am Ende Erstaunen: ‚… kaum aufgebrochen, schon eingetroffen'.

Narni thront ähnlich Assisi und Spoleto auf einem Hügel, ebenso eng in den Gassen und gleicher Bauweise, doch umhegt von den Einheimischen, kein Zerfall. Heute empfingen sie ihre Gäste in Hochstimmung, Geschäftigkeit an allen Ecken, buntes Treiben, ein Stadtfest über das Wochenende vorbereitend, so viel bekam ich mit und ebenso, dass deswegen ‚alle Zimmer belegt sind'. Auffällig hier, eine Vielzahl an Kirchen. Vier passierte ich allein schon auf meinen Wegen zur ‚Piazza Principale' hin, indes mir allesamt wenig einladend, eher düster auf mich wirkend. Ergo hielt ich mich nicht lange auf, suchte die Tourist-Info auf. Sichtbar bemüht

und freundlich die Dame hinter dem Schalter, so fand sie folglich doch noch ein Quartier. Derweil nicht in dem historischen Stadtkern ‚… logico …', sondern vier Kilometer weiter zu dessen Füßen, in ‚Narni Scalo'. Das ich am Schluss dann ebenso gefegt vorfand wie zuvor Narni. Ansonsten steht mir die moderne Ortschaft städtebaulich eher grau und eintönig da, dabei immens laut tönend und dröhnend vom Straßenverkehr … Aber alles ist gut, Geliebter: ‚Dein Wille, Dein Weg, Dein Werk! Amen.'

‚La Casetta Narni': geräumiges Zimmer, Doppelbett, Bad mit Dusche. Scheint mir halb privat zu sein, diese Unterkunft. Sie findet sich im Nebengebäude eines Hotels angesiedelt, zugänglich über eine Stahltreppe an der Außenwand eines Innenhofes, unmittelbar neben dem Hotelkomplex. Eine Jugendliche in Begleitung der Mutter empfing mich. Wickelte versiert das Geschäftliche mit mir auf Englisch ab. 60,– €, für die Nacht, mit Küchenbenutzung. Die Gemeinschaftsküche befindet sich direkt neben der Zimmertür, über einen klein-quadratischen Vorflur zugänglich. Darin herrschte eben Chaos, als ich eintraf, das Zimmer daselbst ist ordentlich, indes in reinem Privatambiente eingerichtet, von daher: Nett drapiert, aber ohne Tisch noch Stuhl folglich nur als Schlafzimmer zu nutzen – schreibe just bäuchlings auf dem Bett liegend, so halte ich den Preis für überzogen. Wenigstens bietet die Küche mir Gelegenheit,

einen Tee zu kochen. Nach mehr steht mir hier nicht der Sinn, dafür ist mir die Einrichtung, wenn auch schick ausstaffiert, schlicht zu klein. Maximal zwei Leute finden Platz auf dem höchstens zwei Meter langen und nur einem Meter breiten Laufsteg zwischen Anrichte und Seitenwand. Mag weder mich noch wen anders in Verlegenheit bringen, wenn ich auf externer Herdplatte zu kochen begänne zu der Zeit, da womöglich der Hausherr und/oder noch vier weitere Gäste (Nebenzimmer) eben ihr Abendmahl bereiten wollten. Das war auch nicht nötig, denn auf dem Weg hierher hatte ich mir das heutige Abendessen schon zusammengekauft: an einem Imbiss Panini und bei einem Obsthändler Salat, Oliven und eine halbe Honigmelone. Darauf freue ich mich jetzt … Danke Liebster! Ich liebe Dich, Amen!

23:45 Uhr. Ah, Liebster, verstehe, sind nicht zum Schlafen hier: Vom Innenhof schallen Stimmen aus Fernsehern schon seit Stunden herüber, die Nacht ist lau, so stehen die Fenster und Türen der Anwohner offen. Derweil drinnen aus der Küche Geschirrklappern und Bratengeruch eindringen, zudem Geplapper, Gelächter, Musik und letztlich die Geräusche affektiv-wollüstigen Paarungsgebarens … Ohne Zweifel, das Haus ist definitiv zu hellhörig.

03.08.2019. Von Narni Scalo nach Rom „Casa Domitilla“ Kolping Hotel

5:00 Uhr. Der Rest der Nacht im „La Casetta Narni“? Erholsam nimmt sich sicher anders aus. Nachdem hier der letzte Fernseher ausgeschaltet und die Gäste endlich aus der Küche raus waren, dröhnte eine Kühlanlage oder Ähnliches die restliche Schlafenszeit über. Dennoch bin ich guter Dinge, zumindest der Körper hat ja seine Ruhe bekommen, zudem kenne ich den nächsten Schritt, denn ich erwachte mit dem Gedanken: Genug gelaufen! … „Fiat, Herr! … Aber Rom soll schon noch sein?“ … „Ja!“, fiel es mir prompt wieder ein, in Rom war die Unterkunft längst abgemacht. Ein Sparangebot: „Drei Nächte für nur 95,55 Euro“, so freute sich Kalinka. Das fand sie vor einer Woche im Internet, indes musste es verbindlich gebucht und sogleich bezahlt werden, ergo hatte ich mich festlegen lassen für den 5. bis 8. August …

Dennoch erneuter Aufblick: „Heute ist erst der Dritte, Herr?“ … Antwort: „Macht nichts, die haben schon noch ein Zimmer frei!“ … Ja, und da spürte ich es deutlich: regelrecht Abscheu in mir bei dem Gedanken, weiterzulaufen. Weder Freude noch Frieden, keinerlei Tatkraft. Einziger Schub: Ankommen in Rom! Vollenden, diese Pilgerreise … Und nein, Geliebter, ich hinterfrage diese Wendung nicht. Es bleibt dabei: Dein Weg, Dein Werk, Dein

Wille, Deine Pia Maria!

Auszug Brief: *„8:30 Uhr Narni, in einer Tagesbar beim Frühstück sitzend: Kräutertee und Apfelkuchen vom Blech …*

Verließ das Zimmer in ‚Narni Scalo' gegen 6:00 Uhr. Der Himmel wolkenlos, die Luft frisch und würzig riechend, sanfter Lufthauch. Die Straßen leer, kaum Autoverkehr – klar, Samstag heute. Meine ersten Schritte führten mich zum Bahnhof. Die günstigste Verbindung nach Rom war schnell gefunden, gegen 10:00 Uhr, für 6,55 €. Sind witzig, nicht wahr, die Bus- und Bahnpreise in Italien. Kurzer Aufblick: ‚Ist noch Zeit, bis dahin, Herr – warten hier?' … Nein, es zog mich noch einmal nach Narni hin, ergo lief ich. Wenig später erfuhr ich warum. Kurz vor dem Aufstieg zur Altstadt stieß ich auf das ‚Santuario della Madonna del Ponte'. Ein Heiligtum – das Kirchengebäude ist in/um eine Höhle gebaut, welche Fresken aus dem Jahr 1200 enthält (Madonna mit Kind usw.). Die Kirchentür finde ich weit geöffnet und darinnen – Amen Halleluja! – einen Messner vor, der eifrig den Altarraum für eine Heilige Messe vorbereitet … ‚Danke, Danke, Danke Herr!' … Ein junger afrikanischer Priester steht ihr vor. Kurz schweifen da meine Gedanken ab, zu jenen Kontinent hin, aus dem er offenbar ausgezogen war. In einer Reihe von Dokumentarfilmen sah ich, wie dort die Gottesdienste gefeiert

wurden: singend und swingend – Gospel im Chor. Ob er diese hoffnungsfrohen Andachten wohl vermisst? Im Gegensatz dazu geht es in Europa eher steif zu, in dieser ‚Santa Messa' gar stocksteif unter den wenigen Anwesenden, zudem tief und unmelodisch deren Gesang. Einen Sarg sah ich aber nicht stehen, der mich die allgemein traurige Atmosphäre hätte verstehen lassen, da empfand ich kurz Mitleid mit dem Priester, sich in ein derart beharrlich-freudloses Ambiente hineingestellt zu finden. Doch dessen bedurfte der Zelebrant nicht, im Gegenteil, den fand ich derweil durchweg hoffnungstrunken vor, als einen zutiefst spirituellen Diener Gottes am Altar. Einer, der zu der Zeit der Wandlung und der Ausspendung fast gänzlich in Dir, Geliebter, seinem Dienstherrn, verschwindet. Demütig folglich, sich des lebendigen Wortes aus Johannes 3,30 allzeit bewusst: ‚Er muss wachsen, ich aber geringer werden.'

Ja, genau! Und nach der Messe stempelte mir dieser Priester, der erst seit fünf Monaten in dieser Gemeinde dient, das letzte leere Kästchen in meinem Pilgerpass ab und begleitete mich noch ein Stück des Weges, bis zur Brücke am Fuße von Narni. Die Kommunikation per Wort gelang nicht perfekt, aber jene von Herz zu Herz dafür umso mehr: Austausch allumfassender Liebe – Christusbewusstsein! Wahrlich von Herzen Dank, Geliebter, für diese Rundum-Kommunion an diesem Morgen, die mir

Vorgeschmack war, auf das Zusammensein mit Dir und allen Heiligen dereinst, in Deinem Reich. Amen!

10:45 Uhr, in der Regionalbahn nach Rom sitzend …

Auf dem Weg zum Bahnhof diese Begegnung mit jenem afroamerikanischen Migranten. Vom Äußeren roch und sah er aus, als lebte er auf der Straße: etwa um die vierzig herum, dunkles Haar, das linke Bein nachziehend. Nein, er bettelte nicht. Er hinkte eben schlicht an mir vorbei, in entgegengesetzter Richtung. Unsere Blicke trafen sich, in einem kurzen, aber doch ewiglichen Augenblick. Kein Zurück, für uns beide. Tränen schossen mir in die Augen, von dem, was ich da empfing: Die Schwere menschlichen Vergehens an ihm, darin die geballte Last des Elends aller Welt und Schöpfung erfahrend, aber deutlich doch auch die meterhohen Mauern eines unentwegten Irrglaubens, dass es mir und einem jedem anderen besser derweil erging als ihm. Und zutiefst erfuhr ich darin meine eigene Ohnmacht, nicht vermitteln zu können, dass es niemanden gab auf Erden, der nicht in Bedrängnis steckte, da ‚alles Geschaffene insgesamt' nun einmal bis auf den heutigen Tag ‚… seufzt und sich schmerzlich ängstigt' (Vgl. Röm 8,22-25). Aber doch dieser Zustand nicht ewiglich andauert, Hoffnung durchaus berechtigt ist, da es den Einen bzw. und/oder das Eine, ‚Lamm Gottes', in dem ewigen Vater gibt, das diese – sich

latent in Qualen befindliche und windende – Welt auf immer bezwungen hat. So heißt es murre nicht! Oder: ‚Weine nicht! Siehe, überwunden hat der Löwe aus dem Stamm Juda, der Wurzelspross Davids, und er kann das Buch und seine sieben Siegel öffnen.‘ (Offb 5,5) So ist es uns zugesagt: ‚In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.‘ (Joh 16,33) … Ja, Herr, Du allein bist und warst von je her der Einzige, der insgesamt die ‚seufzende Schöpfung‘ zu erlösen imstande ist. Und doch, Geliebter, wenn ich auch nur einen kleinen Teil dazu beitragen kann, dass dies bald geschieht und restlos, so wäre ich Dir von Herzen her eine ewig dankbare Dienerin. Ah, er war mir so schwer im Herzen, so kaum zu ertragen, dieser Schmerz …

Und späterhin auf dem Bahnsteig noch dieses Erleben um einen Pakistani und seinen Rucksack, den dieser am Fuß einer Bank abstellte. Indes ihn im Anschluss daran schlicht stehen ließ und flugs den Bahnsteig Richtung Bahnhofshalle wieder verließ. Da dachte ich prompt: ‚Ist da eine Bombe drin?‘ Und weiter: ‚Ah, ja … Fiat Herr! Martyrium war zu allen Zeiten ein willkommenes Erlösungsopfer, Du selbst hast es uns vorgelebt … Und wie der Meister so der Jünger. Ja, Herr – Amen-Halleluja!‘ Und ich rückte näher an den Rucksack heran, derweil akribisch darauf bedacht, dass niemand

anderes sich in seiner Nähe einfand. Doch es blieb leer auf dem Bahnsteig, selbst dann noch, als etwa zehn Minuten später der Zug einrollte. Dabei die längsten zehn Minuten meines Lebens: intensiv-konzentrierte Anspannung und hoffnungsfrohe Vorfreude zugleich. Doch kaum kam das Schienenfahrzeug zum Stehen, sah ich den Pakistani wieder, wie der beschwingt auf den Rucksack zusteuerte, ihn sich quer über die Schulter warf und letztlich saloppen Sprunges in einem Abteil verschwand. Meine Verblüffung erfuhr ich buchstäblich körperlich. Da konnte ich nicht anders: Aus vollem Hals lachte ich, bis die Tränen kamen … Ja, Herr, geschieht mir recht – und ich danke Dir schon jetzt für all Deine Gnadengeschenke heute. Da habe ich doch unter höchstem Einsatz und heroischer Absicht auf den Rucksack eines Fremden aufgepasst und der weiß nicht mal davon. Das ist schlicht filmreif. Aber ich habe auch die Lehre dahinter verstanden: dass das Ansinnen ‚im Stande eines Märtyrers aus der Welt zu scheiden', so absolut nicht von vollendeter Armut im Geiste zeugt. Denn wenn auch nicht niederer Natur, so entspringt es letztendlich doch nur wieder dem Eigensinn, sprich einem Wunsch, geboren aus törichter Selbstklugheit. Derweil, alle Erlösung der Welt hat nicht nur ihre vom ewigen Vater her feststehende Stunde, sondern ebenso ihre darin vorherbestimmte Formgebung."

11:30 Uhr. Rom, Vatikanstadt. Es bleibt mir dabei, für diese Stadt habe ich nur ein einziges Wort übrig: Heillos! Ansonsten finde ich sie gleichsam voll an Touristen vor wie Florenz. Indes sind hier in diesem Jahr erheblich mehr afroamerikanische Bettler und/oder Straßenhändler in den Gassen und auf den Brücken unterwegs. Alle paar Schritte sehe ich mich mit deren extrem aggressivem Verhalten konfrontiert; werden mir fuchtelnd aus Holz geschnitzte Figuren, Bestecke und Masken neben Stoffbändern, Seifen und Votivbildern, aber auch Tickets für Museen und/oder Stadtrundfahrten entgegengehalten. Wo ich nicht augenblicklich reagiere, werde ich beschimpft oder gar zudringlich an Armen oder Beinen festgehalten. All das ist mir durchaus verständlich – sie versuchen, zu überleben in dieser fremdländischen Stadt, ich indes, ihr zu entkommen. So erfahre ich mich ebenso gestresst wie sie, inmitten des hanebüchenen Trubels: dicht gedrängt bei sengender Hitze, derweil zwangsläufig üblem Atem- oder Körpergeruch vollends ausgeliefert, fremdem Schweiß auf der Haut und nicht zuletzt latent ohrenbetäubendem Lärm neben Staub- und Abgaswolken. Es kostet mich einiges an Kraft, hier den inneren Frieden zu bewahren.

„Schlug mich zunächst bis zur Touristinfo durch, direkt am Petersplatz. Hier erfuhr ich, dass das ‚Deutsche Pilgerzentrum' für heute schon geschlossen

ist. Womit mir die Hoffnung auf eine Nacht im ‚Pellegrini a Roma' genommen war, denn mich erst lange durch die Stadt zu schlagen, auf der Suche danach, ohne die Gewissheit um ein freies Bett darin, fehlte mir jeglicher Antrieb. Kurz fragte ich darauf noch die Hotelpreise für die City ab, gelangte dabei aber schnell zu der Einsicht, geradewegs das Kolpinghaus ‚Casa Domitilla', sprich jenes Hotel, in welchem Kalinka das Sparangebot gebucht hatte, aufzusuchen. Das aber ist der Dame hinter dem Schalter gar nicht bekannt … Kurzer Aufblick: ‚Sind wir einem Schwindel aufgesessen? Was nun Herr?' Doch bleibt es absolut friedlich in mir. Ergo bitte ich die Dame für mich im Netz nach dem Hotel zu suchen, notfalls auch anzurufen. Doch das braucht es am Ende nicht mehr, schnell wird offenbar, warum sie dieses Haus nicht kannte: ‚… es steht acht Kilometer von der City entfernt! Aber kein Problem', versichert sie mir zudem, ‚… da fährt ein Bus hin, für ein Euro fünfzig, … liegt nur zweihundert Meter neben den Domitilla-Katakomben'. Flugs wird mir die Buslinie genannt und begebe ich mich augenblicklich in die nächstgelegene ‚Tabaccheria', das Ticket zu kaufen, doch meinen Zwanzigeuroschein will der übellaunige Händler darinnen nicht annehmen. Unterdessen steht der Bus quasi schon vor der Tür, folglich laufe ich ins Nachbargeschäft, um nunmehr da den Schein in Münzen umzutauschen. Vergeblich, niemand wechselt.

Letztlich sehe ich mich gezwungen, einen einfachen Espresso für 3,– € in einem Straßencafé zu kaufen, um an ein Busticket von 1,50 € zu gelangen. Das ist Rom! Nicht anders habe ich es 2007 erfahren,und es kommt mir jetzt gar noch ärger entgegen. So habe ich mir stets das biblische Babylon vorgestellt – eben von Grund auf heillos.“

Im Anschluss dennoch glücklich rein in den richtigen Bus. Kaum zehn Minuten weiter, indes wieder raus. Da saß ich doch im falschen Bus, laut Kontrolleur hatte die Dame von der TI die Linien verwechselt. Am Ende aber war ich mir dessen nicht sicher, denn es folgte hieran eine regelrechte Odyssee durch die Straßen Roms, bei der ich mich offenbar stet nur im Kreis herum bewegte. Zunächst hieß es: ‚… Metro und Bus‘, doch kaum bestiegen, erwies sich das als ebenso falsch wie die vorherige Variante. Auf Anraten eines Zugabfertigers, stieg ich sodann in einen weiteren Linienbus, der aber letztlich gleich gänzlich eine gegensätzliche Strecke abfuhr, folglich abermals raus aus dem Bus und in den nächsten scheinbar „richtigen“ rein, so dauerte das fort. Streckenweise lief ich gar, ohne recht zu wissen, warum oder wohin. Und dazwischen immer wieder warten, warten, warten, in unerträglicher Hitze; Schweiß tropfte nicht, sondern floss regelrecht in Rinnsalen den Körper herunter. Schlussendlich brauchte ich viereinhalb Stunden bis zu den

„Katakomben Domitilla“ und somit „Kolping Hotel“, für eine Strecke von normal eineinhalb Stunden zu Fuß oder eben 35 Fahrminuten mit dem rechten Linienbus. Wobei die Zielhaltestelle noch etwa 600 Meter vom Hotel entfernt liegt.

„‚Casa Domitilla‘ … 19:00 Uhr jetzt. Es dauerte einiges, bis ich im Hotel eintraf, doch lohnte der Aufwand: Wurde versiert und überaus freundlich empfangen, eine zusätzliche Zimmerbuchung kein Problem. Für 45,– € die Nacht, ohne Frühstück, erhielt ich anstandslos die Zimmerschlüssel für ein Doppelzimmer ausgehändigt. ‚Ab dem Fünften ziehen Sie dann in ihr Einzelzimmer um, wie reserviert‘, bestätigte die Rezeptionistin noch am Schluss. Ergo alles in bester Ordnung, die im Voraus getätigte ‚Sparpreis-Buchung‘ stand. Und ich bin durchweg angenehm überrascht von diesem ‚Kolping Haus‘, einmal mehr, wenn ich den Preis bedenke. Es findet sich zwar abseits gelegen, dafür aber in auffallend ruhiger und sauberer Gegend. Der Bau steht großzügig offen gestaltet, beschwingt; Eingangsbereich und Restaurant mit verschwenderischen Fensterfronten versehen, Tageslicht durchflutet wohltuend hell die öffentlichen Räume. Kein Neubau mehr, aber doch rundum achtsam instand gehalten. Weder manieriert noch minimalistisch vom Ambiente her, vorwiegend rational und doch dabei angenehm. Blitzsauber und organisatorisch gewandt geführt.

Das Mobiliar im Zimmer aus Massivholz: neben Bett, Stuhl/Sessel und Schrank, gleichsam ein Schreibtisch und ein Telefon dazu. Breites Doppelfenster, die Aussicht zum Innenhof – zeigt eine fachmännisch gepflegte Gartenanlage, üppig grün. Im Bad die gleiche Reinlichkeit wie im Rest des Hauses, ausgestattet neben Dusche, WC und Handwaschbecken mit Haarföhn, Seife, Handtüchern. Und versteckt noch eine Besonderheit: eine Kapelle im Hotel! Ein kleiner, fensterloser Rundbau, erbaut aus rostbraunfarbenen Klinkersteinen. Einmalig das Dachlicht darin, das einem Schornstein gleich zugleich innerhalb wie außerhalb der Kapellenkuppel ragt – oberhalb ca. eineinhalb bis zwei Meter, innen etwa einen. Hier indes fungiert die Vorrichtung nicht als Rauchabzugsrohr, von unten nach oben, sondern umgekehrt, als Tageslichtkanal, von oben nach unten. Licht aus den Himmeln quasi, fällt flutend gebündelt über eine breite Kristallglasröhre (rot, schwarz, gelb bemalte und in Latein beschriftete Bleiverglasung) in die Kapelle ein. Just fand ich mich da wieder angekommen in Dir, Geliebter, und somit auch in mir. Allein der Lichteinfall zeugte mir frohen Herzens klar vom Wesentlichen in eines jedweden Geschöpfes Leben: der Allgegenwart Gottes, des ewigen Abba (-Vater).“

22:00 Uhr. Und das Wort dazu, Kolosser 1,16-18 – mir soeben eingegangen bei der Betrachtung des

Teiles der Aufschrift auf der Röhre ‚… in ipso constant' – nehme ich jetzt mit in den Nachtschlaf:

„Alles ist durch ihn und auf ihn hin erschaffen;
und er ist vor allem, und alles hat in ihm seinen Bestand."

Ja, mehr braucht es nicht an Wissen in der Welt, das hat mir auch das Telefongespräch mit Kalinka wieder bestätigt: Sorgen um vieles, im Diesseits in ihr und unter den Leuten: „Aber nur eines ist notwendig" (Vgl. Lk 10,41-42)

Hab Kalinka auch meinen Entschluss mitgeteilt, dass ich am Siebten nicht an der Sonderaudienz teilnehmen werde, sondern nach Deutschland zurückkehre. Dabei ließ ich ihr die Wahl, ob es – da angekommen – noch einen kurzen Zwischenstopp für uns am Tegernsee geben würde, bevor ich weiterziehe. Die Freude groß. So buchten wir stehenden Fußes ein Flugticket. Ergo Danke, Danke, Danke … Frieden diesem Haus und allen, die darin gehen ein und aus, ebenso über all jene, die Du mir heute gegeben hast – und lass niemanden, so bitte ich Dich, in mir zuschanden kommen, der an Dich glaubt – I.l.D. Amen!

04.08.2019. Rom „Casa Domitilla“ Kolping Hotel

Hab doch glatt durchgeschlafen heute, bis 9:00 Uhr. Ist in der Tat äußerst geräuscharm das Hotel. Bewegungen vom Flur her sind allenfalls gedämpft zu hören, Laute aus den Nachbarzimmern hörte ich gleich überhaupt nicht. Was mir durchweg guttat, so derart körperlich entspannt und klar im Geist fand ich mich schon lang nicht mehr am Morgen.

Und jetzt? Das geografische Ziel „Rom“ ist erreicht, doch ist da weder ein Gefühl von Erleichterung noch Erfolgsfreude in mir. Stattdessen bestaune ich die Gestimmtheit absoluter Gelassenheit in mir: Wie schon die Tage zuvor so gab und gibt es auch heute nichts für mich zu tun, denn allein Du, Geliebter, bist mir ja auf Erden Ort und Weg zugleich. Folglich werde ich auch weiterhin alle meine „nächsten Schritte“ jeden Tag neu von Dir empfangen, getreu Deiner Weisung aus Matthäus 6,34: „Sorgt euch also nicht um morgen; denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen. Jeder Tag hat genug an seiner eigenen Plage.“ Genau, Liebster, Amen, ja Amen!

Auszug Brief: *„16:00 Uhr jetzt. Am Morgen Urlaubsfeeling in mir. Gab ihm nach. Gegen 10:00 Uhr verließ ich das Hotel, zu schauen, ob es nahe liegend eine Tagesbar gäbe, in der ich einen Tee*

und Teilchen erhielt. Beides würde ich für 8,– € auch im Haus bekommen, doch zog es mich raus. Und siehe, kaum fünf Minuten vom ‚Kolping Hotel' entfernt entdeckte ich eine kleine Perle, das ‚Tuarua – Breakfast & Brunch Restaurant'. Stylisch und edel, gar bis zu den Sanitäranlagen hin, unterdessen tipptopp sauber und das Beste: Gebäck, Backwaren, Sandwiches – nicht nur hausgemacht, sondern unmittelbar direkt aus der Backstube im hinteren Teil der Bar auf den Teller gelegt. Danke, Liebster, für das exquisite Frühstück: (Blätterteig)-Teilchen (2,70 €) und den Kräutertee (1,50 €) dazu. Jedes Backwerk in der Auslage eine Augenweide, dieses hier schmeckte superlecker. Zudem haben wir gar im Vergleich zum Frühstückspreis im Hotel oder Zentrum Roms noch entscheidend Euro eingespart. Ergo Busgeld übrig, um damit im Anschluss in die City zu fahren: zum einen, um ein letztes Mal in einer Wechselstube Spendengelder zu empfangen, mehr aber noch, um das Pilgerzentrum – kaum zehn Gehminuten vom Petersdom entfernt – aufzusuchen …

Gegen 13:00 Uhr stieg ich an der ‚Santa Maria Maggiore' aus. Ah, wie ich diese Kirche liebe! Ohne einen Besuch ihrer, speziell Heiliger Messe und Bußsakrament, ist es mir kein ordentlicher Abschluss einer Pilgerreise nach Rom. Und nicht eine einzige in dieser Stadt zog mich je so an sich wie diese Schönheit. Das ist wahr! Es kam mir noch

nie in den Sinn, mich um einer Besichtigung wegen stundenlang vor einer Kirche anzustellen, selbst nicht vor dem Petersdom. Indes für eine Beichtgelegenheit in deutscher Sprache in der ‚Santa Maria Maggiore', stünde ich gar tagelang vor der Tür, wo es nötig sein würde. Doch brauchte es das nie, stets ist diese Schönheit ohne Warteschlange kostenfrei zugänglich, selbst in dieser neuralgischen Zeit, da deren Eingang eine Absperrung ziert: Carabinieri davor, angetan mit Maschinengewehren, die tascheninspizierend den Einlass kontrollierten. Das erduldete ich gern, in der absoluten Gewissheit darum und somit Vorfreude darauf, was mich im Anschluss im Innern der Schönheit erwartete: Rundweg übernatürliche Wirkkraft! Eine geistlich hochkarätig wirksame Aura, Präsenz Gottes, ungefiltert erfahrbar. Nein, kein Wunder, sondern einzig Frucht aus entsprechender Handlungsweise. Da finden sich stets zahlreiche Priester anwesend, konstant das Allerheiligste ausgesetzt, mindestens fünf Heilige Messen am Tag und nicht zuletzt: Beichtgelegenheit en masse in allen Sprachen! Folglich ein Angebot, das in diesem Gotteshaus ebenso beharrlich immerwährend von den Gläubigen in Anspruch genommen wird, wie anderswo die eucharistische Anbetung oder die Teilnahme an den Gottesdiensten. Hier steht nicht das architektonische Bauwerk im Vordergrund, sondern explizit die Huldigung Gottes. Beuget die Knie!

Und das tat ich denn auch: voll Freude, Dankbarkeit, heiliger Ehrfurcht in mir, wenn auch die letzte Messe des Tages (Sonntag, 12:00 Uhr) längst vorüber und ich einen deutschsprachigen Beichtvater nicht mehr antraf. Letztlich erfuhr ich mich aber doch rundum glücklich, das nicht zuletzt wegen der Begleichung einer Schuld aus dem Pilgerjahr 2007: Da hatten mich Elfriede und Josef über Nacht in ihr Haus (Österreich, nahe Mining) aufgenommen und gaben mir beim Abschied, zu ihrem Segen, ebenso fünf Euro Auftragsgeld in die Hand, ‚… eine Kerze in Rom' aufzustellen. (S. o. 30.04.2007; S. 94) Indes, dreiundzwanzig Tage später in Rom angelangt, besaß ich den Fünfeuroschein nicht mehr. Das war zwar zwischenzeitlich längst in den Beichtstuhl gebracht, doch hoffte ich all die vergangenen Jahre über insgeheim, dass mir zudem auch die Möglichkeit zur Wiedergutmachung gewährt werden würde. Wobei ich mich stets fragte: ‚wie das geschehen soll …' Dass ich ein weiteres Mal zu Fuß nach Rom wandern würde, darauf wäre ich nicht gekommen. Und jetzt? Nur Du allein, Liebster, weißt um die Gründe jedweder Abgeltung in natura, um der einstigen Schuld wegen. Warum ich sie bis dato nie aus den Augen verlor, obgleich sie mir im Vergleich zu meinen anderen Verfehlungen doch eher gering erschien. Und doch, wie groß die Erleichterung nunmehr darüber, sie jetzt wiedergutgemacht zu sehen, das zeigt mir deutlich die Wahrheit hinter Deinen

Worten aus Lukas 16,15 auf: ‚Gott kennt die Herzen; denn was bei den Menschen als etwas Hohes gilt, das ist ein Greuel vor Gott.‘

Und ich zündete Lichter nicht nur für Josef und Elfriede an, sondern für all jene, die mich auf der diesjährigen Pilgerreise 2019 darum baten oder denen ich versprochen hatte, es zu tun. Dank, Liebster, an all die lieben Seelen auf dem Weg, für deren Zuwendung welcher Art auch immer. Durch Deinen verherrlichten Namen, Jesus Christus, lege ich nunmehr eine jede einzelne von ihnen in die Hände des ewigen Vaters zurück. Danke, Danke, Danke und Amen! Amen! Amen!

13:30 Uhr. Das Pilgerzentrum fand ich geschlossen. Sonntag heute. Hat indes ohnehin nur bis 13:00 Uhr geöffnet. Nicht sehr hilfreich für einen Pilger, zumal in einer derartigen Pilgerstadt wie Rom. Dagegen finden sich Wechselstuben reichlich und allesamt fast durchgängig – vierundzwanzig Stunden – offen. Problemlos erhielt ich die Spendengelder. Sicheres Zeichen dafür, dass hier die Kassen gut gefüllt sind – von Vorteil für mich, wurde gar freundlich bedient. Ansonsten Menschenmassen wohin ich mich auch wendete. Nein, mir kein Genuss. Um nicht mitgerissen zu werden, zog ich mich in die Seitengassen zurück und entdeckte eine gemütliche Pizzeria. Kurzer Aufblick: ‚Pizza heute?‘ … Ja!

Und gar ein Glas Rotwein noch dazu. Urlaub gegenwärtig!

15:00 Uhr. Wieder retour zum ‚Kolping Hotel'. Bei meiner Ankunft total erschöpft und müde, obgleich ich nicht viel gelaufen war. Das macht Stadt aus mir! Es brauchte im Anschluss eine Stunde Tiefschlaf, nur um mich am Ende wenigstens halbwegs geerdet vorzufinden.

22:30 Uhr. Nach dem Schlaf noch eine Runde um den Block. Eine angenehme Ecke hier, nur wenige Touristen, freundlich die Anwohner, gepflegte Parkanlagen mit auffallend kräftigen Palmen und Kakteen angelegt. Die ‚Katakomben Domitilla' – gleich nebenan – fand ich verschlossen, doch was ich von der Gartenanlage sah, stand ebenso umhegt und zur Mußestunde einladend wie in der Anlage des Hotels. Später noch eine Stunde mit Kalinka geschnackt. Und den Rest des Abends schließlich mit Schriftlesung, Meditation, Gebet zugebracht … Ah, da ist sooo viel Frieden in mir, Liebster – was immer ich lese, sehe, spüre – BIST stets nur wieder DU. Da gibt und braucht es keine Worte, außer: Danke, Danke, Danke, ich liebe Dich, Amen!"

„Santa Maria Maggiore“

05.08.2019. Rom „Casa Domitilla“ Kolping Hotel

6:00 Uhr. Durchgeschlafen! Von der Grünanlage des Hotels wehte stet ein Hauch frischer Luft durch das offene Fenster herein. Perfektes Pilgerdomizil, würde ich sagen: gesicherte Privatsphäre, frei von Gutmenschenmanier, still des Nachts. Keine Nebengeräusche, nicht einmal tagsüber, wie ich gestern noch feststellte. Ergo, Mußestunden gewährleistet fast rund um die Uhr – ideal für Lesung, Gebet oder Meditation auch mal zwischendurch …

Auszug Brief: *„Gegen neun zum Frühstück ins ‚Tuarua‘ aufgemacht. Neues Teilchen getestet, war ebenfalls exquisit frisch und lecker und dazu gleich noch ein riesiges Sandwich fürs heutige ‚Abendmahl‘ einpacken lassen. Das habe ich dann noch ins Hotel gebracht, bevor ich mich erneut aufmachte, um das Pilgerzentrum pünktlich zu erreichen. Offiziell hatte ich ja noch die Karte für die Sonderaudienz abzumelden und überdies das Handy, das der Finder inzwischen an das Pilgerbüro gesandt hatte, abzuholen. Indes, hochmotiviert erfuhr ich mich dabei nicht, denn sowohl das eine wie das andere erschien mir kaum mehr wesentlich. Ohne Ladekabel, das ich Ballast einsparend längst entsorgt hatte, fehlte mir der Anreiz, das Telefon überhaupt abzuholen. Und die Audienz? Da fragte ich mich ohnehin*

schon seit Tagen: Was war bedeutsam an einem Empfang beim Papst? Weswegen ich ja auch entschieden hatte, am Siebten doch lieber retour nach Deutschland statt zum Bischof von Rom zu fahren. Indes, das Pilgerzentrum nicht aufzusuchen, mangelte es mir an Kraft, ergo fuhr ich erneut in die City, diesmal in direkter Anfahrt, ohne Zwischenstopp in der ‚Santa Maria Maggiore'.

Oh je, und wie wenig erquickend erwies sich am Ende in der Tat die Einkehr im ‚Deutschen Pilgerbüro' Roms. Explizit distanziert der Empfang, im Grunde war mir da kein Unterschied zu einer normalen Touristinformation zu erkennen, nur dass jene wenigstens fachkundig Auskünfte über Unterkunft, Gottesdienste usw. – wie eine Pilgerin aus Köln sich erbat – geben konnte. Hier indes beschränkten sich die Angestellte und der anwesende Leiter der Filiale vornehmlich auf Small Talk. Durchgehend öd: Kein ‚Grüß Gott!' bei der Begrüßung, geschweige denn Interesse an einem geistlich-qualitativen Gespräch über die Realpräsenz-Gottes-Erfahrungen einer Pilgerin aus Köln, die bei meinem Eintreten in das Büro eben dem Filialleiter – gleichwohl geweihter Priester (!) – davon berichten wollte. Stattdessen verwickelte mich der Geistliche, sobald der mich hörte und am Dialekt die gebürtige Berlinerin in mir erkannte, in ein Geplauder über das jährliche Hafenfest auf dem ‚Berliner Tegeler See'. Wie überall, so mangelt es eben auch hier

erheblich nicht nur mehr an Sensibilität, sondern grundlegend an Achtung ‚jenen Kleinen' gegenüber, die den Auftrag ‚allein zu Fuß nach Rom zu pilgern' direkt von Gott empfangen. Heutzutage gilt dem Gottesvolk ein jeder Bruder, der nicht mindestens ein Empfehlungsschreiben vom Heimatpriester vorweisen kann, dabei noch per pedes pilgert statt mit Rad, Bus, Auto oder Flugzeug, eher als Fanatiker denn als Freudenbote Gottes.

Das bestätigte mir geradewegs die Mitarbeiterin am Empfang:

‚Nein, eine Eintrittskarte habe ich nicht für Sie.'

‚Wie kann das sein?', fragte ich erstaunt zurück und zeigte der Dame die schriftliche Bestätigung, die sie selbst vor über einem Monat an Kalinka versandte.

‚Ach so, ja, die ist hinfällig! Es gibt jetzt keine Sonderaudienzen mehr für Fußpilger … Die sind abgeschafft worden, kurz nachdem das Schreiben raus war – die Generalaudienzen finden aber wie gewohnt statt …'

All das brachte sie in einem Selbstverständnis vor, das mich unterdessen doch verblüffte, in Anbetracht des riesigen Aufhebens, das um diese Terminvergabe im Vorfeld stattfand: Sicherheitsprüfungen, Datenerfassungen und Auflagen en masse. Von daher die Beantragung mindestens einen Monat vorweg, so rechtfertigte damals das Pilgerbüro diese Extravaganz und hatte letztendlich ebenso die Karte

daselbst einen Tag vor dem Termin der Audienz abgeholt zu sein. Indes ausgehändigt nur ‚bei Vorlage des gültigen Nachweises gewanderter Kilometer', ergo abgestempelten Pilgerausweises.

Ah, was für eine Farce! Augenblicklich fiel mir da Kalinka ein, die sich dieser Sonderaudienz wegen so ganzheitlich hingegeben hatte, unterdessen sie mir eher als spielerisches Experiment galt: zu schauen, wie es sich unter Einbeziehung der Vorstellungen und/oder Wünsche christlicher Gemeinschaft wanderte. Ergo offiziell mit Pilgerpass, im Gegensatz zu 2007, wo ich gänzlich nach dem Motto: ‚Gott allein genügt!' unterwegs war.

Außer Frage für mich, an dieser Stelle, welche Pilgerreise besser abschnitt. Unter dem Strich interessiert niemand der Pilgerausweis. Er öffnet keine Türen, wie es da so werbeträchtig heißt. Denn jene auf dem Weg, die Gott kennen, nehmen ohnehin jedweden Pilger gern und kostenfrei auf. Und die es nicht tun, werden einen Wanderer selbst dann nicht aufnehmen, wenn der buchstäblich schon den Kopf unter dem Arm trägt – es sei denn, er wedelt gleichzeitig mit einem Geldschein. Das ist wahr! Hier der Vergleich: 2007 war ich 31 Tage unterwegs, traf auf 23 Seelen, die mich großenteils gar freudig bedingungslos in ihr Haus aufnahmen. Dieses Jahr, 2019, war es nur eine Einzige (Frau Knitel, Holzgau) und die gar fernab jedweder Ordensgemeinschaft und/oder Bruderschaft, innerhalb von 46 Tagen.

Allein an diesen Zahlen ist zu erkennen, dass Gott die Seinen nie im Stich lässt. Ohne Mammon unterwegs, erfuhr ich demnach bedeutend mehr Barmherzigkeit als mit. Und auffallend auch, unterdessen mich bei der ersten Pilgerreise noch mindestens fünf Christenseelen schlicht ad hoc in ihr Haus einluden, ohne jegliches Zutun meinerseits, tat das in diesem Jahr, bis auf Lois aus Südtirol, keine einzige weiter.

Und da schlug mir die Mitarbeiterin noch vor, zum Büro Soundso ‚herüberzulaufen', um mir ‚eine Pilgerurkunde' abzuholen … Wow, Liebster! Ohne Worte, nicht wahr?… Und was die Generalaudienz anbelangte, die begänne dann am Siebten früh um 9:00 Uhr: ‚Aber stellen Sie sich besser schon um sieben Uhr an, wegen der Kontrollen – und wenn Sie Glück haben, dann schaffen Sie es ja bis ganz nach vorn, an die Absperrung vor der Tribüne heran.'

‚Ja – na herzlichen Dank auch, für Ihre detaillierten Auskünfte …'"

Anmerkung: Zumindest für den, der im Nachhinein seine Pilgerreise schriftlich erfasst, belegt ein Pilgerausweis dann aber doch eine gewisse Nützlichkeit; bei der Kurzerfassung der Daten und Orte ‚auf einem Blick'. Ansonsten wird hier ein jeder selbst entscheiden müssen, ob ihm „die legendäre Jagd nach Stempeln" wesentlich erscheint.

„15:00 Uhr. Fuhr im Anschluss direkt wieder retour, ins Kolping Hotel. Am Ende von Herzen froh: So hatte sich der Besuch des Pilgerzentrums doch durchweg gelohnt, allein schon der Bereinigung der vielen Irrtümer und/oder falschen Vorstellungen meiner wegen, der Kurie sei an der ‚kleinen Herde Gottes' (Vgl. Lk 12,32) gelegen. Und ein Foto für Kalinka gab es auch noch dazu, darum hatte ich die Mitarbeiterin am Schluss gebeten … Ergo danke, danke, danke Liebster! All das bestätigt mir einmal mehr, dass Du allein genügst – immer und ewig."

22:00 Uhr. Den restlichen Tag in der Stille verbracht. Schriftlesung, Meditation, Gebet, bis gegen 19:00 Uhr. Im Anschluss noch mit Kalinka telefoniert … Ah, Liebster, wie sehr danke ich Dir, für all Deine Liebe und Fürsorge! Kann es nicht in Worte kleiden, aber Du weißt es, denn Du kennst alle Herzen. Danke, Danke, Danke, Amen!

06.08.2019. Rom „Casa Domitilla“ Kolping Hotel

9:00 Uhr. Wenn mich gestern wer gefragt hätte, ob ich heute noch einmal in die City fahren wolle, hätte ich das rundweg verneint. Jetzt aber zieht es mich buchstäblich hinaus, und ich kenne auch den Grund dafür, der da heißt: ohne Beichte und daran anschließender Heiliger Messe kein ordentlicher Abschluss einer Pilgerreise. Der Empfang der Sakramente stand für mich von Anfang an bedürftig an jedwedem Beginn einer Wallfahrt und endete mit ihr. Das ist das Mindeste, wo es ansonsten kaum mehr Gelegenheit dazu gibt oder gab, wie auf dieser Reise. Von daher freue ich mich auf dieses sakramentale Finale stets in hochgestimmter Gemütslage; einmal mehr da, wo es in der „Santa Maria Maggiore“ Roms stattfindet. Denn sooft ich hier bislang den Beichtstuhl betrat – und das geschah 2007 gleich mehrmals –, traf ich zu jeder Zeit auf einen echten Beichtvater bejahrten Alters, der es verstand, sich während der Beichte gänzlich der Anforderung als Herold Gottes hinzugeben: sprich, von der eigenen Person vollends abzulassen, um allein die Güte und/oder das Wort des ewigen Vaters aus ihm sprechen und somit wirken zu lassen. Und am Ende entsprechend ebenso die Lossprechung getreu in Wort und Tat zu spenden, was ansonsten heutzutage kaum mehr geschieht …

Auszug Brief: *„17:00 Uhr, noch immer im Kolping Hotel ‚Casa Domitilla'…*

Die Nacht war erholsam. Den frühen Morgen erneut in Gebet, Lesung und Meditation verbracht. Indes, auf Frühstück im Anschluss daran verzichtete ich, denn es zog mich zwingend geradewegs in die City zur ‚Santa Maria Maggiore', wo mich direkt bei meiner Ankunft einsatzbereit ein holländischer Priester im Beichtstuhl empfing. Und wie stets in dieser Kirche, so wurde ich auch heute wieder überreich beschenkt, vermittels dieses Sakramentes. Nach meinem Bekenntnis fragte mich der Beichtvater unvermittelt:

‚Wissen Sie, welchen Tag wir heute haben?'
‚Nein', gab ich irritiert zurück, nicht verstehend, wo ein Tagesdatum an dieser Stelle seinen Platz fand.
‚Heute ist der sechste August … Was feiern wir da?'
‚Oje', stöhnte ich da, fasst schon ungehalten: ‚Pater, ich weiß es nicht – ist das jetzt wichtig?'
Der Beichtvater derweil blieb die Ruhe selbst, antwortete schlicht an meiner statt: ‚Transformation!'
Da ging es mir jählings auf, jubelnd brach es aus mir heraus: ‚Tabor! Verklärung des Herrn …'
‚Genau! So werden Sie jetzt also zurück nach Deutschland gehen – aus welchem Bistum sind Sie?'
‚München.'

‚Aha, dann also ins Bistum München, da wartet Ihr Kreuz auf Sie … Verstehen Sie, vorbei mit Urlaub, mit dem Schönen … Jetzt geht es ans Kreuz! … Alles klar?‘

‚Ja!‘

Wow, Herr! Präziser hättest Du mir die nächsten Schritte gar nicht aufzeigen können. Mehr sagte der Priester ja nicht, außer eben – verstärkend noch: ‚Gehen Sie, voll Kraft und mutig – es ist Ihr Kreuz!‘

Da war ich so aufgewühlt innerlich: Einerseits voll Freude, andererseits ebenso starr vor ehrfürchtiger Anspannung, da vorahnend wissend zugleich um die Unabwendbarkeit des Verkündeten. Denn so war es mir von jeher vorherbestimmt. Einzig dazu war ich vom ewigen Vater auserwählt: mein Kreuz aufzunehmen – nunmehr das letzte, endgültig vollbringende. Ja, und so nehme ich Dich vollends beim Wort, Geliebter; da wartet ‚nur‘ noch ‚mein letztes Kreuz‘ auf mich. Amen-Halleluja! Ja, so bestätigte der Beichtvater am Ende noch:

‚Jesus wollte nach Jerusalem. Er wusste, er musste nach Jerusalem!‘

‚Ja! Fiat!‘

Keine Worte mehr, verhüllende Wolke, gebotenes Schweigen. Nein, keinerlei Verlangen, eine Hütte zu bauen, an diesem Ort … Steige ich schlicht herab vom Berg, laufe alle Zeit in Deiner Kraft, Geliebter, weiter und weiter, bis ich an ‚meinen Ölberg‘

und/oder Golgota‘ gelange. Derweil Dir immerdar bestätigend: ‚Fiat, Herr! … Und Danke, Danke, Danke – Amen!‘

Unmittelbar an die Beichte schloss sich die Heilige Messe in der Nebenkapelle ‚Maria Maggiore‘ an. Hier war sie neben einem Reuegebet, das ich direkt im Beichtstuhl vor dem Pater abzulegen hatte, gar Bestandteil des Bußwerkes. All das zusammen ist mir absolut zeichenhaft: Zwei Tage lang war es mir nicht gelungen einen deutschsprachigen Beichtvater anzutreffen, in dieser orphischen Basilika, verpasste ich regelmäßig die Messen und war mir gestern ein Kirchgang gar vollends aus dem Sinn … Halleluja! Ja, Herr, ich bin bereit!!! Ja, Herr, ich will!!! Und achte nicht auf mein Zittern, sollte es dann so weit sein. Lass es nur nicht vergebens sein. Danke, Danke, Danke, Amen!

Folglich über die Maßen erfüllt, verließ ich die mir einzige Schönheit Roms nach Abschluss der Messe, wohl wissend darum, dass ich sie zum letzten Mal geschaut hatte. Nein, es brauchte mir wahrlich keine Audienz beim Papst. Im Gegenteil, dessen war ich mir nunmehr absolut gewiss, denn eine allein wahrhaftige und somit einzig wesentliche Sonderaudienz war mir soeben gewährt worden: Bei dem Allerhöchsten, vermittels gespendeter Sakramente! Dabei an keinerlei Bedingungen gebunden, weder an eine monatelange Voranmeldung, Sicherheitschecks oder einen Nachweis gewanderter

Kilometer noch hoffärtiges Gedöns darum. Stattdessen schlichtes Gnadengeschenk; Liebe Gottes, des ewigen ‚Abba-Vaters'. Ergo Achtung: Lass nicht zu, dass Götzendienst dir je diese einzigartige göttliche Wesenheit stiehlt, trübt oder banalisiert.

Somit bleibt es für mich alle Zeiten dabei: Die Sakramente sind und bleiben heilig, auch wenn die Kirche daselbst – die explizit den Auftrag hat, diese zu bewahren – sich daneben gleich einer Hure zum Verwechseln ähnlich gebärdet. Und von daher nur um jener wenigen Auserwählten (Vgl. ZB 1907-1931, Offb 6,11) – und/oder reinen Priesterseelen wegen, die in ihr den hohen Dienst am Altar dennoch fortwährend in aller Demut und kompromisslosem Gehorsam ihrem alleinigen Dienstherren, Jesus Christus, gegenüber vollziehen – bis dato bestehen blieb. Und bleibt, bis zu seiner Zeit. (Vgl. ZB 1907-1931, Offb 6,11)"

Und von hier an galt mir die Pilgerreise nunmehr als endgültig beendet. Ließ ich mich im Anschluss nur ein letztes Mal noch auf die touristenüberfüllte City ein – denn es ist wahr: In Rom entkommt niemand dem eklatant vorherrschenden Kaufrausch, auch eine Wandereremitin nicht, wo sich noch überschüssiger Mammon in ihrer Tasche findet. So zog es mich in ein Schuhgeschäft, in welchem ich als „kleines Mitbringsel" geradewegs zwei Paar italienische Schuhe für Kalinka kaufte.

Am Ende fuhr ich ins Hotel zurück. Kehrte indes zuvor – ebenso ein letztes Mal – ins ‚Tuarua' ein. Testete hier ein weiteres Teilchen (mit dem gleichen erfreulichen Ergebnis wie an den Vortagen), nahm mir abschließend ein Sandwich und einen Salat für den Abend mit und zog mich schlussendlich für den Rest des Tages in das Hotelzimmer zurück. Derweil in tiefer Dankbarkeit für das Vergangene und in heller Vorfreude auf das Kommende versunken.

Auf dem "Piazza San Pietro" - Petersplatz - eingelaufen am 47. Tag, dem 04.08.2019

Im Pilgerzentrum Rom - den letzten Stempel geholt ...

Rom-Pilgerausweis Rückseite ...

Klosterpforte Wemding

Am Tegernsee verbrachte ich erst noch vier Wochen mit Kalinka, bevor ich mich entschloss weiterzuziehen, sprich der Einladung „der Mutter“ (Priorin Karmel Wemding), für eine Zeit ins Kloster zu kommen, Folge zu leisten. Nichts anderes hatte sich unterdessen eingestellt, folglich eindeutig der nächste Schritt für mich, obgleich er mir, allein schon aufgrund seiner geografischen Lage (Bistum Eichstätt, statt München), nicht mein „letztes Kreuz“ verhieß. Dennoch freute ich mich auf die Mutter und die Schwestern, nicht zuletzt aber auch darauf, nun wieder allmorgendlich Gelegenheit zur Kommunion und alltägliches Chorgebet zu haben. Zudem Beichtgelegenheit en masse: Kaum ein anderer Ort wie Wemding, den ich je durchwanderte, bietet den Gläubigen so derart üppig Möglichkeit dazu, und schwerlich sonstig wird dieses Angebot ebenso zahlreich genutzt wie hier. Diese Besonderheit ist im gesamten Ort zu erfahren, sobald man ihn betritt. Gelebter Glaube. Auffallend: Hier grüßen Kinder und Jugendliche die Älteren oder Fremden noch, wird der Sonntag heiliggehalten, bei Christen wie Nichtchristen, und stehen überdies christliche Werte auch neuzeitlich noch immer hoch im Kurs. So geht es in Wemding folglich insgesamt vielmehr beschaulich als zersetzend zu. Gleich drei

Gotteshäuser beherbergt die Kleinstadt: eine achtsam gepflegte Stadtfahrkirche, eine Wallfahrtsbasilika („Maria Brünnlein"), zu der Pilger aus aller Welt schon seit mehr als zwei Jahrhunderte ziehen, und zudem eben ein – seit 1802 als Aussterbekloster deklariertes – Kloster, das zunächst fast 330 Jahre Kapuzinermönche beherbergte, bevor es im Jahr 2000 nunmehr Unbeschuhte Karmelitinnen bezogen. Die kamen über ihr Mutterhaus (Hauenstein, Pfalz) vom Speyerer Kloster herüber, da diese Gründung damals noch über genügend Neueintritte verfügte, um in Wemding eine weitere Niederlassung zu gründen. Eine kontemplativ lebende Ordensgemeinschaft – theresianischer Reformzweig – der strikt noch hinter Gittern lebt.

2003, folglich drei Jahre nach deren Einzug, lernte ich die Schwestern kennen. Verbrachte mit Unterbrechungen zunächst ein Jahr bei ihnen an der Pforte, bevor ich im April 2004 dann offiziell gültig in die Gemeinschaft eintrat. Nunmehr gemeinsam mit den Karmelitinnen in Klausur lebte, betete und arbeitete. Das bis zum 28. Dezember 2006, dem Gedenktag „Fest der unschuldigen Kinder", an dem ich aus der Ordensgemeinschaft wieder austrat. Ein Schritt, von dem ich zuvor nie geglaubt hatte, dass ich ihn je freiwillig tun würde und doch, urplötzlich fand ich mich vor diesen gestellt, ergo führte ich ihn aus. (S. o. Teil 1, Kap. „Ich muss Nonne werden: Wie

geht das?“, S. 62ff.)

Den Kontakt mit den Schwestern und hier vor allem mit der Mutter verlor ich über die Jahre indes nie. Besuchte sie des Öfteren. Dagegen war diesmal von vornherein klar, dass dieser Besuch mehr als ein Kurzbesuch werden würde, denn wir hatten beide bewusst keine Frist festgesetzt. Das war auch nicht nötig, da weder für die Mutter noch für mich von Bedeutung, die Sachlage stand eindeutig als eine sogenannte Win-win-Situation: Die Schwestern benötigten dringend anpackende Hilfe für Haus, Garten und Pforte, derweil ich in ihrem klösterlichen Ambiente herauszufinden hoffte, was es da für mich noch zu meistern gab, um in aller Konsequenz „mein letztes Kreuz“ zu schultern. Dass es da ein Defizit gab, lag für mich auf der Hand, sonst wäre ich der Einladung nicht gefolgt, sondern schlicht weitergewandert. Doch dazu fehlte mir die Kraft, folglich hieß es geduldig auszuharren, bis sich mir meine Anheftung offenbarte. Was übersah ich? Was hielt mich in der Kirche, an der Vorstellung von einem geschützten Ort oder Menschen? Was suchte bzw. erhoffte ich mir darin zu finden? Nun, es dauerte ein halbes Jahr, bis mir die Antwort klar vor Augen stand: Wahrhaftigkeit!

Seit meiner Taufe suchte ich allezeit den einen Ort und/oder bzw. die eine Gemeinschaft im irdischen Leben, in der ich Wahrheitstreue zur reinen

Lehre Christi fand, um somit die eigene Potenz an Authentizität darin – derweil in der Umsetzung in den jeweiligen Zusammenschluss einbringend – ausleben zu können. Denn das hatte ich längst vor meinem Empfang des Taufsakramentes erkannt: Dass wahre Freiheit vollendet nur vermittels dieser Tugend „Wahrhaftigkeit“ zu erlangen ist. Glaube, Hoffnung, Liebe sind bare Gnadengeschenke Gottes, welche unverdient derweil in mannigfaltiger Ausprägung schlicht in jedwedem Menschen vorhanden sind, indes der Wille zu absoluter Treue der reinen Lehre Christi gegenüber, darf und muss der Mensch in jeder Sekunde seines Daseins selbst aufbringen. Folglich bestand mein Problem nicht darin, nunmehr Aufrichtigkeit und Wahrheit „nicht vorzufinden“ an jenen Orten, wo ich sie suchte, sondern vielmehr dadrin, das eigene Bestreben nach bestmöglicher Wahrheitstreue jedes Mal doch mindestens unterdrücken bis gänzlich verleugnen zu müssen. Und so konnte ich in der Folge nie anders, als latent erneut scheitern in all meinen Bemühungen um eine getreue „Eines-Sinnes-Gemeinschaft“ auf Erden, da dies von Anbeginn aller Zeiten für einen jedweden Erwählten so verfügt ist; vermittels des Geschenkes des ewigen Vaters an den ewigen Sohn – des Lammes, das geschlachtet wurde –, Jesus Christus:

„Ich will ihm auch den Schlüssel des Hauses
David auf die Schultern legen: und wenn er auftut,

so wird niemand schließen und wenn er schließt,
wird niemand auftun."
(Jes 22,22; Offb 3,7-8)

Da ist und war mir folglich allzeit die Tür zu einem authentisch-christlichen Leben in Wahrhaftigkeit (direkte Nachfolge Christi) aufgetan, die nunmehr niemand mehr in der Lage war, zu schließen: nicht auf Erden noch in den Himmeln, weder ein anderer noch ich selbst. Doch konnte diese Tatsache zweifellos übersehen, negiert, verleugnet oder gar energisch bekämpft werden – von mir bzw. und/oder den Brüdern, womit Wirrnis und Zerwürfnis quasi vorprogrammiert blieben. Indes – und dafür steht mein eigenes Leben allzeit Zeugnis – nie dauerhaft, da kein Wort Gottes „… je leer zu Gott zurückkehrt, ohne zu bewirken, was er will und das zu erreichen, wozu er es ausgesandt hat" (Vgl. Jes 55, 9-11). Ist einer folglich berufen, wird er den Lauf auch vollenden – zu Seiner Zeit.

So zumindest zeigten es mir diese sechs Monate an der Klosterpforte Wemding deutlich auf. Was immer ich auch verzögernd tat oder in diesem Sinne eingeflüstert bekam, ich blieb geführt an der Hand des Geliebten. Und nicht in Krawallen geschah endlich die Erlösung daraus, sondern durch stete Ausrichtung vermittels Heiligen Geistes auf die einzige Wahrheit hin, die der ewige Vater in dem Sohn ist. Es ist absolut wahr:

„Und ihr werdet die Wahrheit erkennen
und die Wahrheit wird euch frei machen."
(Joh 8,32)

Jeden Tag ein wenig mehr, unterdessen ich mich zunächst gänzlich in den strengen Tagesablauf der Schwestern einfügte:

5:05 Uhr Aufstehen
5:35 Uhr LAUDES
Im Anschluss inneres Gebet, 1 Stunde
7:00 Uhr HEILIGE MESSE
7:40 Uhr (ca.) TERZ
8:00 Uhr (ca.) Frühstück
Im Anschluss Arbeitszeit – ca. 8:30 Uhr
11:30 Uhr SEXT
Im Anschluss Mittagessen, Rekreation ca. dreiviertel Stunde
12:45 Uhr stille Zeit, geistliche Lesung
14:10 Uhr NON
Im Anschluss freie Wahl zu kurzer Kaffeepause ansonsten
Arbeitszeit – ca. 14:20 bis 16:00 Uhr
(unterdessen kurze Unterbrechung der Arbeit um 15:00 Uhr, zwecks stillen Gedenkens für alle Sterbenden)
16:15 Uhr VESPER
Im Anschluss inneres Gebet, 1 Stunde
17:35 Uhr Angelus. Abendessen, Rekreation

19:30 Uhr KOMPLET
20:50 Uhr LESEHORE
21:45 Uhr Nachtruhe

Und zwischen den Chorzeiten und während der Rekreationen Hantierungen für mich ohne Ende: Reinigung der Gästezimmer und öffentlichen Bereiche an der Pforte wie Verkaufsraum, Sprechzimmer, Küche, Aufenthaltsraum, Toiletten und Bäder. Zudem Säuberung der Klosterkirche, Gartenarbeit (jäten, graben, schneiden, umackern u. v. m.), Küchenarbeit (eimerweise Gemüse und Obst putzen, schnippeln und in Gläser abfüllen). Daneben handwerkliche Verrichtungen (sanitäre Anlagen, Brunnenreinigungen, Malerarbeiten), Kerzenfertigung (polieren, vorzeichnen, verzieren), Zuschnitt von Folien, Einkäufe und sonstige Gänge für die Schwestern in der Stadt und, und, und. Ein übervolles Arbeitspensum ergo, das es zu meistern galt, zudem unter dem Druck von Zeit im Nacken liegend. Keinesfalls gesund und doch in der Kraft des Geliebten durchaus zu bewältigen. Das Pensum war mir ja nicht neu, ich kannte es aus den Jahren meiner Novizinnenzeit im Kloster her, von daher beglückte es mich gar, solange sich die Schwestern über diese – ihnen ja unentgeltlich vom Herrn, durch mich – zugedachte Hilfe freuten. Und letztlich, so empfand ich, war ein Wandertag von dreißig bis fünfzig Kilometer unter Italiens Sonne, bei bis zu vierzig Grad

im Schatten, nicht unbedingt minder strapaziös.

Nein, es war nicht die viele Arbeit an sich, die mich unversehens aufmerken ließ, sondern ein schlichtes Aufkommen von Zweifel in mir um den rechten Nutzen derartig geplagter Lebensweise. Allein schon rein ökonomisch betrachtet: Insgesamt 9 Schwestern im Alter von 55 bis 85 Jahren hatten ein riesiges Areal von mindestens 3.000 Quadratmetern Garten – neben einer Klosteranlage (Dreiflügelanlage! Und somit ebenso groß wie der Klostergarten), einer Klosterkirche und Klosterpforte (externer Neubau!) – zu bewirtschaften. Da braucht es sicher keinen Mathematiker, um augenblicklich zu erfassen, dass das unmöglich ist. Ohne Hilfe von außen, vermittels Ehrenamtlicher, gelang da folglich ohnehin schon nichts im Kloster. Doch eben diese frommen Seelen, die den Schwestern über all die bisherige Zeit hinweg alltäglich handwerkelnd, gärtnernd und organisierend kostenfrei bereitstanden, waren – nunmehr daselbst in die eigenen gebrechlichen Jahre gekommenen – entweder nicht mehr in der Lage hierzu oder unterdessen verstorben. Und die neuzeitlichen Helfer waren durchweg nur spärlich noch bereit, den Schwestern ihre Arbeitskraft kostenlos zum Gebrauch zu stellen. Aktuell stand hier folglich einem Ökonomen am Anfang des Planjahres kaum eine einzige gesicherte Größe mehr zur Verfügung, mit der er mühelos eine erforderlich-rentable

Wirtschaftlichkeit hätte vorausplanen bzw. ermitteln können. Von daher schien die Rentabilität dieses Projektes – „Neun Nonnen im Rentenalter in einer mir Achttausendquadratmeter großen Klosteranlage untergebracht“ – im Grunde alle Jahre wieder ein reines Vabanquespiel für sämtliche Beteiligten zu sein. Das dann zwar – zumindest bislang – materiell noch immer glimpflich für die Schwestern ausging, doch am Ende zu einem exorbitant hohen Preis für diese: Verlust des Apostolats! Denn auf diese Art war der Schwesternkonvent gezwungen, latent „mit aller Welt“ Bündnisse einzugehen, was nunmehr gänzlich nicht nur der reinen Lehre Christi, sondern ebenso der karmelitanischen Spiritualität und/oder Ordensregel vollends entgegenstand. Autonomie wurde eingebüßt – ohne Autarkie indes ist die Beobachtung und/oder letztlich Umsetzung des karmelitanischen Sendungsauftrages: „Gott allein genügt!“ (hl. Teresa von Avila, Ordensgründerin, Reformzweig der Karmeliten) überhaupt nicht möglich. Wofür mir unterm Strich freilich nicht zuletzt das am häufigsten gebrauchte Wort jener Monate aus der Mutter Mund stand: „… Das bereitet mir Sorge!“

Somit war es absolut wahr, erkannte ich hieran: Der Mensch verschafft sich sein Leid ausschließlich selbst! Was ich im Anschluss der Mutter auch darzulegen hatte, per gesprochenem Wort, schriftlich und letztlich gar in Kurzfilmversion. Denn was

die Schwestern dieses Konventes betraf, war die Lösung so simpel: Schlicht das Kloster aufgeben und zurück ins Mutterhaus ziehen. Welches ja daselbst wiederum – aufgrund von Nachwuchsproblemen und/oder Überalterung – ebenso dringend jedwede helfende Hand benötigte, um nunmehr aller Existenzsorgen bar, sich dem einzig Wesentlichen, das da „Gott allein!“ ist, zuzuwenden. Doch die Schwestern weigerten sich, wodurch ich letztendlich noch zu der Erkenntnis von der Sinnlosigkeit allen sogenannten „stellvertretenden Gebetslebens“ durchfand. Man stelle sich das einmal aus der Sicht eines Engels in himmlischen Sphären vor, von Bedauern bis hin zur Bestürzung ist da sicher einiges dabei. Da flehen die Nonnen (wie generell Brüder und Schwestern sämtlicher Ordensgemeinschaften) tagaus, tagein mindestens siebenmal am Tag Gott als den Allmächtigen um die Errettung der Menschheit und Befreiung aus dem eigenen Elend an – „tu dies …, tu das …“, tönt es allezeit –, erzeugen derweil aber doch ihre Drangsale alltäglich selber wieder neu, durch die permanente Weigerung, unnötige Bürde schlicht aufzugeben. So ist es allseits zu sehen: Sobald der Allmächtige erlösend einschreiten will, ist das Geschreie, Gemurre und letztlich die Verweigerung diesem gegenüber groß. Warum? Weil die Prägung jenes (sowie allen) göttlichen Erlösungsgeschehens dann in keiner Weise den Vorstellungen eines nur menschlich denkenden Verstandes

entspricht, sondern stattdessen darin in Gänze allein dem Heilsplan des Heiligen Geistes Gottes nachfolgt. Somit ist es nicht Gott, der nicht hört, sondern der Mensch, der diesem gegenüber ungehorsam ist. Und was kann ein Vater letztlich dagegen tun, wenn das Kind sich weigert, frei zu werden? Nichts!

Ein tiefgreifendes Erwachen für mich, das es mir in der Folge nicht mehr gestattete, auch nur ein einziges Fürbittgebet oder kürzesten „Anklagepsalm" mit den Schwestern zu beten. Weder im Chorgebet noch bei den Heiligen Messen. Folglich blieb ich bald schon einzelnen Horen gänzlich fern oder setzte – während der Laudes und Terz regelmäßig – bei sogenannten Beschwerde- und/oder Bittpsalmen schlicht aus. Dagegen verlegte ich mich, wie längst Jahre vor meiner Klosterzeit, wieder allein auf die Lob- und Danksagung Gottes, derweil alltäglich nur noch Lobpreispsalmen und/oder Cantica betend. Und schon gewahrte ich in mir erneut jenen tiefen Frieden und die Vorfreude, im Hinblick auf mein letztes Kreuz, und somit ebenso den unvermeidlichen Tag des endgültigen Abschieds von der Schwesternschaft nahen.

Und wie im Innern, so bestätigte das Außen. Der Mutter war mein abrupt verändertes Gebetsverhalten freilich nicht verborgen geblieben, denn damit hatten die Schwestern und ich nunmehr eine weitere

wesentliche Säule einer gemeinschaftlichen Geistesverwandtschaft verloren. Ohnehin aßen wir nicht mehr aus einem Topf – auf meinen Wunsch hin beköstigte ich mich an der Pforte selbst und aß ebenso allein in der Zelle –, jetzt fiel zudem das gemeinsame Gebet weg. Da fand ich mich im Konvent bald nurmehr noch auf meinen Nutzen als vergütungsfreie Arbeitskraft deklassiert: Das Arbeitspensum und der Zeitdruck stiegen deutlich an, derweil sich die Gespräche mit der Mutter im Sprechzimmer auf ein absolutes Minimum dezimierten. Ebenso taten die Pfortenschwestern ihren Mund bald nur noch auf, um Arbeitsanweisungen auszusprechen. Der Grund für dieses Verhalten war mir bekannt, denn so schrieb die Mutter: „In mir war doch noch die Sehnsucht, dich in Gemeinschaft zu wissen und darin Erfahrung von großem Frieden und großer Innigkeit mit Gott machen zu können."

Aber eben diesen Anspruch, den die Mutter „Sehnsucht" nannte, war ich nicht in der Lage zu entsprechen. Das hatte sich ja gerade in diesen Tagen an der Klosterpforte erneut gezeigt: Jedwede andere Gemeinschaft, außerhalb jener einen wahren – mit Jesus Christus in dem ewigen Vater, vermittels des Heiligen Geistes –, verhindert sakrales Leben und somit das lebendige Zeugnis Gottes von dessen Realpräsenz auf Erden. Unter dem Strich verhält es sich mir mit jedweder Ordensgemeinschaft genau so, wie Paulus es in Bezug auf die Gemeinschaft der

Ehe ausspricht: „ … Die unverheiratete Frau aber und die Jungfrau sorgen sich um die Sache des Herrn, um heilig zu sein an Leib und Geist. Die Verheiratete sorgt sich um die Dinge der Welt; sie will ihrem Mann gefallen.“ (1. Kor 7,34) Nicht anders steht es um eine Kongregation. Wenn einer mit ihr einen Bund eingeht (Gelübde ablegt): „So ist er geteilt.“ (Vgl. 1. Kor 7,34) Unabdingbar! Allein schon aufgrund der Ordensregel, der er künftig untersteht und zu deren Einhaltung er verpflichtet ist. Diese zielt in Gänze einzig auf den harmonischen Ablauf des Gemeinschaftslebens ab, statt auf die Beobachtung der reinen Lehre Christi, um „heilig zu sein an Leib und Geist“. Somit verhält sich ein Ordensmitglied allezeit geradeso wie „die Verheiratete“: Er kümmert sich vordergründig um die Belange der Kommunität – will in allem seiner Gemeinschaft gefallen. Und muss es letztlich auch, so er zeit seines Lebens in ihr verweilen will.

Hierin findet sich für mich auch der Grund, warum die wahren Jünger Christi nach dem Opfertod des Herrn und der nachfolgenden Ausgießung des Heiligen Geistes über sie, allesamt verstreut unterwegs waren, die Frohe Botschaft von der Erlösung zu verkünden. Es bildeten sich Gemeinden, ja, die Apostel-Jünger selber aber blieben dabei unentwegt aushäusig – und keinesfalls ortsansässig. Denn in seiner Unwissenheit wird hierbei ein jeder Bruder, der daselbst noch nicht in dieser reinen Liebe Christi

steht, nichts unversucht lassen, letztendlich jedweden Jünger, der in dieser konsequenten Art des „Gott allein genügt!“ seinem Meister nachfolgt, von dieser direkten Nachfolge abzuhalten. Wie sollte da folglich ein Apostel-Jünger in einer Gemeinschaft „großen Frieden und große Innigkeit mit Gott erfahren“? Wäre dem so, dürfte es keinerlei Siechtum mehr in den Klöstern, Ordensgemeinschaften der bzw. der katholischen Kirchengemeinschaft insgesamt geben, da genau das einem jeden wahrhaftig Gott Liebenden, von jeher und für alle Zeiten, vom ewigen Vater zugesichert wurde:

„Er sagte:
Wenn du auf die Stimme des HERRN, deines Gottes, hörst und tust, was in seinen Augen recht ist, wenn du seinen Geboten gehorchst und auf alle seine Gesetze achtest, werde ich dir keine der Krankheiten schicken, die ich den Ägyptern geschickt habe. Denn ich bin der HERR, dein Arzt.“
(2. Mos 15,26)

Nun aber, schauen wir uns um, ist nicht das genaue Gegenteil der Fall? Krankheit, Bedrängnis und schwarzer Tod, wohin das Auge sieht. Also nein, in einer Gemeinschaft sesshaft sitzend, ist es niemandem möglich „große Innigkeit mit Gott“ zu erfahren. Da steht es am Ende gar umgekehrt, so mahnt das Wort des Apostel-Jüngers Johannes allezeit – da

dürfte ich nicht einmal mehr grüßen, denn:

„Jeder, der zu weit geht und nicht in der Lehre Christi bleibt …“,

wovon unleugbar Gebrechen aller Art nebst den alltäglich pro getätigten Werken dazu zeugen (Vgl. Mt 7,16-20),

„hat Gott nicht; wer in der Lehre bleibt, der hat sowohl den Vater als auch den Sohn. Wenn jemand zu euch kommt und diese Lehre nicht bringt, so nehmet ihn nicht ins Haus auf und begrüßet ihn nicht! Denn wer ihn begrüßt, nimmt teil an seinen bösen Werken.“
(2. Joh 9-11)

Wie auch immer, Tatsache bleibt: Kein wahrhaftig Liebender verließ oder verlässt das irdische Sein je gebrechlich, sondern allenfalls „lebenssatt“ und/oder im Gewand eines Märtyrers.

Und von hierher verstand es sich letztlich von selbst, dass sich die Schwestern allmählich von mir abwandten, sich wieder in „ihre“ Klausur zurückzogen. Nein, nicht boshaft, sondern rein in jener ihnen – wie ebenso fast allen Ordensfrauen gemeinsam – generell insolenten Art allen Anderslebenden gegenüber: „… Na ja, du weißt es halt nicht besser … Wir beten für dich!“ Ja, Gebet kann nie schaden, dennoch war ich froh, mich in dieser Situation – ähnlich

wie zuvor auf der Pilgerreise – vollkommen autark von allen Gegebenheiten dieses klösterlichen Umfeldes zu erfahren. Die Spendengelder flossen weiterhin reichlich. Gelangten allesamt schlicht auf dem Postweg zu mir, derart üppig, dass ich gar noch den Schwestern und den Armen verschwenderisch davon geben konnte.

Wirtschaftlich folglich fand ich mich ausgesprochen gut aufgestellt. Indes blieb die Seele unausgefüllt, verhungerte förmlich, mangels Gelegenheit allzeit Zeugnis von der fortwährenden Realpräsenz des Geliebten unter den Menschen zu geben (Vgl. Ps 57,10-11; Ps 108,4-5). Alles in mir drängte mich akut dazu, die allgegenwärtige Liebe Gottes einem jeden regelrecht ausrufend feilzubieten. Doch schon der kleinste Ansatz dessen war vor Ort nun weder mehr erwünscht noch mir gestattet gegenüber Gästen oder Kirchenbesuchern. Woraufhin ich mich allmählich zu fragen begann, warum ich dennoch im Kloster verblieb. Die Antwort simpel: Weil mir für einen Aufbruch schlicht „die Kraft aus der Höhe“ (Lk 24,49) fehlte; ohne sie war mir kein Ausschritt möglich, das war definit. Indes fand ich mich in Besitz hochkarätiger körperlicher wie psychischer Leistungskraft, den Arbeitsanforderungen der Klostergemeinschaft gerecht zu werden. Folglich stand die Sache für mich klar, wenn auch eingangs mit gemischten Gefühlen, da mich ein schlechtes

Gewissen plagte, denn mittlerweile hatte ich meine eigne Schuld an dem Hochmut der Schwestern (Erlösung auszuschlagen – das Kloster nicht aufzugeben) erkannt: Durch meinen steten Arbeitseinsatz unterstützte ich deren törichte Selbstklugheit und/oder Irrglauben daran, dass alle Welt nur dazu dient, einzig großherzig deren Ordensgemeinschaft zu dienen, anstatt „Gott allein!“. Doch bei diesem Gewissenskonflikt schaffte mir ein Beichtgespräch Abhilfe: „… Wenn dieser Dienst nicht rechtens ist, wird Gott selbst dafür sorgen, dass Sie daraus entlassen werden. Also entspannen Sie sich, schreiten Sie fort in Ihrem Bestreben nach Wahrhaftigkeit.“ So lautete der Zuspruch des Beichtvaters. Die Zeit folglich würde es offenbaren, bis dahin verblieb ich entsprechend „in der Stadt“ (Lk 24,49): äußerlich besonnen der „Kraft von oben“ harrend, derweil mich innerlich ähnlich einer Schwangeren kurz vor der Geburt erfahrend. Kein Wunder! Weihnachten stand vor der Tür, der „Hochheilige Abend“, an welchem einen jedem Menschen „Seiner Gnade“ der Heiland geboren wird. Und das alle Jahre wieder, so erfuhr ich es absolut gesichert – auch in diesem Jahr.

Eine Frühgeburt: Um 3:00 Uhr morgens des 1. Dezember 2019 erwachte ich mit der Eingebung in hellwachem Bewusstsein: „Darstellung des Herrn via Internet!“

„Genau, Herr!“, rief ich da begeistert aus: „Das ist die Lösung – Fiat! So gelingt es mir Deine einzigartige Liebe ungehindert – und dazu noch unzensiert – nach Außen fließen zu lassen. Ja, Fiat, Liebster! … Dein Wille, Dein Weg, Dein Werk … Hier bin ich! Ich liebe Dich! Amen!!!“

„Wie genial!“, empfand ich,und folgte dem Ruf postwendend: Schnell und unkompliziert stand das Konzept und ebenso flugs fand sich das passende Team zusammen. Sämtliche notwendige Türen (wie finanzielle Unterstützung, technische Ausführung, Designer, Bildbearbeitung, Lektorat u. v. a. m.) öffneten sich quasi wie von selbst, mir klar als sicheres Zeichen der Zustimmung „von oben“ ausgewiesen: Willensvollzug des ewigen Vaters! Innerhalb nur eines Monats stand die Website „Initiative Darstellung des Herrn“ für einen jeden Menschen weithin sichtbar im Internet bereit und wuchs von da an stetig an. Zwei Fliegen mit einer Klappe quasi: Der Herr hatte seine Plattform, auf der Er sich ungehindert darstellen konnte, und in mir ward dadurch das Gleichgewicht zwischen Geist und Körper wieder hergestellt. Von Stund an schaffte ich folglich alltäglich von 8:30 bis 21:00 Uhr für die Schwestern, und im Anschluss daran, ab 21:00 Uhr bis 3:00 Uhr am Morgen, für des Geliebten Website. Was für eine beglückende Zeit! Unermüdliche Schaffenskraft, überbordende Freude, tiefe Einblicke und unendlicher Frieden beseelten mich. Die Quelle all

dessen, der Herr daselbst! Morgens um 5:35 Uhr betete ich noch die Laudes mit den Schwestern gemeinsam, zog mich sodann eine Stunde zur Meditation zurück, anschließend Eucharistiefeier. Nachfolgend kleines Frühstück (Tee oder Espresso und ein kleines Teilchen), mittags rohes Gemüse und eine Schale Reis dazu, den mir ein Mini-Reiskocher stets perfekt und zuverlässig – auf die Minute genau zur „verabredeten" Zeit – kredenzte, gegen 18:00 Uhr meine letzte Mahlzeit (zumeist einen Tee, trockenes Brötchen, Oliven und/oder Salat dazu). Und je nachdem Gebet, Schriftlesung oder Meditation jeweils bei freier Zeiteinteilung zwischendurch.

Dreieinhalb Monate weiter, Mitte März 2020, geschah es dann aber doch, da fand ich mich von einem Tag auf den andern jäh aus dem Arbeitsdienst des Klosters befreit. Vermittels einer Anordnung staatlicherseits: „Coronavirus-Pandemie!", so hieß es: „Ein jeder zurück an jenen Ort, an dem er polizeilich gemeldet ist."

Das Jahr 2020 – „Corona“

Wemding zu verlassen fiel mir nicht leicht. Ich mochte diese Kleinstadt um der vielen friedfertigen Menschen darin und der Vielzahl an genuinen Priesterseelen. Die würde ich vermissen, dessen war ich mir gewiss und zudem die Gespräche mit dem Beichtvater. Aber vielmehr freute ich mich doch über den direkten Anruf des Herrn, denn der Ort, an dem ich polizeilich gemeldet war, hieß „Tegernsee“ – und der folglich gehörte zum Bistum München. Damit fand ich mich nunmehr nicht nur aus dem Dienst der Schwestern entlassen, sondern direkt zurückgesandt an jenen Ort, wo mein letztes Kreuz stand. Die Freude in mir kannte darum kaum Grenzen, auch wenn dieser Schritt bedeutete, zunächst erneut mit Kalinka unter einem nur fünfzehn Quadratmeter kleinem Dach zusammenzuleben. Das war so nicht geplant, aber wahrhaftig traurig darüber fanden wir beide uns am Ende auch nicht. Denn die Sache stand ja klar verfügt – war weder von uns erstrebt noch einkalkuliert – folglich: wo des Herren Wille ist, da steht auch das Gelingen dazu. Und so geschah es letztendlich auch: Was wir anpackten gelang, und das Zusammenleben gestaltete sich mühelos. Bis zu Seiner Zeit.

Im Lande herrschte ob des Wortes „Coronavirus“

absolute Verwirrung: Rundum Ausnahmezustand, Katastrophenfall ward ausgerufen, mit Ausnahme von Lebensmittelgeschäften der Handel stillgelegt, Betriebe geschlossen. Global gar Ausgangsbeschränkung bis hin zur Ausgangssperre verhängt. Zudem jegliche Formen öffentlicher Gottesdienste untersagt, der Empfang der Sakramente (seitens der Oberhirten der Kirche) verwehrt. Folglich kein Mensch demnach mehr, der sich nicht von diesen drastischen Maßnahmen betroffen fand.

Was mich betraf, so hatte ich mich von einem Tag auf den anderen daran zu gewöhnen, dass es nun keinerlei Empfangsmöglichkeit der Eucharistie mehr für mich geben sollte. Und das gänzlich unabhängig davon, in welchem Land ich mich aufhielt. Die Gemeindeversammlung zu verbieten in Zeiten von Epidemien war eine Sache, die Verweigerung der Heiligen Kommunion indes eine komplett andere. Denn weder ward diese staatlicherseits eingefordert noch ernstlich vonnöten, da es Unmengen an praktikablen Vorschlägen gab, wie sie dennoch – sogenannt „gefahrlos" – an die Gläubigen auszuspenden war: „Zumindest doch an Ostern, nicht wahr", so schrieb auch unsere Initiative „Darstellung des Herrn" an die Bischofskonferenz. Und als das Fest dann heran war und kein Bischof bereit war, das Empfangsverbot zu kippen, sich zudem nur ein einziger Priester (in Berlin) fand, der dennoch diesen Liebesdienst des Herrn an dessen „kleiner Herde"

getreu vollzog, brach in mir der letzte Rest an Loyalität dieser Institution gegenüber vollends zusammen. Man stelle sich das mal vor: das höchste Ereignis des Kirchenjahres – ja, der alleinige Grund, warum Kirche als solches überhaupt existierte – „Auferstehung des Herrn“ (!) ohne Kommunionempfang. Das erfüllt mir klar den Tatbestand der Blasphemie! Ordinarius und Hirten daneben, offenkundig restlos verdorben. Dieses nunmehr Äußerste, ihrer ohnehin schon zahlreich hoffärtigen Werke, galt mir quasi als letzter Tropfen in dem übervollen Glas; zeigte mir endgültig die Unabwendbarkeit an, jegliche Allianz mit ihnen und/oder der Institution, der sie dienten, zu vermeiden. Denn mit dieser Dienstverweigerung an Ostern 2020, warf die Weltkirche ein für alle Mal ihren einzigen Sendungsauftrag (und damit ihr Daseinsrecht) – „Bewahrung der reinen Lehre Christi und der Sakramente“ – dem ewigen Vater geradewegs vor die Füße. Gänzlich so, als handelte es sich bei dem Altarsakrament etwa nicht um den alleinigen Grund des Fortbestehens der Menschheit überhaupt, sondern um ein Übel bringendes Exkrement, das schnellstens aus der Welt geschafft werden muss. Mit diesem unverschämt hochmütigen Akt hat die Kirche das weitere Schicksal des heutigen Menschen auf Erden besiegelt; diese Generation wird hoffnungslos dahingehen.

Ja, das ist wahr. Dafür steht das neue Schlagwort

der Nationen: „Coronavirus“. Und nein, es ist nicht Gott, der es so verfügt hat, sondern der Mensch daselbst, der es so für sich gewählt hat. Vollumfänglich freiwillig gar, da er von Hause aus mit einem freien Willen ausgerüstet wurde, und noch mit so vielem mehr. Vom Schöpfer aller Dinge bekam der Mensch sich selbst als, wie ebenso in ein, perfekt funktionierendes Biotop in die Hände gelegt. Folglich makellos aufeinander abgestimmt: Flora, Fauna, Homo sapiens, allesamt mit einer repairfähigen DNA ausgestattet. Natur pur! Was nicht reparaturfähig geboren und somit lebensunfähig auf Erden war und ist, zerfällt naturgemäß wieder zu Staub, derweil sich in die gottgegebene Abfolge einfindend: Asche zu Asche, Geist zu Geist. Getrennt vom Körper kehrt die Geistseele folglich automatisch dahin zurück, von woher sie ausgegangen ist – in das Reich ihres Schöpfers: „Gott ist Geist und alle, die ihn anbeten, müssen im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ (Joh 4,24)

Und das dem so ist, ist spätestens seit der Auferstehung Christi zweifelsfrei belegt. Nicht die Körperhülle ist entscheidend, sondern allein der Fortbestand der Seele in dem naturgegebenen Kreislauf von physischer Geburt, Leben und Tod: Evolution der Geistseele Adams (des ersten Menschen) ist der Urgrund aller Geburtsakte auf Erden. Ergo, welch ein Segen, reine Freude – Sterben ist Gewinn!

Doch das vermag nicht jedes Geschöpf Gottes wahrzunehmen, zweifellos, denn gewöhnlich nimmt es nachweislich dieses hohe Geschenk – ewiges Leben – nicht an. Stattdessen vegetiert es getrennt vom Gottesbewusstsein vor sich hin. Derweil unfähig und unwürdig, einer der wahnwitzigsten Ideen des gesamten Universums überhaupt anhängend: nunmehr auf Erden daselbst allmächtig, sprich Gott, zu sein. Der Ursprung dieser Wahnidee? Machtbestreben und Erwerbstrieb haben sie erfunden und über Jahrhunderte hindurch, wirkungsvoll getarnt unter das Volk gebracht, gleich jenem Wolf im Schafspelz aus den Märchen der Gebrüder Grimm („Der Wolf und die sieben Geißlein, „Rotkäppchen"). Künstlerisch-beschränkte Weisheit (aus begrenzt menschlichem Verstand heraus), wie Wissenschaft und Forschung sie alltäglich produzieren, wird neuzeitlich nunmehr als „Meisterin der Weisheit" hochstilisiert, unterdessen wahrhaftige Weltkenntnis des ewiglich-allmächtigen Ur-Schöpfers allen Seins nicht nur trivialisiert, sondern gar rundweg verleugnet wird.

Das ist grotesk: Da zerstört künstlerische Weisheit (Vgl. Weis 13,1-19; 14,2) die repairfähige DNA der Natur bis auf den Grund und sagt ihr jetzt: „Heile dich selbst!" Nun, das ist nicht mehr möglich, da der Mensch sich weltweit nicht nur genmanipuliertes Essen neben technischen Energiefeldern, in denen

er allezeit lebt, en masse erschaffen hat, sondern obendrein sich alles Grundwasser auf Erden verseuchte. Abermillionen Tonnen an chemischen Stoffen aus Industrie, Tier- und Menschenkot landen alltäglich nicht nur über die Abwasserkanäle in die Flüsse oder Felder direkt vor unserer Haustür, sondern weltweit, über Mülldeponien gigantischen Ausmaßes, ebenso ins Meer. Womit der Kreislauf der Vergiftung wieder geschlossen ist. Konkret nimmt der heutige Homo sapiens aufgrund verseuchter Nahrungskette so seine eigenen hochgiftigen Ausscheidungen (Beauty- oder Pharmazieprodukte aller Couleur, dazu millionenfach Nanopartikel an eigenproduziertem Plastikmüll aus Verpackungen aller Art sowie Kleidung) erneut auf. Na Mahlzeit!

Und der geschädigte Organismus von Mutter Erde ist nicht nur nicht mehr, sondern war überhaupt noch nie in der Lage, genmanipulierte oder chemisch erzeugte Materie zu verwerten bzw. oder in fruchtbringendes Leben zu verwandeln. Da diese, so wie sie von ihrer künstlichen Beschaffenheit her ist, eben in der Natur nicht vorkommt. Der Natur ist deren Bauplan nicht bekannt, sie kennt nur die von Gott her gegebene Zusammensetzung in allem Geschöpflichen. Was dem nicht entspricht, findet sie sich – aufgrund gottgegebener Kodierung zum Selbstschutz zwecks Selbstheilung – augenblicklich gezwungen abzustoßen. Wofür jede einzelne Naturkatastrophe Pate steht. Und ebenso jedwedes Symptom,

Schmerz, Leid, Krankheit des menschlichen Körpers: Der natürliche Organismus geht auf diese Weise gegen jegliche Unnatürlichkeit in seiner Blutbahn an, da er sie nicht als naturgegeben, sprich von Gott her, erkennt. Ergo, weder das Gemüse (gleich ob in Bioqualität oder nicht), das sich heutzutage durchgängig miteinander gekreuzt, des eigenen Erbgutes beraubt und/oder an fremder DNA gepfropft vorfindet, noch alles Nutztierfleisch samt Produkten, sind noch natürlichen Ursprungs, sondern rein künstliche Erzeugnisse. Allesamt Machwerke von Menschenhand.

Und jetzt? Der Zauberlehrling lässt grüßen, die Geister, die der Mensch rief, wird er nun nicht mehr los. Der Unrat ist nicht wegzuschaffen. Hier verhält es sich im Grunde wie mit den Wolken vor der Sonne: Wir sehen unsere Ausscheidungen und den Abfall nicht (ab damit ins Klo oder die Mülltonne), dennoch ist er da, verborgen in unseren Gewässern, auf Ozeanböden und an zahlreichen Meeresküsten ferner Länder.

Ah, und das Zauberwort „Klärwerk“? Das findet sich ebenso längst entlarvt als reine Mär‘. Erfunden wohl von Bund und Länder, um das Volk sanft, gleich einem Lamme vor der Schlachtbank, zu halten. Real dagegen steht es geradezu beispiellos übel um unser Trinkwasser, denn: Keine Kläranlage der Welt ist auch nur annähernd mehr in der Lage, all die Masse an künstlich produzierten und von der

Erde als unverdaulich gekennzeichneten „Nano-Unrat“ vom menschlichen Organismus fernzuhalten (siehe hierzu z. B. die Doku des ZDF „Wie gut ist unser Trinkwasser“).

Somit findet sich auf Dauer selbst derjenige unweigerlich an Leib und Geist geschädigt, der sich vegan ernährt und/oder bar jedweder pharmazeutischen Erzeugnisse lebt: Denn ein rein naturbelassenes Saatgut, und folglich Gemüse wie Obst daraus, erhält er nirgends mehr, stattdessen unabänderlich – alltäglich mehrmals gar – eine Dosis hochgiftigen Pharmakon-Cocktails vermittels Leitungswasser („Nano-Unrat“) verabreicht. Kurzum: Die heutige Geißel der Menschheit ist nicht ein Virus, welchen Namens auch immer, sondern heißt schlicht: Verseuchtes Wasser!

Gänzlich raus aus diesem tödlichen Kreislauf kommt demnach nur der, der Essen und Trinken komplett einstellt. Indes, bis es so weit ist, sollte zumindest Schadensminimierung in Form eines Wasserfilters an der eigenen Trinkwasserleitung betrieben werden.

Der „ Gräuel am und auf dem Altar Gottes“ (Vgl. Mt 24,15; Dan 9,27/ ZB 1907-1931) ward folglich erneut aufgestellt, in diesem Jahrhundert des Jahres 2020: Die Volkskirche hörte quasi über Nacht auf zu existieren! Statt des verherrlichten Namens, Jesus Christus, verkündigte die Kirche weltweit nun nur

noch jenen staatlich verordneten Schlachtrufnamen „Covid-19“ von den Kanzeln. Derweil den Gläubigen unwürdig buchstäblich ein Maulkorb (Maske) angelegt wurde; wer für die reine Lehre Christi einstand, wurde kurzerhand zum „Querdenker“ ernannt und aus der Gemeinschaft verbannt, zumeist mittels sozialer Geißelung. Da erkannte ich: „Kein Hirte mehr auf Erden, der leitet, der Herr hat ihre Herzen verstockt (Vgl. Jer 2,8). Die Volkskirche war nicht mehr zu retten!“ Jetzt hieß es explizit für mich, „den Mantel der Bequemlichkeit und sicheren Verblendung einzutauschen, gegen das konsequent von allem Weltlichen trennende Schwert des Geistes der Unterscheidung“ (Vgl. Lk 22,36). Ausgebürgert stand ich von nun an auf Erden, da es mir jetzt: „… ein jeder Bruder wie Jakob“ – der Lügner – trieb und jedweder „Freund“ mich verleugnete, getreu dem Spruch des Herrn aus Jeremia 9,4-5:

„… und keiner redet ein wahres Wort;
ans Lügen gewöhnt ist ihre Zunge,
sie freveln und mögen nicht umkehren.
Gewalttat über Gewalttat, Trug über Trug!
Sie wollen mich nicht kennen,
spricht der Herr.“

Und mit diesem Erfassen überließ ich folglich allen Hype um das Coronavirus in der Welt sich selbst. Verlegte mich stattdessen ausschließlich auf

die Belange unserer Initiative der Darstellung des Herrn. Was mir für die nächsten Monate eine durchweg kreative und hochgeistig inspirierende Zeit bescherte, begleitet von innigster Freude am Sein und tiefen Frieden. Nichts Beglückenderes vermochte es derzeit mehr für mich auf Erden geben, als mittels dieses Mediums „Internet“ den ewigen Vater in allem und mit jeder Faser meines Seins zu preisen und zu ehren. Und so funktionierte gleichsam das gesamte Team um mich herum in gleicher Weise – vollends ausgerichtet auf die entsprechend stilvoll-würdigende Darstellung des Herrn im Web. Derweil durchgängig reibungslos vergnüglich und rundum gegenseitig befruchtend. Langeweile kam nie auf: Heiliger Geist beflügelte alle Schaffenskraft.

So blieb es letztlich nicht aus, dass ich bei dieser Beschäftigung immer klarer zu der Gewissheit gelangte, dass ein Exodus meinerseits wahrhaftig unumgänglich war. Die vollkommene Entsagung der Welt, die ich gelobt hatte zu beobachten (s. o. „Gelöbnis einer Wandereremitin“, S. 449), oder mein letztes Kreuz (s. o. Tagebuch 06.08.2019, S. 878ff) – an diesem Punkt war ich nunmehr angelangt. Und das bestätigte mir auch alltäglich die aktuelle Wirklichkeit mit jeder weiteren Anordnung seitens des Staates aufs Neue. Zudem betrafen die Auswirkungen des Corona-Hypes nicht nur die

heimischen Bürger, sondern die Gesamtbevölkerung weltweit und bewirkten: „… dass alle, die Kleinen und die Großen und die Reichen und die Armen und die Freien und die Sklaven, dass sie sich ein Malzeichen auf ihre rechte Hand oder auf ihre Stirne machen und dass niemand kaufen oder verkaufen kann als nur der, welcher das Malzeichen hat …“ (Offb 13,16-17) Sprich, realiter den digitalen „Grünen Pass“, ohne den bald kein Mensch mehr reisen, arbeiten, dem Nächsten dienen oder eben „einkaufen“ kann.

Konkret gab es da – zumindest für eine wie mich – künftig keinerlei Gestaltungsmöglichkeit mehr in dieser mittlerweile restlos kultivierten Welt, die nunmehr entblößt jedweder christlichen Werte und göttlicher Naturgegebenheiten dem Homo sapiens nur noch Unheil bringend zur Seite stehen konnte. Und kein Deut auf Besserung in Sicht, im Gegenteil: das Volk insgesamt wurde ja jetzt mit jedem weiteren Tag nur noch dreister seiner Grundrechte beraubt und fand sich zudem inzwischen schon genötigt, zu sogenannt „freiwilliger“ Annahme staatspolitisch und pharmazeutischer Eingriffe an Körper, Geist und Seele. Absehbar die Zeit, in der sich vollkommen erfüllen würde, was die Offenbarung des Johannes prophezeit. Es ist ja schon jetzt niemand im System der Gesellschaft Befindlichen mehr möglich noch die „reine Lehre Christi“ zu leben, nicht einmal mehr ansatzweise. Da müsste ich schon stockblind

sein, um hierin etwa nicht die Gunst meiner eigenen Stunde zu erkennen.

Folglich setzte ich Ende April 2020 beherzt den nächsten Schritt und meldete mich endgültig polizeilich ab. Quasi als eine erste wesentliche Schutzmaßnahme, die mir spätestens nach der Weisung des Staates „an den im Ausweis eingetragenen Wohnsitz“ – sprich, festsetzenden Ort – zurückzukehren, längst überfällig erschien. Mein fester Wohnort durfte mir wahrhaftig kein geografischer mehr sein, so ich der reinen Lehre Christi treu bleiben oder anders, nicht gleichsam „vom Zornwein Gottes“ (Offb 14,9-11), der sich da soeben über alle Welt ergoss, trinken wollte.

Wenige Monate später, erneut an einem der ersten Tage im Advent. Noch immer hielt ich mich bei Kalinka auf, nunmehr im Nimbus einer Obdachlosen, schreibend, organisierend und kochend, derweil Kalinka ihrer Berufstätigkeit nachging. Da fand sich unverhofft mein Fuß von einer weiteren Fessel befreit – restlos. Da wählte ich – wie jedes Jahr richtungsweisend für das kommende Kalenderjahr zeremoniell blind ziehend – aus der „Offenbarung des Johannes“ eines der Sendschreiben an die sieben Gemeinden aus. Bangen Herzens, da diese allesamt unmissverständlich einfordernd sind, ergo stets ein mutiges Anschauen der eigenen Lieblosigkeit oder

Unreinheit dem Geliebten gegenüber erforderte – letztlich konkrete Handlungen zeitigte, die derweil nicht immer unmittelbar offenbar lagen. Dieses Mal indes stand die Sache glasklar; da erfuhr ich mich direkt angesprochen und somit zutiefst betroffen:

„Ich weiß deine Werke und deine Arbeit und
deiner Ausdauer und dass du die Bösen nicht
ertragen kannst und dass du die zur Genüge erprobt
hast,
die sich Apostel nennen und es nicht sind, und
als Lügner empfunden hast;
und du hast Ausdauer und hast um meines
Namens willen vieles ertragen und bist nicht müde
geworden.
Aber ich habe wider dich, dass du deine erste
Liebe verlassen hast.
So denke nun daran, wovon du abgefallen bist,
und tue Busse und tue die früheren Werke!
Sonst komme ich über dich und werde deinen
Leuchter von seiner Stelle stoßen,
wenn du nicht Busse tust.
Aber das hast du, dass du die Werke der
Nikolaiten hassest, die auch ich hasse.
Wer ein Ohr hat, der höre, was der Geist den
Gemeinden sagt:
Wer überwindet, dem will ich zu essen geben
vom Baum des Lebens,
der im Paradiese Gottes ist.“

(Offb 2,1-7, Sendschreiben an die Gemeinde in Ephesus)

Ja, das saß. Schon allein der Name der Gemeinde „Ephesus“ zeigte mir unmissverständlich die Ausrichtung auf. Er bedeutete so viel wie „Luststadt“ , abgeleitet von der Wortwurzel „ephiemi“, „begehren“, „streben“, und in einer derartigen hielt ich mich ja derzeit nicht nur im übertragenen Sinne auf, sondern steckte real mittendrin. In Wahrheit schon seit meiner Rückkehr aus Rom – der Zeit im Kloster ebenso wie jetzt am Tegernsee.

Und dann:

„… dass du deine erste Liebe verlassen hast. So denke nun daran, wovon du abgefallen bist, und tue Busse und tue die früheren Werke!“

Da gab es für mich nichts mehr zu hinterfragen, augenblicklich stand mir die Vergangenheit vor Augen, mein erster Exodus aus dem Jahre 1998/1999. Das Schriftwort aus Matthäus 6,24 („Niemand kann zwei Herren dienen … Du kannst nicht Gott dienen und dem Mammon.“) ergriff mich seinerzeit derart einschneidend, dass ich stehenden Fußes mein gesamtes bisheriges Leben aufgab, dazu alles Hab und Gut, und auszog aus dem damaligen „Ägypten“

(s. o. Teil 1, „Prolog“, S. 9ff; „Vorab“, S. 12ff). Restlos, nicht das Geringste für mich behaltend. So auch erst recht Kalinka nicht, getreu nach dem Wort aus Matthäus 19,29. Doch immer wieder hatte ich mich in den Jahren danach erneut von den erratisch-egomanen Ansprüchen eines bloß profan gesinnten Staats- und Kirchenwesens verführen lassen, dieses einmalige Gnadengeschenk der real gewahrten Gottesliebe einzutauschen, gegen das rein irrational erbaute „Kindesliebe-Konstrukt“ der Welt. Dutzende Fallstricke derweil allerorts auf diesem Weg, in die ich mich verhedderte, letztlich aber doch entwischte; verdankend allein der Größe, Allmacht, Liebe und Langmut des ewigen Vaters. Dabei war ich mir all die Jahre um die absolute Notwendigkeit körperlicher sowie geistiger Trennung aus derlei verwandtschaftlichen Verbindungen gewiss, da mich das Wort aus Matthäus 10,35: „Denn ich bin gekommen, um den Sohn mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter, zu entzweien“ streckenweise fast täglich durchdrang. Aber auch: „Alles hat seine bestimmte Stunde …“ (Pred 3,1). Es brauchte wohl eben noch dieses Jahr 2020, das ich kommunitär mit Kalinka unter einem Dach verbracht hatte, um vollumfänglich sehenden Blickes zu erfassen, dass es sich mit einer gebunden-abhängig geführten Gemeinschaft von Mutter und Tochter (ebenso Vater und Sohn, usw.) gleich jedweder anderen zwischen Mann und Frau, Partner- oder Klostergemeinschaft,

verhält: Sie verhindert direkte Nachfolge Christi, indem sich die einzelnen Individuen darin zwangsläufig miteinander füreinander kümmern müssen. Sprich, „… um die Dinge der Welt“ (1. Kor 7,34), und/oder mindestens eine Partei dabei, der andern gefallen will – statt Gott allein. Und wie sollte einer die feine Stimme (Durchgaben) des Heiligen Geistes wahrnehmen, wenn allzeit sich das Geplapper seiner Hausgenossen und/oder Mitmenschen über ihn ergießt? Nein, für mich bleibt es dabei, wenn zwei Menschen zwischenzeitlich miteinander harmonieren, dann ist das letztlich einzig Gottes Plan und Willen für sie geschuldet.

Das ist wahr! Unser Zusammenleben funktionierte letzten Endes nur, weil Kalinka sich meinem geistigen Anliegen (die Darstellung des Herrn im Alltag wie im Web) und dem dazugehörigen Tagesablauf vollends unterordnete. Und das klappte auch nur so lange, bis das umzusetzende Projekt „Darstellung im Web“ nunmehr vollendet realisiert in – und der – Welt zur freien Verfügung stand. Einen anderen Grund für ein „Zweisam“ oder „Gemeinsam“ unter uns oder generell Menschen, als allein diesen kreativen – Zeugung und/oder bzw. Hervorbringung – gab und gibt es realiter nicht. Alle Befürwortung oder gar Zwang zu fortdauerndem Zusammenleben über das Ende eines zu verwirklichenden Projektes hinaus, ist demnach künstlich konstruiert und nimmt

sich somit latent nur verheerend für Körper, Geist und Seele des Einzelnen aus. Allein der Erwerbstrieb erzeugt und vertritt vehement diese Proklamation – unwissend oder wissentlich bleibt dabei gleich –, gottgegeben ist sie in jedem Fall nicht.

Um das zu erfassen, genügte ein Blick auf Kalinkas allmorgendlich-seelische Verfassung, die sich da mindestens arg gequält bis extrem übellaunig gebärdete. Mein Tag begann gewöhnlich etwas nach 5:00 Uhr in der Frühe mit Gebet, Laudes, gesungenem Lobpreis, anschließender Schriftlesung und Meditation. Da hineingestellt fand sich Kalinka nun buchstäblich gezwungen, aufgrund des beengten Wohnraumes, obgleich deren Naturell ein derartig frühzeitiges Aufstehen absolut zuwiderlief. Was mir folglich geistige wie physische Gesundheit garantierte, würde Kalinka hingegen auf Dauer erkranken lassen. Und umgekehrt ebenso mich, da Kalinka strikt gegen 22:00 Uhr zu Bett ging, mein Körper und Geist indes nur wenige Stunden Schlaf beanspruchten. Insofern quälte ich mich allabendlich, ankämpfend gegen Rückenschmerzen und dem Faktum, nunmehr jetzt schon „untätig herumliegen“ zu müssen. Am gravierendsten aber in unserem – wie in aller Menschen – Zusammenschluss nahm sich doch die ebenfalls unabwendbare Tatsache aus, nunmehr notgedrungen weit über die Hälfte des Tages in verschiedenen Welten zu leben. Folglich

ähnlich der Hausfrau mit ihren Kindern und dem Ehemann derweil in der Firma. Denn alldieweil ich diese Zeit überwiegend geistlich ausgerichtet am Computer verbrachte, fand sich Kalinka gänzlich in ihrem Job eingebunden, durchgehend körperlich arbeitend und denkend vor. Und keiner von uns wusste je am Abend wahrlich um all die zu meisternden Belange, Sorgen oder Freuden jener Arbeitswelt, in der der andere sich während seiner Abwesenheit abgetaucht bzw. (fest)gesetzt fand. Wozu er letzten Endes naturgemäß auch überhaupt nicht in der Lage wäre, da wahrhaftiges Verstehen notwendigerweise authentisches Erleben voraussetzt. Was aber nun einmal unmöglich ist, da sich kein Mensch auf Erden gleichzeitig an zwei Orten der Welt aufhalten kann, insofern er nicht die Gabe der Bilokation besitzt. Da ist maximal ein Erahnen, aber niemals Wissen darum. Und wenn dann noch die Erscheinungsform der jeweiligen Arbeitgeber gänzlich diametral liegen, wie es bei Kalinka und mir der Fall war – die eine jenseitlich und ausschließlich auf Bewusstseinserweiterung erpicht, die andere diesseitlich und speziell dem Erwerb von Mammon begierig –, ist es nur eine Frage der Zeit, bis sich alle Zweisamkeit darin von selbst auflöst. Sich am Ende gar einer von zweien (oder drei von fünfen usw.) regelrecht abgestoßen „wiederfindet“, um im Anschluss daran den ureigenen Weg weiter fortzusetzen. Und wenn das geschieht, dann ist auch gewiss, dass ebenso jene, die

vermeintlich zurückblieben, fortschreiten – derweil in eigenem Tempo und adäquater Wesensart – in der geistlichen Bewusstseinsentwicklung. Das ist Naturgesetz. Meint Muttersein von göttlichem Hause aus. Somit verstand es sich von selbst, dass ich Kalinka unverzüglich zu verlassen hatte, auch wenn Kalinka daselbst das nicht sonderlich gefiel.

Ende Dezember 2020. Mein Exodus galt mir folglich als abgemacht, indes noch nicht der Zeitpunkt und spätestens an Heiligabend war ich mir gewiss: Diese Schwangerschaft würde mit einer Spätgeburt enden; der Heiland ließ auf sich warten. Und dabei war ich mir definitiv darüber im Klaren, dass das nicht an dem Umstand lag, erst noch die letzten Seiten für die Aufzeichnungen „Aus dem Leben einer Wandereremitin“ fertigstellen zu müssen. Nein, Kraft Gottes richtete sich nicht nach menschlichem Urteil oder Prämisse, sie trieb unverzüglich zum Aufbruch an. So zumindest hatte ich es dutzende Male erfahren. Eher erschien es mir, als steckte ich in einem extrem dicht- und festmaschigen Fangnetz fest, das mir, anders als all die Fallstricke vergangener Jahre, offenbar Tentakeln gleich, schon von Geburt an, bis ins Mark hinein verknüpft schien. Folglich blieb mir nichts weiter übrig, als erneut still „im Obergemach“ der Stadt sitzend, auf die Niederkunft und/oder bzw. „Kraft von oben“ (Lk 24,49) zu harren.

EXIT

Jetztzeit. März 2021. Das Fest der Auferstehung steht unmittelbar bevor; in meinem Innern wie im Außen …

In der Nacht vom zweiten auf den dritten Februar kam ich nieder, brachte mir die Geburt des Heilands endlich jenen Namen mit, der mich seit meinem ersten Auszug 1999 fest im Fangnetz des Mammons der Welt verwoben hielt:

„Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, soll uns das genügen."
(1 Tim 6,8)

Da erkannte ich glasklar: „Nein! Mir genügt das nicht!"

Eine derartige Denkweise war sicher für jene stimmig, die wie Esau dereinst (Vgl. 1. Mos 25,29-34) nichts von ihrem Erstgeburtsrecht halten. Es für wertlos erachten und somit abtreten „um eines Tellers voll roten Linsengerichts" wegen. Mit mir dagegen stand es umgekehrt; alle Speise der Welt, Kleider der „Dächer" über dem Kopf galten mir durchweg als wesenlos. Und die Freude hier über kennt nunmehr keine Grenzen. Zeigt mir diese

Tatsache doch explizit auf, dass ich wahrhaftig vollauf gerüstet bin, die Welt zu überwinden (Vgl. Joh 16,33), gänzlich sehenden Auges. Der Herrscher der Welt? Über mich hat er keine Macht mehr! (Vgl. Joh 14,30) Amen-Halleluja!

Unikaler Exit. Warum? Reine, unverdiente Gnade Gottes: Ich durfte die Wahrheit erkennen und die Wahrheit befreite mich (Joh 8,32). Jetzt bin ich bereit, steht meinem Exodus nichts mehr im Wege, derweil das letzte Kreuz umfassend. Gelobt sei der Herr!

Der mich der Welt nicht zur Beute gab:

„Meine Seele ist wie ein Vogel dem Netz des Jägers entkommen;
das Netz ist zerrissen,
und ich bin frei."
(Vgl. Ps. 124,7)

Amen!

„Du allein, Herr, bist und sollst es immerdar für mich sein – Amen!“